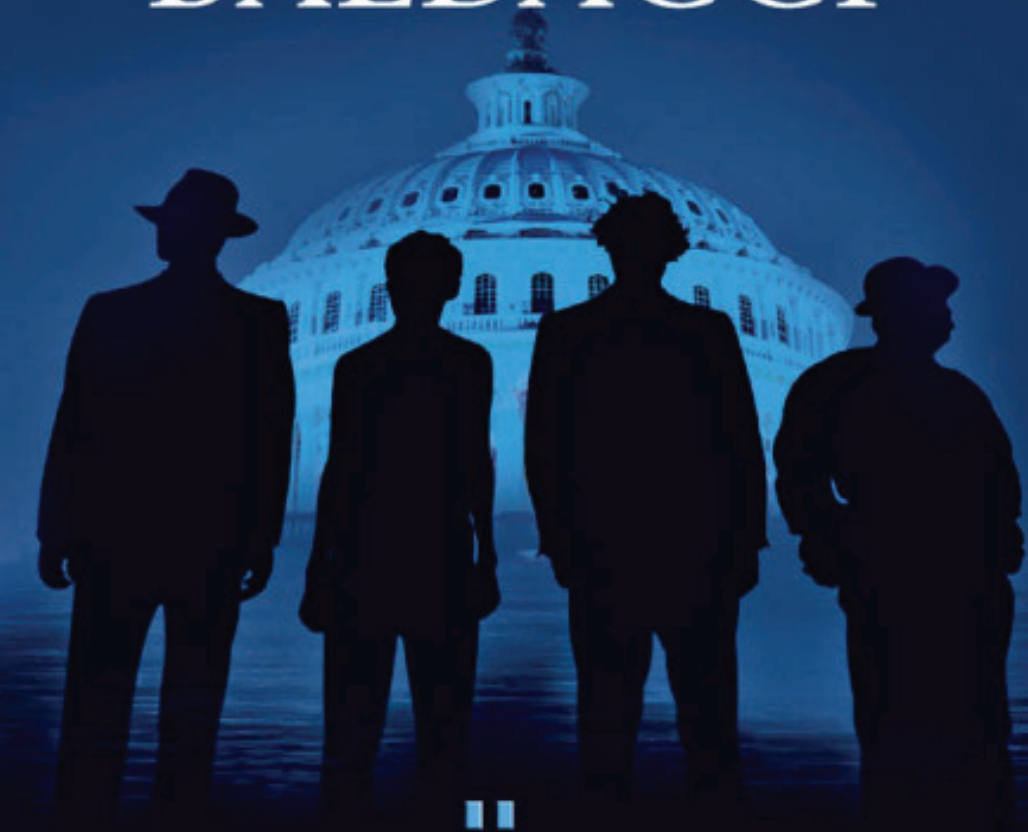
DAVID
BALDACCI



DIE WÄCHTER

Roman

BASTEI LÜBBE

DAVID BALDACCI

Die Wächter

Roman

Aus dem Amerikanischen

von Uwe Anton

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch

von Uwe Anton

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

The Camel Club
Für die Originalausgabe:
Copyright © 2005 by Columbus Rose, Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2007 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus
Datenkonvertierung E-Book:
Dörlemann Satz, Lemförde

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen
und elektronischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-8387-0940-6

Sie finden uns im Internet unter:

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Dieser Roman ist den Männern und Frauen

des United States Secret Service gewidmet

und Larry Kirshbaum, einem großartigen Verleger

und wundervollen Freund

Umhüllt vom sanften Dunkel, das über dem ländlichen Virginia lag, glitt der Chevy Suburban über die Straße. Der einundvierzigjährige Adnan al-Rimi saß am Steuer und konzentrierte sich auf die kurvenreiche Strecke. Hier gab es viel Wild, und Adnan hatte keine Lust, plötzlich das blutige Geweih eines Hirschs durch die Windschutzscheibe krachen zu sehen. Adnan hatte es überhaupt satt, ständig attackiert zu werden. Er nahm seine behandschuhte Faust vom Lenkrad und tastete nach der Pistole, die unter seinem Jackett im Halfter steckte. Für ihn war die Waffe nicht bloß eine Beruhigung, sie war eine Notwendigkeit.

Auf der Rückbank saßen zwei seiner Begleiter. Der eine, der gerade munter in ein Handy plapperte, war Mohammed al-Zawahiri, ein Iraner, der kurz vor den Terroranschlägen des 11. September 2001 in die USA eingereist war. Neben ihm saß ein Afghane namens Gul Khan, der sich erst seit wenigen Monaten in den Vereinigten Staaten aufhielt. Khan war ein muskulöser Hüne mit kahlrasiertem Schädel. Er trug eine Tarnjacke und überprüfte soeben mit geschickten Fingern seine Maschinenpistole, schob das Magazin in den Ladeschacht und stellte die Waffe auf Zwei-Schuss-Feuerstöße ein. Regentropfen prasselten gegen die Scheiben. Khan beobachtete müßig, wie sie am Seitenfenster hinunterrannen.

»Nette Gegend«, sagte er auf Paschto, ein Dialekt, den Adnan nur mit Mühe verstand. »In meiner Heimat verrotten die Kadaver russischer Panzer auf den Äckern.« Mit tiefer Befriedigung fügte er hinzu: »Und massenhaft amerikanische Kadaver. Die Bauern pflügen einfach um sie herum.«

Adnan blickte in den Innenspiegel. Er fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, dass hinter ihm ein Mann mit Maschinenpistole saß, mochte er auch islamischer Glaubensbruder sein. Ebenso wenig traute er Mohammed, dem Iraner, über den Weg. Adnan-al Rimi war in Saudi-Arabien geboren, aber schon als Junge in den Irak ausgewandert. Er hatte in dem grauenvollen Krieg zwischen dem Irak und dem Iran gekämpft und hegte noch heute eine heftige Abneigung gegen den Iran. Und Mohammed al-Zawahiri war Perser, kein Araber, was Adnans Misstrauen noch tiefer machte.

Mohammed beendete das Telefongespräch, wischte einen Dreckspritzer von seinen original amerikanischen Cowboystiefeln, warf einen Blick auf seine teure Armbanduhr, lehnte sich zurück und zündete sich eine Zigarette an. Er sagte etwas auf Farsi, und Khan lachte. Der Atem des Afghanen roch intensiv nach Zwiebeln.

Adnan packte das Lenkrad fester. Es behagte ihm nicht, dass der Iraner mit ernsten Angelegenheiten so schnoddrig umging.

Sekunden später hörte Adnan ein Geräusch und blickte zum Seitenfenster hinaus. Auch Mohammed hatte das Geräusch gehört. Er ließ die Scheibe herunter, steckte den Kopf ins Freie und blickte zum bewölkten Himmel hinauf. Als er rote Lichter blinken sah, rief er Adnan eine Anweisung zu. Adnan gab Gas. Die beiden Männer auf der Rückbank schnallten sich an. Der Chevy jagte über die gewundene Landstraße, wobei Adnan einige Kurven so eng nahm, dass die Männer auf der Rückbank sich krampfhaft an den Haltegriffen festhalten mussten.

Doch kein Auto der Welt konnte auf einer solch kurvigen Strecke einem Hubschrauber entkommen.

Mohammed erteilte Adnan auf Farsi den Befehl, den Wagen unter eine Baumgruppe zu lenken, um dort abzuwarten, ob der Helikopter weiterflog. »Vielleicht hat es einen Unfall gegeben«, sagte er und blieb beim Farsi. »Könnte es ein Rettungshubschrauber sein?«

Adnan zuckte die Achseln. Er beherrschte Farsi nicht allzu gut, sodass er die Nuancen dieser Sprache nicht immer erfasste. Doch man musste kein Linguist sein, um die Furcht in Mohammeds Stimme zu bemerken. Adnan lenkte den Wagen unter eine Baumgruppe und hielt. Die Männer stiegen aus und duckten sich neben das Fahrzeug. Khan richtete die Maschinenpistole gen Himmel. Adnan zückte ebenfalls die Waffe. Mohammed behielt lediglich das Handy in der Faust und blickte unruhig nach oben. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wäre der Hubschrauber verschwunden; dann aber fiel direkt über den Männern der Lichtstrahl eines Suchscheinwerfers durch das Blätterdach.

»Scheiße!«, stieß Mohammed auf Englisch hervor. Er nickte Adnan zu und gab ihm damit zu verstehen, er solle die Lage genauer prüfen.

Geduckt lief der Iraker zum Rand der Baumgruppe und spähte zum Himmel. Der Hubschrauber schwebte zwanzig Meter über den Wipfeln. Adnan kehrte zu seinen Gefährten zurück und meldete seine Beobachtung. »Möglicherweise suchen sie einen Landeplatz«, endete er.

»Haben wir ein Raketenabschussgerät im Wagen?«, fragte Mohammed nervös. Er war es gewöhnt, bei solchen Einsätzen der Lenker und Denker zu sein, nicht aber, den Frontsoldaten abzugeben, der das Töten erledigte und dabei oft selbst ums Leben kam.

Adnan schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht damit gerechnet, dass wir heute Nacht eins brauchen könnten.«

»Scheiße«, wiederholte Mohammed und lauschte angestrengt. »Hört ihr das auch? Ich glaube, sie landen.« Der Abwind der Rotoren ließ die Baumwipfel schwanken.

Adnan nickte seinen Begleitern zu. »Das ist ein Hubschrauber mit nur zwei Mann Besatzung. Wir sind zu dritt.« Er richtete den Blick auf den Anführer. »Nimm deine Waffe, Mohammed«, sagte er mit fester Stimme. »Wir gehen nicht kampflos in den Tod, sondern nehmen die Amerikaner mit.«

»Dummkopf«, sagte Mohammed schroff. »Die haben längst andere verständigt. Die nageln uns hier fest, bis Unterstützung kommt.«

»Unsere Ausweise sind erstklassig«, entgegnete Adnan. »Die besten Fälschungen, die man für Geld kaufen kann.«

Der Iraner sah ihn an, als hätte Adnan den Verstand verloren. »Wir sind bewaffnete Ausländer mitten zwischen den Schweinezüchtern Virginias. Wenn die meine Fingerabdrücke nehmen, wissen sie binnen Sekunden, wer ich bin. Wir stecken in der Falle.« Er verzog das Gesicht. »Wie konnte es so weit kommen?«

Adnan zeigte auf die Hand des Iraners. »Vielleicht, weil du andauernd mit dem Handy telefonierst. Du weißt doch, dass man die Dinger anpeilen kann. Ich hatte dich gewarnt.«

»Allahs Wille wird geschehen«, sagte Gul Khan und stellte die Maschinenpistole auf Dauerfeuer.

Ungläubig starrte Mohammed ihn an. »Wenn wir abgefangen werden, können wir unsere Pläne vergessen. Glaubst du, das ist Gottes Wille?« Er wies mit bebendem Finger in die rauschenden Baumwipfel. »Ich will«, sagte er energisch, »dass ihr mir die Amerikaner vom Leib haltet, wenn ich mich absetze. Knapp einen Kilometer westlich von hier ist eine Landstraße. Ich kann Marwan anrufen, dass er mich dort mit dem anderen Wagen abholt. Aber ihr müsst mir den Rücken freihalten.«

Mürrisch musterte Adnan den Anführer. An seiner Miene ließ sich ablesen, dass er jetzt ein Äquivalent für den Aus-

druck »gequirlte Scheiße« benutzt hätte, gäbe es ihn in seiner Muttersprache.

»Also lenkt sie von mir ab. Unsere Sache verlangt dieses Opfer von euch!«, rief Mohammed und machte Anstalten, sich zu entfernen.

»Wenn wir sterben müssen, während du entkommst, gib mir wenigstens deine Waffe«, sagte Adnan. »Du wirst sie ja nicht brauchen.«

Der Iraner zog die Pistole und warf sie Adnan zu.

Khan, der bullige Afghane, wandte sich derweil in Richtung des Hubschraubers und lächelte. »Ich habe eine Idee, Adnan«, rief er über die Schulter. »Wir schießen in die Heckrotoren, bevor sie landen. Das hat sich in meiner Heimat gut bewährt. Sobald die Hubschrauber aufschlagen, bricht es ihnen das Genick.«

Die Kugel, die Khan traf, brach ironischerweise *ihm* das Genick. Der hoch gewachsene Afghane schlug zu Boden, als hätte jemand ihm die Beine weggetreten.

Adnan schwenkte die Pistole von seinem ersten Opfer fort und zielte auf Mohammed, den dieser offensichtliche Verrat zur panischen Flucht trieb. Doch er war kein Sprinter, und die Cowboystiefel, denen seine Vorliebe gehörte, behinderten ihn zusätzlich. Als er über einen morschen Baumstumpf stolperte, holte Adnan ihn ein.

Mohammed starrte seinen Gefährten an, der nun die Pistole auf ihn richtete. Einem Schwall von Beleidigungen auf Farsi folgten flehentliche Bitten in abgehacktem Arabisch; dann verlegte Mohammed sich aufs Englische. »Adnan, bitte… warum? Warum?«

»Du handelst mit Drogen, um mit dem Geld unsere Sache zu fördern, behauptest du«, sagte Adnan auf Arabisch. »Aber du verbringst mehr Zeit damit, dir affige Cowboystiefel und teure Juwelen zu kaufen, als du für die Sache des Islam aufwendest. Du bist vom rechten Weg abgekommen. Du bist fast

schon Amerikaner geworden. Aber das ist nicht der Grund, weshalb du jetzt sterben musst.«

»Dann sag mir den Grund!«, schrie der Iraner.

»Dein Tod ist dein Opfer für unsere Sache.« Adnan lächelte nicht, doch in seinen Augen spiegelte sich Triumph. Er tötete Mohammed mit einem aufgesetzten Schuss in die linke Schläfe. Dann eilte er zu der Lichtung, auf der inzwischen der Hubschrauber gelandet war, dessen Luke sich in diesem Augenblick öffnete.

Adnan hatte gelogen. In Wirklichkeit bot der Helikopter Platz für vier Personen. Zwei düster blickende Männer stiegen aus und kamen zu Adnan. Sie trugen einen großen Gegenstand zwischen sich. Nachdem Adnan sich eine Flinte aus dem Chevy Suburban geholt hatte, führte er die Ankömmlinge zu Mohammeds Leichnam.

Der Gegenstand, den die Männer mit sich trugen, war ein Leichensack. Sie zogen den Reißverschluss auf. In dem Sack befand sich ein Mann, der bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Adnan besaß und gleichartige Kleidung trug. Der Mann atmete, war nur bewusstlos. In der Nähe des toten Iraners lehnten die Männer ihn in Sitzhaltung an einen Baumstamm. Adnan reichte einem der Fremden seine Brieftasche, der sie dem Bewusstlosen in die Innentasche des Jacketts schob. Der andere Mann nahm von Adnan die Flinte entgegen, drückte sie Mohammed in die leblosen Hände, richtete den Lauf auf den Bewusstlosen und jagte ihm eine Kugel in den Kopf, wobei dem Mann ein Teil des Gesichts weggerissen wurde. Binnen eines Lidschlags wurde er vom Lebenden zur Leiche. In solchen Dingen war Adnan Experte, wenn auch nicht aus freien Stücken. Wer außer einem Irren könnte sich für eine solche Berufung entscheiden?

Einen Moment später eilten Adnan und die beiden Männer zum Hubschrauber und stiegen ein. Sofort hob der Pilot ab. Weder die Rumpfseiten noch das Heck des Helikopters wiesen eine Kennzeichnung auf, und die beiden Männer auf den

vorderen Sitzen trugen keine Uniform. Sie streiften Adnan mit einem knappen Blick, als er sich nun auf einem der hinteren Sitze angurtete. Man hätte meinen können, die Männer versuchten seine Anwesenheit zu ignorieren.

Adnan verschwendete keinen Gedanken mehr an seine toten Kameraden. Längst gingen seine Überlegungen weiter, beschäftigten sich mit dem Ruhm, der ihm bald zuteil werden würde. Falls sie Erfolg hatten, würde die Menschheit voller Ehrfurcht und Achtung von ihm sprechen.

Offiziell war Adnan al-Rimi tot, aber nie würde sein Leben wertvoller sein als jetzt.

Der Hubschrauber flog auf Nordkurs, nach West-Pennsylvania, zu einer Ortschaft namens Brennan. Schon eine Minute später war es still am Himmel des ländlichen Virginia. Nur das Rauschen des Regens, der langsam die Ströme Blut fortspülte, war zu vernehmen.

Er rannte und rannte, während rings um ihn her Kugeln einschlugen. Er konnte nicht erkennen, wer schoss, und er hatte keine Waffe, um das Feuer zu erwidern. Die Frau neben ihm war seine Ehefrau, und das Mädchen an ihrer Seite war ihre gemeinsame Tochter. Ein Geschoss durchschlug die Hand der Frau, und er hörte sie aufschreien. Dann fand eine zweite Kugel ihr Ziel, und mit einem Ausdruck ungläubigen Staunens riss seine Frau die Augen auf: Es war jener Sekundenbruchteil, da die Pupillen sich weiten und den Augenblick des Todes anzeigen, noch ehe das Gehirn ihn registriert. Als die Frau zusammenbrach, sprang der Mann zu dem kleinen Mädchen, um es mit dem Körper zu schützen. Seine Hände griffen nach ihr, verfehlten sie jedoch wie jedes Mal.

Er erwachte und setzte sich kerzengerade auf. Schweiß rann ihm über die Wangen und sickerte in seinen langen, struppigen Bart. Aus einer Flasche schüttete er sich Wasser ins Gesicht. Die kühlen Tropfen linderten den brennenden Schmerz,

den sein immer wiederkehrender Albtraum jedes Mal hinterließ.

Als er sich vom Bett schwang, stießen seine Knie gegen die alte Kiste, die daneben stand. Der Mann zögerte, klappte dann den Deckel hoch. In der Kiste lag ein zerfleddertes Fotoalbum. Der Reihe nach sah er sich die wenigen Fotos der Frau an, die seine Gattin gewesen war; dann betrachtete er die Aufnahmen seiner Tochter, die sie als Säugling und als Kleinkind zeigten. Bilder aus späterer Zeit gab es nicht. Er hätte sein Leben dafür geopfert, seine Tochter nur für einen flüchtigen Augenblick als junge Frau sehen zu dürfen. Kein Tag verstrich, ohne dass er darüber nachgrübelte, was aus ihr hätte werden können.

Er ließ den Blick durch das spärlich eingerichtete Innere des Häuschens schweifen, betrachtete die staubigen Regale, die mit Büchern zu den verschiedensten Sachgebieten gefüllt waren. Beim großen Fenster, das den Blick auf das bereits im Dunkeln liegende Gelände bot, stand ein alter Schreibtisch mit Kladden, deren Seiten in seiner akkuraten Handschrift vollgeschrieben waren. Ein vom Ruß geschwärzter Steinkamin diente der Beheizung, und es gab eine Kochnische, in der er seine kärglichen Mahlzeiten zubereitete. Ein winziges Bad komplettierte das bescheidene Interieur.

Der Mann schaute auf die Uhr, nahm ein Fernglas von dem wackligen Holztisch, der am Bett stand, holte einen zerfransten Leinenrucksack vom Schreibtisch, packte das Fernglas sowie mehrere Kladden hinein und verließ das Häuschen.

Alte Grabsteine ragten vor ihm empor. Das Mondlicht schimmerte auf dem verwitterten, bemoosten Stein. Als er von der Veranda auf den Rasen stieg, vertrieb die kühle frische Luft vollends den brennenden Schmerz, den der Albtraum in seinem Kopf hinterlassen hatte, nicht aber den Schmerz seines Herzens. Er hatte an diesem Abend viel zu erledigen, doch ihm blieb noch ein wenig Zeit. Und wie im-

mer, wenn dies der Fall war, trieb es Stone an einen bestimmten Ort.

Er ging durch das breite Tor aus Gusseisen, dessen verschnörkelte Beschriftung kundtat, dass sich hier, im Nordwesten Washingtons, der Friedhof Mount Zion erstreckte, der zur Methodistengemeinde gleichen Namens gehörte, deren Sitz sich ganz in der Nähe befand. Sie war die älteste Schwarzenge-meinde der Stadt, gegründet im Jahre 1816 von Gläubigen, die es leid gewesen waren, ihre Religion in nach Rassen getrennten Gotteshäusern auszuüben, deren Vorsteher in der Heiligen Schrift den Grundsatz der Gleichheit aller Menschen vor Gott offenbar überlesen hatten. Zudem war das drei Morgen große Grundstück eine wichtige Zwischenetappe der Geheimorganisation The Underground Railroad gewesen, die während des Amerikanischen Bürgerkriegs Sklaven aus dem Süden in die Freiheit des Nordens geschmuggelt hatte.

Jahrzehntelang war der historische Friedhof vernachlässigt worden. Grabdenkmäler waren umgekippt worden, und hüfthoch hatte das Unkraut gewuchert, bis die Gemeinde den Mount Zion endlich mit einem Gitterzaun umschließen und ein Friedhofswärter-Häuschen errichten ließ.

In der Nähe befand sich der größere, bekanntere Friedhof Oak Hill, letzte Ruhestätte zahlreicher Berühmtheiten. Doch Stone war der Mount Zion mitsamt seinem Platz in der Geschichte – als Tor zur Freiheit – viel lieber.

Vor ein paar Jahren war Stone als Friedhofswärter eingestellt worden, versah seine Arbeit gewissenhaft und sorgte dafür, dass die Rasenflächen und Grabstätten sich stets in gutem Zustand befanden. Das Häuschen, das Stone als Friedhofswärter bewohnen durfte, war für ihn das erste richtige Heim seit langer Zeit. Die Gemeinde bezahlte ihn bar, ohne dass lästiger Papierkram anfiel; allerdings verdiente er ohnehin zu wenig, als dass er Lohnsteuer hätte zahlen müssen. Es reichte kaum zum Leben, und doch war es die beste Anstellung, die Stone je gehabt hatte.

Er spazierte zur 27th Street, erwischte einen innerstädtischen Bus und stieg einen Häuserblock weiter aus – dort, wo er gewissermaßen seinen »Zweitwohnsitz« hatte. Als Stone das kleine Zelt erreichte, kramte er das Militärfernglas aus dem Rucksack und beobachtete das Gebäude auf der anderen Straßenseite. Stone hatte den Feldstecher behalten, nachdem er seinem Vaterland stolz gedient, letzten Endes aber gänzlich das Vertrauen zur politischen Führung verloren hatte. Seinen wahren Namen nannte er seit Jahrzehnten nicht mehr. Mittlerweile kannte man ihn nur noch als Oliver Stone; dass er diesen Namen angenommen hatte, ließ sich nur verstehen, wenn man es als Geste verschmitzten Trotzes deutete.

Er fühlte sich dem schon legendären Wirken des aufmüpfigen Filmregisseurs verbunden, der die offiziöse Geschichtsschreibung hinterfragte – eine Darstellung der Geschichte, die häufig mehr mit Dichtung als mit Wahrheit zu tun hatte. Sich Oliver Stones Namen zuzulegen, hatte er als durchaus passend empfunden, denn auch er hegte großes Interesse an der »wahren Wahrheit«.

Unbeirrt beobachtete Stone durchs Fernglas das Kommen und Gehen drüben am Gebäude. Schließlich verschwand er in seinem kleinen Zelt und schrieb im Licht einer betagten Taschenlampe seine neuesten Beobachtungen in eine der Kladden, die er in den Rucksack gepackt hatte. Einige davon verwahrte er im Friedhofswärterhäuschen, den Großteil jedoch in Verstecken an anderen Orten. Im Zelt ließ Stone nie Schriftliches zurück; er wusste, dass man das Zelt regelmäßig durchsuchte. In seiner Brieftasche führte er stets die amtliche Genehmigung bei sich, hier ein Zelt aufschlagen und sein Recht wahrnehmen zu dürfen, an dieser Stätte seinem Protest Ausdruck zu verleihen. Und er pochte auf sein Recht.

Stone kehrte ins Freie zurück und blickte hinüber zu den Sicherheitsleuten, die mit halbautomatischen Pistolen und Maschinenwaffen ausgestattet waren und hin und wieder in Funkgeräte sprachen. Sie alle kannten Stone und verhielten

sich ihm gegenüber auf wachsame Weise höflich, so wie Leute jemandem begegnen, von dem sie befürchten, er könnte jeden Moment auf sie losgehen. Stone seinerseits achtete darauf, den Sicherheitsleuten Respekt zu zeigen. Personen gegenüber, die Maschinenwaffen trugen, verhielt man sich allemal respektvoll. Oliver Stone war zwar alles andere als ein Durchschnittsbürger, aber verrückt war er deshalb noch lange nicht.

Er bekam Blickkontakt mit einem der Sicherheitsleute, der ihm daraufhin zurief: »He, Stone, ich hab gehört, Zappelphilipp ist mit dem Stuhl umgekippt! Gib die Meldung weiter!«

Einige andere Sicherheitsbeamte lachten über die Bemerkung, und selbst auf Stones Lippen legte sich ein Lächeln. »Wird gemacht«, rief er zurück. Er hatte gesehen, wie der Spaßvogel nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der Stone nun stand, einen Mann niedergeschossen hatte. Der Gerechtigkeit halber muss allerdings erwähnt werden, dass der Mann vorher auf den Sicherheitsbeamten gefeuert hatte.

Stone zog die abgewetzte Hose höher um die schlanke Taille, strich die langen angegrauten Haare nach hinten und blieb einen Moment lang stehen, um den Schnürsenkel des rechten Schuhs neu zu binden. Stone war ein großer, hagerer Mann; das Hemd war ihm zu weit, die Hose zu kurz. Und mit den Schuhen hatte er andauernd Probleme.

»Du brauchst Klamotten neue, Oliver«, sagte in der Dunkelheit eine Frauenstimme. Stone hob den Blick und sah sie an der Statue des Generalmajors Comte de Rochambeau lehnen, eines Helden der Amerikanischen Revolution. Rochambeaus ausgestreckter Finger deutete auf irgendetwas – auf was, hatte Stone nie herausgefunden. Das Denkmal des preußischen Barons Steuben stand an der Nordwestseite, die Statue des polnischen Generals Kosciuszko an der Nordostseite des sieben Morgen großen Parks, an dessen Rand sich Stone nun aufhielt. Die Denkmäler zauberten jedes Mal ein Lächeln auf sein Gesicht. Inmitten von Revolutionären fühlte Oliver

Stone sich wohl. »Du musst wirklich haben mal neue Klamotten, Oliver«, meinte die Frau, wobei sie sich im tiefbraunen Gesicht kratzte. »Und Haarschnitt, ja. Eigentlich du brauchst Rundumerneuerung, Oliver.«

»Na klar«, antwortete Stone. »Aber es ist alles eine Frage der Prioritäten, und zum Glück ist Eitelkeit nie eine meiner Schwächen gewesen.«

Die Frau nannte sich Adelphia. Sie besaß einen Akzent, den Stone nicht einordnen konnte. Slawisch, wahrscheinlich. Besondere Schwierigkeiten hatte Adelphia mit den Verben, die sie an reichlich unpassenden Stellen einflocht. Sie war eine große Frau mit langem schwarzem Haar, in dem sich die ersten grauen Strähnen zeigten, und tief sitzenden, düsteren Augen. Ihr Miene war meist finster, doch bisweilen hatte Stone eine Art bärbeißige Gutmütigkeit bei ihr erlebt. Ihr Alter ließ sich nur schwer schätzen, aber jünger als er war sie auf jeden Fall.

Das fast zwei Meter hohe, frei stehende Spruchband vor ihrem Zelt drohte:

EIN FÖTUS IST LEBEN

WER GLAUBT ES NICHT, MUSS IN HÖLLE

Feingeistigkeit konnte man Adelphia nicht gerade nachsagen. Für sie existierte nur die Trennlinie zwischen Schwarz und Weiß. Grautöne gab es für sie nicht, obwohl sie in einer Stadt lebte, die diese Farbe erfunden haben könnte.

Auf dem kleinen Schild vor Stones Zelt stand schlicht und einfach:

ICH WILL DIE WAHRHEIT WISSEN

Selbst nach all den Jahren hatte er die Wahrheit noch nicht aufgedeckt. Aber war jemals eine Stadt erbaut worden, in der es schwieriger war, die Wahrheit aufzuspüren?

»Ich geh holen Kaffee, Oliver. Du möchtest auch? Ich Geld.«

»Nein, danke, Adelphia. Ich muss noch weg.«

Sie furchte die Stirn. »Wieder so ein Sitzung, wo du willst hin? Was du hast davon? Du kein junger Spund nicht mehr, und sollst nicht laufen in Dunkel herum. Hier gefährliche Gegend.«

Stone sah hinüber zu den Bewaffneten. »Mir kommt es eher so vor, als wäre es hier besonders sicher.«

»Ein Haufen Kerle mit Knarren für dich Sicherheit?«, erwiderte Adelphia patzig. »Von Sinnen bissa wohl, sag mal.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Stone. »Vielen Dank jedenfalls für deine Anteilnahme.«

Adelphia hätte sich jetzt gern mit ihm gezankt, und so lauerte sie auf eine Chance, die sie zu diesem Zweck nutzen könnte. Doch Stone hatte sich längst angewöhnt, Adelphia keine solche Gelegenheit zu geben. Verdrossen starrte sie ihn noch einen Moment an; dann schlurfte sie davon. Unterdessen heftete Stone den Blick auf ein Schild, das neben dem seinen stand:

ICH WÜNSCHE EINEN ANGENEHMEN

WELTUNTERGANG

Stone hatte den Mann, der dieses Schild aufgestellt hatte, seit längerem nicht gesehen.

»Tja, den werden wir wohl haben«, murmelte er, als plötzliche Aktivitäten auf der anderen Straßenseite seine Aufmerksamkeit erregten. Bundespolizisten sammelten sich dort, Regierungsfahrzeuge fuhren auf, und an den Kreuzungen in der Nähe hatte die Schutzpolizei Aufstellung bezogen. Dann öffnete sich das beeindruckende schwarze Stahltor, das sogar dem Rammstoß eines M-1-Panzers widerstehen konnte, und ein schwarzer Suburban schoss heraus. An dem Fahrzeug flackerten grelle rote und blaue Lichter.

Da Stone augenblicklich durchschaute, was geschah, lief er die Straße entlang zur nächsten Kreuzung. Durch den Feldstecher verfolgte er, wie der am sorgfältigsten ausgetüftelte Autokorso der Welt sich auf die 17th Street bewegte. In der Mitte der eindrucksvollen Kolonne fuhr die einzigartigste aller je gebauten Limousinen.

Es war ein Cadillac DTS, ausgerüstet mit der modernsten Navigations- und Kommunikationstechnik. Auf den dunkelblauen Ledersitzen fanden sechs Personen reichlich Platz. Sensoren verstellten die Sitze automatisch. Der Wagen hatte ein einfahrbares Faltdach, war in geschlossenem Zustand jedoch vollkommen geschützt gegen den Fahrtwind und verfügte – für den Fall, dass die Außenluft einmal ungesund sein sollte – über eine eigenständige interne Sauerstoffversorgung. In der Mitte der Rückbank war das Präsidentenwappen eingeprägt; auf den Innen- und Außenseiten der hinteren Türen war es ebenfalls zu sehen. Auf dem rechten vorderen Kotflügel wehte die amerikanische Fahne, auf dem linken die Präsidentenflagge, die kundtat, dass tatsächlich Amerikas höchstes Regierungsmitglied in dem Wagen saß.

Die Karosserie bestand aus schussfesten Stahlplatten, die Fensterscheiben aus Polykarbonatglas, das so dick war wie ein Telefonbuch und von keiner Kugel durchschlagen werden konnte. Der Wagen hatte vier sich selbst reparierende Reifen und Nummernschilder mit 00-Kennzeichen. Was den Benzinverbrauch betraf, galt er als unschlagbarer Spritsäufer, doch im Preis von zehn Millionen Dollar waren immerhin ein CD-Zehnfachwechsler mit Sensurround-Klang inbegriffen. Zum Leidwesen aller, die auf ein Schnäppchen hofften, gewährten die Händler auf dieses Modell keinen Rabatt. Gemütvoll nannte man dieses Fahrzeug das »Ungetüm«. Es hatte nur zwei bekannte Nachteile: Es konnte weder fliegen noch schwimmen.

Die Innenbeleuchtung des Ungetüms flammte auf, und Stone sah den Mann in Akten kramen – zweifellos Akten von

enormer Wichtigkeit. Neben ihm saß ein zweiter Mann. Stone musste lächeln. Das Einknipsen der Innenbeleuchtung war bestimmt ganz nach dem Geschmack der Sicherheitsbeamten. Selbst hinter dicker Panzerung und kugelsicherem Glas machte man sich nicht zu einem so leichten Ziel.

Als die Limousine die Kreuzung überquerte, verlangsamte sie das Tempo. Stone verkrampfte sich unwillkürlich, als der Mann, der im Ungetüm saß, in seine Richtung blickte. Für einen flüchtigen Moment hatten James H. Brennan, Präsident der Vereinigten Staaten, und der konspirativ gesonnene Bürger Oliver Stone direkten Blickkontakt. Der Präsident verzog das Gesicht und sagte irgendetwas. Unverzüglich schaltete sein Begleiter die Innenbeleuchtung aus. Stone lächelte ein zweites Mal. Ja, ich werde immer da sein. Länger als ihr beide.

Auch Präsident Brennans Begleiter kannte Stone gut. Der Mann war Carter Gray, der so genannte »Geheimdienstzar«, der eine erst kürzlich geschaffene Stelle auf Kabinettsebene besetzte, die ihm Macht über ein Budget von 50 Milliarden Dollar und 120000 bestens ausgebildete Mitarbeiter aller 15 amerikanischen Nachrichtendienste verlieh. Sein Machtbereich umfasste sämtliche Spionagesatelliten, die kryptologische Abteilung der NSA, die DIA und sogar die ehrwürdige CIA,[1] die er früher als Direktor geleitet hatte. Anscheinend waren die Leute in Langley der Ansicht gewesen, Gray würde ihnen mit Respekt und Umgänglichkeit begegnen. Nichts davon war geschehen. Da Gray überdies ehemaliger Verteidigungsminister war, war man davon ausgegangen, dass er dem Pentagon – das von jedem Dollar, der für Geheimdienstzwecke aufgewendet wurde, 80 Cents verbrauchte – die Treue hielt. Auch diese Erwartung hatte sich als irrig erwiesen. Offenkundig wusste Gray über sämtliche Leichen im Keller Bescheid und hatte seine Kenntnisse genutzt, um beide Institutionen seinem starken Willen zu beugen.

Stone bezweifelte, dass ein einziger Mann, ein fehlbarer Mensch, über so viel Macht verfügen sollte – am wenigsten jemand wie Carter Gray. Vor Jahrzehnten hatte Stone engen Umgang mit ihm gepflegt, doch Gray würde seinen alten Kumpel heute wohl kaum wiedererkennen. Vor Jahren hätte alles noch anders kommen können, nicht wahr, Mr. Gray?

Unvermittelt wurde Stone das Fernglas aus den Händen gerissen, und er sah einem uniformierten, mit Maschinenpistole bewaffneten Sicherheitsbeamten in die Augen. »Wenn Sie den Mann noch mal begaffen, sind Sie Ihr Fernglas quitt, kapiert? Wüssten wir nicht, dass Sie harmlos sind, wären Sie es schon jetzt los.« Der Sicherheitsmann drückte Stone den Feldstecher wieder in die Hand und stapfte davon.

»Ich nehme lediglich meine verfassungsmäßig garantierten Rechte wahr, Officer«, sagte Stone mit so leiser Stimme, dass der Sicherheitsbeamte ihn nicht hören konnte. Rasch steckte Stone das Fernglas ein und wich zurück in die Schatten der Straßenlaternen. Mit humorlosen Typen, die Maschinenwaffen mit sich führten, legte man sich lieber nicht an. Stone atmete tief durch. Sein Leben stand täglich auf der Kippe.

Er kehrte ins Zelt zurück, öffnete den Rucksack und las im Licht der Taschenlampe mehrere Artikel durch, die er aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnitten und in seine Kladden geklebt hatte. In den Artikeln ging es um Carter Gray und Präsident Brennan. *Geheimdienstzar schlägt wieder zu*, besagte eine Überschrift. Eine andere lautete: *Brennan und Gray, das dynamische Duo.*

Alles war recht zügig über die Bühne gegangen. Nachdem der Kongress sich anfangs gewunden und geziert hatte, reorganisierte er die amerikanischen Nachrichtendienste radikal und setzte sein ganzes Vertrauen in Carter Gray. Als oberstem Chef sämtlicher Geheimdienste unterstand Gray auch der NIC, der National Intelligence Council, dessen dienstlicher Auftrag unter anderem darin bestand, die Vereinigten Staaten

innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen mit allen Mitteln vor Terroranschlägen zu schützen.

Doch anfangs hatten die Ergebnisse seiner Tätigkeit Grays hohem Rang ganz und gar nicht entsprochen: Es gab eine Reihe von Selbstmordattentaten in Großstädten, bei denen zahlreiche Menschen ums Leben kamen. Zwei ausländische Würdenträger wurden beim Besuch der Vereinigten Staaten ermordet; sogar ein direkter, glücklicherweise misslungener Angriff auf das Weiße Haus war unternommen worden. Obwohl daraufhin viele Senatoren Grays Rücktritt forderten, gab der Präsident ihm volle Rückendeckung – und verglich man die Washingtoner Machtspiele mit Naturkatastrophen, war Präsident Brennan ein Hurrikan plus Erdbeben im Pauschalangebot.

Dann hatte sich allmählich eine Wende abgezeichnet. Ein Dutzend terroristischer Anschläge, die auf amerikanischem Boden erfolgen sollten, war vereitelt worden. Immer häufiger wurden Terroristen verhaftet oder getötet. Nachdem die amerikanischen Geheimdienste lange Zeit unfähig gewesen waren, die inneren Zirkel der Terrororganisationen zu knacken, gelang es ihnen endlich, den Gegner im eigenen Umfeld zu packen und seine Möglichkeiten zu mindern, den Vereinigten Staaten und ihren Verbündeten Schaden zuzufügen. Für diese Erfolge hatte Gray den Löwenanteil der Anerkennung eingeheimst.

Stone sah auf die Armbanduhr. Die Sitzung stand kurz bevor. Allerdings war der Weg lang, und Stones Beine, sein gewöhnliches Fortbewegungsmittel, fühlten sich heute müde an. Er kroch aus dem Zelt und warf einen Blick in die Brieftasche. Sie enthielt kein Geld.

In diesem Moment bemerkte er den Fußgänger. Unverzüglich hielt Stone auf den Mann zu, der eben die Hand gehoben hatte. Schon kam ein Taxi an den Bordstein gefahren. Stone beschleunigte seine Schritte und holte den Passanten ein, als der sich gerade ins Taxi schwang.

»Haben Sie Kleingeld übrig, Sir?«, fragte Stone, den Blick gesenkt, die Hand ausgestreckt und in so unterwürfigem Tonfall, dass er dem Angesprochenen erlaubte, eine Haltung selbstgefälligen Großmuts einzunehmen. Der Mann zauderte, biss dann aber in den Köder, lächelte und zückte seine Brieftasche. Stone machte große Augen, als er auf seinem Handteller einen frischen Zwanzigdollarschein sah.

»Gott segne Sie, Sir«, sagte Stone und schloss rasch die Finger um die Banknote.

So schnell er konnte, begab er sich zum Taxistand eines Hotels in der Nähe. Normalerweise hätte er einen Bus genommen, doch als Besitzer von zwanzig Dollar zog er es vor, sich zur Abwechslung eine Taxifahrt zu gönnen. Sobald er sich das lange, wirre Haar und den widerspenstigen Bart geglättet hatte, näherte er sich dem Taxi, das ganz vorn in der Warteschlange stand.

Als der Taxifahrer ihn sah, verriegelte er die Türen. »Zieh Leine!«, rief er.

»Die Vorschriften, die für Sie gelten«, erwiderte Stone durch das halb offene Wagenfenster und zeigte den Zwanzigdollarschein, »verbieten es Ihnen, jemanden zu diskriminieren.«

Die Miene des Taxifahrers bezeugte, dass er jeden diskriminieren würde, und aus jedem erdenklichen Grund, doch der Anblick des Geldscheins ließ seine Augen gierig funkeln. »Für einen Penner redest du ganz schön geschwollen«, sagte er. »Ich dachte, ihr habt alle einen an der Waffel.«

»Ich bin weder obdachlos, noch hab ich einen an der Waffel«, erklärte Stone. »Allerdings bin ich… sagen wir mal, ein wenig vom Glück verlassen.«

»Könnte das nicht jeder von sich behaupten?« Der Taxifahrer öffnete die Tür. Stone stieg ein und nannte ihm das Fahrtziel. »Vorhin hab ich den Präsidenten vorbeifahren sehen«, sagte der Taxifahrer. »Tolle Show.«

»Ja«, sagte Stone. »Irre Show.« Durch das Rückfenster des Taxis blickte er in Richtung Weißes Haus; dann lehnte er sich in den Sitz und schloss die Lider.

In was für einer interessanten Gegend ich doch wohne.

Der schwarze Sedan fuhr langsam die einspurige, von dichten Baumreihen gesäumte Straße entlang und bog schließlich auf einen parallel verlaufenden Kiesweg ab. Nach dreißig Metern hielt das Auto. Tyler Reinke, Ende zwanzig, blond, von sportlicher Statur und hohem Wuchs, schwang sich vom Fahrersitz, während sich Warren Peters, Anfang dreißig, einsfünfundsechzig groß und mit schütterem schwarzem Haar, vom Beifahrersitz schob. Reinke schloss den Kofferraum des Fahrzeugs auf. Darin lag in nach vorn gekrümmter Haltung ein Mittdreißiger, dem man Arme und Beine straff mit Spanngurten gefesselt hatte. Er trug eine blaue Jeans und eine Windjacke mit dem Logo der Washington Redskins. Um den Mund war ihm ein dickes Tuch gebunden worden, und unter ihm lag eine Plastikplane. Doch im Gegensatz zu den meisten Personen, die verschnürt im Kofferraum verstaut wurden, war er noch am Leben, befand sich aber allem Anschein nach im Zustand tiefer Betäubung. Mit Hilfe der Plane hoben die Männer ihn aus dem Kofferraum und legten ihn auf den Boden.

»Ich hab die Umgebung ausgekundschaftet, Tyler«, sagte Peters. »Die Gegend ist günstig, nur das Gelände ist ein bisschen abschüssig. Wir tragen ihn in der Plane, dann bleibt nichts von uns an ihm hängen.«

»Alles klar«, erwiderte Reinke und schaute sich wachsam im zerklüfteten Gefälle des Terrains um. »Wir müssen langsam und vorsichtig vorgehen.« Behutsam machten sie sich an den Abstieg, stützten sich unterwegs wiederholt an Baumstämme. Zum Glück hatte es seit einer Weile nicht mehr geregnet, sodass das Erdreich einen festen Tritt gewährte. Dennoch erwies es sich als äußerst anstrengend, den Mann in der

Plastikplane abwärts zu befördern, und sie mussten mehrere Pausen einlegen, in denen der untersetzte Peters mühsam um Atem rang. Schließlich gelangten sie auf ebenes Gelände. »Na endlich, wir sind fast da«, sagte Reinke. »Legen wir ihn erst mal ab und peilen die Lage.« Einem Kleidersack, den Reinke sich auf den Rücken geschnallt hatte, entnahmen die Männer zwei Nachtsichtgläser und unterzogen die gesamte Umgebung einer gründlichen Beobachtung. Als sie zufrieden waren, setzten sie den Weg fort. Fünfzehn Minuten später endeten der Lehm und die Felsen; da und dort ragten flache Findlinge aus der Oberfläche des gemächlich dahinströmenden Flusses.

»Geschafft«, sagte Peters. »Hier ist es.«

Reinke öffnete den Kleidersack, holte zwei Gegenstände heraus und legte sie auf den Erdboden. Vor dem größeren Gegenstand ging er in die Hocke und betastete die Umrisse. Sekunden später fanden seine Finger, was er suchte. Eine Minute darauf hatte das Schlauchboot sich vollständig aufgeblasen. Der andere Gegenstand, den der Mann ausgepackt hatte, war ein kleiner Bootsmotor, den er nun am Heck des Schlauchboots anbrachte. »Wir bleiben in der Ufernähe Virginias«, sagte Peters. »Das Motörchen ist ziemlich leise, aber auf dem Fluss breitet der Schall sich weiter aus als im Gelände.« Er reichte seinem Kumpan ein kleines Gerät. »Hier ist das GPS-System.«

»Wir müssen den Burschen ins Wasser tauchen«, sagte Reinke.

»Ja. Am besten gleich da am Ufer.« Sie zogen Schuhe und Socken aus, krempelten die Hosenbeine hoch und schleppten ihren Gefangenen zum weichen, schlickigen, aber steinigen Lehmboden des Ufers; dann wateten sie bis zu den Knien ins Wasser, tauchten den Mann mit dem ganzen Körper – ausgenommen das Gesicht, damit er nicht aufwachte – ins laue Nass und hoben ihn wieder heraus. Das wiederholten sie zwei Mal. »Das dürfte genügen«, sagte Peters, während er den durchnässten Mann betrachtete, der in seiner Ohnmacht leise

stöhnte. Sie wateten zurück ans Ufer und legten den Gefesselten ins Schlauchboot. Noch einmal suchten sie durch die Nachtsichtgläser genau die Umgebung ab, ehe sie das Schlauchboot zu Wasser brachten und hineinstiegen. Peters warf den Motor an, und mit leidlicher Geschwindigkeit bewegte das Boot sich hinaus auf den Fluss. Der hoch gewachsene Reinke kauerte neben dem Gefangenen und behielt den GPS-Monitor im Auge, während sie das bewaldete Ufer entlang flussabwärts fuhren. »Es wäre mir lieber gewesen«, maulte Peters, der das Boot steuerte, »die Sache im Verborgenen durchzuziehen. Aber ich durfte ja nicht mitreden. Wenigstens kommt Nebel auf. Ich hab mir den Wetterbericht angesehen, und er stimmt ausnahmsweise. Ein paar Hundert Meter voraus ist eine versteckte kleine Bucht. Da machen wir Rast und warten, bis wieder klare Sicht herrscht, ehe wir weiterfahren.«

»Gut«, gab Reinke zur Antwort.

Von da an schwiegen die beiden Männer, während das Schlauchboot in die Nebelbank glitt.

Alex Ford unterdrückte ein Gähnen und rieb sich die müden Augen. »Bleiben Sie wach, Ford«, drang eine deutliche Stimme aus seinem Ohrhörer. Kaum merklich nickte er und riss sich zusammen. In der Räumlichkeit war es warm, doch wenigstens musste er nicht die Kevlar-Schutzweste tragen, in der man jedes Mal das Gefühl hatte, sich einen Mikrowellenherd umgeschnallt zu haben. Wie üblich reizten die Kabel, die Ohrhörer und Handgelenk-Mikro mit dem Mini-Funkgerät verbanden, Alex' Haut. Noch schlimmer fühlte der Ohrhörer selbst sich an; das Ohr wurde dermaßen wund davon, dass die leichteste Berührung schmerzte.

Alex' Hand streifte die Pistole, die er im Schulterhalfter stecken hatte. Wie bei allen Agenten des Secret Service war das Vorderteil seines Anzugs großzügiger als normal geschnitten, damit die von der Waffe verursachte Ausbeulung

nicht auffiel. Der Service war kürzlich auf die SIG 357 umgerüstet worden, eine Handfeuerwaffe mit genügend Durchschlagskraft, um für den Dienstgebrauch zu taugen; trotzdem hatten sich manche Agenten, die ihren alten Schießeisen den Vorzug gaben, über die Umstellung beklagt. Alex dagegen war kein ausgesprochener Pistolenliebhaber und hatte in dieser Hinsicht kein Problem. In all den Jahren beim Secret Service hatte er die Waffe nur selten gezogen und noch seltener damit geschossen.

Diese Erinnerung bewog ihn zu ein paar Gedanken über seine bisherige Laufbahn. An wie vielen Türen hatte er schon Wache gestanden? Unmissverständlich war die Antwort den Falten seines Gesichts eingekerbt und an der Mattigkeit seiner Augen abzulesen. Selbst als er aus der Personenschutzabteilung hatte ausscheiden müssen und zum WFO, dem Washingtoner Büro des Secret Service, versetzt worden war, um sich in der zweiten Hälfte seiner Karriere mehr mit Ermittlungsarbeit beschäftigen zu dürfen, hatte er seinen alten Argwohn beibehalten und hielt wie eh und je nach Personen Ausschau, die Übles gegen jemanden im Schilde führen mochten, für dessen Sicherheit er verantwortlich war.

Heute ging es um den Schutz hoher ausländischer Amtsträger, allerdings bei niedriger Alarmstufe. Alex Ford hatte das Pech gehabt, Überstunden aufgebrummt zu kriegen, um einen ausländischen Regierungschef zu beschützen, der zurzeit die Vereinigten Staaten besuchte; obendrein hatte er erst eine Stunde vor Feierabend von dem Auftrag erfahren. Deshalb hatte er jetzt, statt in seiner Lieblingskneipe bei einem Drink zu sitzen, die Aufgabe, unbedingt zu verhüten, dass irgendwer auf den Ministerpräsidenten Lettlands schoss. Oder Estlands?

Bei der Veranstaltung handelte es sich um einen Empfang im piekfeinen Four Seasons in Georgetown, doch die Gäste zählten offensichtlich nur zur zweiten Garnitur, und viele Teilnehmer waren lediglich aufgrund dienstlicher Anweisung zugegen. Die wenigen wichtigeren Geladenen umfassten eine

Hand voll unterer Ränge aus dem Weißen Haus, ein paar Lokalpolitiker, die auf wohlwollende Erwähnung in der Presse hofften, sowie einen Kongressangehörigen, Mitglied irgendeines internationalen Freundschaftsvereins, der noch gelangweilter wirkte, als Alex Ford sich fühlte.

Der Secret-Service-Veteran hatte schon in der vergangenen Woche auf drei solcher Abendgesellschaften Überstunden schieben müssen. Es war jedes Mal das Gleiche: Die Monate vor einer Präsidentschaftswahl waren ein irrwitziges Karussell aus Partys, Wahlkampfveranstaltungen, Spendensammlungen und sonstigen einschlägigen Zusammenkünften. Kongressmitglieder und deren Mitarbeiter besuchten jeden Abend ein halbes Dutzend solcher Events, um kostenlose Mahlzeiten und Getränke zu schnorren, Wählern die Hand zu schütteln, Spendenschecks einzustreichen und bisweilen sogar über Sachfragen zu diskutieren. Und wenn auf einer dieser Partys jemand aufkreuzte, der unter dem Schutz des Secret Service stand, mussten Männer wie Alex nach einem langen Arbeitstag für die Sicherheit des Betreffenden sorgen.

Alex heftete den Blick auf seinen Einsatzpartner am heutigen Abend, einen großen, massigen Burschen vom WFO, der eine Bürstenfrisur à la Marine Corps hatte; er war ebenfalls erst in letzter Minute über den Sonderauftrag verständigt worden. Alex musste nur noch wenige Jahre durchstehen, bis er sich mit einer Regierungspension zur Ruhe setzen konnte; der junge Bursche aber blickte in seiner Karriere beim Secret Service noch zwei Jahrzehnten Achterbahnfahrt entgegen.

»Simpson hat sich wieder mal gedrückt«, brummte er. »Schon das zweite Mal hintereinander. Verraten Sie mir mal eines: Wem leckt der Typ eigentlich die Stiefel?«

Alex hob die Schultern. Es lag in der Natur der Sache, dass diese Art Dienst viel Zeit zum Nachdenken ließ – zu viel Zeit. In dieser Beziehung hatten Secret-Service-Beamte eine gewisse Ähnlichkeit mit Strafverteidigern: viel Leerlauf, sodass man ins Sinnieren geriet und im Geiste umfangreiche schwar-

ze Listen lästiger Zeitgenossen erstellte, über die man Beschwerde einreichen sollte, während man unauffällig über die Schutzbefohlenen wachte. So hatte die Beschützerrolle seines Berufs Alex mittlerweile völlig abgestumpft.

Er blickte auf die Taste seines Handgelenk-Mikrofons und musste schmunzeln. Diese Taste verursachte seit Jahren Ärger. Wenn Agenten die Arme verschränkten, konnte es geschehen, dass sie die Taste versehentlich betätigten; es kam auch vor, dass sie klemmte und wider Erwarten das Mikrofon nicht abschaltete. Dann wurden über Funk anschauliche Beschreibungen irgendeiner heißen Braut verbreitet, die durch die Szenerie stelzte. Hätte Alex jedes Mal hundert Mäuse bekommen, wenn er die Frage »Hast du das scharfe Gerät gesehen?« zu hören bekam, wäre er längst im Ruhestand. Sofort raunzten alle anwesenden Agenten ins Mikrofon: »Da ist 'n Mikro an!« Zu sehen, wie daraufhin jeder Kollege sich überstürzt davon überzeugte, dass nicht er unabsichtlich solche Bekundungen der Lüsternheit ausstrahlte, war überaus erheiternd.

Alex verschob geringfügig den Ohrhörer und rieb sich den Nacken. Dieser Teil seiner Anatomie hatte sich in eine Art Eisenbahnkatastrophe aus geschädigten Blutgefäßen und angebrochenen Halswirbeln verwandelt. Als er einer Bewachergruppe für den Autokorso des Präsidenten angehört hatte, war der Wagen, in dem er mitfuhr, auf einer entlegenen Straße ins Schleudern gekommen, weil der Fahrer einem Stück Rotwild ausweichen musste. Dieser eigentlich eher harmlose Zwischenfall hatte bei Alex zu einem Schleudertrauma plus angebrochenen Halswirbeln geführt. Nach einer Reihe von Operationen und der Einpflanzung einiger hochfeiner Längen Stahl war der einst einsneunzig große Alex knapp zwei Zentimeter kleiner geworden, doch seine Körperhaltung hatte sich wesentlich verbessert, da Stahl sich nicht so leicht biegen ließ. Ein bisschen kürzer zu sein störte Alex erheblich weniger als das ständige Brennen im Nacken. Er hätte sich berufsunfähig

schreiben lassen und aus dem Dienst ausscheiden können, doch auf diese Weise wollte er nicht von seinem Berufsleben Abschied nehmen. Außerdem war Alex Single und kinderlos. Deshalb hatte er sich wieder in Form gebracht, bis die Amtsärzte des Secret Service ihm ihren Segen gaben, nach Monaten der Schreibtischtätigkeit wieder im Außeneinsatz zu arbeiten.

Inzwischen hatte er den größten Teil seines Erwachsenenlebens in ständiger Hochspannung, aber lähmender Langeweile zugebracht, also im typischen Alltag eines Secret-Service-Agenten. Deshalb fragte er sich jetzt, wie er so schwachköpfig gewesen sein konnte, ein solches Leben weiterzuführen. Meine Güte, er hätte sich ein Hobby suchen können. Oder wenigstens eine Frau.

Alex kaute auf den Lippen, um sich von dem Brennen im Nacken abzulenken, während er stoisch mit ansah, wie sich die Gattin des unbekannten ausländischen Ministerpräsidenten *foie gras* in den Rachen schaufelte.

Klasse.

Stone stieg aus dem Taxi. »Egal, wie klugscheißerisch du laberst«, sagte der Taxifahrer, bevor er abfuhr, »für mich bleibst du trotzdem ein Penner.«

Stone schaute dem Wagen nach. Er hatte es sich seit langem abgewöhnt, auf derartige Bemerkungen zu antworten. Die Menschen dachten sowieso, was sie denken wollten. Außerdem sah er wirklich wie ein Penner aus.

Er schlug den Weg zu einem kleinen Park ein, der sich neben dem Georgetown Waterfront Complex erstreckte, und blickte hinunter auf die bräunlichen Fluten des Potomac, die träg gegen die Ufermauern schwappten. Von unternehmungslustigen Graffitikünstlern, die es anscheinend nicht gestört hatte, ihrer Tätigkeit dicht über mehreren Metern Potomac-Brühe nachzugehen, war die Betonmauer flächendeckend grellbunt bemalt worden.

Wäre Stone ein wenig früher eingetroffen, hätte auf dem Whitehurst Freeway hinter ihm noch reger Verkehr geherrscht. In Georgetown gab es diverse Etablissements, die Leuten mit reichlich Kleingeld oder hinlänglichem Kredit allerlei Freuden verhießen. Stone hatte weder das eine noch das andere. Um diese späte Stunde jedoch hatten die meisten Feuchtfröhlichen sich nach Hause verzogen. Washington war eine Stadt, in der man früh aufstand und zeitig zu Bett ging.

Auch auf dem Potomac war es ruhig. Das Boot der Wasserschutzpolizei, das regelmäßig auf dem Fluss patrouillierte, musste zurzeit südwärts unterwegs sein, zur Woodrow Wilson Bridge. Umso besser, sagte sich Stone. Zum Glück begegnete er auch an Land keinen Polizisten. Er lebte in einem freien Land, doch bisweilen erwies dieses Land sich als ein bisschen weniger frei für jemanden, der auf einem Friedhof wohnte, dessen Bekleidung zerlumpt war und der nachts in einem Viertel der Reichen umherschlich.

Auf dem Weg das Flussufer entlang streifte Stone den Francis Scott Key Park, unterquerte die Francis Scott Key Bridge und erreichte dahinter ein diesem berühmten Komponisten errichtetes Denkmal. Nach Stones Empfinden war das ziemlich dick aufgetragen für einen Musiker, der Liedtexte geschrieben hatte, an die keine Sau sich mehr erinnerte. Der Himmel war schwarz wie Tinte, nur stellenweise gefleckt mit Wolkenschwaden oder vereinzelten Sternen; und dank des kürzlich von neuem über den nahen Reagan National Airport verhängten Nachtflugverbots störten keine Kondensstreifen die Schönheit des Firmaments. Stone spürte jedoch, dass dichter Bodennebel heranwogte. Nicht mehr lange, und er würde sich glücklich schätzen können, wenn er noch die Hand vor Augen sah.

Er näherte sich einem farbenfroh gestalteten Gebäude, das einem örtlichen Ruderverein gehörte, als ihn aus der Dunkelheit eine vertraute Stimme anrief.

»Oliver, bist du ’s?«

»Ja, Caleb. Sind die anderen schon da?«

Ein mittelgroßer Zeitgenosse mit einem Ansatz zum Kugelbauch trat in Stones Blickfeld. Caleb Shaw trug Garderobe aus dem 19. Jahrhundert, mitsamt einer Melone auf dem kurzen, vom Ergrauen bedrohten Schopf; eine altmodische Taschenuhr schmückte die Vorderseite seiner Strickweste. Er hatte lange Koteletten und einen schmalen, gepflegten Schnauzbart.

»Reuben ist auch schon hier«, sagte Caleb, »aber er muss gerade mal. Milton hab ich noch nicht gesehen.«

Stone seufzte. »Wundert mich nicht. Milton ist ein zerstreuter Professor.«

Reuben Rhodes sah nicht allzu gut aus, als er sich zu ihnen gesellte. Er war ein baumlanger, kräftig gebauter Kerl mit üppigem ergrauendem Haar und kürzerem, ansonsten aber ähnlich beschaffenem Bart. Seine Kleidung bestand aus einer schmuddligen Jeans und einem Flanellhemd, und an den Füßen trug er verschlissene Treter. Er drückte sich eine Hand auf die Körperseite. Reuben neigte zu Nierensteinen.

»Du solltest mal in der Klinik vorsprechen, Reuben«, empfahl Stone.

Der Lange furchte die Stirn. »Mir gefällt's nicht, wenn Fremde in mir rumstochern, das hab ich in der Armee oft genug erlebt. Also leide ich lieber still vor mich hin, wenn keiner was dagegen hat.«

Während des Wortwechsels war Milton Farb zu ihnen gestoßen. Er blieb stehen, scharrte dreimal mit dem rechten und zweimal mit dem linken Fuß im Dreck und krönte die Darbietung mit einer Anzahl von Knurr- und Pfeiflauten. Dann rasselte er eine Reihe von Zahlen herunter, die für ihn offenbar große Bedeutung hatten.

Geduldig warteten die drei anderen Männer, bis Milton fertig war; sie alle wussten, dass ihr Kumpel, falls sie ihn bei seinem Zwangshandlungsritual unterbrachen, von vorn anfangen musste, und es war ohnehin schon spät.

»Hallo, Milton«, grüßte Stone, kaum dass das Knurren und Pfeifen verstummt war.

Milton Farb hob den Blick und grinste. Er trug einen bunten Sweater und eine frisch gebügelte Khakihose; über einer Schulter hing ein lederner Ranzen. Er maß ungefähr einsachtzig und trug eine Drahtgestellbrille. Sein ursprünglich dunkelblondes, mittlerweile jedoch sichtlich von Grau durchzogenes Haar baumelte ihm in naturwüchsiger Länge auf den Rücken und verlieh ihm die Erscheinung eines Alt-Hippies. Dennoch wirkte er jünger, als er war, weil in seinen feuchten Augen ein schelmischer Ausdruck funkelte.

Milton tatschte auf den Lederranzen. »Ich hab was Gutes dabei, Oliver.«

»Na, dann wollen wir mal«, meinte Reuben, der sich nach wie vor die Seite hielt. »Ich muss morgen zur Frühschicht.«

Während das Quartett sich auf den Weg machte, huschte Reuben zu Stone und steckte ihm etwas Geld in die Hemdtasche.

»Das muss nicht sein, Reuben«, sagte Stone. »Ich kriege Knete von der Gemeinde.«

»Ja, aber ich weiß, dass sie dich schlecht dafür bezahlen, dass du Unkraut jätest und Grabsteine putzt, auch wenn sie dir ’n Dach überm Kopf geben.«

»Aber du kannst doch selbst kaum was entbehren.«

»Jahrelang hast du mir geholfen, weil ich niemanden beschwatzen konnte, mir Arbeit zuzuschustern.« Reubens Stimme wurde lauter. »Seht euch doch mal an, was für ein bunter Haufen wir sind. Wann sind wir eigentlich so erbarmungswürdig alt geworden?«

Caleb lachte, während Milton einen Moment entgeistert dreinschaute, bis er begriff, dass Reuben bloß Spaß machte.

»Das Alter kommt schleichend, aber wenn es da ist, kriegt man die Auswirkungen mit voller Wucht zu spüren«, sagte Stone und musterte seine Gefährten: drei Männer, die er seit

Jahren kannte und die gute und schlechte Zeiten mit ihm durchlebt hatten.

Reuben war von West Point abgegangen, hatte sich in Vietnam während dreier Dienstzeiten mit Ruhm bekleckert und war am Ende mit jedem Orden und jeder Ehrung ausgezeichnet worden, die das Militär zu bieten hatte. Anschließend teilte man ihn der DIA zu, dem militärischen Geheimdienst. Doch schließlich schmiss Reuben der DIA die Brocken hin und wandelte sich zum lautstarken Protestler gegen den Krieg im Allgemeinen und den Vietnamkrieg im Besonderen. Als das Vaterland sich nicht mehr für die »kleinen Scharmützel« in Südostasien interessierte, wurde Reuben zum Mann ohne Daseinszweck. Für einige Zeit lebte er in England, kehrte jedoch in die Vereinigten Staaten zurück. Von da an blieben ihm kaum noch Möglichkeiten der Lebensführung, da er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte – und wegen beträchtlichen Drogenkonsums. Dann hatte er das Glück gehabt, Oliver Stone kennen zu lernen, der ihn dabei unterstützte, wieder Ordnung in sein Leben zu bringen. Derzeit stand Reuben auf der Gehaltsliste einer Lagerfirma, bei der er Lastwagen entlud und statt des Gehirns die Muskeln trainierte.

Caleb Shaw hatte zwei Doktortitel, in Politikwissenschaft und Literatur; spezialisiert hatte er sich auf die Literatur des 18. Jahrhunderts, fand persönlich jedoch Trost darin, sich nach der Mode des 19. Jahrhunderts zu kleiden. Genau wie Reuben war Caleb während des Vietnamkriegs, in dem er seinen Bruder verlor, als Protestler aktiv gewesen. Auch bei der Watergate-Affäre, die die Nation den letzten Rest politischer Unschuld gekostet hatte, erhob Caleb laut die Stimme gegen die Regierung. Ungeachtet aller akademischen Reputation war er seiner Exzentrizität wegen längst aus den etablierten Kreisen der Wissenschaft und Forschung ausgegrenzt worden. Heute hatte er einen Job in der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek. Seine Mitgliedschaft in der Organisation, deren Treffen für diese Nacht anberaumt worden war, hatte er

im Lebenslauf verschwiegen, als er seine Bewerbung einreichte. Regierungsbehörden mochten keine Leute, die sich mit Verschwörungstheoretikern einließen, deren Zusammenkünfte mitten in der Nacht stattfanden.

Milton Farb zeichnete sich durch eine wahrscheinlich höhere geistige Brillanz aus, als die drei anderen Männer zusammen sie besaßen, wenngleich er häufig die Mahlzeiten vergaß, Paris Hilton für ein Hotel in Frankreich hielt und glaubte, Geld zu besitzen, solange er eine Scheckkarte besaß. Er verfügte über die angeborene Fähigkeit, riesige Zahlen im Kopf zu addieren, und ein fotografisches Gedächtnis – was er las oder sah, vergaß er nie mehr – und musste als Wunderkind gelten. Seine Eltern hatten eine Kirmesbude besessen und waren stets umhergezogen, sodass Milton zu einer vielbeachteten Attraktion wurde, da er die riesigsten Zahlen schneller im Kopf addierte als jeder andere mit dem Taschenrechner, und den Inhalt jedes Buches, das man ihn durchblättern ließ, ohne zu stocken vollständig wiedergeben konnte.

Jahre später, nachdem er Schule und Studium in Rekordzeit absolviert hatte, arbeitete er für die Nationale Gesundheitsbehörde in der Forschung. Die einzige Misslichkeit, die ihn an einem erfolgreichen Leben hinderte, war eine zunehmende Zwangsstörung mit starken paranoiden Symptomen, deren Ursache vermutlich in seiner unorthodoxen Kindheit inmitten des Jahrmarktrummels gesucht werden musste. Zu Miltons Pech machten diese Macken sich gern zum ungeeignetsten Zeitpunkt bemerkbar. Nachdem er vor einigen Jahren einen Drohbrief an den Präsidenten der Vereinigten Staaten geschickt hatte und daraufhin vom Secret Service unter die Lupe genommen worden war, fand seine Laufbahn bei der Gesundheitsbehörde ein rasches Ende.

Stone war Milton zum ersten Mal in einer Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie begegnet, in der Stone als Pfleger arbeitete, während Milton sich als Patient dort aufhielt. Im Verlauf seines Klinikaufenthalts verstarben Miltons Eltern

und ließen ihn ohne eine Kopeke zurück. Inzwischen jedoch war Stone auf Miltons außerordentliche intellektuelle Fähigkeiten aufmerksam geworden und überredete seinen zutiefst niedergeschlagenen Freund, einmal sein Glück bei *Riskant!* zu versuchen. Milton bewarb sich mit Erfolg für die Quizshow, und es gelang ihm – da gewisse Medikamente vorübergehend seine Zwangsstörung unterdrückten, als es ernst wurde –, in der Sendung sämtliche anderen Kandidaten an die Wand zu spielen und ein kleines Vermögen einzuheimsen. Jetzt besaß er eine Firma, die Websites für Großunternehmen entwarf.

Die Männer stapften hinunter zum Flussufer und gelangten zu einem alten, verlassenen Schrottplatz. In der Nähe wucherte, halb im Wasser, ein dichtes Gestrüpp. Aus diesem Versteck bargen die vier Freunde ein längliches Ruderboot, das kaum noch schwimmfähig anmutete. Ohne vom Zustand des Bootes abgeschreckt zu werden, entledigten sie sich ihrer Schuhe und Socken, stopften sie in ihre Taschen, ließen das Boot zu Wasser und stiegen hinein. Beim Rudern wechselten sie sich ab. Reuben legte sich am längsten und tüchtigsten ins Zeug.

Auf dem Fluss wehte eine kühle Brise. Verlockend schimmerten die Lichter Georgetowns – und weiter südlich die Washingtons –, verschwanden jedoch rasch, als der Nebel dichter wurde.

»Das Polizeiboot muss jetzt an der Brücke Vierzehnte Straße sein«, sagte Caleb. »Es hat ’nen neuen Dienstplan. Und alle zwei Stunden patrouillieren Hubschrauber über der Mall. Ich weiß es aus der Warn-Mail, die heute in der Bibliothek eingegangen ist.«

»Die Warnstufe ist am Morgen raufgesetzt worden«, sagte Reuben. »Bekannte von mir sagen, das alles wäre bloß Schaumschlägerei, um Brennans Wahlkampf zu unterstützen.«

Stone drehte sich um und blickte Milton an, der gleichmütig am Heck hockte. »Du bist heute so still, Milt. Ist alles in Ordnung?«

Schüchtern erwiderte Milton seinen Blick. »Ich hab 'ne neue Freundschaft geschlossen.« Alle schauten ihn erstaunt an. »Eine Freundin gefunden«, fügte Milton rasch hinzu.

Reuben versetzte ihm einen Klaps auf die Schulter. »Du alter Schlawiner.«

»Das ist ja geil, Milton«, sagte Stone. »Wo hast du sie kennen gelernt?«

»In der Klinik für Psychiatrie. Sie ist da auch Patientin.«

»Aha.« Stone wandte sich ab.

»Bestimmt läuft es echt gut mit euch beiden«, meinte Caleb diplomatisch.

Langsam ruderten sie unter der Key Bridge hindurch, hielten sich in der Mitte der Fahrrinne und folgten der südlichen Flussbiegung. Es beruhigte Stone, dass der dichte Nebel sie vom Ufer aus praktisch unsichtbar machte. Die Regierungsbehörden waren Gesetzesbrechern gegenüber wenig tolerant. Schließlich erblickte Stone ein Stück voraus wieder Land. »Ein bisschen rechts rüber, Reuben.«

»Das nächste Mal sollten wir uns lieber vor dem Lincoln-Denkmal verabreden«, beschwerte sich der Lange, der beim Rudern ächzte und schnaufte.

Das Boot umrundete die Westseite der Insel und fuhr in eine enge Wasserstraße ein, die den passenden Namen Little Channel trug. Hier war ein derart abgelegenes Fleckchen, dass man kaum glauben konnte, noch vor wenigen Minuten die Kuppel des Kapitols gesehen zu haben.

Am Ufer stiegen sie aus dem Boot und zogen es aus dem Wasser ins Gesträuch. Als die Männer dann im Gänsemarsch durch das Gehölz zum Hauptweg stapften, fielen Stones Schritte besonders schwungvoll aus. Für heute Nacht hatte er sich eine Menge vorgenommen.

Endlich verließen die Besucher aus Lettland den Empfang, sodass Alex sich unverzüglich in ein Taxi setzte und zu einer Stammkneipe der Bundespolizei fahren ließ. Das Etablissement nannte sich »LEAP«. Einem Laien sagte diese Abkürzung wahrscheinlich gar nichts, den Mitarbeitern der bundespolizeilichen Organisationen aber war sie durchaus geläufig.

LEAP bedeutete »Law Enforcement Availability Pay«. Als Gegenleistung dafür, dass sie mindestens zehn Stunden täglich für eine Tätigkeit abkömmlich blieben, die einen Dienstausweis, eine Schusswaffe sowie überdurchschnittlichen Mumm erforderte, erhielten Bundesbeamte von ihrer jeweiligen Organisation ein Bereitschaftssonderdienstentgelt, das heißt, einen fünfundzwanzigprozentigen Zuschlag auf das Grundgehalt. Das Lokal »LEAP« zu nennen war ein genialer Schachzug der Inhaber gewesen, denn seit dem Tag der Eröffnung wurde es von Frauen und Männern frequentiert, die fast rund um die Uhr bewaffnet waren.

Alex durchquerte den Eingang der Bar und schob sich bis zur Theke durch. An der Wand dahinter hingen zu Dutzenden Ärmelabzeichen mit den Insignien der bundespolizeilichen Behörden. Gerahmte Zeitungsberichte über die heroischen Taten von FBI, DEA, ATF, FAMS und sonstigen derartigen Organisationen schmückten die restlichen Wände.

Als Alex die Frau sah, grinste er, obwohl er sich durch ihre Gegenwart nicht beeindrucken lassen und lieber cool bleiben wollte. »Beefeater-Martini mit Eis und nicht zwei, und auch nicht vier, sondern drei dicken Oliven«, sagte sie und schaute ihm mit einem Lächeln entgegen.

»Gutes Gedächtnis.«

»Ja, und es wird stark beansprucht, wenn man bedenkt, dass Sie nie etwas anderes bestellen.«

»Wie geht’s denn so bei den Rechtsverdrehern?«

Kate Adams war die einzige Alex bekannte Barkeeperin, die zugleich als Juristin beim Justizministerium arbeitete. Sie

reichte ihm den Drink. »Prima. Und wie steht's beim Secret Service?«

»Das Gehalt wird pünktlich gezahlt, und ich komme noch zu Atem. Mehr kann ich nicht verlangen.«

»Sie sollten Ihre Ansprüche mal ein bisschen hochschrauben.« Kate wischte die Theke, wobei Alex sie verstohlen betrachtete. Sie maß wohl ungefähr einssiebzig, hatte sanfte Rundungen und schulterlanges Blondhaar, das einen Schwanenhals umschmiegte. Hohe Wangenknochen, hübsches Kinn und schmale, gerade Nase. Alles an ihr war von kühler klassischer Schönheit, bis man die Augen sah. So groß und grün waren sie, dass sie – jedenfalls für Alex – das heimliche Lodern einer feurigen, leidenschaftlichen Seele bewiesen. Kate war Single, Gehaltsgruppe GS–15 und Mitte dreißig – Alex hatte ein bisschen in den Datenbanken der Regierung geschnüffelt –, sah aber fünf Jahre jünger aus. Eine Schande, befand Alex, denn sein Aussehen entsprach genau seinem Alter, wenngleich sein schwarzes Haar bisher nicht ausdünnte oder ergraute. Warum nicht, wusste er auch nicht.

»Sie sind mager geworden«, unterbrach Kate seine Gedankengänge.

»Da ich nicht mehr der Präsidentengarde angehöre, stehe ich auch nicht mehr an den leckeren Hotel-Büfetts und futtere mich voll. Ich muss richtig ran, statt zehn Stunden an einem Stück im Flugzeug auf dem Hintern zu sitzen.« Seit einem Monat zog es ihn an diese Theke, um mit der Frau zu plaudern. Allerdings stellte er sich gewisse Weiterungen vor, deshalb versuchte er sich etwas zu überlegen, das bei Kate Interesse an ihm wecken mochte. Unvermittelt fiel sein Blick auf ihre Hände. »Wie lange spielen Sie schon Klavier?«

»Was?«, fragte Kate verdutzt.

»Ihre Finger sind ein bisschen schwielig«, konstatierte Alex. »Eindeutig Spuren eines Klaviers.«

Sie betrachtete ihre Hände. »Oder einer Computertastatur.«

»Nein. Von Computertasten werden nur die Fingerkuppen schwielig. Klaviertasten haben mit dem ganzen Vorderteil des Fingers Kontakt. Und ich sehe noch etwas. Sie kauen die Nägel ab. Im linken Daumennagel ist eine Kerbe, am rechten Zeigefinger ist eine Narbe, und der linke kleine Finger ist leicht krumm, wahrscheinlich haben Sie ihn sich als Kind mal gebrochen.«

Kate besah sich ihre Finger. »Sind Sie eine Art Handexperte oder so was?«

»Alle Secret-Service-Mitarbeiter sind Handexperten. Ich habe einen beachtlichen Teil meines Erwachsenenlebens damit zugebracht, mir in allen fünfzig Bundesstaaten und etlichen Ländern in Übersee Hände anzugucken.«

»Warum?«

»Weil die Menschen mit den Händen töten, Kate.«

»Ach so…«

Alex wollte noch etwas sagen, doch in diesem Moment kam eine Gruppe von FBI-Agenten, die gerade Dienstschluss hatten, ins Lokal geplatzt, schwärmte zur Bar und gab mit fröhlich-lauten Stimmen Bestellungen auf. Ihre schiere Überzahl drängte Alex ab, sodass er sich mit seinem Drink an einen Ecktisch verzog. Doch sein Blick galt fortgesetzt Kate. Die FBI-Jungs sparten nicht mit schleimerischen Komplimenten für die entzückende Barkeeperin, was dem Secret-Service-Agenten gehörig auf die Nerven ging.

Schließlich schenkte Alex seine Aufmerksamkeit dem an der Wand verschraubten Fernseher. Das Gerät war auf CNN eingestellt, und mehrere Gäste an der Theke lauschten aufmerksam dem Nachrichtensprecher. Alex nahm seinen Drink und schlenderte näher zum Fernseher, um besser hören zu können. Bei der Sendung handelte es sich um eine Wiederholung einer kurz zuvor von Carter Gray, dem US-Geheimdienstchef, veranstalteten Pressekonferenz.

Grays Äußeres flößte auf den ersten Blick Zutrauen ein. Obwohl von eher gedrungener Statur, gaben seine breiten

Schultern, der stämmige Hals und das volle Gesicht ihm die wuchtige Präsenz eines Granitblocks. Die Brille verlieh ihm einen Habitus des Professionellen, doch durfte darin keineswegs eine bloße Fassade vermutet werden: Gray war Absolvent der herausragendsten Unis des Landes. Und alles, was ihn nicht die Hochschulen gelehrt hatten, war ihm durch eine nahezu vier Jahrzehnte lange praktische Tätigkeit vermittelt worden. Er machte den Eindruck, dass man ihn weder einschüchtern noch übertölpeln konnte.

»Im ländlichen Westen Virginias hat ein Farmer auf der Suche nach einer verirrten Kuh drei tote mutmaßliche Terroristen gefunden«, erklärte das Pokerface des Geheimdienstchefs. Sich den Vorfall bildlich auszumalen belustigte Alex, doch Grays ernstes Auftreten erstickte den Impuls, laut aufzulachen. »Forensischen Untersuchungen zufolge waren die Männer seit mindestens einer Woche, vielleicht schon länger tot. Anhand der Datensammlungen im NIC konnte einer der Toten als Mohammed al-Zawahiri identifiziert werden, der im Verdacht steht, an der Ostküste einen Drogenring zu betreiben und am Selbstmordbombenanschlag auf die Grand Central Station beteiligt gewesen zu sein. Der zweite Tote ist ein gewisser Adnan al-Rimi, möglicherweise ein Helfershelfer al-Zawahiris, während die Identität des dritten Toten noch unklar ist. Aufgrund nachrichtendienstlicher Erkenntnisse des NIC hat das FBI fünf Personen verhaftet, denen Verbindungen zu al-Zawahiri angelastet werden. Außerdem wurden erhebliche Mengen an illegalen Drogen, Bargeld und Waffen konfisziert.« Gray wusste ganz genau, erkannte Alex, wie man in Washington die Trommel rühren musste. Er suggerierte der Öffentlichkeit, dass der NIC die Hauptarbeit leistete – aber nicht, ohne das FBI zu loben. In Washington wurde Erfolg an der Höhe des Budgets und am Einfluss gemessen. Jeder Bürokrat, der dies übersah, bewegte sich auf dünnem Eis. Trotzdem war jede Geheimdienstbehörde gelegentlich auf Gefälligkeiten der Schwesterorganisationen angewiesen. Offenkun-

dig verstand Gray sich in diesem Beziehungskranz vorzüglich abzusichern. »Den bisherigen Ermittlungen zufolge ist es eine der interessantesten Eigentümlichkeiten dieses Vorgangs«, fügte Gray seinen Darlegungen hinzu, »dass anscheinend al-Zawahiri seine beiden Komplizen getötet und anschließend Suizid begangen hat. Obwohl sein Tod mit kriminellen Drogengeschäften im Zusammenhang stehen könnte, sind wir der Ansicht, dass dieses unerwartete Ereignis in einer Zeit, da die Vereinigten Staaten im Krieg gegen den Terrorismus Durchbrüche erringen, in der Terroristenszene eine zusätzliche Schockwelle auslöst.« Gray hielt kurz inne. »Und nun übergebe ich das Wort«, beendete er dann mit markiger Stimme seine Ausführungen, »dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

Auch dieses Mal entsprach alles dem gewohnten Standardablauf der Pressekonferenzen. Gray erläuterte in verständlicher Sprache die Einzelheiten. Ihm folgte der charismatische Brennan und schwang die Keule der politischen Totschlagargumente, indem er mit bombastischen Phrasen jeglichen Zweifel daran, wer das Vaterland am wirksamsten zu schützen wusste, nachhaltig erstickte.

Als Brennan das Wort ergriff, widmete Alex seine Aufmerksamkeit erneut der Bar und der attraktiven Kellnerin. Ihm war völlig klar, dass ständig mindestens zwei Dutzend Typen scharf auf Kate Adams waren, von denen die Mehrheit vermutlich bessere Chancen hatte als er. Und wahrscheinlich wusste Kate genau, wie ihm zumute war; möglicherweise hatte sie es sogar schon eher gemerkt als er selbst.

Alex straffte die Schultern und fasste einen Entschluss. Es gab keinen Grund, wieso nicht er der von den zwei Dutzend Typen sein sollte, der letzten Endes Erfolg bei ihr hatte.

Doch auf halbem Weg zur Bar blieb er stehen. Ein neuer Gast hatte das Lokal betreten und war schnurstracks zu Kate gegangen. Das Lächeln, das augenblicklich auf ihrem Gesicht erschien, ließ Alex erkennen, dass der Ankömmling eine be-

sondere Bedeutung für Kate hatte. Alex nahm wieder Platz und beobachtete das Paar, das am Ende der Theke die Köpfe zusammensteckte, um sich privat zu unterhalten. Der Mann war etwas kleiner als Alex, kräftig gebaut, aber jünger, und sah gut aus. Alex' geübtes Auge erkannte, dass er erlesene Klamotten trug. Vielleicht war er einer dieser teuren Hausanwälte oder Lobbyisten, die sich auf der K. Street tummelten. Jedes Mal, wenn Kate lachte, hatte Alex das Gefühl, ein Fleischerbeil würde ihm den Schädel spalten.

Alex leerte sein Glas und wollte gehen, als er plötzlich seinen Namen hörte. Er drehte den Kopf und sah Kate winken. Zögernd schlurfte er zur Theke.

»Alex, das ist Tom Hemingway«, machte Kate die Männer miteinander bekannt. »Tom, das ist Alex Ford.«

Als sie einander die Hand schüttelten, drückte Hemingway mit solcher Kraft zu, dass Alex, wenngleich er ziemlich robust war, ein schmerzhafter Stich durch den Arm schoss. Er senkte den Blick auf Hemingways Faust und sah erstaunt die Dicke der Finger und Knöchel; sie glichen stählernen Keilen. Hemingway verfügte über die stärksten Fäuste, die Alex je erlebt hatte.

»Aha, Secret Service«, sagte Hemingway, sobald er Alex' rote Anstecknadel sah.

»Und Sie?«, erkundigte sich Alex.

»Ich arbeite in einem Bereich, den ich Ihnen nicht nennen darf, weil ich Sie sonst umbringen müsste«, antwortete Hemingway mit geheimniskrämerischem Lächeln.

Alex konnte seine Verachtung kaum verhehlen. »Ich habe Kumpel bei CIA, DIA, NRO und NSA. Wozu gehören Sie?«

»Ich spreche nicht von so was Geläufigem, Alex«, entgegnete Hemingway und lachte dabei vor sich hin.

Alex blickte Kate an. »Seit wann gibt das Justizministerium sich mit so dubiosen Figuren ab?«

»Wir arbeiten sogar gemeinsam an einem Fall, meine Behörde und das Justizministerium«, erklärte Hemingway. »Kate ist als Chefberaterin tätig. Ich bin der Verbindungsmann.«

»Ich bin mir sicher, Sie könnten sich keine bessere Mitarbeiterin als Kate wünschen.« Alex stellte das leere Glas auf der Theke ab. »Also, dann mach ich mich mal auf die Socken.«

»Bestimmt kommen Sie doch bald wieder«, meinte Kate eilends.

Alex gab keine Antwort, sondern wandte sich an Hemingway. »Viel Spaß noch, Tom. Und plappern Sie nicht aus, wo Sie Dienst tun. Ich möchte nicht in die Verlegenheit geraten, Sie festnehmen zu müssen, weil Sie irgendeinen armen Hund, der zu viele Fragen gestellt hat, abgemurkst haben.« Damit verließ er die Theke. Dank des dritten Auges, das sämtliche Secret-Service-Agenten am Hinterkopf zu haben schienen, spürte Alex den bösen Blick, mit dem Hemingway seinen Abgang verfolgte. Die sorgenvolle Miene, mit der Kate ihm nachschaute, bemerkte er nicht.

Das war ein mieser Ausklang eines durchschnittlich beschissenen Tages. Alex beschloss, einen Spaziergang zu machen und seine Seele vom Beefeater-Martini mit den drei dicken Oliven besänftigen zu lassen. Inzwischen wünschte er sich, er hätte sich einen zweiten Drink gegönnt.

Von einer Wohltätigkeitsveranstaltung kehrte der Autokorso des Präsidenten zurück zum Weißen Haus, schlängelte sich durch freie Straßen und über abgesperrte Kreuzungen. Infolge der sorgfältigen Vorarbeit der Secret-Service-Vorausabteilungen kamen US-Präsidenten niemals in einen Stau. Allein diese Verlockung könnte in Washington für manchen frustrierten Pendler Grund genug sein, für das Präsidentenamt zu kandidieren. Auf der Hinfahrt hatte Gray seinen Chef in sämtliche aktuellen geheimdienstlichen Tätigkeiten eingeweiht. Jetzt saß Brennan auf der Rückbank des »Ungetüms« und sah

grüblerisch diverse Wahlprognosen durch, während Gray den Blick nach vorn gerichtet hielt und sich wie stets in Gedanken mit einem Dutzend Vorgänge gleichzeitig befasste.

Schließlich blickte Gray seinen Chef an. »Mit Verlaub, Sir, es wird das Ergebnis nicht ändern, wenn Sie alle fünf Minuten die Wahlprognosen durchsehen. Als Präsidentschaftskandidat erreicht Senator Dyson nicht im Entferntesten Ihre Qualitäten. Sie werden die Wahl mit Abstand gewinnen.« Gray fügte eine diplomatische Äußerung an. »Insofern können Sie sich den Luxus erlauben, sich zwischendurch mit anderen Fragen von maßgeblicher Bedeutung zu beschäftigen.«

Brennan lachte auf und legte die Wahlprognosen beiseite. »Carter, Sie sind ein kluger Kopf, aber kein Politiker. Keine Wahl ist gewonnen, ehe nicht die letzte Stimme gezählt ist. Aber ich bin mir natürlich bewusst, dass mein Vorsprung in den Wahlprognosen zum Teil Ihnen zu verdanken ist.«

»Ich weiß es sehr zu schätzen, Mr. President, dass Sie während meiner anfänglichen Durststrecke zu mir gestanden haben.«

In Wahrheit hatte Brennan, wie Gray nur zu gut wusste, im Verlauf der ausgedehnten »Durststrecke« mehrmals erwogen, ihn aus dem Amt zu feuern. Doch obwohl Gray niemals ein Schleimer gewesen war, musste er einräumen, dass der Hintern des mächtigsten Mannes der Welt nicht der übelste Ort war, um hineinzukriechen. »Haben Sie derzeit noch mehr Typen wie diesen al-Zawahiri aufs Korn genommen?«

»Dieses Vorkommnis dürfte eine Ausnahme bleiben, Mr. President.« Bislang war Gray sich nicht einmal sicher, wieso al-Zawahiri eigentlich ein solches Ende gefunden hatte. Gern hätte der NIC-Chef daraus den Rückschluss gezogen, dass seine Strategie, Terroristengruppen zu infiltrieren und gewisse Taktiken anzuwenden, um sie gegeneinander auszuspielen, endlich Früchte trug. Dennoch war Gray ein viel zu misstrauischer Mann, als dass er andere Alternativen ausgeschlossen hätte.

»Auf jeden Fall hat es uns bei den Medien zu positiver Resonanz verholfen.«

Wie schon oft in der Vergangenheit bezwang Gray das Verlangen, auszusprechen, was er von solchen Bemerkungen hielt. Der Spionageveteran hatte schon unter mehreren Präsidenten gedient, und alle waren ähnlich wie Brennan gewesen. Solche Männer waren keine von Natur aus dämlichen Zeitgenossen. Im Vergleich zu ihrem hohen Rang allerdings neigten sie nach Grays Ansicht viel stärker zu menschlichen Schwächen als ihre Mitbürger. Im Wesentlichen betrachtete Gray sie als selbstsüchtige, egoistische Wesen, die in der Hitze des politischen Kampfes geformt und gehärtet wurden. Sämtliche Präsidenten konnten behaupten, sie erstrebten das Gute, hätten das richtige Programm, wären die Vertreter ihrer politischen Partei, doch nach Grays Erfahrungen kam es ihnen nur darauf an, im Oval Office zu thronen. Macht schenkte den stärksten Rausch der Welt, und die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten bedeutete die größte Machtfülle überhaupt; dagegen wirkte Heroin wie ein Placebo.

Und dennoch: Sollte Brennan diese Nacht tot umfallen, stand sofort ein geeigneter Vizepräsident bereit, um in seine Fußstapfen zu treten, und alles nahm seinen gewohnten Gang. Gray war der Auffassung, dass Amerika kein bisschen aus dem Takt geriet, falls Brennan bei der bevorstehenden Wahl doch unterlag und sein Nachfolger ins Weiße Haus einzog. Präsidenten betrachteten sich als unentbehrlich, doch der Chef des NIC wusste es besser: Sie waren es nicht.

»Ich versichere Ihnen, Mr. President, sobald ich von ähnlichen Fällen wie al-Zawahiri weiß, erfahren Sie davon.«

Brennan war ein viel zu gewiefter Politiker, als dass er an die Ernsthaftigkeit dieser Beteuerung geglaubt hätte. Es zählte zur Washingtoner Tradition, dass Geheimdienstchefs ihren Präsidenten Kenntnisse vorenthielten. Trotzdem hielt Brennan es für angebracht, den weithin beliebten Gray seine Aufgabe nach Gutdünken erfüllen zu lassen. Carter Gray war von Be-

ruf Spion, und Spione blieben immer verschwiegen; möglicherweise lag es ihnen im Blut, nie gänzlich offen zu sein. Es schien so, als ob sie aus dem Dasein verschwänden, sobald sie alles enthüllten.

»Sehen Sie zu, dass Sie noch ein wenig Schlaf finden, Carter«, sagte der Präsident, als er aus dem »Ungetüm« stieg. »Wir sehen uns morgen.«

Aus den anderen Fahrzeugen des Autokorsos quoll Brennans Geleit. Den Top-Beratern und sonstigen Mitarbeitern des Präsidenten war es merklich gegen den Strich gegangen, dass Brennan auf der Hin- und Rückfahrt mit Gray allein im Wagen gesessen hatte. Es war ein Bonus gewesen, den Brennan seinem Geheimdienstchef für die al-Zawahiri-Sache gewährt hatte, doch es hatte sich auch für den Präsidenten ausgezahlt. Mit seiner aufwühlenden Brandrede über die Bekämpfung des Terrorismus hatte Gray den wohlhabenden Teilnehmern der Veranstaltung fette Schecks aus den dicken Brieftaschen geleiert. Die Smokingträger hatten für Brennans Partei mehrere Millionen Dollar locker gemacht.

Kurz darauf wurde Gray unauffällig aus dem Weißen Haus eskortiert. Er hatte keineswegs die Absicht, dem Rat des Präsidenten zu folgen und sich ins Bett zu legen. Stattdessen betrat er fünfundvierzig Minuten später in Loudoun County, Virginia, das Hauptquartier des NIC. Zwei bewaffnete Kompanien – insgesamt vierhundert Soldaten – gewährleisteten die äußere Sicherheit des NIC. Doch keiner von ihnen hatte die geheimdienstliche Genehmigung, eines der Gebäude zu betreten, außer im Katastrophenfall. Das Hauptgebäude sah aus wie ein Glaspalast, der herrliche Ausblicke auf die Landschaft Virginias bot. Tatsächlich aber hatte das Bauwerk kein einziges Fenster. Hinter den Glasscheiben verhinderten Betonmauern – dick wie Bunkerwände und mit speziellen Materialien beschichtet –, dass der Blick menschlicher oder elektronischer Augen ins Innere drang.

Hier arbeiteten mehr als dreitausend mit modernster Technik ausgestattete Frauen und Männer sieben Tage die Woche und vierundzwanzig Stunden am Tag für den Schutz Amerikas, während die restlichen Nachrichtendienste den NIC jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde mit neuen Daten belieferten.

Nach den geheimdienstlichen Unzulänglichkeiten, die sich im Zusammenhang mit den Anschlägen des 11. September gezeigt hatten, und der Blamage der CIA wegen der angeblichen Massenvernichtungswaffen im Irak, waren zahlreiche führende US-Politiker in Zweifel geraten, ob eine Bezeichnung wie »American Intelligence« wirklich ihre Berechtigung hatte. Anschließende Versuche der Regierung, Reformen durchzuführen, hatten wenig Erfolg; stattdessen sorgten sie in einer Zeit, in der Klarheit und Zweckgerichtetheit zu den erklärten Zielen der Nation gehörten, lediglich für zusätzliche Verwirrung. Eine nationale Antiterrorbehörde mit eigenem Chef, der dem Präsidenten direkt verantwortlich war, sowie eine neue Geheimdienstabteilung beim FBI wurden der Vielfalt bereits vorhandener nachrichtendienstlicher Organisationen hinzugesellt, die sich in der Mehrzahl noch immer weigerten, untereinander Informationen auszutauschen.

Zu guter Letzt aber hatten sich vernünftigere Köpfe behauptet – zumindest waren sie in Grays Augen vernünftiger –, hatten mit dieser unnötig verschachtelten Struktur Schluss gemacht und an ihre Stelle einen einzigen nationalen Geheimdienstchef gesetzt, der eigenes Personal und eigene Einsatzzentren sowie, und das war von entscheidender Wichtigkeit, die Kontrolle über Budgetierung und Einsatz aller anderen Nachrichtendienste hatte. Eine alte Redensart der Spionageszene lautete, dass man von Analytikern aufs politische Glatteis geführt, von den Einsatzplanern aber hinter Gitter gebracht wurde. Gray gedachte, wenigstens selbst die Verantwortung für sein Scheitern zu tragen, sollte sein Sturz jemals unabwendbar werden.

Beim Betreten des Hauptgebäudes unterzog Gray sich dem biometrischen Erkennungsvorgang, bevor er in den Lift stieg, der ihn ins oberste Stockwerk beförderte.

Der Raum, den er aufsuchte, war klein, aber hell erleuchtet. Gray setzte sich auf seinen Platz und stülpte sich ein Headset über. Außer Gray befanden sich nur vier weitere Personen in dem Raum. An einer Wand gab es einen Monitor, und auf dem Tisch vor Gray lag eine mit dem Namen Salem al-Omari beschriftete Akte. Er kannte den Inhalt in- und auswendig.

»Es ist spät, also packen wir ’s an«, sagte Gray. Die Beleuchtung wurde gedimmt, der Monitor eingeschaltet, und man sah mitten in einem Zimmer einen Mann auf einem Stuhl sitzen. Er trug blauen Knastlook, jedoch keine Ketten an Händen und Füßen. Den Gesichtszügen nach zu urteilen stammte er aus dem Nahen Osten. Er hatte einen gehetzten, zugleich aber trotzigen Blick. Alle diese Leute verhielten sich trotzig, hatte Gray festgestellt. Wenn er jemanden wie al-Omari sah, musste er unwillkürlich an Romanfiguren Dostojewskis denken, an einen verbannten, der düstersten Grübelei verfallenen Außenseiter, der unablässig Pläne schmiedete und gedankenverloren irgendeine typische Anarchistenwaffe streichelte. Al-Omari hatte das Gesicht eines Fanatikers, eines von krankhafter Bosheit Besessenen – genau der Typ, der Gray jene beiden Menschen für immer entrissen hatte, die ihm das Liebste auf der Welt gewesen waren.

Obwohl al-Omari Tausende Kilometer entfernt in einer Einrichtung saß, von deren Existenz nur sehr wenige Menschen wussten, waren Bild und Ton dank der Satellitenverbindung kristallklar.

Über das Headset richtete Gray auf Englisch eine Frage an al-Omari. Prompt antwortete der Mann auf Arabisch und schmunzelte süffisant. »Mr. al-Omari«, sagte Gray in tadellosem Arabisch, »ich beherrsche Ihre Sprache fließend, besser noch als Sie. Ich weiß, dass Sie lange in England gewohnt haben und sich auf Englisch besser ausdrücken können als auf

Arabisch. Deshalb schlage ich vor, dass wir Englisch reden, damit keine Missverständnisse zwischen uns aufkommen.« Das Lächeln wich aus al-Omaris Gesicht, und er nahm auf dem Stuhl eine aufrechtere Haltung ein. Gray erläuterte ihm sein Angebot. Al-Omari sollte als Spion für die Vereinigten Staaten tätig werden und eine der gefährlichsten Terroristengruppen des Nahen Ostens infiltrieren. Sofort lehnte al-Omari ab. Gray wiederholte sein Angebot, und wieder wies al-Omari es zurück. Er behauptete, gar nicht zu wissen, um was es ging.

»Derzeit gibt es weltweit dreiundneunzig vom US-Außenministerium als terroristisch eingestufte Organisationen, von denen die meisten ihren Ursprung im Nahen Osten haben«, erklärte Gray. »Sie haben die Mitgliedschaft in mindestens drei solcher Gruppierungen zugegeben. Darüber hinaus hat man bei Ihnen falsche Pässe, Konstruktionspläne der Woodrow Wilson Bridge und Material zum Bombenbau gefunden. Also, künftig werden Sie für uns arbeiten, oder Ihr Leben wird äußerst unangenehm.«

Al-Omari grinste und beugte sich näher zur Kamera. »Vor Jahren bin ich in Jordanien von Ihrer CIA, Ihrem Militär und Ihrem FBI verhört worden, Ihren so genannten Tiger-Teams. Man hat Frauen zu mir gebracht, die nur Unterwäsche am Leib hatten. Sie beschmierten mich mit Menstruationsblut – oder was sie dafür ausgaben –, sodass ich unrein wurde und meine Gebete nicht verrichten konnte. Sie rieben ihre Körper an mir und versprachen mir Fleischeslust, wenn ich Aussagen mache. Ich habe sie fortgejagt und wurde daraufhin geprügelt.« Er lehnte sich zurück. »Man hat mir mit Vergewaltigung gedroht, und es hieß, ich bekäme davon Aids und müsste sterben. Es ist mir egal. Anders als die Christen fürchten wahre Anhänger des Propheten den Tod nicht. Darin liegt die größte Schwäche der Christen, die zu ihrem Untergang führen wird. Der Islam wird triumphieren. So steht es im Koran. Der Islam wird zum Herrscher über die Welt.«

»Nein, das steht nicht im Koran«, widersprach Gray. »In keiner der einhundertvierzehn Suren. Und auch die Worte Mohammeds erwähnen nichts von Weltherrschaft.«

»Sie haben das Hadith gelesen?«, fragte al-Omari verdutzt, womit er sich auf jenen Text bezog, der die so genannten Worte Mohammeds, seinen Lebenslauf und die Biografien der ersten Moslems umfasste.

»Und ich habe den Koran auf Arabisch gelesen. Leider haben westliche Gelehrte bei der Übersetzung bisher keine sonderlich gute Leistung zustande gebracht. Da Sie den Islam kennen, Mr. al-Omari, müssten Sie wissen, dass er in Wahrheit eine friedliche, tolerante Religion ist und nur nachdrücklich auf seine Verteidigung besteht. Letzteres ist durchaus verständlich, weil seit den Kreuzzügen gewisse ›zivilisierte‹ Kulturen sich stets bemüht haben, die Moslems zu ihrem Glauben zu bekehren, erst mit dem Schwert, dann mit Kanonen. Aber auch im Hadith heißt es, dass sogar im Dschihad unschuldige Frauen und Kinder verschont bleiben müssen.«

»Als ob unter Ihresgleichen jemand unschuldig wäre!«, schnauzte al-Omari. »Der Islam muss gegen alle kämpfen, die ihn knechten wollen.«

»Der Islam repräsentiert ein Fünftel der Menschheit, und die überwiegende Mehrheit Ihrer Glaubensbrüder ist von der Richtigkeit des freien Wortes, der freien Presse und der Gleichheit vor dem Gesetz überzeugt. Und mehr als die Hälfte aller Moslems der Welt hat demokratisch gewählte Regierungen. Ich weiß, dass Sie in einem Madrasa in Afghanistan ausgebildet worden sind, sodass Ihre Kenntnis des Koran sich auf eine verzerrte Auswahl beschränkt; daher sehe ich Ihnen Ihr Unwissen nach.« Gray schwieg dazu, dass al-Omaris Training im Madrasa mit Sicherheit auch den Umgang mit automatischen Waffen und eine Unterweisung im Heiligen Krieg eingeschlossen hatte. Aus diesem Grund standen diese Trainingszentren in dem zweifelhaften Ruf, islamische Versionen der Militärakademie West Point zu sein. »Sie hatten den Ehr-

geiz, Schahid zu werden«, führte Gray seine Darlegungen fort, »aber weder den Mut noch den Glaubenseifer, um sich als Selbstmordattentäter zu melden. Ebenso fehlt es Ihnen an Rückgrat und Entschlossenheit, um Mudschahed zu sein.«

»Sie werden schon noch sehen, ob ich genug Mumm habe, um für den Islam zu sterben.«

»Sie umzubringen hat für mich keinen Nutzen. Ich will, dass Sie für mich arbeiten.«

»Fahren Sie zur Hölle!«

»Wir können es auf die sanfte oder harte Tour machen«, sagte Gray und sah auf die Uhr. Inzwischen war er seit dreißig Stunden auf den Beinen. »Und es gibt viele Wege ins Janna.«

Wieder beugte al-Omari sich vor. »Ich bestimme meinen Weg ins Paradies selbst«, höhnte er.

»Sie haben in England Frau und Kinder«, sagte Gray.

Al-Omari verschränkte die Arme auf dem Brustkorb und setzte eine ausdruckslose Miene auf. »Abschaum wie Sie werden im nächsten Leben unsere Diener sein.«

»Einen Sohn und eine Tochter.« Gray tat so, als hätte er die Äußerung nicht gehört. »Mir ist klar, dass Frauenschicksale Sie nicht sonderlich kümmern. Aber was den Jungen betrifft…«

»Mein Sohn wird gern sterben, wenn…«

Mit fester Stimme unterbrach Gray den Mann. »Ich habe nicht vor, Ihren Sohn zu töten. Ich habe andere Pläne mit ihm. Er ist doch gerade erst achtzehn Monate alt geworden?«

In al-Omaris Miene spiegelte sich ein Anflug von Besorgnis. »Woher wissen Sie das?«

»Und es ist Ihr Wunsch, den Jungen im moslemischen Glauben zu erziehen?«

Al-Omari gab keine Antwort, starrte nur in die Kamera.

»Wenn Sie sich weigern, für uns zu arbeiten«, fuhr Gray fort, »nehme ich Ihren Sohn seiner Mutter weg. Ein liebevolles Ehepaar wird ihn adoptieren und wie ein eigenes Kind aufziehen.« Er legte eine kurze Kunstpause ein, damit seine

nächsten Worte umso mehr Nachdruck erhielten. »Dann wird er in Amerika von Amerikanern im christlichen Glauben erzogen. Sie haben es selbst in der Hand.«

Al-Omari verlor die Fassung, sprang auf und taumelte auf die Kamera zu, bis Fäuste ihn packten und zurück auf den Stuhl zerrten. Seine weiteren Antworten schrie er auf Arabisch, doch Gray verstand sie deutlich genug. Al-Omari geriet so sehr außer Kontrolle, dass er an den Stuhl gefesselt werden musste. Da er unentwegt Drohungen ausstieß, brachte man ihn schließlich mit Klebeband zum Schweigen. Gray schob die Akte des Gefangenen zur Seite. »Im Laufe der letzten Jahre sind durch Menschen wie Sie siebentausendachthundertsechzehn Amerikaner ums Leben gekommen. Alle diese Todesfälle sind auf amerikanischem Boden herbeigeführt worden. Rechnen wir die Anschläge in Übersee mit, ergeben sich fast zehntausend Tote. Manche der Opfer waren Kinder, die damit der Möglichkeit beraubt wurden, sich überhaupt einer Religion zuzuwenden. Ich gewähre Ihnen eine Frist von vierundzwanzig Stunden, um sich zu entscheiden. Wenn Sie mit uns zusammenarbeiten, dürfen Sie und Ihre Familie in Wohlstand leben. Wenn Sie jedoch ablehnen…« Gray nickte dem Mann zu, der neben ihm saß, und der Bildschirm wurde dunkel.

Gray betrachtete die sechs anderen Dossiers, die vor ihm lagen. Vier betrafen Personen aus dem Nahen Osten, ähnliche Menschen wie al-Omari. Die fünfte Akte enthielt Daten über einen Neonazi aus Arkansas; der sechste Kandidat, Kim Fong, war Mitglied einer südostasiatischen Terroristengruppe, die Verbindungen zu Terrororganisationen im Nahen Osten unterhielt. In der inoffiziellen Nomenklatur nannte man diese Gefangenen »Geisterhäftlinge«. Niemand außer Gray und wenigen auserlesenen Eingeweihten im NIC wusste, dass sie sich in Gewahrsam befanden. Genau wie die CIA setzte der NIC überall auf der Welt geheime paramilitärische Kommandos ein, zu deren Aufgaben es unter anderem zählte, mutmaß-

liche Feinde Amerikas gefangen zu nehmen, ohne dass es zu gerichtlichen Verfahren kam.

Gray hatte die Absicht, auch diesen Geisterhäftlingen ähnliche Angebote zu unterbreiten, wenngleich die Art des Köders davon abhing, welche Informationen Gray über den jeweiligen Betroffenen gesammelt hatte. Geld kaufte mehr Leute solchen Schlages, als man erwarten sollte. Reiche sprengten sich und ihre Mitmenschen nicht aus religiösen oder anderweitigen Erwägungen in Stücke. Allerdings beeinflussten sie öfters andere dahingehend, dies in ihrem Auftrag zu tun. Falls die Hälfte der Kandidaten sein Angebot annahm, konnte Gray sich glücklich schätzen.

Eine Stunde später verließ Gray den NIC. Nur der Neonazi hatte sich sofort zur Mitarbeit bereiterklärt, zweifellos weil Grays Drohung, ihn andernfalls an eine radikalgewalttätige Anti-Nazi-Vereinigung mit Sitz in Südamerika auszuliefern, ihm hinlänglichen Anreiz bot. Ansonsten jedoch hatte die nächtliche Werbeaktion sich als Enttäuschung erwiesen.

Auf dem Weg zum Auto beschäftigten sich Grays Gedanken mit der leidigen Gesamtsituation. Die Gewalt wuchs auf beiden Seiten; je härter die eine Seite zuschlug, umso härter schlug die andere zurück. Mit nur einem Bruchteil ihres nuklearen Arsenals könnten die Vereinigten Staaten den gesamten Nahen Osten auslöschen, binnen eines Sekundenbruchteils sämtliche Bewohner der Region verglühen lassen und alle heiligen Stätten zweier Weltreligionen vernichten. Wenn er dieses undenkbare Szenario ausschloss, sah Gray keine eindeutige Lösung. Dieser Krieg wurde nicht zwischen gepanzerten Bataillonen von Berufssoldaten und bunt gescheckten Horden von Turbanträgern mit Gewehren und Raketenabschussgeräten ausgefochten. Genauso wenig ging es dabei um Unterschiede zwischen Religionen. Nein, dieses Ringen vollzog sich zwischen zwei verschiedenen Mentalitäten, und dabei ging es um die Frage, wie Menschen ihr Leben gestalten sollten. Es war ein Kampf, bei dem es um politische, gesell-

schaftliche und kulturelle Inhalte ging – Facetten, die zu einem zunehmend komplizierten Mosaik einer Menschheit verschmolzen, die sich enormen Spannungen ausgesetzt sah. Bisweilen fragte sich Gray, ob man den Konflikt statt mit Soldaten und Spionen nicht besser mit Psychiatern und Sozialarbeitern austragen sollte. Doch ihm blieb nichts anderes, als jeden Morgen aufzustehen und seine Pflicht zu tun.

Gray lehnte sich in den abgewetzten Ledersitz des Suburban, während die bewaffneten Leibwächter achtsam die Augen offen hielten. Für fünfzehn Minuten schloss Gray die Lider, bis er spürte, dass der Wagen verlangsamte. Dann ertönte das vertraute Knirschen, als die Fahrzeugkolonne auf den Kiesweg einbog, der zu Grays bescheidenem Zuhause führte. Man bewachte seinen Wohnsitz so streng wie die Behausungen der VIPs am Naval Observatory: Präsident Brennan wollte nicht, dass seinem Geheimdienstchef etwas zustieß.

Gray lebte allein, wenn auch keineswegs freiwillig. Er ging ins Haus, trank ein Bier zur Entspannung und stieg hinauf ins Obergeschoss. Wie stets vor dem Schlafengehen nahm er die beiden Fotos zur Hand, die gegenüber von seinem Bett auf dem Kaminsims standen. Das eine Foto zeigte seine Frau Barbara, die den Großteil seines Erwachsenenlebens mit ihm geteilt hatte; das zweite Foto zeigte sein einziges Kind, seine Tochter Margaret – Maggie, so hatte jeder sie gerufen. Hatte? Ihm war es nie geläufig geworden, von seiner Familie in der Vergangenheitsform zu denken. Wie anders aber *sollte* man an Menschen denken, die tot und begraben waren? Er küsste die beiden Bilder und stellte sie auf den Kamin zurück.

Nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, lastete die schreckliche Bürde des Bedrücktseins dreißig Minuten lang auf ihm, kürzer als sonst; dann sank Carter Gray in einen Schlaf der Erschöpfung. In fünf Stunden musste er wieder aufstehen und sich erneut in den einzigen Kampf stürzen, den er als lohnenswert erachtete.

Alex Fords nächtlicher Spaziergang führte ihn nach Osten, und bald gelangte er auf bekanntes Territorium: 1600 Pennsylvania Avenue. Die Gegend zwischen dem Weißen Haus und dem Lafayette Park war von Ulmen und versenkbaren Pollern gesäumt, dazwischen garniert mit Wachhäuschen, die man getarnt hatte, damit sie nicht auffielen wie Zuchthaus-Wachtürme. Doch das Hauptanliegen war und blieb Sicherheit, egal wie viel neue Bäume und hübsche Blümchen man pflanzte.

»He, Alex«, rief ein Mann, der gerade durch das Tor der Vorderseiten-Wache auf die Straße kam.

»Hallo, Bobby. Feierabend?«

Bobby schmunzelte. »Siehst du vielleicht ’nen Ohrhörer aus meinem Arsch baumeln? Ich geh nach Hause zu meiner Liebsten und den Kleinen, falls sie nicht weggezogen sind und vergessen haben, es mir zu sagen. Unmöglich wär’s nicht, ich bin ja nie da. Und wieso bist du wieder hier?«

Alex zuckte die Achseln. »Na ja, wenn man erst einmal im Präsidentenschutz arbeitet, kann man sich schwer davon trennen.«

»Genau. Ich warte auf die Zeit, in der ich meine Familie häufiger als einmal im Jahr sehe.«

»Bist du im Begleiterteam der Wahlkampftour?«

Bobby nickte. »Übermorgen geht’s los, um zwischen Iowa und Mississippi noch mehr Hände zu schütteln und Reden zu halten. Wegen des Wahlkampfrummels sind wir knapp an Personal und mussten WFO-Mitarbeiter heranziehen, um genug Leute für den Präsidenten und die VIP-Familien zu haben.«

»Hab ich mitgekriegt. Im Büro war’s heute ziemlich leer.«

»Brennan hat heute Abend Parteispenden eingesackt. Kusshändchen gegen Dollars. Zum Glück durfte ich hier bleiben.«

»Ja, da kannst du von Glück reden.«

Bobby lachte. »Ich weiß nicht, ob du ’s schon gehört hast, aber in Pennsylvania hat sich der Heimatort des Präsidenten in

Brennan umbenannt. Während der Wahlkampfreise wird er dort antanzen und an der Umbenennungsfeier teilnehmen. So eine Bauchpinselei…« Bobby rückte näher und senkte die Stimme. »Brennan ist kein schlechter Kerl, ich hab ihn ja auch gewählt. Trotzdem, er ist gerissen. Was er so alles nebenbei treibt…«

»Da ist er nicht der Erste.«

»Wenn Lieschen Müller wüsste, was wir wissen, hm?«

Während Alex sich entfernte, lenkte er den Blick hinüber zum Lafayette Park, wo noch die restlichen »Weißes-Haus-Dauerprotestler« campierten (so lautete Alex' und anderer Secret-Service-Agenten höfliche Bezeichnung für diesen Personenkreis). Die Protestschilder, die Zelte und die abstrus aussehenden Typen hatten Alex schon immer fasziniert. Früher waren es erheblich mehr gewesen, und überall waren aufwändige Schilder und Spruchbänder zu sehen. Doch schon vor dem 11. September hatte man für eine gewisse Eindämmung gesorgt, und die spätere Umgestaltung des Areals vor dem Weißen Haus hatte einen guten Vorwand geliefert, um noch nachdrücklicher mit den Dauerdemonstranten aufzuräumen. Doch selbst die Machtlosen hatten in Amerika Rechte. Einige hatten Kontakte zur US-Bürgerrechtsunion geknüpft und vor Gericht auf Rückkehrgenehmigung geklagt, und tatsächlich hatte der Oberste Gerichtshof zu ihren Gunsten entschieden. Letzten Endes hatten aber nur zwei Demonstranten sich wieder eingefunden.

Während seiner Dienstzeit im Weißen Haus hatte Alex einige von diesen Leuten kennen gelernt. Die Mehrheit war eindeutig verhaltensgestört; deshalb behielt der Secret Service sie unter intensiver Observation. Alex erinnerte sich an einen Burschen, der ausschließlich mit Schlipsen bekleidet gewesen war, die er sich um die wichtigsten Körperstellen gewickelt hatte. Aber nicht alle Demonstranten waren reif für die Dachklempnerei, auch nicht der Mann, den Alex nun aufzusuchen beabsichtigte.

Vor einem Zelt blieb er stehen. »Oliver?«, rief er. »Alex Ford. Sind Sie da?«

»Oliver nix da«, sagte eine Frauenstimme mit abfälligem Beiklang.

Alex schaute der Frau entgegen, die mit einem Pappbecher Kaffee in der Hand zu ihm geschlurft kam. »Wie läuft's denn so, Adelphia?«

»In ganze Land unmoralische Ärzte tun morden Kinder, so läuft's!«

Mangel an leidenschaftlichem Engagement konnte man der Frau nicht vorwerfen. Vielleicht übertrieb Adelphia es ein bisschen mit ihrem Eifer, doch Alex respektierte, dass sie immerhin Engagement aufbrachte.

»Ja, das hört man immer wieder.« Er schwieg einen Moment. »Äh… wo steckt Oliver?«

»Sag doch, nicht da. Gehen musste irgendwohin.«

»Und wohin?« Alex kannte sowohl Stones wie auch Adelphias Anschrift, wollte der Frau aber nicht preisgeben, dass er diese Informationen besaß. Adelphia war, wie er längst wusste, auch so schon paranoid genug.

»Nicht bin ich sein Vormund.« Sie kehrte ihm den Rücken zu.

Alex lächelte. Als er noch der Präsidentengarde angehörte, hatte er immer den Verdacht gehegt, dass die Frau eine Schwäche für Mr. Stone hatte. Die meisten Agenten, die Oliver Stone kannten, taten ihn als harmlosen Knallkopf ab, der sich aufgrund irgendeiner albernen Spinnerei den Namen eines berühmten Filmregisseurs zugelegt hatte. Alex hatte sich Zeit genommen, den Mann genauer kennen zu lernen, und dabei entdeckt, dass Stone sich durch Bildung und Gedankenschärfe auszeichnete und die politische und ökonomische Vielschichtigkeit der Welt wirklichkeitsgetreuer verstand als manche der Schießbudenfiguren, die auf der anderen Straßenseite arbeiteten. Insbesondere wusste er bestens über sämtliche Einzelheiten offenbar jeder kursierenden Verschwörungs-

theorie Bescheid. Einige Agenten nannten ihn deswegen »König Komplott«. Außerdem war Stone ein überragender Schachspieler.

»Wenn Sie Oliver sehen, richten Sie ihm bitte aus, dass Agent Ford nach ihm gefragt hat«, rief Alex der Frau zu. »Bitte denken Sie daran, ja?« Adelphia ließ nicht erkennen, ob sie ihn gehört, geschweige denn verstanden hatte; aber so war sie eben.

Zu Fuß ging Alex zu der Straße, an der er sein Auto geparkt hatte. Unterwegs sah er etwas, das ihn zum Stehenbleiben bewog. An der nächsten Ecke befassten sich zwei Männer, ein Schwarzer und ein Weißer, mit einem in einer Lücke zwischen zwei Häusern frei stehend montierten Geldautomaten. Die Weißen trugen Overalls, auf deren Rücken *Wartungsdienst* stand. Ihr Lieferwagen stand am Straßenrand. Auf der Seite standen ein Firmenname und eine Telefonnummer zu lesen.

Alex versteckte sich im Schatten, zückte das Handy und rief die auf dem Lieferwagen angegebene Nummer an. Ein Anrufbeantworter mit geschäftsmäßiger Stimme meldete sich, nannte die Öffnungszeiten der Firma und Ähnliches. Alex warf einen kurzen Blick in den Lieferwagen; dann zückte er seinen Secret-Service-Dienstausweis und ging zu den Männern.

»He, Freunde, wartet ihr den Apparat da?«

Der Kleinere warf einen Blick auf den Dienstausweis und nickte. »Ja. Wir sind nun mal Pechvögel.«

Alex betrachtete den Geldautomaten, und sein geübtes Auge sah, was er befürchtet hatte. »Ich hoffe, ihr seid in der Gewerkschaft, Freunde.«

»Stolze Mitglieder der Ortsgruppe Vierhundertdreiundfünfzig«, antwortete der Kleinere mit einem Auflachen. »Wenigstens wird für die Nachtschicht doppelt gelöhnt.«

Also gut. Es ist wieder mal so weit.

Alex zog die Pistole und richtete sie auf die beiden Männer. »Macht den Apparat auf.«

»Sie sind doch vom Secret Service«, meinte der Schwarze gereizt. »Was müssen Sie da Geldautomaten kontrollieren?«

»Nicht dass ich verpflichtet wäre, mich zu rechtfertigen, aber ursprünglich wurde der Secret Service tatsächlich zu dem Zweck gegründet, die offizielle Währung der Vereinigten Staaten zu schützen.« Alex zielte mit der Waffe auf den Kopf des Schwarzen. »Aufmachen!«

In dem Geldautomaten steckten nicht weniger als hundert Scheckkarten.

Alex belehrte die zwei Gauner über ihre Rechte, legte ihnen Plastikhandschellen an und beorderte einen Streifenwagen herbei. Der Schwarze musterte ihn, während sie warteten.

»Wir ziehen das schon lange durch und hatten noch nie Ärger. Wie haben Sie das gespannt, zum Teufel?«

»Am Aufnahmeschlitz ist ein Kartenlesegerät montiert. Es speichert die PIN, sodass man eine neue Scheckkarte fälschen kann. Außerdem sind Banken sparsam. Sie würden eher den Teufel tun, als Gewerkschaftsmitgliedern Überstunden doppelt zu bezahlen, damit sie mitten in der Nacht losfahren und solche Kästen warten.«

Nachdem die Polizei die beiden Männer fortgeschafft hatte, eilte Alex zu seinem Auto. Selbst nach dieser erfolgreichen, wenngleich unvorhergesehenen Festnahme konnte er an nichts anderes denken als an Kate Adams, die tagsüber für das Recht stritt, abends Longdrinks servierte und anscheinend in engem Verhältnis zu Prankenmann Tom Hemingway von der unbekannten ultrageheimen Behörde stand.

Nun konnte Alex nur hoffen, dass der morgige Tag besser anfing.

Stone, Milton, Reuben und Caleb gingen über den Hauptweg auf Theodore Roosevelt Island, einer 90 Morgen großen, mitten im Potomac liegenden Gedenkstätte für den früheren Präsidenten und einstigen Kommandeur des Rough-Rider-Regiments. Nach kurzem Marsch erreichten sie einen freien Platz, auf dem eine riesige Statue Teddy Roosevelts stand und den rechten Arm in den Himmel streckte, als wollte er fast 90 Jahre nach seinem Ableben den Amtseid widerrufen. Der Platz war kunstvoll mit Ziegeln gepflastert; zwei gewölbte Brücken führten über von Menschenhand geschaffene Kanäle, und zu beiden Seiten des Denkmals sprudelte je ein Springbrunnen.

Oliver Stone nahm im Schneidersitz vor der Statue Platz, und die Freunde setzten sich dazu. Stone war ein begeisterter Anhänger von Teddy Roosevelt; aus diesem Grund fand das Treffen hier statt – allerdings illegal, denn offiziell wurde die Insel bei Einbruch der Dunkelheit gesperrt. »Hiermit eröffne ich die ordentliche Mitgliederversammlung des Camel Clubs«, erklärte Stone mit feierlicher Stimme. »Da keine formelle Tagesordnung vorliegt, beantrage ich, dass wir zuerst die seit der letzten Versammlung gemachten Beobachtungen diskutieren und danach zum Punkt ›Sonstiges‹ übergehen. Schließt sich jemand dem Antrag an?«

»Ich«, sagte Reuben gewohnheitsmäßig.

»Ich bitte alle, die den Antrag befürworten, um Abstimmung per Akklamation«, sagte Stone.

Der Antrag erhielt allgemeine Zustimmung. Stone entnahm seinem Rucksack eine Kladde und klappte sie auf. Reuben klaubte eine Hand voll zerknitterter Blätter aus der Tasche. Milton packte sein Notebook aus, kramte dann ein Fläschchen antibakterielle Lotion hervor und rieb sich damit ausgiebig die Hände ein. Stone beleuchtete seine Notizen mit einer kleinen Taschenlampe, während Reuben das flackernde Flämmchen seines Feuerzeugs benutzte.

»Brennan war heute bis in den späten Abend auf Achse«, erzählte Stone. »Carter Gray hat ihn begleitet.«

»Die beiden sind wie Siamesische Zwillinge!«, sagte Reuben hitzig.

»Wie J. Edgar Hoover und Clyde Tolson«, meinte Caleb und nahm die Melone ab.

»Ich dachte mehr an Lenin und Trotzki«, brummte Reuben.

»Also traut ihr Gray nicht?«, erkundigte sich Stone.

»Kann man 'nem Stenz trauen, der sich darin gefällt, Zar genannt zu werden?«, hielt Reuben ihm entgegen. »Und was Brennan angeht, so weiß ich bloß eines: Er sollte dem Himmel danken, dass es Terroristen gibt, denn ohne sie müsste er demnächst in der Suppenschlange anstehen.«

»Hast du wieder Zeitungen gelesen?«, fragte Stone belustigt.

»Ich guck in die Zeitung, damit ich was zu lachen habe, so wie jeder andere.«

Stone zog eine versonnene Miene. »James Brennan ist ein begabter Politiker mit brillantem Verstand. Darüber hinaus hat er die Gabe, den Menschen Vertrauen einzuflößen. Doch in seinem Innern lauert ein dunkleres Ich. Er verfolgt Pläne, von denen die Allgemeinheit nichts erfährt.«

Scharf blickte Reuben ihm ins Gesicht. »Ich habe den Eindruck, dass du damit weniger den Präsidenten, sondern vielmehr Carter Gray beschreibst.«

»Ich habe Fakten über mehrere Verschwörungen globalen Ausmaßes zusammengetragen«, sagte Milton aufgeregt, »von denen in den Medien kein Wörtchen zu finden ist.«

»Und ich«, sagte Reuben, indem er den Blick auf seine Notizen senkte, »habe persönlich drei Gelegenheiten vermerkt, bei denen der gegenwärtige Pressesprecher des Weißen Hauses seine eigentlich durchaus reizvolle Ehefrau betrogen hat.«

»Persönlich vermerkt?« Skeptisch schaute Caleb ihn an.

»Trotz der Scherereien, die sich einige seiner vergleichbar amourösen Vorgänger dadurch eingebrockt haben, hat es den

Anschein, dass unser ehrenwerter Kongressabgeordneter seinen Bohrer in Schrippen sticht, von denen er sich fernhalten sollte«, sagte Reuben und wedelte mit den Blättern. »Zwei gute Bekannte, die Einblick in solche Geschehnisse haben, halten mich auf dem Laufenden. Ich hab alles aufgeschrieben.«

»Was für gute Bekannte?«, hakte Caleb hartnäckig nach.

»Informanten höheren Ortes, die anonym bleiben wollen, das müsste dir doch klar sein«, grollte Reuben und steckte die angeblichen libidinösen Enthüllungen zurück in seine Jacke.

»Lasst mich erst mal meine Theorien vortragen«, forderte Milton ungeduldig. Er brauchte die nächsten zwanzig Minuten, um mit wahrem Enthusiasmus theoretische Bande zwischen Nordkorea und Großbritannien zu schildern, die angeblich den weltweiten Terrorismus förderten, um sich dann über eine mögliche Attacke einer im Jemen gesponnenen, seitens eines hohen Angehörigen der saudischen Königsfamilie angezettelten Kabale auf den Euro und den Yen zu ergehen. »Ich stufe diese Fakten als wesentlich für die nahende globale Apokalypse ein«, lautete seine Zusammenfassung, »die sich unzweifelhaft am Horizont abzeichnet.«

Die anderen Mitglieder des Camel Clubs saßen zuerst stumm da, schier überwältigt von Miltons Ausführungen. Das war eine ganz normale Reaktion, wenn er eine seiner verschlungenen Abhandlungen gehalten hatte.

»Weißt du, dieses Komplott zwischen Nordkorea und Großbritannien ist vielleicht ein bisschen weit hergeholt, oder was, Milton?«, gab Reuben schließlich zu bedenken. »Ich meine, die verdammten Nordkoreaner sind doch völlig humorlos, während die Briten, egal was man sonst über sie denkt, immerhin für ihren schwarzen Humor bekannt sind.«

Stone heftete den Blick auf Caleb. »Gibt's bei dir interessante Neuigkeiten?«

Caleb überlegte einen Moment. »Es gab ziemliche Aufregung, weil unsere Flämische Bibel vermisst wurde.« Erwar-

tungsvoll musterten ihn die anderen. »Unsere Flämische Bibel«, wiederholte Caleb. »Mit den handkolorierten Illustrationen von Romeyn de Hooghe, der als bedeutendster flämischer Illustrator des späten siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts gilt. Aber es war ein Fehlalarm. Die Bibel war die ganze Zeit da, nur falsch einsortiert.«

»Gott sei Dank«, bemerkte Reuben spöttisch. »Wir wollen keinesfalls einen Flamen auf der Flucht erleben.«

Enttäuscht wandte Stone sich an Reuben. »Hast du außer deinem brünstigen Kongressmann auch etwas Interessantes vorzuweisen?«

Reuben hob die Schultern. »Ich bin zu lange aus der Szene raus, Oliver. Man wird von den Menschen vergessen.«

»Warum befassen wir uns dann nicht mit etwas Konkreterem?« Neugierig sahen die anderen Männer ihn an. Stone holte tief Atem. So viele Geburtstage waren ungefeiert verstrichen, dass er tatsächlich erst nachdenken musste, ehe er sich auf das eigene Alter besann. Einundsechzig, errechnete er. *Ich bin einundsechzig Jahre alt.* Vor langer Zeit hatte er den Camel Club zu dem Zweck gegründet, den Mächtigen auf die Finger zu schauen und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf deren Treiben zu lenken, sobald die Machtelite krumme Dinger drehte – und das kam öfters vor. Seitdem blieb Stone vor der 1600 Pennsylvania Avenue auf Posten, schrieb seine Beobachtungen auf, trat für Werte ein, die andere Leute anscheinend nicht mehr als wichtig erachteten – Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit zum Beispiel. Allmählich aber fragte er sich, ob der ganze Aufwand lohnte. »Ist euch aufgefallen, was in diesem Land vor sich geht?«, fragte er und blickte in die Runde seiner Freunde. »Man hat uns weisgemacht, dass wir jetzt besseren Schutz genießen. Dass wir sicherer leben, bedeutet allerdings nicht unbedingt, dass wir freier sind.«

»Manchmal muss die Freiheit hinter die Sicherheit zurücktreten, Oliver«, argumentierte Caleb, der mit seiner schweren

Taschenuhr spielte. »Nicht dass es mir gefällt, aber was wäre die Alternative?«

»Die Alternative wäre«, antwortete Stone, »nicht in Furcht zu leben. Vor allem nicht in Furcht, die auf Übertreibungen beruht. Männer wie Carter Gray kennen sich mit solchen Manipulationen glänzend aus.«

»Nach Grays erstem Jahr im Amt hätte man nicht gedacht, dass er sich überhaupt mit irgendwas auskennt«, sagte Reuben mürrisch. »Aber irgendwie hat er dann doch die Kurve gekriegt.«

»Ich sehe dadurch meine Ansicht bestätigt«, entgegnete Stone, »weil ich glaube, dass niemand so tüchtig ist oder so viel Glück hat.« Kurz schwieg er; dann wählte er seine nächsten Worte mit Bedacht. »Nach meiner Auffassung schadet Carter Gray der Zukunft dieses Landes. Ich schlage vor, dass die Mitgliederversammlung neue Optionen diskutiert.«

Seine drei Kumpel starrten ihn begriffsstutzig an. Schließlich meldete Caleb sich zu Wort. »Äh… Was genau meinst du eigentlich, Oliver?«

»Was kann der Camel Club tun, dass Carter Gray seines Amtes als oberster Geheimdienstchef enthoben wird?«

»Du willst, dass wir Carter Gray stürzen?«, rief Caleb.

»Jawohl.«

»Na, da bin ich ja beruhigt«, spöttelte Reuben mit vorgetäuschter Erleichterung. »Ich hatte schon Bammel, wir wollten uns eine schwierige Aufgabe stellen.«

»Es gibt genügend historische Präzedenzfälle«, stellte Stone fest, »in denen die Schwachen die Starken überwunden haben.«

»Ja, aber im wahren Leben ist es in neun von zehn Fällen nun mal so, dass David von Goliath die Fresse poliert kriegt«, sagte Reuben grimmig.

»Was sollte dann der Sinn für das Weiterbestehen des Clubs sein?«, fragte Stone. »Einmal die Woche treffen wir

uns, um Beobachtungen, Notizen und Theorien auszutauschen. Aber zu welchem Zweck?«

»Na, einiges Nützliche haben wir ja erreicht«, antwortete Caleb, »auch wenn man uns nie dafür gedankt hat. Wir haben die Wahrheit über den Pentagon-Skandal ans Licht gebracht – dank dieses Gesprächsfetzens, den der Büroleiter des Weißen Hauses aufgeschnappt und dir weitererzählt hatte. Und vergiss nicht den Maulwurf bei der NSA, der Akten gefälscht hatte. Und dann war Reuben noch auf dieses DIA-Betrugsmanöver gestoßen.«

»Das alles ist lange her«, konstatierte Stone. »Darum frage ich noch einmal: Welchen Sinn hat der Club heute?«

»Na ja, vielleicht hat er den gleichen Sinn wie jeder andere Verein«, gab Reuben zur Antwort, »bloß fehlen das Vereinshaus, Getränke und nette weibliche Gesellschaft.« Er grinste. »Aber was soll man erwarten, wenn kein Mitgliedsbeitrag entrichtet wird?«

Bevor Stone sich dazu äußern konnte, drehten die vier Männer den Kopf in Richtung des Geräusches, das durchs Gehölz drang. Augenblicklich legte Stone einen Finger auf die Lippen und lauschte. Dann war es wieder zu hören: Es stammte von einem Bootsmotor und klang so, als führe das Boot dicht am Ufer der Insel entlang. Die Männer ergriffen ihr Gepäck und huschten lautlos ins Gesträuch.

Oliver Stone bog einen Zweig zur Seite und spähte auf den gepflasterten Platz des Roosevelt-Denkmals. Auch die Aufmerksamkeit seiner Vereinsfreunde galt den Ereignissen, die sich in der Nähe abzeichneten.

Auf einem der Kieswege erschienen zwei Männer, die irgendetwas auf einer Plastikplane schleppten. Der eine Mann war groß, sehnig und blond, der andere kleiner, füllig und schwarzhaarig. Sobald sie die Plane auf dem Erdboden ablegten, sah Stone, dass sie einen mit Gurten gefesselten Mann getragen hatten. Sie zogen die Plastikplane unter ihm weg und

leuchteten dann mit Taschenlampen in die Umgebung, suchten sie systematisch ab, Stück um Stück. Zum Glück hatte Stone, als er die beiden Männer die Taschenlampen hervorziehen sah, seinen Freunden sofort durch Gesten zu verstehen gegeben, sich hinter die Sträucher zu ducken, das Gesicht abgewandt.

Als die beiden Fremden zu der Ansicht gelangt waren, allein zu sein, beschäftigten sie sich wieder mit ihrem Gefangenen. Einer riss ihm einen Streifen Klebeband vom Mund und steckte ihn in die Tasche.

Der Mann stieß leise Laute aus, die jedoch unverständlich blieben. Vielleicht war er betrunken.

Während der Blonde dem Gefangenen die Fesseln abnahm, zog der Kleinere einen Revolver und entnahm einem Kleidersack eine fast leere Flasche. Er spritzte dem halb Besinnungslosen den restlichen Inhalt auf Kleidung und Mund und drückte ihm dann die Flasche in die Hand.

Reuben machte Anstalten, aus dem Gebüsch auf den Platz zu stürmen, doch Stone packte ihn am Arm. Auch der zweite Fremde war bewaffnet; in einem Gürtelhalfter steckte eine Pistole. Und gegen zwei Schießeisen hatte der Camel Club keine Chance. Sich nun zu zeigen hätte das sichere Todesurteil bedeutet.

Unterdessen streifte der Mann mit dem Revolver sich Gummihandschuhe über und kniete sich neben den Liegenden. Er fasste die Rechte des Benommenen und klammerte dessen Finger um den Griff der Waffe. Plötzlich schlug der Mann die Augen auf, vielleicht infolge der Berührung des kalten Metalls. »Es tut mir leid«, rief er mit einem Mal, wobei er den Schwarzhaarigen anstierte. »Bitte nicht! Es tut mir leid!«

Der kleinere Fremde schob ihm den Lauf der Waffe in den Mund und drückte die Mündung auf den Gaumen. Für einen Moment würgte der Mann, dann betätigte sein Peiniger den

Abzug. Als der Schuss dröhnte, schlossen die Mitglieder des Camel Clubs die Augen.

Als sie wieder hinschauten, konnten sie beobachten, dass die zwei Mörder den Revolver und die Flasche sorgsam bei dem Toten zurechtlegten. Der Blonde zog eine Plastiktüte aus dem Kleidersack und warf sie neben die Tatwaffe. Dann steckte er dem Erschossenen ein zusammengefaltetes Blatt Papier in eine Tasche der Windjacke.

Zum Abschluss schauten die beiden Männer sich ein zweites Mal wachsam um, während die Mitglieder des Camel Clubs sich tiefer hinter die Deckung verzogen. Eine Minute später gingen die beiden Mörder davon. Als das Geräusch ihrer Schritte endlich verstummte, gab der Camel Club einen gemeinschaftlichen Seufzer der Erleichterung von sich. Einen Finger auf die Lippen gedrückt, schlich Stone aus dem Versteck auf den Denkmalsplatz, gefolgt von den anderen.

Reuben kniete neben dem Leichnam nieder. »Wenigstens war er sofort tot«, sagte er leise und schüttelte den Kopf. »Aber das ist ein schwacher Trost, wenn man ermordet wird.« Sein Blick fiel auf die beinahe leere Flasche. »Dewar's. Sieht so aus, als hätten sie das arme Schwein abgefüllt, damit es sich nicht wehrt.«

»Hat er Ausweispapiere dabei?«, fragte Stone.

»Das hier ist ein Tatort«, sagte Caleb mit zittriger Stimme. »Wir sollten lieber nichts anrühren.«

»Er hat recht«, pflichtete Reuben ihm bei. Er blickte Milton an, der mit den Händen krampfhafte Gebärden vollführte und stumm sein Zwangsritual vollzog. Reuben stöhnte auf. »Wir sollten schleunigst von hier abhauen, Oliver, das wäre vernünftiger.«

Stone hockte sich an seine Seite. »Das war eine Hinrichtung, die nach Freitod aussehen soll, Reuben«, entgegnete er mit gedämpfter, aber nachdrücklicher Stimme. »Die beiden Kerle waren Berufskiller. Ich möchte wissen, wer ihr Opfer ist und was der arme Hund gewusst hat, dass er sterben musste.«

Beim Sprechen zog er ein Taschentuch aus der Hosentasche, wickelte es sich um die Hand und durchsuchte die Kleidung des Toten, bis er eine Brieftasche entdeckte. Behutsam klappte er sie auf, sodass er und die anderen den in Klarsichtplastik eingeschweißten Führerschein sahen. Reuben nahm das Feuerzeug zur Hand und knipste es an, damit Stone die Angaben entziffern konnte.

»Patrick Johnson«, las Stone. »Wohnhaft in Bethesda.« Er steckte die Brieftasche zurück in die Windjacke, suchte weiter und brachte das Papier zum Vorschein, das die Killer bei dem Toten belassen hatten. Im unsteten Schein des Feuerzeugflämmchens las er mit verhaltener Stimme vor, was darauf geschrieben stand. »Es tut mir leid. Es ist alles zu viel. Ich kann nicht mehr damit leben. Dies ist der einzige Ausweg. Tut mir leid.‹ Die Unterschrift lautet: Patrick Johnson.«

Bedächtig nahm Caleb die Melone vom Kopf und sprach ein kurzes Gebet für den Toten. »Die Schrift ist deutlich zu lesen«, sagte Stone anschließend. »Die Polizei wird wahrscheinlich annehmen, er hätte den Abschiedsbrief geschrieben, bevor er sich volllaufen ließ und in Selbstmordstimmung kam.«

»Ehe die beiden Kerle ihn umgebracht haben«, sagte Reuben, »hat er sich auch mündlich entschuldigt.«

Stone schüttelte den Kopf. »Ich glaube, damit hat er etwas anderes gemeint. Dieser Zettel dient der Irreführung. Er soll der typische Abschiedswisch eines Selbstmörders sein.« Stone schob das Papier in die Jackentasche des Toten zurück. Dabei ertasteten seine Finger einen anderen Gegenstand. Er brachte eine kleine rote Anstecknadel zum Vorschein und betrachtete sie im Dunkeln.

»Was ist das?«, fragte Reuben und hielt das Feuerzeug näher heran.

»Und wenn die beiden Kerle zurückkommen?«, meinte Caleb im Flüsterton.

Stone steckte auch die Anstecknadel in Johnsons Windjacke zurück und betastete die Kleidung des Toten. »Die Klamotten sind klatschnass.«

Reuben zeigte auf die Plastiktüte. »Was hältst du davon?«

»Ich könnte mir vorstellen«, sagte Stone, »wieso seine Kleidung nass ist, und ich kann mir auch denken, was die Tüte zu bedeuten hat. Aber Caleb hat recht, wir sollten abhauen.«

Kaum hatte die Gruppe den Rückzug angetreten, fiel auf, dass Milton sich nicht anschloss. Als Stone und die anderen sich umdrehten, sahen sie ihn gebückt dastehen; er streckte den Arm über die Leiche aus und rasselte dabei Zahlen herunter.

»Komm schon, Milton«, sagte Caleb eindringlich, »wir müssen uns von hier verziehen.«

Doch Milton war offenbar so sehr traumatisiert, dass er mit dem Zählen gar nicht mehr aufhören konnte. »Ach du lieber Himmel«, ächzte Reuben. »Warum stellen wir uns nicht alle da hin und üben Abzählen, bis die Schweinebacken wieder aufkreuzen und uns mit Blei vollpumpen?«

Stone legte Reuben eine Hand auf den Arm, um ihn zu beschwichtigen, trat zu Milton und senkte den Blick auf das Gesicht des Toten. Dann kniete er nieder und berührte mit sanfter Hand Miltons Schulter. »Wir können nichts mehr für ihn tun, Milton«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Ich weiß, dass das Zählen dich beruhigt, aber wenn die Mörder zurückkommen…« Er entschloss sich zur Unverblümtheit. »Sie haben Schusswaffen, Milton, und wir nicht.«

Milton unterbrach sein Ritual und unterdrückte ein Schluchzen. »Ich kann Gewalt nicht ausstehen, Oliver«, bekannte er mit bebender Stimme, drückte sich den Lederranzen an die Brust und wies auf den Leichnam. »So was mag ich nicht.«

»Ich weiß, Milton. Das mögen wir alle nicht.«

Gemeinsam richteten Stone und Milton sich auf. Mit einem erleichterten Seufzer folgte Reuben ihnen und Caleb auf den Kiesweg, der zurück zum Ruderboot führte.

Auf dem Weg zum Schlauchboot blieb Warren Peters, der Mörder Patrick Johnsons, abrupt stehen.

»Scheiße!«, entfuhr es ihm.

»Was denn?«, fragte Tyler Reinke und äugte nervös umher. »Ein Polizeiboot?«

»Nein, aber um ein Haar wäre uns ein riesiger Fehler unterlaufen.« Peters beugte sich vor und klaubte eine Hand voll Erde und Kiesel zusammen. »Als wir ihn ins Wasser getaucht haben, sind dadurch seine Schuhsohlen sauber geworden. Aber wenn er hier im Gehölz rumgelatscht sein soll, dürfen seine Sohlen nicht sauber sein. So was würde das FBI nicht übersehen.«

Eilig kehrten die beiden Männer zu der Leiche um. An den Füßen des Ermordeten ging Peters in die Hocke und schmierte Lehm und Kieselsteinchen ins Profil der Schuhsohlen.

»Prima«, sagte Reinke.

»Ich wage gar nicht dran zu denken, was passiert wäre, wenn wir uns einen solchen Ausrutscher geleistet hätten.« Peters vollendete das Werk und wollte aufstehen, als plötzlich etwas seine Aufmerksamkeit erregte. »Teufel noch mal, das gibt's doch nicht!«, stieß er hervor. Er deutete auf den Zettel, den er dem Toten in eine Tasche der Windjacke geschoben hatte: Eine Ecke ragte heraus. »Ich habe das Blatt ganz reingesteckt, damit es nicht so offensichtlich wirkt. Wieso guckt der Schrieb jetzt ein Stück raus?« Er schon den Zettel zurück in die Tasche des Toten und blickte seinen Kumpan ratlos an.

»Könnte sich ein Tier an ihm zu schaffen gemacht haben?«

»Nach so wenigen Minuten? Und warum sollte ein Tier sich für Papier statt für das Fleisch interessieren?« Peters richtete sich auf, kramte die Taschenlampe hervor und besah sich das Ziegelpflaster.

»Wahrscheinlich hast du den Schrieb nicht tief genug reingesteckt«, meinte Reinke.

Peters leuchtete weiter die nähere Umgebung ab. Plötzlich verhielt er und lauschte in die Dunkelheit.

»Was ist nun schon wieder?«, fragte Reinke.

»Spitz mal die Ohren. Hörst du das?«

Reinke lauschte angestrengt. »Da laufen welche«, flüsterte er. »Da drüben.« Er zeigte nach rechts, auf einen Kiespfad, der in Gegenrichtung zu dem Weg verlief, den sie vorhin benutzt hatten.

Beide Männer rissen die Waffen heraus und rannten in die Richtung, aus der das Geräusch der Schritte kam.

Stone und seine Freunde waren gerade ins Boot gesprungen, hatten abgelegt – der Nebel war mittlerweile so dicht, dass er die Orientierung erheblich erschwerte – und sich kaum dreieinhalb Meter von der Insel in den Little Channel fortbewegt, als die zwei Männer aus einem Hain hervorbrachen und sie sahen.

»Rudern, Reuben, schnell! Und halt das Gesicht unten!«, stieß Stone hervor. Doch Reuben brauchte keine solche Ermahnung. Er spannte die breiten Schultern, und seine mächtigen Oberarme bewegten das kleine Ruderboot pfeilschnell vom Ufer weg. Stone wandte sich an die anderen. »Versteckt eure Gesichter vor den Burschen«, raunte er. »Caleb, nimm den Hut ab.« Alle beugten sich tief nach vorn. Caleb riss sich die Melone vom Kopf und klemmte sie zwischen die zitternden Knie, während Milton die Sekunden zählte. Die beiden Männer am Ufer hoben die Waffen, doch der Nebel erschwerte ihnen das Zielen. Beide feuerten, doch die Geschosse klatschten fast einen halben Meter neben dem Boot ins Wasser.

»Mann, Reuben, streng dich mal ein bisschen an«, krächzte Caleb entsetzt, während er sich noch tiefer auf die Planken des Ruderboots drückte.

»Was glaubst du eigentlich, was ich tue, verdammt?«, brauste Reuben auf. Schweiß rann ihm übers Gesicht.

Beim zweiten Mal zielten die Killer merklich genauer, ehe sie schossen. Eine Kugel traf das Boot. Holzsplitter wirbelten umher und verletzten Stone an der rechten Hand. Blut sickerte über seine Finger und tropfte aufs Schanzkleid des Ruderboots. Rasch stillte er die Blutung mit dem Taschentuch, das er zuvor benutzt hatte, um Patrick Johnsons Leichnam zu durchsuchen.

»Oliver!«, rief Milton erschrocken.

»Es ist nichts«, rief Stone. »Bleib unten!« Als die zwei Killer die Sinnlosigkeit ihres Geballers einsahen, verließen sie eilends das Ufer. »Sie gehen zu ihrem Boot«, warnte Stone.

»Oje, dann kriegen wir ein Problem, ihr Boot hat nämlich einen Motor«, lautete Reubens Kommentar. »Ich rudere, so schnell ich kann, aber ich hab keinen Benzintank.«

Stone zupfte an Calebs Ärmel. »Caleb, schnapp dir das Ruder da, ich nehme dies hier.« Reuben rückte beiseite, und die beiden anderen Männer legten sich mit aller Kraft in die Riemen.

Unter normalen Umständen hätten sie sich nach Verlassen des Kanals auf dem Fluss nach Norden gewandt, um zum Versteck des Ruderboots umzukehren. Jetzt aber kam es ihnen darauf an, so schnell wie möglich ans andere Ufer zu gelangen, sodass sie geradewegs nach Osten rudern mussten. Sie umrundeten die Westspitze der Insel und schlugen die Richtung nach Georgetown ein.

»Ach du Scheiße!« Reuben spähte hinüber zur Insel, wo mit einem Mal ein Bootsmotor zu hören war. »Rudert um euer Leben!«, rief er Stone und Caleb zu. »Darauf haben die zwei Kerle es nämlich abgesehen.«

Als er sah, dass Caleb und Stone ermüdeten, schob Reuben sie beiseite und setzte sich wieder an die Ruder, pullte mit all seiner gewaltigen Kraft.

»Ich glaube«, keuchte Caleb atemlos, »sie holen auf.«

Ein Schuss peitschte. Erneut traf die Kugel Holz, und Caleb warf sich neben Milton auf den Boden des Bootes.

Stone zog den Kopf ein, als eine weitere Kugel an ihm vorbeipfiff. Dann hörte er einen Aufschrei Reubens.

»Reuben!« Er drehte sich nach seinem Freund um.

»Schon gut, ist bloß 'n Streifschuss, aber ich hatte ganz vergessen, wie scheußlich so was brennt«, lautete Reubens grimmige Antwort. »Sie kriegen uns, Oliver. Diese Schweinehunde!«

Stone blickte nach vorn, hinüber zu den verwaschenen Lichtern des schlafenden Georgetown. Obwohl der Fluss an dieser Stelle vergleichsweise schmal war, befanden sie sich, zumal in diesem Nebel, noch zu weit vom Ufer entfernt, als dass dort irgendjemand hätte bemerken können, was auf dem Wasser vor sich ging. Stone schaute sich nach dem Motorboot um. Inzwischen konnte er die Umrisse der Killer ausmachen. Er musste daran denken, auf welch kalte, geschäftsmäßige Art und Weise sie den unglückseligen Patrick Johnson beseitigt hatten. Unwillkürlich malte Stone sich aus, wie man ihm den Lauf einer Schusswaffe in den Mund steckte und abdrückte.

Unvermutet drehte das Motorboot ab.

»Was ist denn jetzt?«, rief Reuben.

»Es muss wegen dem Polizeiboot sein«, sagte Stone, deutete nach Süden und legte eine Hand hinters Ohr. »Hört ihr?«

»Die Polizei«, schnaufte Caleb erleichtert. »Schnell, wir müssen sie alarmieren.«

»Nein«, widersprach Stone mit allem Nachdruck. »Ich will, dass jeder sich mucksmäuschenstill verhält. Reuben, hör auf zu rudern.«

Verwundert sah Reuben seinen Freund an, ließ aber von den Rudern ab und blieb reglos sitzen. »Wir können froh sein«, beklagte er sich mit leiser Stimme, »wenn sie uns nicht rammen.«

Mittlerweile konnten die vier Männer das Brummen des starken Polizeibootmotors hören. Durch den Nebel sahen sie

das grüne Steuerbordpositionslicht des Boots kaum fünfzehn Meter entfernt vorübergleiten. Wegen des eigenen Motorgeräuschs konnten die Polizisten den Außenborder des Ruderboots nicht hören; außerdem hatte es keine Lichter, sodass es der Aufmerksamkeit der Beamten entging. Als das Polizeiboot langsam davonglitt, atmeten die Mitglieder des Camel Clubs gemeinsam auf. »Also dann, Reuben«, sagte Stone, als das Boot außer Sicht war, »bring uns ans Ufer.«

»Warum wolltest du nicht, dass wir die Polizei alarmieren?«, fragte Caleb und setzte sich auf.

Stone wartete mit der Antwort, bis voraus die Umrisse des Ufers erschienen.

»Wir sitzen in einem Boot, das wir nicht haben dürften, und waren an einem Ort, wo wir nicht hätten sein sollen. Ein Mann wurde ermordet, und seine Leiche wurde auf Roosevelt Island liegen gelassen. Wenn wir der Polizei den Mord anzeigen, geben wir zu, dass wir dort gewesen sind. Wir könnten aussagen, dass wir zwei Täter beobachtet haben, die anschließend versuchten, uns ebenfalls kaltzumachen, aber wir haben keine überzeugenden Beweise dafür.«

Nun setzte auch Milton sich auf. »Aber du und Reuben, ihr seid verletzt worden.«

»Ich hab bloß ’nen Kratzer und Reuben einen Streifschuss abbekommen, also fehlt es an glaubhaften Beweisen, dass jemand auf uns geschossen hat. Fakt ist: Auf der Insel, auf der wir uns aufgehalten haben, liegt eine Leiche, und wir haben ein Boot. Für die Polizei macht uns das zu möglichen Tätern. Und während man uns verhören würde, sind die Killer mit dem Motorboot längst über alle Berge. Außerdem sind wir Leute, denen die Polizei wahrscheinlich keine große Glaubwürdigkeit beimisst. Was also wäre das logischste Ergebnis, würden wir den Mord melden?« Gespannt sah Stone die anderen drei Männer der Reihe nach an.

»Sie würden uns einsperren und den Schlüssel wegwerfen«, schlussfolgerte Reuben halblaut, wobei er einen Stoffstreifen

aus dem Hemd riss und um die Schramme an seinem Arm wickelte. »Ich wüsste zu gern, weshalb die beiden Drecksäcke plötzlich gemerkt haben, dass wir auch auf der Insel sind.«

»Vermutlich haben sie uns gehört«, sagte Stone. »Oder sie sind aus einem anderen Grund umgekehrt, und dabei ist ihnen etwas aufgefallen. Vielleicht hab ich den Zettel oder die Anstecknadel nicht richtig in die Jackentasche gesteckt.«

»Du hast nicht verraten, was es mit der Anstecknadel auf sich hat«, beschwerte sich Caleb.

»Normalerweise tragen Secret-Service-Agenten so ein Ding.«

»Du glaubst, der Mann war Secret-Service-Agent?«, fragte Reuben, während das Boot sich dem Ufer näherte.

»Zumindest ist anzunehmen, dass er in irgendeiner Beziehung zum Secret Service stand.«

Als sie das Ufer erreichten, zogen sie das Boot rasch an Land und versteckten es unweit der Ufermauer in einem alten Abflussgraben.

Kurz darauf schlenderten sie durch die stillen Straßen Georgetowns. »Und was nun?«, fragte Reuben.

»Wir müssen klären, wer der Ermordete wirklich war. Wir müssen herausfinden, warum er umgebracht wurde.« Bei jedem Satz streckte Stone einen Finger empor. »Und wir müssen ermitteln, wer ihn getötet hat.«

Ungläubig starrte Reuben ihn an. »Und ich dachte, deine Idee, Carter Gray zu stürzen, wäre ’ne echte Herausforderung! Du meine Güte, weißt du eigentlich, was du da redest?«

»Ja, ganz genau«, antwortete Stone mit unerschütterlicher Festigkeit.

»Wieso sollen wir überhaupt etwas tun?«, fragte Caleb.

Stone blickte ihn an. »Solche Killer hinterlassen keine Spuren und keine Zeugen. Also werden sie alles tun, um uns aufzuspüren und uns ebenfalls zu beseitigen. Aus den Gründen, die ich vorhin genannt habe, können wir uns nicht an die Poli-

zei wenden. Darum schlage ich mit allem Nachdruck vor, dass wir…«

Reuben fiel ihm ins Wort: »… sie uns vorknöpfen, bevor sie uns erwischen.«

Stone schritt aus, und der Rest des Camel Clubs folgte ihm.

Als der Lieferwagen auf der Landstraße um eine Kurve bog, kam ein aufwändig gestaltetes Schild mit einer Beschriftung in gut und gern dreißig Zentimeter hohen Leuchtbuchstaben in Sicht:

WILLKOMMEN IN BRENNAN, PENNSYLVANIA

HEIMATORT VON PRÄSIDENT JAMES H. BRENNAN

Neben dem Text hatte man ein Porträt Brennans ins Holz geschnitzt. Die Abbildung hatte große Ähnlichkeit mit ihm. Der Mann auf dem Beifahrersitz des Lieferwagens blickte seine beiden Begleiter an und lächelte. Er hob eine imaginäre Schusswaffe, zielte auf Brennans Kopf und jagte dem mächtigsten Mann der Welt drei Kugeln ins Hirn.

Der Lieferwagen fuhr in den Ort. Mit 50000 Einwohnern hatte Brennan, das sich zügig in eine Schlafstadt Pittsburghs verwandelte, beste Aussichten auf eine gedeihliche Fortentwicklung, und blühende Industriebetriebe, neue Arbeitsplätze sowie rege Bautätigkeit bewiesen, dass aus dem Traum Wirklichkeit wurde. Zu einem großen Teil beruhte Brennans Hoffnung darauf, Geburtsort des Präsidenten zu sein.

Nicht einmal der längst außer Betrieb genommene Wasserturm mitten in der Innenstadt war dem Drang zum Höheren entgangen. Anfangs hatten die Stadtväter sich vorgestellt, den Turm mit Brennans Abbild und dem Präsidentensiegel der Vereinigten Staaten zu verzieren. Nachdem ihnen deutlich gemacht worden war, dass es dafür keine rechtliche Grundlage gab und dass es überdies Geschmacksverirrung sei, hatte

man den Wasserturm stattdessen mit der Nationalflagge bemalt und ihn auf diese Weise mit dem Präsidenten in Verbindung gebracht. Auch die drei Männer im Lieferwagen hatten großes Interesse am Regierungschef der USA, allerdings aus völlig anderen Gründen.

Sie parkten den Wagen vor einem Wohngebäude, das einen Häuserblock abseits der Hauptstraße stand. Die drei Männer waren groß und besaßen die Sehnigkeit jener Menschen, die eine an Zucker und gesättigtem Fett reiche Ernährung nicht kannten, wie sie in der westlichen Welt bevorzugt wurde. Zwei der Männer waren Paschtunen, einer war Perser. Doch sie hatten die äußeren Merkmale ihrer nahöstlichen Herkunft verblassen lassen, indem sie ihre Bärte rasiert hatten und sich in eine für College-Studenten typische Mode kleideten – überweite Jeans, Sweaters, Sportschuhe –, und obendrein einen studentischen Habitus an den Tag legten. Sie hatten sich am örtlichen College für den Grundkurs Technik eingeschrieben. In Wahrheit war jeder von ihnen ein Profi auf bestimmten wissenschaftlich-technischen Gebieten, die mit Luftdruck, Luftströmung, Windkraft und Verwirbelung zusammenhingen; ferner kannten sie sich mit eher exotischen Angelegenheiten wie der Corioliskraft und der gyroskopischen Präzession aus.

Zwei der Männer stammten aus Afghanistan und waren Enddreißiger, obwohl sie wesentlich jünger aussahen. Der dritte Mann, der Perser, war dreißig und kam aus dem Iran. Ihre Lehrer und Mitstudenten glaubten, sie wären aus Indien und Pakistan. Die drei Moslems hatten festgestellt, dass im Westen die meisten Leute unter »Naher Osten« eine Weltregion mit mehr als drei Milliarden Menschen verstanden – von Indien bis Afrika –, ohne sonderlich zu trennen, was Nationalität oder ethnische Zugehörigkeit anging. Dabei waren Menschen aus Nahost in Brennan keineswegs eine Seltenheit. Im Lauf des letzten Jahrzehnts waren zahlreiche Menschen aus dem Nahen Osten in die Vereinigten Staaten geströmt, vor

allem in größere städtische Ballungszentren. Viele Betreiber der neuen Gewerbe in Brennan waren fleißige Saudis, Pakistani und Inder.

Als die drei Männer ihre Wohnung betraten, wartete schon jemand auf sie. Dieser Jemand drehte sich nicht um, als sie erschienen, sondern blickte weiter zum Fenster hinaus.

Er zählte fast sechzig Jahre, war aber so sehnig und drahtig wie die jüngeren Männer. Obgleich er Weißer war und Amerikaner, begegnete das Trio ihm mit dem Respekt, der dem Anführer der Gruppe zustand. Voller Anerkennung nannten die drei Moslems ihn »Captain Jack« – einen Namen, den er selbst sich nach seinem Lieblingsgetränk verliehen hatte. Seinen wahren Namen wussten sie nicht und sollten ihn auch nicht erfahren. Captain Jack wohnte außerhalb Brennans in einem gemieteten Haus an der Straße nach Pittsburgh. Vorgeblich hielt er sich in Brennan auf, um nach der geeigneten Örtlichkeit für ein angeblich geplantes Industrieunternehmen zu suchen.

Durch ein Fernglas beobachtete Captain Jack das auf der anderen Straßenseite gelegene Mercy Hospital. Die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg errichtete Klinik bestand aus einem weißen Kastenbau ohne architektonische Finessen. Allerdings war das Mercy Hospital das einzige Krankenhaus im weiteren Umkreis; deshalb hatte es Captain Jacks Interesse geweckt.

An der Rückseite der Klinik gab es einen Patienteneingang, aber dort waren die Verhältnisse sehr beengt, und man musste zur Anmeldung einen langen Weg durchs Gebäude zurücklegen. Deshalb luden sogar die Ambulanzfahrzeuge ihre Patienten vor dem Haupteingang an der Vorderseite aus, wo sie über eine Rollstuhlrampe neben der Freitreppe ins Gebäude gebracht wurden – für Captain Jack eine äußerst wichtige Sache. Er nahm sie dermaßen wichtig, dass er volle vierundzwanzig Stunden des Kommens und Gehens auf Video aufgezeichnet hatte. Darüber hinaus hatten er und seine Gruppe Grundriss-

Blaupausen des Mercy Hospitals und wusste daher über jeden noch so abgelegenen Zugang und Ausgang Bescheid.

Captain Jack beobachtete, wie man einen Patienten aus einem Ambulanzwagen hob und auf einer Trage ins Gebäude brachte. Von Jacks hoch gelegenem Beobachtungspunkt hatte man einen hervorragenden Überblick. Ein hoher Standort war in seinem Job fast immer ein guter Standort.

Captain Jack nahm Platz und sah, dass einer der Männer sich vor ein Notebook gesetzt hatte, während die beiden anderen in Technik-Handbüchern lasen.

»Wie ist der Status?«, fragte Captain Jack.

»Wir sind in einen anderen Chatroom gewechselt«, antwortete der Iraner, der am Notebook saß. Er schaute auf einen Zettel, der am Bildschirm klebte. »Heute geht's um *Vom Winde verweht*.«

»Nicht mein Lieblingsfilm«, sagte der Anführer lakonisch.

»Was ist denn so toll daran, wenn Wind weht?«, fragte einer der zwei Afghanen.

Sie hatten sich in einem Chatroom angemeldet, in dem über die fünfzig bedeutendsten Spielfilme aller Zeiten diskutiert wurde. Weil sie es als höchst unwahrscheinlich erachteten, dass amerikanische Gesetzeshüter Leute überwachten, die Cybergespräche über Filme führten, verschlüsselten sie ihre Nachrichten mit einem relativ simplen Code. Und morgen kam ein anderer Film an die Reihe.

»Läuft alles nach Plan?«, erkundigte sich Captain Jack und kratzte sich am adrett gestutzten Bart.

Es hielten sich mehrere Einsatzteams in Brennan auf. Natürlich hätten die Behörden sie als »Terroristenzellen« bezeichnet, doch Captain Jack sah darin reine Haarspalterei. Amerikanische Einsatzgruppen in Übersee konnten von den Personenkreisen, zu deren Nachteil sie tätig wurden, mit dem gleichen Recht als Terroristenzellen bezeichnet werden. Jack musste es wissen: Er hatte früher etlichen solcher Gruppen angehört; anfangs aus patriotischen Gründen, später des Gel-

des wegen. Mit der Zeit hatte Captain Jack die Wahrheit erkannt: Man sollte das, was man als Beruf ausübt, ausschließlich für den tun, der am besten zahlt. Dieser Wandel in Jacks Philosophie hatte sein Leben sehr vereinfacht.

Der Iraner las die Chatroom-Mitteilungen. Er hatte es schon so oft getan, dass er den Code im Kopf entschlüsseln konnte. »Alles läuft planmäßig. Auch die Frau macht gute Fortschritte.« In seiner Stimme schwang Ungläubigkeit mit. »Ganz hervorragend sogar.«

Der Amerikaner belächelte seine Einstellung. »Frauen sind viel tüchtiger, als du es ihnen zutraust, Achmed. Je schneller du dich damit abfindest, umso besser.«

»Als Nächstes wollen Sie mir wohl einreden, dass Männer das schwache Geschlecht sind«, entgegnete Achmed verächtlich.

»Das grenzt ja fast schon an Weisheit.« Captain Jack musterte die beiden Afghanen. Bevor er sie für seine Zwecke angeworben hatte, waren sie Tajiks gewesen, Angehörige der afghanischen Nordallianz. Er verständigte sich in ihrer Muttersprache, dem Dari, mit ihnen. »Werden in eurem Land die Töchter noch immer in die Ehe verkauft?«

»Natürlich«, lautete die Antwort. »Was soll man sonst mit ihnen anfangen?«

»Die Zeiten ändern sich, mein Freund«, sagte Captain Jack. »Wir leben nicht mehr im vierzehnten Jahrhundert.«

»Wir haben nichts gegen moderne Frauen«, erklärte der andere Afghane, »solange sie ihren Männern gehorchen, gibt es keine Probleme. Dann sind sie frei.«

Frei in relativem Sinne, wie Captain Jack wusste. In Afghanistan verlor eine Frau alles, wenn sie die Scheidung verlangte, auch die Kinder. Eine Ehebrecherin, selbst wenn ihr Mann sich eine andere genommen hatte, wurde hingerichtet, bisweilen von der eigenen Familie. Alles im Leben der Frauen wurde von Männern bestimmt: Ob sie eine Schule besuchten, außer Haus arbeiteten, wen sie heirateten. Diese Gewohnhei-

ten stützten sich nicht auf den Islam und waren auch nicht von den Taliban diktiert, doch wich man in Afghanistan nicht davon ab. Es waren uralte Stammessitten.

»Es betrifft nicht nur die Frauen«, sagte Achmed. »Ich muss meinem Vater gehorchen, auch wenn ich anderer Meinung bin. Sein Wort ist endgültig. Das ist eine Frage des Respekts und der Ehre.«

Ja, wahrhaftig, dachte Captain Jack. Und jedem, der versucht, aus dieser eingefleischten Denkweise auszubrechen, kann ich nur viel Erfolg wünschen. Er stand auf. »Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, bis die Vorausgruppe eintrifft.«

»Wir schaffen es«, beteuerte Achmed, »und wenn wir vierundzwanzig Stunden am Tag arbeiten müssen.«

»Vergiss nicht, dass ihr am College studiert.«

»Nur nebenher.«

»Brennan, Pennsylvania«, sagte der andere Afghane. »Ich dachte, nur Despoten benennen Ortschaften nach sich selbst.«

Captain Jack schmunzelte. »Nicht Brennan hat den Ort so benannt, sondern die Einwohner. Hier herrscht Demokratie.«

»Ist Brennan deshalb kein Diktator?«, meinte der Afghane.

Das Schmunzeln wich aus Captain Jacks Miene. »Ist mir scheißegal. Hauptsache ihr vergesst nicht, dass wir nur diese eine Gelegenheit erhalten.«

Auf der anderen Straßenseite, im Mercy Hospital, eilte ein Unfallarzt mit einem Mitarbeiter der Klinikverwaltung über einen Flur. Der Arzt zählte erst seit kurzem zum Personal und galt als willkommene Verstärkung, denn die Klinik litt unter chronischer Personalknappheit. Auf dem Weg durch den Flur streifte sein Blick nervös einen bewaffneten Wachmann, der vor einer Tür auf Posten stand.

»Bewaffnete Wächter?«, fragte er. »Ist so etwas wirklich erforderlich?«

Der Verwaltungsangestellte zuckte mit den Schultern. »Leider. In den vergangenen sechs Monaten wurde zweimal

in unsere Klinikapotheke eingebrochen. Ein drittes Mal können wir nicht verkraften.«

»Warum wurde mir davon nichts gesagt, bevor ich den Arbeitsvertrag unterschrieben habe?«

»Nun, wir möchten nicht, dass so etwas an die Öffentlichkeit dringt.«

»Aber ich dachte, Brennan wäre eine friedliche Kleinstadt«, sagte der Arzt.

»Ist sie auch. Aber Sie wissen ja, Drogenprobleme gibt es überall. Und dank der bewaffneten Sicherheitskräfte dürfte der Ärger nun ein Ende haben.«

Über die Schulter betrachtete der Arzt den Wachmann, der in kerzengerader Haltung an der Tür stand. Die Miene des Arztes bezeugte, dass er die positive Einschätzung des Verwaltungsangestellten nicht teilte.

Während die beiden Männer sich über den Korridor entfernten, verließ der uniformierte Wächter, Adnan al-Rimi, dessen Äußeres sich seit seinem »Tod« im ländlichen Virginia erheblich verändert hatte, seinen Posten, um durch einen anderen Abschnitt der Klinik zu patrouillieren. Derzeit gingen viele solche Tote durch Brennans Straßen.

Am Ortsrand Brennans lag ein heruntergekommenes Büro- und Geschäftszentrum, das als letzte Mieter ein Leihhaus, mehrere Tante-Emma-Läden, ein Kautionsbüro sowie eine Hähnchenbratstube besaß. Sämtliche anderen Räumlichkeiten standen leer, mit Ausnahme eines Büros. Die Fenster dieses Büros waren verhangen, denn der Innenausbau war noch nicht abgeschlossen, wie es hieß. In Wirklichkeit hatte man mit der Arbeit noch gar nicht angefangen, und sie sollte auch niemals in Angriff genommen werden.

Im hintersten Zimmer des Büros saßen hinter einer provisorischen Sperrholztrennwand zwei Araber und ein dritter Mann. Der eine Araber war Techniker, auf medizinische Geräte spezialisiert, der andere Mann war Chemiker, doch beide

verfügten über zusätzliche Spezialkenntnisse. Der dritte Anwesende, ein ehemaliger Angehöriger der US-Nationalgarde, saß in einem Sessel und betrachtete nervös die verschiedenen Gerätschaften, die auf einem langen Tisch an der Wand lagen, darunter Schraubenschlüssel, Elektroschraubenzieher, Leitungsdraht und anderes, komplizierteres Werkzeug. Unruhig senkte der Ex-Nationalgardist den Blick auf die Stelle, wo sich früher seine rechte Hand befunden hatte. Vom Armstumpf war ein Abguss gemacht worden, und man hatte ihm zeitweilig einen glänzenden Metallschuh mit Metallfingern aufgesetzt.

»Nur die Ruhe«, sagte der Chemiker und legte dem nervösen Ex-Nationalgardisten sachte die Hand auf die Schulter.

Der Techniker entnahm einem länglichen Kistchen einen Gegenstand und hielt ihn in die Höhe. Er ähnelte stark einer menschlichen Hand. »Sie besteht aus Silikon. Wir haben das Muster Ihrer Adern sowie Ihren natürlichen Teint kopiert. Sogar die Haarfarbe ist berücksichtigt. Der Metallstutzen und das Innere der Hand werden durch interne Verdrahtung mit Ihrem Handgelenk verbunden und elektrisch betrieben. Die Bewegungsfähigkeit und Einsetzbarkeit aller fünf Finger ist gewährleistet. Die älteren Modelle kannten lediglich Beweglichkeit von Daumen, Zeige- und Ringfinger. Wir konnten die gesamte Verdrahtung verkleinern, sodass das neue Modell größenmäßig einer echten menschlichen Hand ähnelt.« Er hielt seine Hand neben die Prothese. »Wie Sie sehen, ist sie kaum zwei Zentimeter länger als normal.«

Der Ex-Nationalgardist nickte und lächelte. Man sah ihm seine Gedanken an. Die Prothese wirkte äußerlich tatsächlich wie eine echte Hand.

»Sie haben ein starkes Handgelenk und ausreichend verbliebene Handgelenkmuskulatur. Das ist ein großer Vorteil, denn die Elektroden im Innern der Hand können eine feste Verbindung mit den Muskeln eingehen.«

»Ja, ich hab echt Schwein«, sagte der Mann in verbittertem Tonfall.

Die Silikonhand wurde auf die Muffe aufgesetzt und fest angebracht. Anschließend machten die Araber mit dem Mann ein paar leichte Übungen.

»Wenn Sie die Handgelenkmuskeln anspannen, öffnet sich die Hand«, erläuterte der Techniker. »Wenn Sie die Muskeln lockern, schließt sie sich. Das müssen Sie lernen.«

Ungefähr ein Dutzend Mal tat der Mann wie geheißen, und die beiden Araber sahen aufmerksam zu. Mit jedem Mal gelang es dem Amerikaner besser, die Prothese zu betätigen.

Der Chemiker nickte beifällig. »Sehr gut. Sie kriegen den Dreh bald raus. Aber Sie müssen beharrlich üben. Dann können Sie es bald ganz von selbst.«

Der Mann auf dem Stuhl strich mit dem stählernen Haken, der seine andere Hand ersetzte, über die Prothese. »Fühlt sie sich eigentlich echt an?«, fragte er.

»Wer Ihnen die Hand schüttelt, wird bemerken, dass sie nicht echt ist«, antwortete der Techniker, »schon durch die Beschaffenheit des Materials und seine geringe Temperatur. Ansonsten aber wirkt die Hand weitgehend echt.«

Der Amerikaner war offenbar enttäuscht über diese Antwort, denn er nahm den Blick von der Prothese.

»So wie es einmal war, kann es nie wieder sein«, sprach der Chemiker unumwunden die Wahrheit aus. »Aber es ist besser als vorher. Wenn Sie möchten, kümmern wir uns auch um den anderen Arm.«

Der Mann schüttelte den Kopf und hob den Haken in die Höhe. »Den behalte ich. Ich will nicht vergessen, was mir zugestoßen ist.«

»Sie haben Ihre Uniform?«, fragte der Techniker.

Der Amerikaner nickte und stand auf, öffnete und schloss die Handprothese. »Auch wenn ich sie gar nicht brauch. Sie ist bloß ein Andenken.«

»Welchen Dienstgrad hatten Sie?«

»Feldwebel der Nationalgarde.« Nochmals erprobte der Amerikaner die Prothese. »Und wenn alles vorbei ist?«

»Kümmern wir uns um Sie«, antwortete der Techniker. »Wie vereinbart.«

»Nett, dass sich mal jemand um mich kümmert.«

»Wir bleiben auf die übliche Weise in Verbindung.«

Sie schüttelten sich die Hand.

»Ein angenehmes Gefühl, wieder jemandem die Hand geben zu können«, sagte der Ex-Nationalgardist.

Nachdem er fort war, gingen die beiden Araber wieder an die Arbeit. Auf dem Tisch stand ein zweites Kistchen, das eine arabische Beschriftung aufwies. Einer der Männer öffnete es. Im Innern lag ein in Plastik gewickelter Behälter aus rostfreiem Stahl. In dem Behältnis wiederum befand sich ein mit Flüssigkeit gefülltes Fläschchen. Der Mann nahm es heraus und hob es ans Licht.

Der Mann wusste, dass Plutonium, Botulin und Rizin – in dieser Reihenfolge – nach Einschätzung des FBI die gefährlichsten Substanzen der Welt waren. Die Flüssigkeit in dem Fläschchen war bei weitem nicht so giftig, zeichnete sich auf ihre Weise jedoch ebenfalls durch außerordentliche Wirksamkeit aus.

Die künstliche Hand, die vorhin dem ehemaligen Nationalgardisten angepasst worden war, besaß eine winzige Innentasche. Wurde eine in die Kunsthaut integrierte Mini-Taste betätigt und das Handgelenk in eine bestimmte Haltung gebracht, öffnete sich die Tasche, und eine darin gelagerte Flüssigkeit konnte durch die künstlichen Poren der Hand austreten.

»Er ist verbittert, dieser ehemalige Nationalgardist«, meinte der Chemiker, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

»Wärst du es nicht?«, erwiderte der andere Mann.

Unweit des Capitol Hill saß Tom Hemingway in seiner bescheidenen Wohnung. Er hatte den Anzug abgelegt, trug nun Shorts und T-Shirt und war barfüßig. Trotz der späten Stunde war er kein bisschen müde, denn das Adrenalin brodelte in seinen Adern und hielt ihn hellwach. Eben hatte er eine Mitteilung erhalten: Patrick Johnson war tot. Hemingway empfand kein Bedauern. Der Mann hatte es sich selbst zuzuschreiben. Doch es hatte Zeugen gegeben, als Johnson liquidiert worden war, und diese Zeugen waren verschwunden. Dadurch änderte sich möglicherweise die gesamte Situation.

Hemingway ging ins Schlafzimmer, schloss einen im Fußboden versteckten Tresor auf, nahm einen Schnellhefter heraus und setzte sich damit an den Küchentisch. In dem Schnellhefter befanden sich Fotos von mehr als zwei Dutzend Frauen und Männern, allesamt islamischen Glaubens. Die Behörden hätten sie als Feinde Amerikas eingestuft. Diese Akte war das Ergebnis zweijähriger Bemühungen Tom Hemingways – zwei Jahre seines Lebens. Und für diejenigen in der Gruppe, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, hatte Hemingway ein Wunder vollbracht: Lebende galten nun als Tote.

Hemingways Vater, der Regierungsbeamte Franklin T. Hemingway – falls diese Bezeichnung noch irgendeine Bedeutung hatte –, war ein wahrer Staatsmann gewesen. Während seiner Karriere war er als Botschafter in einigen der diplomatisch heikelsten Länder der Erde tätig gewesen. Vor seinem unzeitigen Tod hatte man ihn als einen der großen Friedensstifter der Welt betrachtet, als engagierten, ehrenhaften Politiker.

Schließlich hatte Tom Hemingway sich mit dem gewaltsamen Tod seines Vaters abgefunden; aber verwinden konnte er ihn nie, und er wollte es auch nicht. Er hatte seinen Vater geliebt und geachtet, hatte durch sein Vorbild Freundlichkeit und Mitgefühl erlernt. Im Gegensatz zu anderen Botschaftern, die ihren Posten mittels fetter Wahlkampfspenden »erwar-

ben«, sich aber nie die Mühe machten, sich Wissen über die Kultur des Landes anzueignen, in das man sie schickte, oder sich gar in die dortige Sprache einzuarbeiten, hatte Franklin Hemingway sich und seine Familie mit der Geschichte und der Sprache jedes Staates vertraut gemacht, in den man ihn entsandt hatte. Dadurch war sein Sohn Tom zu einem wesentlich besseren Verständnis und einer so tiefen Würdigung sowohl der islamischen wie auch der asiatischen Welt gelangt wie kaum ein zweiter Amerikaner.

Tom Hemingway hatte einen anderen Weg eingeschlagen als sein Vater, da er bezweifelte, für eine Karriere als Diplomat geeignet zu sein. Stattdessen hatte er die Bühne der internationalen Spionage betreten. Er hatte bei der NSA angefangen, war dann zur CIA gewechselt und hatte sich weiter hochgearbeitet. Tom Hemingway hatte dies als erstrebenswerte und ehrenvolle Laufbahn betrachtet und sich ihr mit all dem Eifer gewidmet, den sein Vater ihm vererbt hatte.

Deshalb war er ein hervorragender Außenagent geworden, den man in den gefährlichsten Krisengebieten der Erde einsetzte. Er hatte Mordversuche überlebt, manchmal nur um Haaresbreite. Umgekehrt hatte er im Namen seiner Regierung getötet. Er hatte Staatsstreiche eingefädelt, um demokratisch gewählte Regierungen zu stürzen. Er hatte Operationen geleitet, die in unsicheren Dritte-Welt-Ländern Instabilität verursachten, weil dies als die beste Methode erachtet worden war, um eine für die USA vorteilhafte politische Atmosphäre zu schaffen. Er hatte alles getan, was man von ihm verlangte – und noch mehr.

Und am Ende war alles vergeblich gewesen. Seine mühsame und wertvolle Arbeit erwies sich als Heuchelei, die mehr geschäftlichen als nationalen Interessen diente und nichts anderes bewirkte, als ohnehin schlechte Verhältnisse weiter zu verschlimmern. Die Welt stand der Vernichtung näher, als Tom Hemingway es je zuvor erlebt hatte, und er hatte schon eine Menge erlebt.

Für diese ernste Lage gab es zahlreiche Gründe. An erster Stelle musste die kritische Verknappung von Wasser, Öl, Gas, Erz, Kohle und anderen natürlichen Rohstoffen genannt werden. Reiche Staaten wie die USA, Japan und China sicherten sich den Löwenanteil dieser Schätze und ließen den ärmsten Nationen nur Almosen übrig. Doch es betraf mehr als die aus historischer Sicht komplizierten Fragen des Habens und Nichthabens. Es ging auch um das grundsätzliche Phänomen der Unwissenheit und Intoleranz.

Im Alter von vierzig Jahren hatte Hemingways Vater daran mitgewirkt, in Ländern Frieden zu stiften, die vorher nichts als Krieg gekannt hatten. Im gleichen Alter hatte der Sohn dabei geholfen, in den verschiedensten Ländern den Frieden zu zerstören, bis alles in Trümmern lag.

Doch irgendwann hatte er damit aufgehört und überlegt, welche anderen Optionen ihm offenstanden. Nach und nach war ein Plan in ihm gereift. Viele Leute hätten ihn wegen seines Vorhabens als hoffnungslos naiv bezeichnet. So funktioniert die Welt nicht, hätten sie argumentiert. Sie hätten Hemingway ein klägliches Scheitern prophezeit. Doch es waren dieselben Personen, die unter dem Vorwand der Hilfeleistung in bestimmten Teilen der Erde schreckliche Gräueltaten verübt hatten. Diese Verbrechen war aus niederen Motiven wie Geld- und Machtgier verübt worden – und die Täter erwarteten, davonzukommen, ohne von den Menschen, denen sie bitteres Unrecht zugefügt hatten, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wer ist hier eigentlich naiv?, hatte Hemingway sich gedacht.

Sein offizieller Beruf hatte es ihm in den letzten Jahren gestattet, den Nahen Osten kreuz und quer zu bereisen. In dieser Zeit hatte er nach und nach die Teile des beabsichtigten Puzzles gesammelt und sich mit Menschen getroffen, deren Unterstützung er brauchte – vor allem ein Mann, vor dem Hemingway tiefen Respekt hatte, ein langjähriger Freund seines Vaters. Dieser Mann vermittelte Hemingway nicht nur Kon-

takt zu den richtigen Leuten, er stellte ihm auch die für eine groß angelegte Unternehmung erforderlichen Gelder zur Verfügung. Hemingway zweifelte keine Sekunde, dass sein Gönner für diesen Großmut eigene Beweggründe hatte. Tom Hemingway jedoch, geboren und aufgewachsen als Amerikaner, hätte trotz all seiner Beziehungen in der dortigen Region, trotz aller Vertrautheit mit Sprache und Kultur, eine Operation so gewaltigen Maßstabs niemals allein in die Wege leiten können. Selbst wenn er an einem gewissen Idealismus litt, war er unerbittlicher Realist, was die Frage betraf, wie sein Plan sich am besten erfolgreich verwirklichen ließ.

Oft wünschte er sich, er könne seinen Vater um Rat fragen. Aber er wusste, was Franklin Hemingway sagen würde: Es ist falsch. Lass es sein.

Doch sein Sohn hatte nicht die Absicht.

Was war denn nun seine wahre Motivation? Hemingway hatte sich diese Frage während der Planungsphase häufig gestellt. Bisweilen waren ihm ganz unterschiedliche Antworten eingefallen. Schließlich aber war er zu dem Schluss gelangt, dass er es weder für das Vaterland tat noch für den Nahen Osten, sondern für den ganzen Planeten, der zusehends seine letzten Chancen vergab. Und vielleicht tat er es auch als Tribut an seinen Vater, der ein Mann des Friedens gewesen war, doch einen gewaltsamen Tod hatte sterben müssen.

Vielleicht verhielt es sich so einfach – und so kompliziert.

Patrick Johnsons Leiche wurde am nächsten Morgen von Fünftklässlern und ihren Lehrern gefunden, die aus einer Grundschule in Maryland angereist waren und gern etwas über Teddy Roosevelt erfahren wollten. Unglücklicherweise entdeckten sie weit mehr, als sie sich vorgestellt hatten.

Später am Morgen ratterte Alex Ford im Dienstwagen, einem klapprigen Crown Vic, zur Arbeit und beschäftigte sich in Gedanken schon mit seinen heutigen Aufgaben. Der Dienst

im Washingtoner Büro des Secret Service bot allemal abwechslungsreiche Tätigkeit. Der Chef des Büros, der LSA oder Leitende Spezialagent, hegte die Überzeugung, dass Agenten, die im Secret Service Erfahrungen mit einem breiten Spektrum dienstlicher Betätigungen sammelten, bessere Mitarbeiter abgaben. Im Prinzip stimmte Alex dem zu. In dieser Woche hatte er bereits in mehreren laufenden Fällen Observationen betrieben, hatte ein paar Stunden Gefangenentransport abgesessen sowie im Umfeld ausländischer Würdenträger, die Washington besuchten, Wache gestanden und war einmal der Torwache zugeteilt worden, der Gate Caller Squad, GCS, die das Washingtoner Büro des Secret Service rund um die Uhr aufrechterhielt.

Die GCS griff immer dann ein, wenn irgendwer vor dem Weißen Haus aufkreuzte, ans Tor klopfte und den Präsidenten zu sprechen verlangte, ohne einen Termin zu haben – ein Anspruchsdenken, das sich häufiger zeigte, als die meisten Menschen es sich vorstellen konnten. Ein Irrer tanzte alle sechs Monate an und teilte den Torwächtern mit, hier wäre »sein Haus« und sie wären Eindringlinge. Wie der Secret Service beobachtet hatte, häuften sich solche Aktivitäten bei Vollmond. Ein derartiger Störenfried handelte sich durch sein abwegiges Verhalten einen Hausbesuch von Secret-Service-Agenten ein, ferner eine Vorführung beim Seelenklempner und möglicherweise einen Aufenthalt im Knast oder in der Klapse St. Elizabeth, je nachdem, für wie derangiert die Agenten den Betroffenen einstuften.

Alex parkte seinen Wagen, betrat das WFO, nickte im Foyer einer breithüftigen Wächterin zu, steckte am Lift seine Ausweiskarte in den Schlitz der Prüfelektronik und fuhr ins vierte Stockwerk, in dem die Metro Area Task Force ihr Büro hatte, für die Alex – wie etliche WFO-Veteranen – einen Teil seiner Arbeit verrichtete. Die Task Force kooperierte in Fällen von Währungs- und Finanzvergehen eng mit den Landespolizeibehörden in Virginia und Maryland. So weit, so gut.

Schlecht daran war jedoch, dass die Task Force viel mehr Arbeit hatte, als sie eigentlich bewältigen konnte, weil die Kriminellen emsige Umtriebe an den Tag legten.

Die Räume des Secret Service nahmen in dem Gebäude drei Etagen ein. Im Großraumbüro des vierten Stockwerks suchte Alex seinen durch keinerlei Trennwände separierten Arbeitsplatz auf; dort fand er eine E-Mail von Jerry Sykes vor, dem Bürovorsteher des Leitenden Spezialagenten, in der er las, dass er sich nach Arbeitsantritt sofort im sechsten Stock melden sollte.

Alex empfand diese Nachricht als ziemlich ungewöhnlich. Hatte er unwissentlich gegen irgendwelche staatsbürgerlichen Grundrechte verstoßen, als er in der vergangenen Nacht an dem Geldautomaten die beiden Gauner festnahm?

Alex fuhr mit dem Lift ins sechste Stockwerk, durchmaß den Korridor und nickte unterwegs Bekannten und Kollegen zu. Er passierte das an einer Wand befestigte Schwarze Brett mit dem Dienstplan. Darauf verwiesen in Gruppen angeordnete, magnetische Bilder der WFO-Agenten auf ihren jeweiligen Einsatzbereich. Das war nicht gerade Hightech, aber immerhin eine wirksame Methode, um bezüglich ihres Aufenthaltsorts den Überblick zu behalten. Allerdings wurde der Dienstplan gleichzeitig im Computer gespeichert, denn gewisse Scherzkekse machten sich einen Spaß daraus, Bilder zu vertauschen. So konnte ein mit Verbrechensbekämpfung beschäftigter Agent sich plötzlich – zumindest dem Schwarzen Brett zufolge – im langweiligen Schreibtisch-Schlafland der Anwerbungsabteilung wieder finden.

Ein paar Fotos hingen kopfüber am Schwarzen Brett. Das bedeutete, dass die betreffenden Agenten derzeit für das WFO unabkömmlich waren, da sie andernorts Aufträge erledigten. Außerdem sah man auf vielen Fotos rote oder blaue Punkte. Wenngleich manche Agenten immer wieder ihren Freunden oder Familienangehörigen, wenn sie ins Haus kamen, das Gegenteil weiszumachen versuchten, bezeichneten diese

Markierungen keineswegs, ob ein Agent Republikaner oder Demokrat war; vielmehr zeigten sie an, ob er seinen Wohnsitz in Virginia oder Maryland hatte.

Hinter seinem Schreibtisch erhob sich Sykes, sobald Alex auf der Schwelle stand.

»Nimm Platz, Alex«, sagte Sykes und deutete auf einen Stuhl.

Alex setzte sich und knöpfte die Anzugjacke auf. »Also, gibt's Ärger, oder haben wir den Plausch zum Vergnügen?« Alex lächelte und sah erfreut, dass Sykes grinste.

»Habe von deiner Heldentat letzte Nacht gehört. Wir wissen Agenten zu schätzen, die unbezahlte Überstunden schieben. Darfst du ruhig öfters machen.«

»Offen gesagt, eine anständige Gehaltserhöhung wäre mir als Dank lieber.«

»Träume süß von sauren Gurken. Ich hab einen brandaktuellen Fall für dich, ganz heiße Sache.« Sykes tippte auf eine Akte, die auf seinem Schreibtisch lag. »Die Papiere sind vom HQ über den LSA zu mir gewandert.«

Alex zog eine bedenkliche Miene. »Ich bin schon ziemlich ausgelastet, Jerry. Solange die Menschen Geld verwenden, wird es Typen geben, die es zu stehlen oder zu fälschen versuchen.«

»Es geht nicht um Geld. Wie wär's mit einem Abstecher zur Mordkommission?«

»Ich wüsste nicht«, erwiderte Alex bedächtig, »dass das im Rahmen unseres offiziellen Mandats liegt.«

»Schau dir Dienstausweis und Gehaltsscheck an. Sie besagen, du bist jetzt für die Homeland Security tätig – für das Heimatschutzministerium, nicht fürs Finanzministerium. Also haben wir massenhaft neue Aufträge zu verteilen.« Sykes senkte den Blick in die Akte. »Heute früh ist auf Roosevelt Island ein Mann namens Patrick Johnson tot aufgefunden worden. Schusswunde im Mund. Hatte neben sich einen Re-

volver und eine Pulle Scotch liegen und in der Tasche einen Abschiedsbrief stecken.«

»Wer ist der Mann?«, erkundigte sich Alex.

»Ein Mitarbeiter des NTAC«, lautete Sykes' Auskunft. »Mit anderen Worten, Johnson war einer von uns. Deshalb sollst du dir den Fall vorknöpfen.«

»Aber seit der Neuordnung der Geheimdienste ist das NTAC kein regulärer Teil des Secret Service mehr.«

»Stimmt, bloß haben wir da immer noch die Finger mit drin, und zumindest diensttechnisch gesehen war Johnson sowohl Mitarbeiter des Secret Service als auch des NIC.«

»Einschuss im Mund, wahrscheinlich besoffen, Revolver vorhanden, Abschiedsbrief… Was soll da noch zu ermitteln sein?«

»Bisher sieht's wie Selbstmord aus, und vermutlich bleibt es dabei. Weil der Todesfall auf einem öffentlichen Grundstück eingetreten ist und Johnson Regierungsbediensteter war, haben sowohl das FBI wie auch die Park Police die Ermittlungen aufgenommen. Aber wir möchten, dass jemand auch unsere Interessen vertritt. Wenn es Selbstmord war, haken wir die Geschichte ab. Doch falls etwas anderes passiert ist… nun, dann müssen wir der Sache auf den Grund gehen. Und darum sollst du dich dahinterklemmen.«

»Wieso auf Roosevelt Island? War Johnson ein Fan von Teddy Roosevelt?«

»Es ist deine Aufgabe, das herauszufinden. Und lass dich vom FBI nicht abwimmeln.«

»Warum hab ausgerechnet ich immer solches Glück, Jerry?«, fragte Alex. »Ich meine, ist das nicht eher ein Fall für die Dienstaufsicht?«

»Doch, aber ich hab 'ne Schwäche für dich«, antwortete Sykes sarkastisch. »Und nach der häufigen Verwendung im Personenschutz kannst du mal wieder ein bisschen richtige Arbeit vertragen.«

»Komisch, das Gleiche ist mir gesagt worden, als man mich zum Personenschutz abkommandiert hat.«

»Wer hat jemals behauptet, dass es im Leben gerecht zugeht?«

»Bestimmt keiner, der mal einen Dienstausweis getragen hat«, entgegnete Alex schlagfertig.

Sykes schnitt eine ernste Miene. »Du siehst doch selbst den Nachwuchs herumlaufen. Die Leute sind gut, sie haben Grips, und sie schuften sich den Arsch ab, aber im Durchschnitt blicken sie auf eine Berufserfahrung von weniger als sechs Jahren zurück. Du konntest dreimal so lange Erfahrungen sammeln. Und da wir gerade vom Agentennachwuchs reden – nimm Simpson mit. Sie ist Anfängerin und muss ordentlich ran.«

»Die Frau macht mich neugierig«, gestand Alex. »Hat Simpson in den oberen Etagen irgendwelche Gönner?«

»Warum?«, stellte Sykes eine Gegenfrage, obwohl Alex die Andeutung eines Schmunzelns auf seinem Gesicht zu erkennen glaubte.

»Weil jede beschissene Arbeit an diesem Früchtchen vorbeigeht«, erklärte Alex.

»Ich kann nur eins sagen: Simpson ist das Liebchen irgendeines höheren Bonzen, deshalb neigt man dazu, ihr die Zügel ein wenig locker zu lassen. Aber sei nicht missgünstig. Hier sind die Unterlagen. Der Tatort wartet schon. Mach dich auf die Socken.« Alex stand auf. »Der Fall unterliegt der neunzigtätigen Dauerberichterstattungspflicht«, fügte Sykes hinzu. »Wir wollen jeden Tag detaillierte E-Mails haben. Und damit du Bescheid weißt, sie werden geradewegs an den LSA und das HQ weitergeleitet.«

»Alles klar.«

»Wie schon gesagt, Alex, das ist ’ne heiße Sache, also klemm dich dahinter.«

»Ich hab’s kapiert, Jerry.«

Alex kehrte an seinen Schreibtisch zurück, hängte die Jacke auf die Stuhllehne und klappte die Akte auf. Zuerst fiel sein Blick auf ein noch zu Lebzeiten geschossenes Foto Patrick Johnsons. Eine handgeschriebene Aktennotiz besagte, dass Johnson verlobt war und zu heiraten beabsichtigte. In der Notiz standen Name und Telefonnummer seiner Verlobten. Alex nahm an, dass man die Frau inzwischen über seinen Tod verständigt hatte.

Johnsons dienstlicher Werdegang sah nach Routine aus. Er war im NTAC des National Intelligence Center beschäftigt gewesen. Laienhaft formuliert, war das NTAC dafür zuständig, Informationen zu sammeln und Strategien auszuarbeiten, die es der Polizei ermöglichen sollten, Anschläge auf den Präsidenten oder Terrorangriffe auf die USA schon im Vorfeld zu verhüten. Kein Secret-Service-Agent legte Wert darauf, einen Meuchelmörder zu verhaften: Das nämlich hätte bedeutet, dass die Person, die er hatte schützen sollen, tot war.

Alex erinnerte sich noch an die heftigen Streitigkeiten, als der NIC seinen Wunsch geäußert hatte, das NTAC seinem geheimdienstlichen Imperium einzuverleiben. Der Secret Service hatte sich heftig dagegen gewehrt, doch letzten Endes hatte sich der Präsident auf die Seite Grays und des NIC geschlagen. Aber da der Secret Service in einer besonderen Beziehung zum Präsidenten stand, hatte er gewisse Kontakte zum NTAC beibehalten können. Aus diesem Grund war Johnson, wenngleich nur nominell, auch Mitarbeiter des Secret Service gewesen.

Alex blätterte die Akte durch und merkte sich bestimmte Einzelheiten. Schließlich sprang er auf und zog die Jacke an. Auf dem Weg ins Freie holte er Simpson ab.

Jackie Simpson war eine kleine Person mit schwarzen Haaren, brauner Haut und markanten Gesichtzügen, in denen ein Paar verblüffend blauer Augen dominierten. Obwohl Jackie im Secret Service als Anfängerin galt, war sie kein Neuling in der polizeilichen Ermittlungstätigkeit, sondern hatte schon

acht Jahre lang als Polizeibeamtin gearbeitet, bevor sie sich beim Secret Service bewarb. Sobald sie den Mund aufmachte, ließ sich ihre Südstaatenherkunft – sie stammte aus Alabama – nicht überhören.

Sie trug einen dunklen Hosenanzug; ihre Handfeuerwaffe steckte an einem Gürtelclip nahe der linken Hand. Alex wölbte die Brauen, als er ihre sechs Zentimeter hohen Blockabsätze sah; trotzdem überragte er Jackie um mehr als zehn Zentimeter. Dann fiel sein Blick auf den Streifen eines roten Tuchs, das ihr aus der Brusttasche lugte. So ein kleines modisches Zugeständnis konnte das Leben kosten. Obendrein wusste Alex, dass Jackies Pistole eine Privatwaffe war, für die sie eine sonst ungewöhnliche Sondererlaubnis erhalten hatte. Normalerweise bevorzugte der Secret Service Einheitlichkeit, was die Bewaffnung der Agenten anbelangte, denn im Notfall sollten sie in der Lage sein, sich gegenseitig mit Munition auszuhelfen.

Wie viele Menschen an einem neuen Arbeitsplatz strotzte auch Jackie vor Enthusiasmus, und ihr Mangel an Takt war staunenswert. »Prächtig«, sagte sie, nachdem Alex sie in die bevorstehende gemeinsame Aufgabe eingeweiht hatte.

»Für Patrick Johnson war es nicht besonders prächtig«, sagte Alex.

»So hab ich ’s nicht gemeint.«

»Freut mich zu hören. Also, nichts wie hin.« Zügig strebte Alex voraus und überließ es Jackie, Anschluss zu halten.

Djamila, das Kindermädchen, wechselte dem Jüngsten die Windel; dann bot sie viel Geduld und Aufmerksamkeit für das Füttern der beiden Brüder des Einjährigen auf, die zwei und drei Jahre zählten. Nach Erledigung dieser langwierigen Aufgabe spielte sie mit den Jungs und verordnete ihnen anschließend ein Mittagsschläfchen. Dann entnahm sie der Tasche, die sie jedes Mal zur Arbeit mitbrachte, einen Gebetsteppich

und entrollte ihn, um das *salat*, ihr Gebet, zu verrichten, bei dem sie sich der *wudu* unterzog, der Waschung, bei der Gesicht, Kopf, Hände, die Arme bis zu den Ellbogen sowie die Füße bis zu den Knöcheln gereinigt wurden. Barfüßig wandte Djamila sich in die *qibla*, in die Richtung Mekkas, und widmete sich dem Gebet. Sie vollführte dieses Ritual fünfmal täglich, das erste Mal zwei Stunden vor Sonnenaufgang und das letzte Mal bei Anbruch der Dunkelheit. Momentan vollzog sie das zweite Gebet des Tages, das mittags stattzufinden hatte, wenn die Sonne ihren Abstieg begann.

Ein paar Minuten nachdem sie fertig geworden war, kam die Mutter der Jungs, Lori Franklin, die Treppe herunter, schaute sich voller Bewunderung in ihrem bestens gepflegten Haus um und sah dann nach ihren Söhnen, die in dem geräumigen Spielzimmer in ihren Bettchen schliefen. Lori Franklin war noch keine dreißig und eine attraktive Frau von schlankem Wuchs, jedoch gesegnet mit den richtigen Rundungen und straffen Muskeln. Sie hielt ein Täschchen in der Hand.

»Gehen Sie in den Club, Miss?«, fragte Djamila.

»Ja, Djamila, erst spiele ich ein bisschen Tennis, und wer weiß, was sich danach noch ergibt…« Lori Franklin lachte hell und atmete zufrieden durch, so wie junge, wohlhabende Leute es oft tun. Mit dem Kinn wies sie auf ihre Söhne. »Wie ich sehe, hast du die Horde schon bezwungen.«

»Ja, es sind brave Jungs. Sie spielen fleißig und schlafen tüchtig.«

»Schön, dass sie so lieb zu dir sind, nachdem sie die drei Kindermädchen verschlissen haben, die vor dir hier gewesen sind. Nicht mal ich werde mit ihnen fertig. Jetzt kann ich endlich leben, selbst wenn mein Mann zwanzig Stunden am Tag arbeitet. Männer, Djamila, können mit ihrer Arbeitswut nicht vernünftig leben, aber ohne können sie ’s erst recht nicht.«

»In meiner Heimat ist der Mann das Oberhaupt des Hauses«, merkte Djamila an, während sie Spielzeug in eine Kiste packte. »Die Frau hat die Pflicht, ihrem Mann eine Hilfe zu

sein, das Heim sauber zu halten und sich um die Kinder zu kümmern. Natürlich muss man einen Mann heiraten, den man achten und dessen Wünsche man ungetrübten Gewissens erfüllen kann. Nicht der Ehemann ist der Herr, nur Gott allein.«

Die Amerikanerin verdrehte die Augen. »Ach, Djamila, auch hierzulande sind die Männer kleine Könige – glauben sie zumindest.« Sie lachte erneut. »Ich habe George die Familie geschenkt, die er haben wollte. Und ich erfülle ihm seine Wünsche, wenn es ihn juckt. Er ist nicht schlecht dran.«

»Sie sind heute Nachmittag also nicht zu Hause«, wechselte Djamila rasch das Thema. Bisweilen war ihr diese Frau viel zu freimütig.

»Ich bin rechtzeitig zurück, um das Abendessen zuzubereiten. George isst heute wieder mal nicht hier. Du darfst jetzt wieder tagsüber essen, nicht wahr? Deine Fastenzeit ist doch vorüber?«

»Der Ramadan, ja.«

»Ich kann mir nie die Daten merken.«

»Das liegt daran, dass sie wechseln. Der Ramadan ist im neunten Monat des islamischen Jahres, als der Prophet Mohammed vom Engel Gabriel die ersten Offenbarungen des Koran erhalten hat. Aber wir Moslems richten uns nach dem Mondkalender, deshalb kommt der Ramadan jedes Jahr früher. Meine Eltern haben den Ramadan im Winter ebenso erlebt wie im Sommer.«

»Also, ich würde Weihnachten ungern im Juli feiern. Und so streng zu fasten, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Ich weiß nicht, Djamila, ob das gesund für dich ist.«

»Es ist sogar sehr gesund. Und Frauen, die schwanger sind oder stillen, brauchen nicht zu fasten. Das Fasten läutert den Leib von bösen Einflüsterungen. Es ist eine Zeit der körperlichen Reinigung und des geistigen Klarwerdens. Ich genieße sie sehr, und Hunger habe ich nicht. Vor Tagesanbruch esse ich das *sahur*, und nach Sonnenuntergang darf ich ein Abendessen zu mir nehmen. Es wird einem kein großes Opfer abver-

langt.« Djamila äußerte sich nicht dazu, dass jedes amerikanische Essen so üppig ausfiel wie drei ihrer Mahlzeiten zusammen. »Und am Ende des Ramadan wird das Id el fitr gefeiert, das Zuckerfest. Wir ziehen neue Kleider an, tauschen Leckereien aus, besuchen unsere Freunde und Familien.«

»Ich halt es trotzdem für ungesund.« Lori blickte zum Fenster hinaus. »Heute ist ein schöner Tag. Würdest du mit den Jungs gern in den Park fahren, damit sie sich mal richtig austoben können? Dann wird es im Haus ein bisschen ruhiger zugehen, wenn ich zurückkomme.«

»Eine gute Idee, Miss. Ich fahre sehr gern Auto.«

»In deiner Heimat dürfen Frauen kein Auto fahren, nicht wahr?«

Djamila zögerte mit der Antwort. »Das stimmt«, gab sie schließlich zu. »Frauen in Riad dürfen nicht Auto fahren. Aber dieses Gesetz hat nichts mit dem Islam zu tun.«

Lori musterte Djamila mitleidig. »Du brauchst keine Ausflüchte zu machen. Frauen wie du dürfen viele Dinge nicht, das weiß ich, schließlich sehe ich mir die Nachrichten an. Bei euch gibt es Zwangsehen und Vielweiberei, und ihr müsst Schleier tragen, sogar ganze Körpersäcke, um euch zu verhüllen, nicht wahr? Und ihr genießt keine Bildung und habt keinerlei Rechte.«

Einen Moment lang sah Djamila auf den Fußboden, damit Lori ihre mürrische Miene nicht sah. Als sie den Blick dann hob, zwang sie sich zu einem Lächeln. »Was Sie schildern, ist nicht der Islam, wie ich und die meisten Moslems ihn kennen«, erwiderte sie dann. »Moslemische Frauen werden nicht zur Heirat gezwungen. Die Ehe wird durch einen Vertrag zwischen Mann und Frau und zwischen den Familien geschlossen. Kommt es, was Gott verhüten möge, zu einer Scheidung, hat die Frau das Recht auf einen großen Teil des Eigentums, weil das Gesetz es so regelt. Und ein Mann darf nur dann mehrere Frauen haben, wenn er allen den gleichen Lebensstandard garantieren kann. Deshalb hat nur ein sehr reicher

Mann mehrere Ehefrauen. Außerdem sagt der Islam, dass alle lernen sollen, Männer *und* Frauen. Ich erhalte eine gute Bildung. Und was die Kleidung betrifft, so schreibt der Koran nicht vor, dies oder jenes zu tragen. Er sagt nur, dass Männer und Frauen sich bescheiden und züchtig kleiden sollen. Manche Frauen entscheiden sich für Schleier und *abaya*, den ›Körpersack‹, wie sie es nennen. Andere nicht.«

»Tja, hier in Amerika ist alles ganz anders, Djamila. In Amerika kannst du tun, was du willst. Deshalb ist unser Land ja so großartig.«

»Aber ist es immer richtig, alles tun zu dürfen, was man will?«

Lori lächelte. »Selbstverständlich, Djamila. Nur darf man sich manchmal nicht erwischen lassen.«

»Wie Sie meinen«, sagte Djamila ohne rechte Überzeugung.

»In diesem Land haben die Frauen das Sagen, Djamila. Wir lassen die Männer bloß in dem Glauben, sie hätten alles im Griff.«

»Aber selbst in Amerika durften die Frauen doch bis ins zwanzigste Jahrhundert nicht zur Wahl gehen, oder?«

Lori winkte geringschätzig ab. »Das ist Ewigkeiten her. Sagen wir einfach, wir holen heute das Versäumte nach. Und je früher die moslemischen Frauen auch dahinterkommen, umso besser.«

Diesmal verzichtete Djamila auf eine Antwort ab. Sie war ohnehin instruiert worden, derlei Diskussionen zu vermeiden, konnte gelegentlich aber nicht an sich halten. »Ich möchte, dass du noch einmal über unseren Vorschlag nachdenkst und zu uns ziehst«, sagte Lori. »Das Haus ist groß genug.«

»Vielen Dank. Aber vorerst würde ich es gern so lassen, wie es ist.«

»Na schön, wie du willst. Ich kann es mir nicht leisten, auf dich zu verzichten.«

Lori warf ihren schlummernden Söhnen eine Kusshand zu und verließ das Haus. Als sie von der Garagenausfahrt abbog, streifte ihr Blick den vorm Haus geparkten weißen Kleinbus. Sie hatte es nie als merkwürdig empfunden, dass Djamila, die noch nie ein Auto gefahren hatte, bevor sie in die Vereinigten Staaten gekommen war, einen eigenen Wagen und einen Führerschein besessen hatte, als sie sich um die Kindermädchenstelle bewarb. Doch Loris Gedanken beschäftigten sich mit zu vielen Dingen, als dass sie näher darüber nachgedacht hätte.

In Wahrheit hatte sie gar nicht die Absicht, im Country Club Tennis oder Karten zu spielen. In ihrem Täschchen befand sich ein atemberaubend dünnes Negligé. Den dazu passenden Tanga trug sie schon, und für das, was sie an diesem Nachmittag vorhatte, war es für ihre Begriffe überflüssig, einen BH zu tragen. Hoffentlich riss ihr blutjunger Liebhaber ihr nicht die Sachen vom Leib.

Djamila trat ans Fenster und sah Lori in ihrem kleinen Mercedes-Sportwagen abfahren. Eines Nachmittags, als George Franklin sich freigenommen hatte, um etwas mit seinen Söhnen zu unternehmen, war Djamila seiner Frau zum Country Club gefolgt und hatte beobachtet, wie sie zu einem fremden Mann ins Auto gestiegen war. Djamila war ihnen zu einem Motel nachgefahren. Sie vermutete, dass Lori auch heute zu diesem Motel fuhr. Schließlich war es nicht ganz einfach, ohne Schläger Tennis zu spielen – und der Schläger hing noch in der Garage am Haken.

In Amerika waren die Männer eindeutig nicht die Herren; das hatte Djamila schon nach wenigen Wochen in den Vereinigten Staaten erkannt. Hier waren die Männer Trampel. Und ihre Weiber waren Huren.

Nach dem Mittagsschläfchen fuhr Djamila mit ihren drei Schützlingen in den Park, wo sie herumtollten bis zur Erschöpfung. Djamila wünschte sich Söhne, viele Söhne, doch sie bezweifelte, dass sie jemals Mutter werden durfte.

Sie reichte den Jungen einen Snack aus dem mitgebrachten Picknickkorb. Kurz darauf musste sie wieder einmal Timmy hinterherlaufen, dem Ältesten, um ihr Handy und die Autoschlüssel wieder an sich zu bringen. Timmy schnappte sich die Sachen jedes Mal, wenn Djamila ihre Handtasche in seiner Reichweite liegen ließ. Es störte sie nicht. Alle Kinder waren neugierig. Als sie die Jungen schließlich wieder in den Kleinbus setzte, nickten sie sofort ein. Anschließend breitete Djamila neben dem Fahrzeug ihren Teppich aus und verrichtete das Nachmittagsgebet. Für die Waschung hatte sie eine Schüssel und eine kleine Flasche Wasser dabei.

Während die Jungs schliefen, umrundete Djamila im Kleinbus ganz Brennan. Wie viele andere Ortschaften in dieser Gegend verdankte auch Brennan sein Entstehen der Eisenbahn, die hier einen Bahnhof erbauen ließ. Zwar fuhren hier einige Passagierzüge, doch überwiegend beförderten Güterzüge Kohle und Koks zu Stahlwerken und zu den Häfen der Ostküste. Brennan verwandelte sich immer mehr in einen geschniegelten Vorort Pittsburghs. Es gab seltsame Läden und malerische Restaurants, zahlreiche neue Wohngebäude und einen prachtvollen, brandneuen Country Club.

Häufig hielt Djamila an, um mit einer Digitalkamera, die kaum größer war als ihr Zeigefinger, Fotos zu machen. Dabei sprach sie auf einen kleinen Recorder und beschrieb Dinge, die für ein ausländisches Kindermädchen eigentlich kaum von Interesse sein konnten. Doch Djamila interessierte sich für alles. Anschließend fuhr sie die Umgebung ab und achtete dabei besonders auf die Beschaffenheit der Straßen.

Zuletzt lenkte sie den Wagen vor ein schönes, aus Naturstein errichtetes Wohnhaus, das ein gutes Stück abseits der Landstraße hinter einer niedrigen Steinmauer stand. Was für ein hübsches Zuhause, dachte Djamila. Allerdings viel zu groß. In Amerika war alles zu groß: von den Essensportionen bis zu den Häusern, von den Autos bis zu den Menschen. Dafür war die Bekleidung entschieden zu klein. In den vergan-

genen Monaten hatte Djamila mehr Hintern, Bauch und Busen gesehen als in sämtlichen Jahren ihres Lebens zuvor. Es widerte sie an.

Lieber hätte Djamila ihren ganzen Leib mit *jilbab* und *khimar* umhüllt, lieber mit drei Nebenfrauen konkurriert, als eine solche »Freiheit« zu genießen.

Mit trübseliger Miene betrachtete sie die schlafenden Kinder. Auch die Franklins mit ihrem Geld und ihrer lieblosen Ehe widerten sie an. In gewisser Weise fühlte sie sich auch von den Kindern auf der Rückbank angewidert, weil sie eines Tages erwachsen wurden und glaubten, die Welt zu beherrschen, weil sie Amerikaner waren.

Djamila legte den Gang ein und fuhr weiter. Am Abend musste sie am Computer sitzen und per Spielfilm-Chatroom Bericht erstatten. Der heutige Chatroom würde sich mit dem Film *Wer die Nachtigall stört* beschäftigen. Ein seltsamer Titel. Doch die Amerikaner, das wusste Djamila inzwischen, waren ja auch seltsame Menschen. Seltsam, gewalttätig und – was am meisten erschreckte – völlig unberechenbar.

Nachdem Oliver Stone in sein Friedhofswärterhäuschen heimgekehrt war, hatte er zu schlafen versucht, doch die ungewöhnlichen Ereignisse der Nacht machten es ihm unmöglich. Er zündete ein Feuer an, um die Kälte zu vertreiben, setzte sich an den Kamin und las bis zum Morgengrauen. Währenddessen befassten seine Gedanken sich wiederholt mit Patrick Johnsons Tod. Oder vielmehr mit Johnsons Ermordung. Am Morgen bereitete Stone sich Kaffee und ein karges Frühstück zu. Anschließend erledigte er auf dem Friedhofsgelände ein paar Stunden lang seine Pflichten. Während er Unkraut jätete, Rasen mähte und uralte Grabsteine von Moos befreite, dachte er darüber nach, dass er und seine Freunde letzte Nacht um ein Haar ihr Leben verloren hätten. Eine solche Situation hatte Stone in seinem früheren Dasein viele Ma-

le gekannt und mit der Zeit zu verwinden gelernt. Aber dieses Mal kam er nicht so leicht darüber hinweg.

Als er die Arbeit beendet hatte, kehrte er ins Haus zurück und duschte. Im Spiegel betrachtete er sein Abbild und traf eine Entscheidung. Leider fehlte es ihm am richtigen Werkzeug, um diesen Entschluss in die Tat umzusetzen. Caleb und Reuben mussten auf ihrer Arbeitsstelle sein. Und Milton traute er schlichtweg nicht zu, dass er die Aufgabe anständig ausführte.

Es gab nur eine Alternative. Er machte sich auf den Weg nach Chinatown.

»Adelphia?«, rief Stone. Inzwischen war es fünfundvierzig Minuten später; er stand vor ihrer Wohnung, die sich über einem Waschsalon befand. »Adelphia?«, wiederholte er und fragte sich, ob sie schon außer Haus sein könnte. Dann aber hörte er, dass Schritte sich näherten. Adelphia, das Haar im Nacken zu einem Dutt gebunden und in eine schwarze Hose und einen langen Pullover gekleidet, öffnete die Tür. Verdutzt blickte sie ihn an.

»Woher Sie wissen, wo ich wohne?«

»Sie haben's mir irgendwann mal erzählt«, sagte Stone.

»Ach.« Sie furchte die Stirn. »Wie Sitzung gelaufen?«, fragte sie gereizt.

»Es gab ein paar echte Überraschungen.«

»Was tun Sie möchten, Oliver?«

Stone räusperte sich und äußerte, was er sich zurechtgelegt hatte. »Ich habe über Ihren Rat nachgedacht, was meine Erscheinung angeht. Da habe ich mich gefragt, ob Sie wohl so nett wären, mir die Haare zu schneiden. Ich könnte das zwar selber versuchen, aber im Ergebnis sähe ich wahrscheinlich schlimmer aus als jetzt.«

»Übel aussehen tun Sie nicht.« Diese Bemerkung kam Adelphia anscheinend wider Willen über die Lippen, denn sie hüstelte verlegen. Dann musterte sie Stone mit verwunderten Blicken. »Also Sie nehmen an mein Rat?«

Er nickte. »Ich besorge mir auch neue Klamotten. Und Schuhe.«

Misstrauisch sah Adelphia ihm ins Gesicht. »Und der Bart? Sie aussehen wie Rumpelstein.«

»Rumpelstilzchen. Ja, der Bart soll auch ab. Rasieren kann ich mich aber selbst.«

Adelphia winkte ab. »Nein, ich mache. Oft ich habe geträumt davon, dass Bart ab.« Sie winkte ein zweites Mal, diesmal ins Innere der Wohnung. »Kommen, kommen, wir sofort schneiden, ehe Sie überlegen anders sich.« Stone folgte ihr in die Wohnung und sah sich um. Zu seinem Erstaunen hatte Adelphias Behausung ein sauberes, aufgeräumtes Interieur. Dabei hatte Adelphias Persönlichkeit viel zu impulsiv und sprunghaft gewirkt, als dass er bei ihr Sinn für Ordnung vermutet hätte. Sie führte Stone ins Bad und zeigte aufs Klo. »Setzen.«

Stone nahm Platz, während Adelphia die erforderlichen Utensilien zusammensuchte. Vom Bad aus konnte Stone im Flur ein Regal mit zahlreichen Büchern über die verschiedensten Themen sehen, einige davon in Sprachen, die Stone nicht kannte, obwohl er viele Jahre durch die Welt gereist war. Er zeigte auf die Bücher. »Beherrschen Sie alle diese Sprachen, Adelphia?«

Sie unterbrach das Zurechtlegen des Werkzeugs und sah Stone befremdet an. »Warum sollt ich rumstehen haben Bücher, ich kann nicht lesen? Ist meine Wohnung so groß, dass ich Sachen aufwahre, ich kann nicht brauchen?«

»Das sehe ich ein.«

Sie schlang ein Laken um Stone und verknotete es im Nacken. »Wie viel Abschneiden tun Sie wünschen?«

»Bis über die Ohren und freier Hals.«

»Sie sicher?«

»Ganz sicher.«

Adelphia schnitt Stone die Haare, kämmte sie zu guter Letzt und bändigte ein paar widerspenstige Wirbel mit Gel.

Als Nächstes schnitt sie ihm den dichten Bart mit der Schere und hatte ihn bald größtenteils entfernt; dann ergriff sie einen anderen Gegenstand.

»Den ich verwende für Beine«, erklärte sie und hielt einen Damenrasierer in die Höhe. »Aber auch kann ich ihn benutzen für Gesicht.«

Als Stone sich in dem kleinen Spiegel sah, den Adelphia ihm reichte, nachdem sie fertig war, erkannte er sich kaum wieder. Seine Hand strich über Hautpartien, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. Nachdem seine lange, verfilzte Mähne geschnitten und der Bart gänzlich verschwunden waren, betrachtete er seine hohe Stirn und seinen schmalen, glatten Hals. »Nettes Gesicht Sie haben«, sagte Adelphia, und ihre Stimme klang aufrichtig. »Und Ihr Hals wie Babypopo. Mein Hals nicht glatt. Mein Hals wie bei alte Frau. Wie bei Truthenne.«

»Ich finde, Sie haben ein sehr hübsches Gesicht, Adelphia«, sagte Stone. Da er nach wie vor sein Spiegelbild bestaunte, merkte er nicht, dass sie errötete und den Blick senkte.

»Sie Besuch hatten letzte Nacht.«

Stone wandte sich ihr zu. »Besuch? Wen?«

»Mann in Anzug. Sein Name Fott oder so, ich mich nicht genau erinnern. Er sagte, ich erzählen soll Ihnen von ihm.«

»Fott?«

»Ich manchmal ihn sehe reden mit die Männer von gegenüber auf Straße. Mit die Geheimdienstmänner.«

»Der Secret Service. Meinen Sie Ford? Agent Alex Ford?«

Adelphia hob den Finger. »Das Name, ja. Er großer Mann. Größer als Sie.«

»Hat er gesagt, was er wollte?«

»Er lässt nur grüßen.«

»Um welche Zeit war er dort?«

»Sehe ich aus wie Uhr? Ich doch sag, er lässt grüßen.« Adelphia zögerte. »Ich glaube, war Mitternacht, als Mann gekommen. Sonst ich weiß nichts.«

Stone stand auf und streifte das Laken ab. »Ich möchte Ihnen das gutmachen«, sagte er, doch Adelphia winkte ab.

»Irgendwie muss ich Sie doch für Ihre Freundlichkeit belohnen«, beharrte Stone.

»Ich was weiß«, sagte Adelphia, worauf Stone sie verdutzt anschaute. »Wir demnächst Kaffee trinken. Wenn Sie nicht haben wichtiges Treffen mitten in Nacht.«

Stone nickte. Was konnten ein Kaffee und ein bisschen Geplauder schon Unheil anrichten? »Na klar, Adelphia. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir so was mal machen.«

»So es ist gut.« Sie streckte ihm die Hand entgegen. Es überraschte ihn, wie viel Kraft in ihren langen Fingern steckte.

Als Stone wenige Minuten später die Straße entlangging, dachte er an den nächtlichen Besucher. Stone kannte Alex Ford besser als alle anderen Secret-Service-Agenten. Also konnte sein Aufkreuzen purer Zufall gewesen sein.

Stone ging in einen benachbarten Secondhand-Laden. Mit dem von Reuben erhaltenen Geld kaufte er zwei Arbeitsanzüge, ein Paar feste Straßenschuhe, Socken, Hemden, einen Sweater und einen leicht verblichenen blauen Blazer. Der Inhaber, mit dem Stone gleichfalls gut bekannt war, gab ihm als Bonus zwei fabrikneue Garnituren Unterwäsche dazu.

»Sie sehen um Jahre jünger aus, Oliver«, bemerkte der Mann.

»Ich weiß, ich spüre es selbst«, antwortete Stone. Er suchte mit seinen Erwerbungen den Lafayette Park auf, um einen kurzen Blick in sein Zelt zu werfen. Doch als er seinen Stützpunkt betreten wollte, hielt eine Stimme ihn zurück.

»Was haste denn vor, Freundchen?« Stone hob den Blick und sah sich einem uniformierten Secret-Service-Agenten gegenüber. »Das Zelt ist bewohnt, also zieh Leine.«

»Das ist mein Zelt, Officer«, erklärte Stone.

Der Wächter trat näher. »Stone? Sind Sie das tatsächlich?«

Stone feixte. »Kürzere Haare und kein Bart, aber ich bin es, jawohl.«

Der Agent schüttelte den Kopf. »Wo sind Sie gewesen? Bei Elizabeth Arden?«

»Wer Elizabeth Arden?«, rief eine Frauenstimme.

Beide Männer wandten sich um und sahen Adelphia herannahen, wobei sie einen vorwurfsvollen Blick auf Stone richtete. Adelphia trug noch dieselbe Kleidung wie vorhin; inzwischen aber hing ihr das Haar auf die Schultern.

»Konstruieren Sie bloß keine neue Verschwörungstheorie, Adelphia«, ulkte der Agent. »Das ist ein Institut, wo man sich Schönheitskuren unterziehen kann. Meine Frau ist mal dort gewesen. Ich sag Ihnen was: Bei den Preisen behalte ich sie lieber so, wie sie ist.« Er lachte auf und stapfte davon.

Adelphia blieb vor Stone stehen. »Sie jetzt möchten gehen Kaffee trinken und reden mit mir?«, fragte sie.

»Würde ich gern, aber erst muss ich mich mit jemandem besprechen. Aber sobald ich wieder da bin.«

»Werden sehen wir«, antwortete Adelphia merklich enttäuscht. »Ich hab auch noch zu tun Arbeit. Ich kann nicht warten ewig auf Sie.«

»Nein, bestimmt nicht«, räumte Stone ein, doch sie hatte sich schon umgedreht und ging davon.

Stone schlüpfte ins Zelt, kleidete sich um und packte den Rest der neuen Kleidungsstücke in den Rucksack. Er streifte durch den Park und wühlte in den Papierkörben, bis er fand, was er suchte: die Morgenzeitung. Es stand nichts über die Entdeckung eines Leichnams auf Roosevelt Island darin; offenbar war sie zu spät erfolgt, als dass die Meldung es noch bis in die Morgenausgabe hatte schaffen können.

Stone ging zu einem Münztelefon und rief Caleb in dessen Büro im Jefferson Building der Kongressbibliothek an.

»Hast du schon was Neues gehört, Caleb? In der Zeitung steht noch nichts.«

»Ich achte seit heute Morgen auf die Nachrichten. Es heißt immer nur, dass Roosevelt Island wegen polizeilicher Ermittlungen unbekannten Zweckes geschlossen ist. Kannst du gegen ein Uhr hier sein, damit wir die Angelegenheit besprechen?«

Stone bejahte. »Hast du Vorsichtsmaßnahmen getroffen?«, fragte er.

»Ja. Die anderen auch. Reuben ist zur Arbeit gegangen, hat sich aber frei geben lassen. Mit Milton hab ich mich verständigt. Er bleibt daheim. Er hat ganz schönes Muffensausen.«

»Furcht ist eine natürliche Reaktion, wenn man so was erlebt hat wie wir.« Plötzlich fiel Stone etwas ein. »Äh, Caleb, es kann sein, dass du mich nicht erkennst. Ich hab mein Äußeres ein wenig verändert. Ich hielt es für nötig, weil die Wahrscheinlichkeit, dass die Mörder mich gesehen haben, am höchsten ist.«

»Gut, dann weiß ich Bescheid, Oliver.«

Stone zögerte. »Wäre es möglich, dass wir uns im Lesesaal treffen statt vor dem Gebäude, da ich jetzt einigermaßen präsentabel aussehe? Ich wollte mir den Saal schon lange mal anschauen, wollte dich an deinem Arbeitsplatz aber nicht in Verlegenheit bringen.«

»Natürlich kannst du hereinkommen, Oliver.«

Auf dem Weg zur Kongressbibliothek dachte Stone über Patrick Johnsons Mörder nach. Ihnen musste bald klar werden, dass die Augenzeugen sich nicht an die Polizei gewandt hatten. Und vielleicht erblickten sie darin ihre Chance – eine Chance, die mit der Vernichtung des Camel Clubs enden mochte.

Alex bog vor Erreichen der steilen Steigung zum Potomac vom George Washington Parkway ab und steuerte das Auto auf den zu Roosevelt Island gehörigen Parkplatz. Die einzige Verbindung zwischen dem Parkplatz und der Insel bestand aus einer langen Fußgängerbrücke.

Auf dem Parkplatz wimmelte es von Polizeiwagen und FBI-Fahrzeugen. Ein Team der Gerichtsmedizin und Mitarbeiter der Forensischen Abteilung des FBI waren anwesend. Alex ahnte, dass er eine Parade von Uniformen und Einreihern an sich vorüberziehen lassen musste, bis er die Fundstelle besichtigt hatte.

»Das ist ja der reinste Rummelplatz«, bemerkte Jackie Simpson.

»Ja, und es dürfte ein Heidenspaß werden, wenn das FBI und die Park Police sich um die Zuständigkeit fetzen.«

Sie betraten die Brücke und zeigten einem Posten ihre Dienstausweise vor.

»Secret Service?«, meinte der uniformierte Polizist. Er wirkte verwirrt.

»Der Präsident schickt uns«, behauptete Alex und ging weiter. »Streng geheime Sache.«

Längs eines mit Absperrband markierten Weges begaben er und Jackie sich zum Tatort. Während sie sich näherten, hörte Alex Bruchstücke von Unterhaltungen; Handys plärrten ein hässliches Durcheinander von Melodien und Klingeltönen. Alex war stolz, dass sein Handy einfach nur läutete, wenn jemand ihn anrief.

Die beiden Agenten betraten den gepflasterten Platz vor dem Denkmal. Dort sah Alex sich um und verschaffte sich einen Überblick aller an den Ermittlungen Beteiligten.

Die Polizei des D.C. und die Park Police erkannte man an ihren Uniformen und der ein wenig unterwürfigen Art. Auch die Forensiker ließen sich ohne Weiteres unterscheiden. Die Anzugträger, die herumstanden, als würde die Insel ihnen gehören, waren zweifellos die Jungs vom FBI. Aber es waren

noch einige andere Leute zugegen, die Alex nicht einordnen konnte.

Er schlenderte zu einem Uniformierten, den er für den ranghöchsten anwesenden Beamten der Park Police hielt. Aus seiner Sicht hatte es sich als Goldene Regel bewährt, diese Leute auf seiner Seite zu haben.

»Alex Ford, Secret Service. Das ist Agentin Simpson.« Der Polizist reichte ihnen die Hand. Mit dem Kinn deutete Alex auf die Leiche. »Was wurde bis jetzt festgestellt?«

Der Polizeibeamte zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich Freitod. Anscheinend hat der Bursche sich durch den Mund eine Kugel in den Kopf geschossen. Genaueres wissen wir erst, wenn die Gerichtsmedizin die Leichenschau vorgenommen hat. Derzeit ist der Tote noch im Zustand der Leichenstarre. Wir können den Mund nicht weit genug öffnen, sonst könnte es sein, dass wir die Ergebnisse der Autopsie beeinflussen.«

»Sind die da drüben vom FBI?« Alex blickte hinüber zu zwei Anzugträgern, die neben dem Leichnam standen.

»Wie haben Sie das denn erraten?«, fragte der Polizist mit belustigter Miene.

»Man sieht die Superman-Umhänge unter ihren Jacketts herausgucken«, gab Alex zur Antwort und entlockte dem Beamten ein Auflachen. »Und wer sind die?« Alex zeigte auf die beiden Männer, die sich leise besprachen.

»Carter Grays Jungs vom NIC«, sagte der Polizist. »Wahrscheinlich analysieren sie gerade, was Al Kaida gegen Teddy Roosevelt hat.«

Alex grinste. »Wären Sie einverstanden, uns Kopien der Ermittlungsergebnisse zu überlassen? Mein Chef ist einer dieser analfixierten Sammlertypen.«

»Von mir aus. Bislang haben wir aber nur geringes Interesse an dem Fall. Bei dem Toten wurde die Brieftasche gefunden, ein Abschiedsbrief sowie eine Handfeuerwaffe, aus der nur ein Schuss abgegeben wurde. Und es hat den Anschein,

dass er sich mit einem guten halben Liter Scotch abgefüllt hat. Man kann es jetzt noch riechen. Auf der Waffe und der Flasche sind Fingerabdrücke, und das Schießeisen ist auf ihn zugelassen. Es muss bloß noch nachgeprüft werden, ob es seine Fingerabdrücke sind.«

»Weist die Hand Schmauchspuren auf?«, erkundigte sich Jackie.

»Nein. Allerdings sieht die Waffe sehr neu und gepflegt aus. Und auch ein Revolver hinterlässt nicht immer Schmauchspuren.«

»Gibt es Hinweise auf einen Kampf?«, fragte Alex.

»Nein.« Der Polizist schüttelte den Kopf.

»Noch etwas«, sagte Jackie. »Ist er mit dem Auto gekommen?«

»Auf dem Parkplatz steht kein Wagen, der ihm gehören könnte«, erwiderte der Polizeibeamte.

»Nun, es wäre denkbar, dass jemand ihn abgeknallt hat und dann weggefahren ist«, überlegte Jackie. »Aber wenn es Selbstmord war, wie ist er dann hergekommen?«

»Am Nordende des Parkplatzes führt eine Fußgängerhochbrücke über den George Washington Parkway zur Chain Bridge«, erklärte der Polizist. »Auch der Fahrradweg verläuft über die Brücke, endet aber am Parkplatz der Insel. Wir bezweifeln jedoch, dass er auf dem Weg gekommen ist. Dann hätte irgendwer ihn sehen müssen.« Er zögerte. »Wir haben eine andere Theorie. Seine Kleidung ist klatschnass. Das kann nicht allein vom Tau sein.«

Alex musste erst einen Moment nachdenken, bevor er die Andeutung verstand. »Was? Sie wollen sagen, er ist geschwommen?«

»Sieht ganz so aus.«

»Wenn er im Wasser war und Selbstmordabsichten hatte, warum hat er die Gelegenheit nicht genutzt und sich einfach genügend Potomacwasser in den Hals gurgeln lassen?«

»Tja, wenn er den Little Channel durchquert hat, also aus Richtung Virginia gekommen ist, musste er nicht weit schwimmen«, erklärte der Polizist.

»Das stimmt schon, aber wenn er aus der Richtung gekommen ist, weshalb hat er nicht einfach die Fußgängerbrücke über den Little Channel benutzt, anstatt zu schwimmen?«, entgegnete Alex. »Und sturzbetrunken wäre er wohl ersoffen.«

»Nicht wenn er den Scotch erst auf der Insel getrunken hat«, erwiderte der Polizist. »Und wir haben ein zusätzliches Indiz.« Er rief einem Mann von der Forensischen Abteilung, der die Umgebung nach Spuren absuchte, etwas zu. Der Mann brachte einen Gegenstand und reichte ihn dem Polizeibeamten. »Wir haben das da gefunden.« Es war ein Plastikbeutel, der einen anderen Plastikbeutel enthielt.

Alex und Jackie betrachteten den Fund. Alex erkannte die Bedeutung als Erster. »Darin hatte er den Revolver verstaut, damit er beim Schwimmen nicht nass wird, stimmt's?«

»Hundert Punkte. Es ist ein Zweiundzwanziger für Mantelgeschosse.«

»Und es gibt einen Abschiedsbrief«, rief Alex in Erinnerung.

Der Polizist holte sein Notizbuch heraus. »Ich habe mir den Text wörtlich abgeschrieben.« Er ließ die beiden Secret-Service-Agenten den Wortlaut lesen, und Jackie schrieb ihn ins eigene Notizbuch ab.

»Ist das Original in Ihrem Besitz?«, fragte Alex.

»Darf ich wissen, wer Sie sind?«, erklang eine strenge Stimme. Alex drehte sich um und erblickte einen kleinen, stämmigen Mann in Brooks-Brothers-Anzug, Schlips und Herrenschuhen aus glänzendem Korduanleder. Alex zückte den Dienstausweis und stellte sich und Jackie vor. Der Mann streifte die Dienstausweise nur mit flüchtigem Blick. »Ich bin FBI-Spezialagent Lloyd. Es sind schon Mitarbeiter des NIC da, die den Secret Service vertreten.«

Alex nahm eine seiner eingeübten Posen ein – die des bedrängten Regierungsbeamten. »Ich befolge lediglich Anweisungen, Agent Lloyd. Und offen gestanden, der Secret Service kümmert sich gern selbst um seine Belange. Bestimmt wird das FBI einsehen, dass das Ableben eines NTAC-Mitarbeiters ein höchst brisanter Fall für uns ist, da wir jetzt nicht mehr dem Finanzministerium unterstehen, sondern zum Heimatschutzministerium gehören.« Alex wusste, dass die Homeland Security in Geheimdienstkreisen weit mehr Gewicht besaß, als das Finanzministerium je gehabt hatte. Wenn überhaupt vor irgendwem, hatte der Vierhundert-Kilo-Koloss namens FBI Respekt vor dem Vierhundertfünfzig-Kilo-Koloss, zu dem sich die Homeland Security – gegründet nach den Anschlägen des 11. September – gemausert hatte.

Zunächst erweckte Lloyd den Eindruck, als läge ihm eine bissige Bemerkung auf der Zunge, doch er besann sich anscheinend und hob die Schultern. »Na gut, spielen Sie Sherlock Holmes. Da hinten liegt die Leiche. Aber kontaminieren Sie bloß nicht den Fundort.«

»Ich weiß Ihr Entgegenkommen sehr zu schätzen, Agent Lloyd. Ich hatte gerade nach dem vorgefundenen Abschiedsbrief gefragt.«

Lloyd winkte einem anderen FBI-Mann, der das Papier brachte.

»Die Kleidung und der restliche Kram werden auf Fingerabdrücke untersucht«, sagte Lloyd. »aber ich glaube kaum, dass man etwas entdeckt. Es war Selbstmord.«

»Kleiderstoff gibt üblicherweise wenig her, was versteckte Fingerabdrücke angeht«, ergriff Jackie das Wort, »aber die Windjacke, die er trägt, hat eine günstige Oberfläche, zumal sie feucht war und das Wetter in der gestrigen Nacht gute Voraussetzungen für den Erhalt von Fingerabdrücken bot. Haben Ihre Laborleute einen Superfume-Apparat im Wagen? Nichts ist besser als Zyanidakrylat, um auf solchen Oberflächen versteckte Abdrücke sichtbar zu machen.«

»Ich weiß nicht, ob sie so was haben«, bekannte Lloyd.

»Es wäre noch vorteilhafter, die Kleidung ins Labor zu schaffen. Man kann sie mit bestimmten Chemikalien einsprühen und in einem Defumigator überprüfen. Ich weiß, dass das FBI so eine Anlage hat.« Jackie zeigte auf den Abschiedsbrief. »Legen Sie ihn mit Ninhydrin oder DFOS-Spray behandelt in die Defumigator-Kammer, und Sie sehen alles, was drauf ist.«

»Vielen Dank für den Tipp«, antwortete Lloyd patzig, wenngleich Jackies Wissen über die Methoden zur Fingerabdruckfeststellung ihn sichtlich beeindruckte.

Auch Alex betrachtete Jackie mit neuem Respekt. Dann richtete er den Blick wieder auf Lloyd, der sie missmutig anstarrte.

»Man muss überprüfen«, sagte Alex, »ob es wirklich seine Handschrift ist.«

»Das ist mir klar«, beteuerte Lloyd.

»Ich kann veranlassen, dass das Labor des Secret Service die Tests vornimmt und durchcheckt, was wir an Fingerabdrücken haben.«

»Es gibt kein besseres Labor als das des FBI«, maulte Lloyd.

»Aber unser Labor ist mit der Arbeit weniger im Rückstand. Wir ziehen hier alle am selben Strang, Agent Lloyd.«

Allem Anschein nach rührte dieser Hinweis endlich an eine tief im Innern des störrischen FBI-Agenten verborgene, dennoch vorhandene Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Augenblicke später schlug sein Verhalten vollständig um. »Ich nehme Ihr Angebot dankbar an, Agent Ford.«

»Sagen Sie Alex zu mir«, sagte Ford und deutete mit dem Kinn auf Simpson. »Sie heißt Jackie.«

»Und ich heiße Don, schlicht und ergreifend. Wir können Ihre Unterstützung tatsächlich gut gebrauchen. Das FBI ist mit Terroristenermittlungen überlastet. Sie müssen bloß den

Erhalt quittieren. Was das angeht, ist der Gerichtsmediziner ein Korinthenkacker.«

Alex tat ihm den Gefallen und sah sich den Abschiedsbrief durchs Plastik genau an, ehe er ihn Jackie zur Verwahrung gab. »Ist denn irgendein Motiv für einen Suizid erkennbar? Soviel ich weiß, wollte er bald heiraten.«

»Diese Aussicht kann wahrscheinlich manchen Mann in den Selbstmord treiben«, meinte der Beamte der Park Police.

Die Bemerkung rief allgemeines Gelächter hervor, nur bei Jackie nicht, die für einen Moment den Anschein erweckte, als wollte sie ihre Waffe ziehen und dem Toten noch ein paar Leichen hinzugesellen.

»Um darauf antworten zu können, ist es noch zu früh«, erklärte Lloyd. »Wir werden es überprüfen. Aber nach dem jetzigen Stand der Dinge hat Patrick Johnson den Freitod gewählt.«

»Gibt es keine Anzeichen, dass noch andere Personen hier gewesen sind?«, fragte Jackie.

»Vielleicht waren welche da, aber später sind hier fünfzig Schulkinder durchgelatscht«, sagte der Polizeibeamte. »Heute Morgen war es noch neblig. Die Schüler wären fast über die Leiche gestolpert. Hat ihnen 'nen ordentlichen Schreck eingejagt. Auf diesem Steinpflaster bleiben selten Fußabdrücke oder andere Spuren zurück.«

»Welchen dieser Wege zum Platz hat er genommen?«, fragte Jackie.

»Wahrscheinlich den da.« Der Polizist zeigte nach links. »Wenn er durch den Little Channel geschwommen ist, dürfte er diesen Kiesweg genommen haben, nachdem er den Baum- und Strauchbestand durchquert hatte.«

»Wir lassen am Ufer nach seinem Wagen suchen«, sagte Lloyd. »Er wohnte in Bethesda, Maryland. Er wird wohl ziemlich nah ans Ufer gefahren und anschließend zur Insel geschwommen sein. Wenn wir seinen Wagen finden, bekom-

men wir eine genauere Vorstellung davon, wo er ins Wasser gestiegen ist.«

Alex schaute hinüber ans Ufer Virginias. »Also, Leute, wenn er durch den Little Channel geschwommen ist, kann er seine Karre nur drüben auf dem Parkplatz abgestellt haben.«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Hat er aber nicht. Es sei denn, jemand hat ihn hergebracht und ist danach weitergefahren. Wäre allerdings schwer begreiflich.«

»Gewöhnlich patrouilliert hier die Wasserschutzpolizei«, merkte Jackie an.

Lloyd nickte. »Sie ist letzte Nacht vorbeigekommen. Bloß war der Nebel so dicht, dass man nichts sehen konnte, am wenigsten einen Schwimmer im Wasser.«

»Wie lange ist er tot?«, fragte Alex.

»Ungefähr zwölf Stunden, meint der Gerichtsmediziner.«

»Kann sich jemand denken, weshalb er sich für Roosevelt Island entschieden hat?«

»Hier ist es still und ruhig, und dennoch ist man nicht weit weg von allem«, sagte Lloyd. »Und vielleicht war er ja Roosevelt-Fan.« Der FBI-Agent schaute hinüber zu den zwei NIC-Mitarbeitern, schnitt eine düstere Miene und wandte sich erneut an Alex. »Wir wollen den NIC-Leuten ein paar Fragen stellen. Vielleicht finden wir dabei heraus, welches Motiv Johnson für seinen Selbstmord gehabt haben könnte. Kann sein, unsere Ermittlungen machen diese Burschen«, er hob die Hand in die Richtung der NIC-Mitarbeiter, »noch paranoider, als sie schon sind.«

»Meinen Sie, Johnson könnte beim NIC irgendwas angestellt haben, das er nicht hätte tun dürfen?«, fragte Alex.

»Schwer zu sagen, weil ich gar nicht weiß, was der NIC überhaupt tut«, antwortete Lloyd, bevor er sich entfernte.

»Dann kommen Sie mal mit«, sagte Alex leise zu Jackie und gab ihr durch einen Wink zu verstehen, dass sie ihn zu dem Leichnam begleiten sollte. »Macht Ihr Magen das mit?«

»Ich war in Alabama bei der Mordkommission. Ich habe schon massenhaft Schusswunden und Leichen gesehen.«

»Dass in Alabama so viel geballert wird, wusste ich noch gar nicht.«

»Soll das ein Witz sein? In Alabama gibt es mehr Knarren als in der gesamten US-Armee.«

Alex ging in die Hocke und besah sich Johnsons Leichnam, betastete einen der starren Arme des Toten. Der Ärmel war völlig durchtränkt. Noch befand sich der Tote in völliger Leichenstarre.

Durch Ohren, Nase und Mund war Blut ausgetreten und geronnen.

»Schädelbasisbruch«, folgerte Jackie. »Das Blut ist aus der zertrümmerten Schädelbasis gesickert. Wahrscheinlich lokalisiert der Gerichtsmediziner die Kugel an der Rückseite des Schädels oder unter dem Schädeldach. Da das Geschoss bloß ein Zweiundzwanziger war, hätte er die Waffe nicht so weit in den Mund stecken müssen, um sich 'nen sauberen Einschuss zu verpassen.«

»Es sind ein paar Blutspritzer auf dem Ärmel. Auf der rechten Hand dagegen ist nur ein einzelner kleiner Blutfleck zu sehen«, konstatierte Alex. »Merkwürdig, nicht wahr?«

»Ja. Aber manchmal tritt nur wenig Blut aus, wenn die Kugel im Kopf stecken bleibt.«

»Vermutlich.« Über die Schulter blickte Alex sich um. »Wo wurden die Waffe und der Abschiedsbrief gefunden?«

»Die Waffe lag rechts neben der Leiche, etwa fünfzehn Zentimeter entfernt«, gab der Polizeibeamte ihm Auskunft. »Das Papier steckte in der rechten Seitentasche der Windjacke.«

Als Alex aufstand, fuhr ihm heftiger Schmerz durch den Nacken. So etwas passierte ihm fast jedes Mal, wenn er sich zu hastig aufrichtete. Jackie blickte ihn an.

»Alles in Ordnung?«

»Alte Yoga-Verletzung. Was sagt Ihnen Ihr Alabama-Mordkommissionsinstinkt?«

Jackie hob die Schultern. »Ich habe gelernt, dass man beim ersten Eindruck meistens die richtige Todesursache erkennt.«

»Danach hab ich nicht gefragt. Was sagt Ihr Gefühl?«

»Dass wir noch eine Menge mehr ermitteln müssen, ehe wir den Fall abschließen können«, sagte Jackie. »Es wäre nicht der einzige Fall, bei dem die ersten Eindrücke täuschen.« Sie lenkte den Blick hinüber zu den NIC-Mitarbeitern. »Ich habe meine Zweifel, dass die beiden sich kooperativ zeigen.«

Alex beobachtete die Männer. Wenn es eine Regierungsbehörde gab, die sich noch ausgeprägter in Geheimniskrämerei hüllte als die CIA und sogar die NSA, dann der NIC. Er konnte sich ohne Weiteres ausmalen, dass man ihnen unter Verweis auf das nationale Sicherheitsinteresse Knüppel zwischen die Beine warf. Zwar bediente auch der Secret Service sich ab und zu einer solchen Taktik, doch brachte Alex seiner Organisation erheblich mehr Vertrauen entgegen, was die korrekte Anwendung derartiger Kompetenzen anging. Dagegen bereitete die Vorstellung, dass der NIC eine solche Verschleierung betrieb, ihm eher Unbehagen.

»Und was glauben Sie?«, fragte Jackie.

Einen Moment lang blickte Alex auf den Boden; dann schaute er der Kollegin ins Gesicht. »Ich möchte nicht, dass es egoistisch klingt, aber ich befürchte, die Sache wird nicht ohne Scherereien abgehen, auf die ich an diesem Punkt meiner Laufbahn gern verzichten würde.«

Als Alex und Jackie sich anschickten, Roosevelt Island zu verlassen, kamen die beiden Männer, die man ihnen als NIC-Mitarbeiter bezeichnet hatte, zu ihnen geeilt.

»Wir haben gehört, Sie sind vom Secret Service«, sagte der hoch gewachsene Blonde.

»Stimmt«, bestätigte Alex. »Agenten Ford und Simpson.«

»Ich heiße Tyler Reinke, und das ist Warren Peters. Wir sind vom NIC. Da Johnson sich für beide Behörden betätigt hat, ist es wohl am besten, wir arbeiten zusammen.«

»Nun, wir stehen noch am Anfang, aber ich habe nichts dagegen, jemandem Gefälligkeiten zu erweisen, solange ich eine Gegenleistung erhalte«, versetzte Alex.

Reinke lächelte. »Nur so und nicht anders spielen wir das Spiel.«

»Schön. Können Sie es einrichten, dass wir Kollegen Johnsons vernehmen dürfen?«

»Ich glaube ja«, sagte Peters. »Kennen Sie jemanden im NIC?«

»Um ehrlich zu sein, Sie sind die Ersten, die mir gegenüber überhaupt zugeben, dass sie für den Laden arbeiten.« Reinke und Peters schienen von dieser Antwort ein wenig betroffen zu sein. »Hier ist meine Visitenkarte«, sagte Alex. »Benachrichtigen Sie mich, wenn wir anfangen können.« Er zeigte auf den eingeschweißten Abschiedsbrief in Jackies Hand. »Wir lassen die Handschrift überprüfen, damit wir Gewissheit bekommen, dass es Johnsons Schrift ist.«

»Über den Zettel wollte ich mit Ihnen noch sprechen«, sagte Peters. »Bei uns sind zahlreiche Graphologen beschäftigt. Sie können sehr schnell mit dem Vergleich fertig sein.«

»Das schafft auch der Secret Service«, entgegnete Alex. »Aber im NIC stehen Hunderte von Schriftproben Johnsons zur Verfügung. Ich biete Ihnen Hilfe an, um das Verfahren zu beschleunigen. Heutzutage ist Kooperation der Schlüssel zum Erfolg, nicht wahr?«

»Der Abschiedsbrief ist ein Beweisstück bei der polizeilichen Untersuchung eines Todesfalls«, meldete Jackie sich zu Wort. »Der Gerichtsmediziner wird es sicherlich für problematisch halten, es Ihnen zu überantworten. Es dem FBI oder dem Secret Service zu überlassen ist etwas anderes. Wir sind offizielle Gesetzeshüter.«

»Das sind wir doch auch«, sagte Reinke. »Und mit dem Gerichtsmediziner hab ich schon geredet und ihm klargemacht, dass es hier um das nationale Sicherheitsinteresse geht. Er hat keine Einwände, den Abschiedsbrief in unsere Obhut zu geben, solange keine Lücken im Indizienmaterial entstehen.«

»O ja, ich kann mir gut vorstellen, Sie haben ihn schwer beeindruckt«, sagte Alex. Er überlegte kurz; dann zuckte er mit den Schultern. »Gut, informieren Sie uns so schnell wie möglich. Und prüfen Sie das Blatt auch auf Fingerabdrücke.«

Als Peters mit dem Gerichtsmediziner die unvermeidlichen schriftlichen Formalitäten erledigt hatte, nahm er mit spitzen Fingern den Abschiedsbrief an sich. »Carter Gray wird auf den Kriegspfad gehen. Wahrscheinlich ist er 's schon.«

»Kann ich mir lebhaft vorstellen«, antwortete Alex.

»Und was denken Sie wirklich?«, fragte Jackie, nachdem die beiden NIC-Männer sich verabschiedet hatten.

»Dass sie Arschlöcher sind, die meine Visitenkarte in den nächsten Papierkorb werfen.«

»Warum haben Sie ihnen dann den Abschiedsbrief ausgehändigt?«

»Weil sie damit die Verantwortung für ein Indiz einer Todesfalluntersuchung tragen, und das verschafft uns einen prima Vorwand, um im NIC vorzusprechen und dort zu ermitteln.«

Um halb sieben war Carter Gray aufgestanden; fünfundvierzig Minuten später traf er beim NIC ein. Im Foyer hing eine Sammlung eindrucksvoller Schwarzweißfotos, an denen jeder Mitarbeiter täglich vorbeimusste. Ein Foto zeigte die Zwillingstürme des World Trade Center in Flammen. Das Foto daneben zeigte die Schuttberge und veranschaulichte auf bedrückende Weise die Leere des Grundstücks, auf dem die Wolkenkratzer gestanden hatten. Auf dem dritten Bild sah man das Pentagon, nachdem am 11. September 2001 eine

Düsenmaschine der American Airlines eine Bresche in die Fassade gerissen hatte. Ein viertes Foto stammte von der Absturzstelle der zur gleichen Zeit entführten Maschine der United Airlines – ein hässlicher Krater in der Landschaft Pennsylvanias. Daneben erkannte man auf einem Foto die verrußte und aufgeplatzte Vorderfront des Weißen Hauses, das von zwei Raketengeschossen getroffen worden war, die ins Ostzimmer des Präsidentenwohnsitzes einschlugen. Dann folgte ein Foto der durch den Bombenanschlag in Oklahoma City angerichteten Verwüstung.

Doch viele Mitarbeiter des NIC fanden das allerletzte Bild am niederschmetterndsten. Sämtliche Opfer dieses Anschlags waren noch keine sechzehn Jahre alt gewesen, getötet von einer vierköpfigen Gruppe von Selbstmordattentätern, die während einer Feierlichkeit, auf der Amerikas beste und klügste Schulkinder geehrt werden sollten, gemeinsam den Sprengstoff gezündet hatten. Die Schülerinnen und Schüler waren in der Heimat für ihre überragenden schulischen Leistungen und ihr vorbildliches soziales Engagement mit einer Reise nach Frankreich belohnt worden. Statt mit Auszeichnungen kehrten sie in Särgen zurück in die Vereinigten Staaten.

»Vergessen Sie nie, was geschehen ist«, hatte Gray seinen Mitarbeitern eingeschärft. »Und tun Sie alles, was Sie können, um dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder geschieht.«

Das NIC führte eine inoffizielle Statistik darüber, wie viele Menschenleben und wie viel Eigentum durch die Vereitelung terroristischer Anschläge in den Vereinigten Staaten und in Übersee gerettet worden waren. Derzeit lag die geschätzte Zahl verhinderter Toter bei 93000 Amerikanern und 31000 Ausländern. Die geretteten materiellen Werte schätzte man auf nahezu einhundert Milliarden Dollar. Außerhalb der höchsten geheimdienstlichen Kreise wusste niemand von dieser Statistik; die amerikanische Öffentlichkeit sollte nie davon erfahren, und dies aus gutem Grund: Wüssten die Amerika-

ner, wie viele Attentate nur mit knapper Not hatten abgewendet werden können, würden wahrscheinlich große Teile der Bevölkerung nie mehr das Haus verlassen.

Mit dem Lift fuhr Gray in dasselbe Stockwerk wie am Vortag, betrat jedoch eine andere Räumlichkeit. Dort saßen fünf Männer und zwei Frauen um einen rechteckigen Konferenztisch. Gray nahm Platz und klappte vor sich ein Notebook auf.

»Was sind die Ergebnisse der vergangenen Nacht?«, fragte er.

»Al-Omari hat die Mitarbeit verweigert«, antwortete einer von Grays Vertrauten.

»Das überrascht mich nicht sonderlich.«

»Was wird aus al-Omaris Sohn, Mr. Gray? Sollen wir ihn in Gewahrsam nehmen?«

»Nein. Der Junge darf bei seiner Mutter bleiben. Ein Kind braucht wenigstens einen Elternteil.«

»Verstanden, Sir«, sagte der Mann und bestätigte damit das Todesurteil, das Gray soeben über den unglückseligen Vater verhängt hatte.

»Lassen Sie eine Woche vergehen, und holen Sie währenddessen möglichst viele nützliche Informationen aus al-Omari heraus, mit allen verfügbaren Mitteln.«

»Wird erledigt«, sagte eine der Frauen.

»Und was macht Ronald Tyrus, unser heimischer Neonazi?«, erkundigte sich Gray.

»Er wird bereits unterwiesen.«

»Und die anderen?«

»Kim Fong hat uns eine inzwischen als glaubwürdig eingestufte Information über die geplante Lieferung eines neuen, für die Flughafen-Röntgengeräte unsichtbaren Sprengstoffs gegeben. Nach seiner Aussage soll das Zeug nächste Woche nach Los Angeles eingeschmuggelt werden.«

»Verfolgen Sie die Fährte dieses Sprengstoffs bis zum Käufer. Ich will die Wissenschaftler, die Ausrüstung und die Finanziers, die ganze Blase. Und der Rest?«

»Sonst wollte niemand kooperieren.« Der Mann hielt kurz inne. »Sollen wir den üblichen Abgang in die Wege leiten?«

Jeder Anwesende hatte bereits auf die eine oder andere Weise mit Gray zusammengearbeitet und einen Heidenrespekt vor ihm. Gemeinsam hatten sie illegale und öfters auch unmoralische Beschlüsse gefällt und entsprechende Maßnahmen veranlasst. Im Laufe der Jahre hatten diese hochgebildeten und glänzend geschulten Frauen und Männer immer wieder den Befehl erhalten, mutmaßliche Feinde der Vereinigten Staaten aufzuspüren und zu töten; sie hatten diese Anweisungen pflichtgetreu befolgt, weil es ihre Aufgabe war. Doch obwohl die Gruppe mit der möglichen Beseitigung von Menschen kein berufliches Neuland betrat, behandelte sie jeden Einzelfall mit der gebotenen Aufmerksamkeit.

»Nein«, entschied Gray. »Lassen Sie diese Leute laufen, aber von nun an beschatten. Und verbreiten Sie durch die Gerüchteküche, dass sie bei unseren Behörden geplaudert haben.«

»Das dürfte zur Folge haben«, sagte die zweite anwesende Frau, »dass sie von ihren eigenen Leuten liquidiert werden.«

Gray nickte. »Filmen Sie die Morde. Wir benutzen die Aufzeichnungen als Druckmittel. Wenn sie nicht zu uns übertreten, werden Terroristen, die Terroristen kaltmachen, zumindest in den Achtzehn-Uhr-Nachrichten erwähnt. So, und nun bringen Sie mich auf den neuesten Stand.«

Der dafür zuständige Mann war die jüngste Person im Raum. Dennoch hatte er in vieler Beziehung mehr Außendiensterfahrung gesammelt als die meisten älteren Agenten. Tom Hemingway sah so blendend aus und war so tadellos gekleidet wie am Abend zuvor in der LEAP-Bar. Er galt im NIC als rasanter Aufsteiger und führender Experte in Nahostfragen. Überdies war er in Fernost gut verwurzelt. Er hatte die ersten zwanzig Jahres seines Lebens vorwiegend in jenen beiden Ländern zugebracht, in denen sein Vater als US-Botschafter tätig gewesen war, zuerst in China, dann in Jorda-

nien, anschließend – nach kurzer Dienstzeit in Saudi-Arabien – wieder in China.

Dank der Reisen seines Vaters war Tom Hemingway einer der wenigen Agenten der amerikanischen Geheimdienstszene, der Mandarin, Hebräisch, Arabisch und Farsi sprach. Den Koran hatte er im arabischen Original gelesen und kannte die moslemische Welt besser als jeder andere Amerikaner, ausgenommen sein Vater. Diese Eigenschaften – dazu die körperliche und geistige Unermüdlichkeit sowie ein Talent für das Spionagehandwerk – hatten Hemingways kometenhaften Aufstieg bis in seine jetzige Position in Grays engstem Mitarbeiterstab ermöglicht.

Hemingway drückte auf eine Taste an seinem Computer, und auf einem Bildschirm gegenüber an der Wand erschien eine detailreiche Satellitenbildkarte des Nahen Ostens.

»Wie sich aus dieser Übersicht erkennen lässt«, sagte er, »haben CIA- und NIC-Agenten im Iran, in Libyen, in Syrien, in Bahrain, im Irak, in den Vereinigten Arabischen Emiraten, im Jemen und in der neuen Kurdischen Republik bedeutende Einbrüche erzielt. Wir haben mehr als zwei Dutzend Terrororganisationen und terroristische Zellen bis in die unterste Ebene infiltriert. Diese Anstrengungen werden sich beizeiten durch große Erfolge auszahlen.«

»Anscheinend ist es doch eine Hilfe, wenn unsere Außenagenten nicht allesamt blauäugige Blondschöpfe ohne arabische Sprachkenntnisse sind«, kommentierte einer der anderen Männer trocken.

»Jahrzehntelang standen uns aber keine anderen Leute zur Verfügung«, sagte Gray. »Und noch immer haben wir längst nicht ausreichend Agenten, die arabische Sprachen beherrschen.«

»Kabul und Tikrit sind auf der Karriereleiter nicht eben begehrte Stufen«, meinte ein anderer Mann.

»Wie hoch ist die aktuelle Verlustquote?«, fragte Gray.

»Jeden Monat werden zwei Agenten getötet«, lautete Hemingways Auskunft. »So viele wie noch nie«, fügte er hinzu, »aber mit besseren Ergebnissen steigt offenbar das Risiko.«

»Ich kann gar nicht genug betonen«, sagte Gray, »wie wichtig es ist, dass unsere Mitarbeiter lebend nach Hause zurückkehren.«

Rings um den Tisch gab es allgemeine, jedoch von wenig Begeisterung getragene Zustimmung. Im Nahen Osten verfuhren die Terroristen mit Personen, die sie der Spionage verdächtigten, ohne viel Federlesens. Sie filmten ihre Enthauptung und gaben die Aufnahmen der ganzen Welt zu sehen, um mögliche Nachfolger abzuschrecken. Diese Taktik erwies sich als sehr effektiv.

»Wir verlieren dort täglich ein Dutzend Soldaten«, erläuterte Hemingway. »Und aufgrund der kürzlich an der syrischen Grenze entstandenen neuen Front wird die Verlustquote des Militärs steigen. Unterdessen fördern die moslemischen Unabhängigkeitsbewegungen in Tschetschenien, Kaschmir, Thailand und Mindanao die ungehemmte Ausbreitung der radikalislamischen Ideologie. Und Afrika ist wieder ein vollkommen anderes Problem. Ein Großteil des nördlichen Nigeria hatte strikt die Scharia übernommen. Frauen werden wegen ›Unzucht‹ gesteinigt, kleinen Taschendieben hackt man die Hand ab. Anwerbung und Schulung der Terroristen erfolgt größtenteils übers Internet. Sie stehlen Identitäten und verwenden alle möglichen sonstigen Täuschungsmanöver, um ihre Aktivitäten zu verschleiern. Die Finanzierung erfolgt durch das Hawala, ein System formlosen Geldverkehrs. Es gibt kein zentrales Oberkommando, das wir angreifen könnten, daher sind verdeckte Operationen die einzig sinnvolle Strategie.«

»Im Irak ist eine demokratische, vom Volk gewählte Regierung an der Macht«, stellte ein anderer Mann fest. »Trotz der Selbstmordattentate und der ständigen Schießereien sind die Menschen zur Wahl gegangen und haben ihre Stimme abge-

geben. Und beachten Sie die Fortschritte im Libanon, in Kuwait, Afghanistan und Marokko. Langsam breitet sich in diesem Teil der Welt die Demokratie aus. Das ist ein wahres Wunder, auf das die moslemische Gemeinschaft stolz sein darf – und auch wir.«

Hemingway richtete den Blick auf Gray. »Bis es im Irak zu Wahlen kam, hat unser Land eine halbe Billion Dollar investieren müssen, und die Kosten laufen weiter. Bei diesem Aufwand sind wir in fünf Jahren bankrott. Und als die Kurden ihre Unabhängigkeit ausgerufen haben, wurde das in Bagdad gar nicht günstig aufgenommen. Vielleicht dauert es nicht mehr lange, bis auch die Sunniten gegen die Herrschaft der Shia revoltieren. Gleichzeitig steigern die baathistischen Exilanten und ausländischen Insurgenten die Gewalt. Obendrein wird die irakische Regierung die USA voraussichtlich bald zum Truppenabzug auffordern, weil sie mit den Baathisten einen gewaltfreien Staatsstreich verabredet hat. Und dann tragen die Baathisten mit den Insurgenten, die etwas Ähnliches wie ein Taliban-Regime anstreben, den Endkampf aus. Schlussendlich wird der Irak instabiler sein als je zuvor, und ein Heer frisch gebackener Terroristen wird sich zu Attacken auf uns vorbereiten. Was also haben das viele Geld und das Blut unserer Soldaten uns eingebracht?«

»Ich bin mir dieser Problematik bewusst«, gestand Gray. »Dass dieser Tag einmal kommt, wussten wir schon immer. Leider ist aus unserer Warte ein Truppenabzug völlig undenkbar. Die Lage ist viel zu unsicher.«

Hemingway hob die Hände. »So sind nun mal die Konsequenzen in einem Land, das von einer Kolonialmacht künstlich geschaffen wurde, indem man innerhalb derselben Grenzen drei völlig unterschiedliche, kaum miteinander vereinbare Volksgruppen zusammengedrängt hat. Bei solch fremden Kulturen hat die Vorstellung einer Einheitsdemokratie von der Stange keinen Zweck. Die westliche Demokratie stützt sich auf die Trennung von Kirche und Staat. Moslems ist so etwas

schwer zu verklickern. Deshalb sind Mali und der Senegal die einzigen moslemischen Nationen, die als durchweg freiheitliche Demokratien gelten können.«

»Wir machen nicht die Außenpolitik der Regierung, Tom«, hielt Gray ihm entgegen, »wir versuchen lediglich, die Fehler auszubügeln und den Schaden zu begrenzen. Wie steht es um Indien und Pakistan?«

Hemingway holte tief Luft. »Dort spitzt die Situation sich zu. Die aktuellen Verlustschätzungen für den Fall eines Atomkriegs zwischen den beiden Ländern gehen von fünfundzwanzig Millionen Toten und zwanzig Millionen Schwerverwundeten am ersten Tag aus. Das wäre ein Desaster, dem die ganze Welt nicht mehr abhelfen könnte. Und China und Indien schließen sich mit jedem Tag wirtschaftlich und militärisch enger zusammen. Die Lage bietet ernsten Grund zur Sorge.«

»Und Ägypten?«, fragte Gray.

»Steht kurz vor dem Knall, genau wie Indonesien und Saudi-Arabien«, antwortete Hemingway. »Seit dem Massaker am Hatschepsut-Tempel bei Luxor geht es in Ägypten mit dem Tourismus kontinuierlich bergab. Und schlechte wirtschaftliche Verhältnisse sind vorteilhafte Bedingungen für einen Umsturz.«

Gray lehnte sich zurück. »Nun, es ist verständlich, dass Urlauber sich ungern erschießen oder totschlagen lassen möchten.«

»Und dann ist da noch Nordkorea«, sagte Hemingway.

Gray nickte. »Ein Verrückter an der Spitze, die drittgrößte Armee der Welt, ausgerüstet mit Raketen, die Seattle erreichen können, und der wichtigste Exportartikel sind gefälschte amerikanische Geldscheine. Ich möchte in vierundzwanzig Stunden detaillierte aktuelle Szenarien auf meinem Schreibtisch haben. Weiter. Drogen-Terrorismus?«

Hemingway tippte auf eine andere Taste, und auf dem Wandmonitor wechselte die Darstellung. »In den markierten

Gebieten kooperieren Nahost-Terroristen inzwischen regulär mit ostasiatischen Drogenkartellen. In einigen Fällen haben sie den Drogenhandel vollständig übernommen. Den zentralasiatischen Republiken droht der Zusammenbruch. Drogenanbau ist der rasanteste Wachstumszweig ihrer Wirtschaft. Und weil dort der Atommüll der ehemaligen Sowjetunion gelagert ist, kann es sein, dass die nahöstlichen Terroristen demnächst in den Vereinigten Staaten atomar verseuchtes Heroin und Crack verkaufen.«

»Vielen Dank für die Berichterstattung, Tom.« Gray wandte sich an einen anderen Mann. »Ist die derzeitige Liste gefährdeter Ziele im Wesentlichen stimmig?«

»Ja, Sir. Sie basiert auf glaubhaften Hinweisen.«

»Nach meiner Erfahrung wird dieser Begriff häufig mit unglaublich verwechselt«, sagte Gray. »Wie üblich wird den Außendienstmitarbeitern vor Ort die größtmögliche Handlungsfreiheit gewährt, damit sie sich auf die verschiedenen feindlichen Taktiken einstellen können. Wo es sich einrichten lässt, sollen vorbeugende Maßnahmen erfolgen. Um Einzelheiten kümmern wir uns anschließend.«

Jeder im Raum wusste, was Grays Worte bedeuteten: Liquidierung ohne Rücksicht auf rechtliche oder politische Fragen.

Als Nächstes erkundigte Gray sich nach der inländischen Terrorfront, die unter anderem auch den Kampf gegen militante und religiöse Kulte betraf. Wieder wurde ihm Bericht erstattet.

»Nennen Sie mir die aktuellen Brennpunkte«, verlangte Gray anschließend.

So ging es die nächsten zwei Stunden weiter: Eine potenzielle Krise nach der anderen wurde sorgfältig analysiert. Und in jeder Sekunde konnten all diese Erörterungen mit einem Schlag hinfällig werden, wenn wieder ein Gebäude detonierte, wenn ein politischer Führer gestürzt wurde oder wenn ein Jumbo während des Fluges explodierte.

Gray wollte die Sitzung gerade schließen, als eine der beiden Frauen zurückkehrte, die wegen eines dringenden Anrufs den Konferenzraum verlassen hatte. Sie legte Gray eine neue Akte vor.

Gray brauchte zwei Minuten, um die vier Seiten zu lesen. Als er den Blick hob, war er sichtlich verstimmt. »Das ist bereits letzte Nacht passiert«, sagte er zu der Frau. »Polizei und FBI ermitteln seit acht Uhr fünfundvierzig. Und ich erfahre erst jetzt davon?«

»Ich glaube, die potenzielle Wichtigkeit wurde nicht so schnell erkannt, wie es hätte geschehen sollen, Sir.«

»Patrick Johnson?«, nannte Gray einen Namen.

»Er war Analytiker in…«

»Das weiß ich«, unterbrach Gray ungeduldig. »Es steht in der Akte, die Sie mir gerade gebracht haben. Kann sein Tod trotz der vordergründigen Umstände etwas mit seiner Tätigkeit zu tun haben?«

»Das FBI hat die Ermittlungen übernommen.«

»Das tröstet mich kein bisschen«, entgegnete Gray. »Haben wir wenigstens eigene Leute eingeschaltet? Unerklärlicherweise schweigt die Meldung sich darüber aus.«

»Ja.«

»In einer Stunde möchte ich Patrick Johnsons gesamten Lebenslauf vorliegen haben. Kümmern Sie sich darum.«

Die Frau eilte aus dem Konferenzraum. Als sie fort war, stand Gray auf und begab sich durch den Korridor in ein anderes Konferenzzimmer, in dem bereits Vertreter von CIA, NSA und Homeland Security auf ihn warteten. Im Lauf der nächsten Stunde erhielt Gray die neuesten Informationen und stellte eine Reihe von Fragen, die der einen Hälfte der Anwesenden Unbehagen einflößten und die andere Hälfte merklich einschüchterten.

Anschließend ging er in sein Büro, einen Raum von bescheidener Größe, das zwischen zwei erheblich größeren Räumlichkeiten lag, die als Krisenzentren dienten und in de-

nen fast rund um die Uhr rege Betriebsamkeit herrschte. In Grays Büro fehlte es völlig an persönlichen Andenken oder den sonst üblichen Erinnerungsfotos an einstige Erfolge. Für frühere Triumphe hatte Gray keine Zeit. Während er am Schreibtisch saß, starrte er für einen Moment die Wand an, in der sich unter normalen Umständen Fenster befunden hätten, doch er hatte sein Veto eingelegt und Fenster aus dem Bauplan für das NIC-Gebäude streichen lassen: Sie waren Schwachstellen, Ansatzpunkte für Spione und eine Quelle der Ablenkung. Leicht war Gray dieser Entschluss allerdings nicht gefallen, denn nun verbrachten er und seine Leute ihre Zeit an einem Ort ohne Fenster und ohne Sonnenlicht – ein Ort, an dem er die Vernichtung seiner Welt zu vereiteln versuchte. Was für eine Ironie. Der mächtigste Nachrichtendienst aller Zeiten konnte nicht einmal aus dem eigenen Haus ins Freie blicken.

Ein Signalton drang aus seinem Computer. Gray drückte eine Taste und vertiefte sich mit Interesse in Patrick Johnsons Biografie

Die Raritätenabteilung im Jefferson Building der Kongressbibliothek umfasste über 800000 kostbare Bände. Als Kronjuwel dieses Literaturschatzes betrachteten zahlreiche Bibliophile Lessing J. Rosenwalds Sammlung alter Bücher und Drucke. Viele davon galten als Incunabula, stammten also aus der Epoche vor 1501, vor dem Aufkommen der Gutenberg'schen Drucktechnik. Die Rosenwald-Sammlung – sowie mehr als hundert weitere Sammlungen – lagerte in etlichen Tresorräumen, die an den Lesesaal der Raritätenabteilung grenzten. In diesem Sanktuarium durften Besucher Bände lesen, die eher Kunstwerke als gewöhnliche Bücher waren, und sie bisweilen sogar berühren.

Obwohl es sich um einen öffentlichen Lesesaal handelte, unterlag er strengen Sicherheitsvorkehrungen. An sieben Tagen die Woche wurde er rund um die Uhr mittels eines ge-

schlossenen Kamerasystems mit Zeiterfassung vollständig überwacht. Angestellte beobachteten im Lesesaal die Einsichtnahme in jedes Buch. Keines verließ die Raritätenabteilung, es sei denn, man verlieh es an eine andere Institution oder auf Sonderanweisung des Direktors der Kongressbibliothek. Die seltensten Exemplare holte man gar nicht aus dem Tresorraum, und wenn doch, dann nur unter genau festgelegten Bedingungen. In vielen dieser Ausnahmefälle wurde das Buch allein vom Bibliothekspersonal berührt; der Besucher selbst durfte die heiligen Seiten nur aus einigem Sicherheitsabstand lesen.

Es waren keine Taschen oder Notizbücher erlaubt, die dazu missbraucht werden könnten, um wertvolle Bände aus der Bibliothek zu schmuggeln; ebenso wenig Kugelschreiber, weil die Gefahr bestand, dass sie die uralten Seiten verschmierten. Ausschließlich Bleistifte und lose Blätter durften in diese heiligen Hallen mitgenommen werden. Und selbst dann schnappten Angestellte oft unwillkürlich nach Luft, wenn eine Bleistiftspitze sich einem ihrer »Schützlinge« weiter als bis auf dreißig Zentimeter näherte.

Oliver Stone erreichte den im zweiten Stock befindlichen Lesesaal und durchquerte die mit Bullaugenfenstern versehene, mit Leder und Messing beschlagene Innentür. Daneben waren riesige Türflügel aus Bronze an die Innenwand geschwungen. Wenn der Lesesaal schloss, verdeckten diese schweren Türflügel die zweite Innentür und bildeten ein beachtliches Hindernis, selbst wenn jemand die elektronische Sicherheitstechnik und die bewaffneten Wächter überwinden sollte. Dieser Lesesaal war einer der schönsten der gesamten Kongressbibliothek. Um ein ruhiges Ambiente von Gelehrtheit und intellektueller Tiefe zu schaffen, hatte man den Saal nach dem Vorbild des georgianisch schlichten Unabhängigkeitssaales in Philadelphia gestaltet. Dieses Ziel hatte man erreicht: Als Stone den Saal betrat, überkam ihn ein Gefühl tiefer Ruhe.

Caleb Shaw arbeitete an seinem Schreibtisch an der rückwärtigen Seite des Saales. Als Referenzspezialist war er Experte für mehrere historische Epochen und half Gelehrten bei Forschungsarbeiten. Als Caleb seinen Freund sah, kam er ihm entgegen und knöpfte dabei die Strickweste zu. Es war ziemlich kühl in dem Saal.

»Du hattest recht, Oliver, ich hätte dich im ersten Moment kaum wiedererkannt«, bestaunte er Stones veränderte Erscheinung.

»Ich fühle mich ganz wohl dabei.« Stone äugte in eine Überwachungskamera. »Anscheinend wird der Saal gut bewacht.«

»So muss es auch sein. Unsere Sammlungen sind unbezahlbar. So etwas gibt es kein zweites Mal auf Erden. Du würdest nicht glauben, welche Schutzmaßnahmen getroffen wurden, damit nichts verschwindet. Wurde ein Buch falsch einsortiert und wird deshalb vermisst, darf niemand das Gebäude verlassen, bis es gefunden worden ist. Und wer für die Bibliothek Bücher erwirbt, hat keinen Zugriff auf die Datenbank und kann daher die Katalogeintragungen nicht ändern – und andersherum darf keine Bücher erwerben, wer Zugriff auf die Datenbank hat.«

»Weil sonst jemand für die Bibliothek ein Buch erwerben, den Eintrag aus der Datenbank löschen, das Buch dann mitnehmen und verscherbeln könnte, ohne dass es auffällt?«

»Genau. Meine Güte, was war das für ein Vormittag! Ein Gentleman in schon fortgeschrittenem Alter kam heute hereingeschneit – kein Wissenschaftler, den man kennen müsste, sondern jemand von der Straße. Er wollte einen William Blake sehen. Einen William Blake! ›Irgendeinen William Blake‹, hat er gesagt. Na, da herrschte hier Alarmstufe Rot! Es heulten sozusagen die Sirenen. Genauso gut hätte der Mann nach unserer Mormonenbibel fragen können. Niemand kriegt einen Blake ohne höchste Genehmigung zu sehen, und die wird selten erteilt.«

»Blake ist ’ne Rarität?«, fragte Stone.

»Rarität ist ein völlig unzureichender Ausdruck. Ein solches Buch ist ein Stück Göttlichkeit.«

»Und was habt ihr getan?«

»Wir haben den Mann erst mal ein bisschen gründlicher ausgefragt, und dabei stellte sich heraus, dass er höchstwahrscheinlich ein Nachfahre eines der Geschwister Blakes war. Also durfte er sich ein paar von den Bildbänden anschauen – die Grafiken, weißt du. Anfassen durfte er sie natürlich nicht. Nur sehr wenige Leute wissen, wie man richtig mit alten Büchern umgeht. Aber wenigstens nahm diese aufregende Episode ein rührendes Ende. Das Erlebnis hat den Gentleman so überwältigt, dass ich dachte, gleich kommen ihm die Tränen. Tja, wir haben hier viele Bücher, die wahre Schönheiten sind. Ich glaube, das ist der Grund, warum ich hier so gern arbeite.«

All das sprudelte Caleb mit dem Enthusiasmus eines Mannes hervor, der sich in seinem Beruf leidenschaftlich engagiert und andere mit seiner Begeisterung anstecken will.

Mit dem Personalaufzug fuhren Caleb und Stone ins Tiefgeschoss, wo sie das Gangsystem betraten, das den gesamten Komplex der Kongressbibliothek – das Jefferson Building, das Adams Building und das Madison Building – unterirdisch verband. Auf diesem Weg gelangten sie in die Cafeteria des Madison Building, die sich im Tiefgeschoss befand. Dort besorgten sie sich etwas zu essen und setzten sich draußen an einen der Gartentische, die auf dem erhöhten Vorbau standen, von dem man die Independence Avenue überblickte. Auf der anderen Straßenseite sahen sie das wuchtige Jefferson Building und gleich dahinter das Kapitol.

»Nette Aussicht«, bemerkte Stone.

»Für die meisten von uns leider schon alltäglich.«

Nachdem Stone das Sandwich gegessen hatte, beugte er sich zu seinem Freund vor.

»Patrick Johnson…?«

»Ich hab in der Regierungsdatenbank gesucht und nichts gefunden. Um eine wirklich gründliche Recherche zu machen, fehlt mir leider die Befugnis. Wegen der Anstecknadel warst du ja der Meinung, Johnson gehörte zum Secret Service. Wenn das stimmt, hängt die Sache für mich zu hoch. Bedauerlicherweise können Polizei und Bibliotheken nicht auf dieselben Datenbanken zugreifen.«

»Es gibt eine neue Entwicklung. Dieser Secret-Service-Agent, zu dem ich Kontakt habe, Alex Ford… Er ist gestern Nacht an meinem Zelt aufgekreuzt.«

»Gestern Nacht? Glaubst du, da besteht ein Zusammenhang?«

»Momentan sehe ich nicht, wie das sein könnte, weil Ford da war, bevor der Mord geschah. Aber es gibt einem zu denken.«

Ein Summen erklang. Caleb zückte das Handy und meldete sich. Während er dem Anrufer zuhörte, vollführte sein Gesicht ein wechselhaftes Mienenspiel. »Das war Milton«, sagte er, als er das Telefonat beendet hatte. »Es ist ihm gelungen, sich in die Datenbank des Secret Service einzuhacken.«

Stone machte große Augen. »Das hat er hingekriegt? So schnell?«

»Am Computer ist Milton fast alles möglich, Oliver. Er könnte mit illegalen Manipulationen im Internet ein Vermögen scheffeln. Vor drei Jahren hat er sich beim Pentagon eingehackt, weil er sich nach eigener Aussage davon überzeugen wollte, dass man dort nicht vorhat, eine unserer eigenen Städte zu atomisieren, um einen Vorwand für einen großangelegten Krieg gegen den Islam zu konstruieren.«

»Das klingt haargenau nach Milton. Was hat er entdeckt?«

»Johnson war als Supervisor in der NIC-Datenverwaltung beschäftigt.«

»Im NIC? Bei Carter Gray?«

»Genau.«

Stone stand auf. »Ich möchte, dass du Reuben und Milton anrufst und ihnen ausrichtest, sie sollen sich darauf einstellen, dass wir heute Abend unterwegs sind. Dafür brauchen wir dein Auto. Du kannst mich an der gewohnten Stelle abholen. Reuben holen wir bei Milton ab. Miltons Zuhause liegt am Weg.«

»Und wohin soll es gehen?«

»Nach Bethesda. Patrick Johnsons Wohnort.«

»Aber da wird die Polizei sich rumtreiben, Oliver. Es wird wegen Mordes ermittelt.«

»Nein«, berichtigte Stone. »Derzeit wird lediglich ein Todesfall untersucht, den die Polizei eher als Suizid einstuft. Aber wenn die Polypen tatsächlich vor Ort sind, können wir vielleicht ein paar wertvolle Informationen aufschnappen. Ach ja – bring Goff mit.«

Verdutzt schaute Caleb seinem Freund nach, als dieser sich entfernte. Goff war Calebs Hund. Doch Caleb hatte sich längst daran gewöhnt, dass Stone seltsame Wünsche äußerte. Er warf den Abfall in einen Mülleimer und kehrte zurück in seine Welt seltener Bücher.

Von Roosevelt Island fuhren Tyler Reinke und Warren Peters geradewegs zurück zum NIC. Dort lieferten sie den »Abschiedsbrief« im Labor ab, um ihn mit Proben der Handschrift Patrick Johnsons vergleichen und auf Fingerabdrücke untersuchen zu lassen. Sie erklärten, auf dem Papier könnten aufschlussreiche unsichtbare Fingerabdrücke sein, aus denen sich vielleicht ableiten ließe, dass es sich doch nicht um Selbstmord handelte. Doch was die zwei NIC-Männer sagten, war keineswegs das, worauf sie abzielten. Denn falls in der vergangenen Nacht einer der Augenzeugen das Blatt berührt hatte und seine Fingerabdrücke in irgendeiner Datenbank gespeichert waren, erhielten Peters und Reinke die glänzende Gelegenheit, den unliebsamen Zeugen auf die Spur zu kommen.

Anschließend fuhren sie nach Georgetown, parkten das Auto und spazierten zum Flussufer.

»Sie haben nicht bei der Polizei vorgesprochen«, sagte Peters. »Andernfalls wüssten wir 's.«

»Das lässt uns ein bisschen Luft«, antwortete Reinke.

»Was glaubst du, wie viel sie beobachtet haben?«

»Am besten gehen wir vom schlimmsten möglichen Fall aus und unterstellen, dass sie imstande sind, uns in einer Reihe mit anderen Männern wiederzuerkennen.«

Kurz überlegte Peters. »Schön, aber gehen wir gleichzeitig von der Theorie aus, dass sie der Polizei ihre Beobachtungen nicht gemeldet haben, weil auf der Insel etwas Verbotenes getrieben wurde oder weil sie es aus irgendeinem anderen dubiosen Grund für unklug halten.«

»Du warst am Bug des Schlauchboots. Wie deutlich hast du sie gesehen?«

»Es war so neblig, dass ich sie kaum unterscheiden konnte.«

»Was für ein Boot hatten sie?«

»Ein altes Holzboot, lang genug für mindestens vier Mann.«

»Und hast du auch vier Mann gesehen?«

»Nur zwei, vielleicht drei. Ganz sicher bin ich mir nicht. Kann sein, dass einer 'nen Streifschuss abgekriegt hat. Mir war, als hätte ich einen Aufschrei gehört. Einer war ein alter Sack. Ich erinnere mich noch, dass mir ein weißlicher Bart aufgefallen ist. Und die Klamotten waren schäbig.«

»Ein Penner?«

»Gut möglich.«

»Jetzt müssen wir uns den Kopf um Polizei, FBI und Secret Service zerbrechen.«

»Wir wussten doch, dass es so kommt«, entgegnete Peters. »Jeder gewaltsame Todesfall wird untersucht.«

»Aber der ursprüngliche Plan hat keine Augenzeugen in Betracht gezogen. Was hältst du von diesem Ford?«

»Er ist kein Anfänger, also weiß er wohl, wo es langgeht. Wir informieren uns später genauer über ihn und seine Kollegin. Das FBI macht mir mehr Sorgen.«

»Wir wissen, dass sie an dieser Stelle an Land gegangen sein müssen«, sagte Reinke, als sie am Flussufer standen. »Heute früh hab ich das Ufer schon zeitig abgesucht und nichts gefunden, aber das Ruderboot muss hier irgendwo in der Nähe sein. Ich gehe nach Norden, du nach Süden. Ruf mich an, wenn du irgendwas entdeckst.«

Die beiden Männer trennten sich und gingen in entgegengesetzte Richtungen.

Es dauerte seine Zeit, bis es Alex und Jackie gelungen war, der völlig verzweifelten Verlobten Patrick Johnsons, Anne Jeffries, ein paar Routinefragen zu stellen. Das FBI hatte sie bereits vernommen, doch Alex bezweifelte, dass Agent Lloyd sich dabei des gebotenen Takts befleißigt hatte. Er beschloss, mit der Ärmsten rücksichtsvoller umzuspringen.

Anne Jeffries lebte in einer kleinen Wohnung in Springfield, Virginia, wo tausendachthundert Dollar Monatsmiete kaum für ein Wohnzimmer von dreißig Quadratmetern, ein winziges Schlafzimmer und ein Bad reichten. Anne war mittelgroß und dicklich, hatte ein schwammiges, kleines Gesicht, die Zähne zu blendendem Weiß gebleicht und langes brünettes Haar.

»Die Hochzeit sollte nächstes Jahr am ersten Mai stattfinden«, sagte sie. Ungekämmt und ungeschminkt hockte sie in einem zerknitterten Hausanzug da; zu ihren Füßen lag ein Haufen nassgeweinter Kleenex-Tücher.

»Und es gab Ihres Wissens keinerlei Probleme?«, fragte Alex.

»Nein«, antwortete Anne. »Wir waren glücklich. Auch im Beruf lief alles prächtig bei mir.« Sie traf jede dieser Feststellungen in einem Tonfall, als wären es Fragen.

»Was machen Sie denn beruflich?«, erkundigte sich Jackie.

»Ich bin Entwicklungschefin bei einem Gesundheitspflegeprojekt in Old Town Alexandria. Ich habe die Stelle seit zwei Jahren. Es ist eine wunderbare Tätigkeit. Auch Patrick hat gern in seinem Beruf gearbeitet.«

»Also hat er mit Ihnen darüber gesprochen?«, hakte Alex nach.

Anne Jeffries senkte ein Kleenex-Tuch vom Gesicht. »Nein, nicht konkret. Ich meine, ich wusste, dass er für den Secret Service oder so was Ähnliches arbeitet. Ich wusste aber auch, dass er kein Außenagent war, nicht so jemand wie Sie beide. Er hat aber nie darüber geredet, nicht einmal, wo sein Arbeitsplatz ist. Es gab da einen Scherz zwischen uns, wissen Sie: ›Wenn ich dir verrate, was ich tue‹, sagte er manchmal, ›müsste ich dich umbringen.‹ Mein Gott, was für ein Unsinn…« Wieder füllten ihre Augen sich mit Tränen, und sie hob das Tuch ans Gesicht.

»Ja, das ist Unfug«, pflichtete Alex ihr bei. »Wie Sie bestimmt schon wissen, wurde Ihr Verlobter auf Roosevelt Island gefunden.«

Anne atmete tief ein. »Wir hatten dort unsere erste Verabredung. Zu einem Picknick. Ich erinnere mich noch genau an das Essen, das ich mitgebracht hatte, an den Wein, den wir getrunken haben.«

»Er hat also Selbstmord am Treffpunkt Ihrer ersten Verabredung begangen?«, vergewisserte sich Jackie. »Das könnte von symbolischer Bedeutung sein.« Sie und Alex wechselten einen Blick.

»Aber wir hatten überhaupt keine Probleme!«, rief Anne Jeffries, die den Argwohn spürte.

»Vielleicht nicht aus Ihrer Sicht«, hielt Jackie ihr entgegen. »Es kommt aber vor, dass man den Menschen, den man am besten zu kennen glaubt, in Wahrheit ganz und gar nicht kennt. Bei Ihrem Verlobten wurden eine Flasche Scotch und eine Schusswaffe gefunden, auf denen seine Fingerabdrücke sind.«

Anne Jeffries sprang auf und schlurfte in dem kleinen Wohnzimmer hin und her. »Wissen Sie, es war ja nicht so, dass er ein geheimes Doppelleben geführt hätte…«

»Jeder hat seine Geheimnisse«, widersprach Jackie stur. »Und dass er sich dort umgebracht hat, wo Sie Ihr erstes Rendezvous hatten, tja… Das könnte *kein* Zufall sein.«

Anne Jeffries wirbelte herum und sah Jackie Simpson an. »Nicht Patrick. Er hatte keine Geheimnisse, die ihn in den Tod hätten treiben können.«

»Hätten Sie davon gewusst, wären es keine Geheimnisse gewesen, oder?«, erwiderte Jackie.

»In seinem Abschiedsbrief stand, dass ihm irgendetwas leidtäte«, meldete Alex sich zu Wort, wobei er Jackie mit einem bösen Blick streifte. »Haben Sie eine Ahnung, was er damit gemeint haben könnte?«

Anne Jeffries setzte sich wieder in den Sessel. »Davon hat das FBI nichts erwähnt.«

»Das FBI ist nicht verpflichtet, solche Informationen zu erteilen. Ich dagegen bin der Ansicht, Sie sollten darüber Bescheid wissen. Fällt Ihnen denn irgendetwas dazu ein?«

»Nein.«

»Hat ihn etwas bedrückt?«, fragte Alex. »Litt er unter Stimmungsschwankungen?«

»Nichts dergleichen.«

»Die verwendete Schusswaffe war ein Revolver der Marke Smith & Wesson, Kaliber zweiundzwanzig. Er hatte einen Waffenschein. Haben Sie den Revolver jemals gesehen?«

»Nein, aber ich wusste, dass er eine Waffe gekauft hatte. In dieser Gegend wurden in letzter Zeit mehrere Einbrüche verübt. Patrick hatte sich die Pistole zum persönlichen Schutz angeschafft. Ich persönlich bin gegen Schusswaffen. Nach der Hochzeit wollte ich ihn überreden, das Ding wegzugeben.«

»Wann haben Sie das letzte Mal mit ihm gesprochen?«, fragte Alex.

»Gesten Nachmittag. Er sagte, er würde mich später anrufen, sobald er eine Gelegenheit findet. Aber er hat sich nicht mehr gemeldet.«

Anne Jeffries wirkte, als würde sie von neuem in Tränen ausbrechen, deshalb stellte Alex rasch die nächste Frage. »Sie haben keine Ahnung, womit er sich in letzter Zeit beschäftigt hat? Ist irgendeine Bemerkung gefallen, und sei es auch nur beiläufig?«

»Nein… etwas Konkretes hat er nie über seine Arbeit erzählt.«

»Keine finanziellen Schwierigkeiten, keine Ex-Freundin, nichts Derartiges?«

Anne schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie letzte Nacht zwischen dreiundzwanzig und zwei Uhr gemacht?«, fragte Jackie.

Mit ausdrucksloser Miene blickte Anne ihn an. »Wollen Sie damit etwas Bestimmtes andeuten?«

»Ich glaube, die Frage ist unmissverständlich.«

»Sie haben gesagt, Patrick hätte Selbstmord begangen. Was spielt es da für eine Rolle, wo ich gewesen bin?«

Alex griff ein. Er empfand die Vernehmungstechnik seiner Kollegin als ärgerlich. »Dienstlich betrachtet ermitteln wir in einem Todesfall, der sowohl Freitod wie auch Mord sein könnte. Zurzeit versuchen wir lediglich festzustellen, wo die Personen aus Patricks Umfeld sich zur Tatzeit aufgehalten haben. Wir stellen vielen Leuten diese Frage. Interpretieren Sie keine größere Bedeutung hinein, als unbedingt sein muss.«

Langsam zerschmolz Anne Jeffries' Trotz. »Na ja… ungefähr um achtzehn Uhr dreißig bin ich fort von der Arbeit. Der Berufsverkehr war so schrecklich wie immer. Eine Stunde und zehn Minuten habe ich gebraucht, um ein paar Kilometer zu schleichen. Zu Hause musste ich mehrere Telefonate erledigen, hab eine Kleinigkeit gegessen und bin danach zurück nach Old Town gefahren, zu der Frau, die mein Hochzeits-

kleid näht.« Sie verstummte und schluchzte auf. Alex reichte ihr ein frisches Kleenex und schob ihr das Glas Wasser hin, das sie sich vorhin eingeschenkt hatte. Sie trank einen Schluck, bevor sie die Aussage fortsetzte. »Gegen einundzwanzig Uhr dreißig war ich bei ihr fertig. Anschließend kam ein Anruf einer Freundin, die in Old Town wohnt, und wir haben uns im Union Street Pub getroffen, um was zu trinken. Wir haben eine gute Stunde zusammengesessen und ein bisschen geplaudert. Dann bin ich wieder nach Hause gefahren. Um Mitternacht lag ich im Bett.«

»Wie heißt Ihre Freundin?«, fragte Jackie. Anne Jeffries nannte den Namen, und Jackie schrieb ihn auf.

Die beiden Agenten erhoben sich, um sich zu verabschieden, doch Anne hatte noch etwas auf dem Herzen.

»Was ist mit… seinem Leichnam? Niemand hat mir gesagt, wo er ist.«

»Meines Erachtens müsste er jetzt im Leichenschauhaus liegen«, gab Alex leise zur Antwort.

»Kann ich… Ich meine, ist es möglich, dass ich ihn sehe?«

»Sie müssen sich das nicht zumuten«, sagte Jackie. »Er wurde bereits eindeutig identifiziert.«

»Darauf kommt es mir nicht an. Ich… ich möchte ihn bloß ein letztes Mal sehen.« Für einen Moment schwieg Anne. »Ist er sehr entstellt?«

»Nein«, erwiderte Alex. »Ich werde tun, was ich kann, dass Sie ihn sehen dürfen. Lebt seine Familie eigentlich auch in der hiesigen Gegend?«

»Nein, in Kalifornien. Inzwischen hab ich mit ihnen telefoniert. Sie kommen hergeflogen, mitsamt Patricks Bruder.« Anne blickte Alex in die Augen. »Wir waren wirklich sehr glücklich.«

»Sicher«, sagte Alex, als er und Jackie zur Tür gingen. Draußen stellte er seine Kollegin zur Rede. »Verdammt noch mal, bezeichnen Sie das als effektive Vernehmungstechnik?«

Jackie hob die Schultern. »Ich war die Böse, Sie der Gute. Es hat sich doch bewährt. Wahrscheinlich sagt sie die Wahrheit. Und sie weiß nichts über mögliche Hintergründe.«

Bevor Alex antworten konnte, summte sein Handy.

Er lauschte kurz und wandte sich dann erneut an Jackie. »Los, weiter«, sagte er und ging mit schnellen Schritten davon.

»Wohin?«, rief Jackie und eilte ihm nach.

»Das war Lloyd vom FBI. Sie glauben zu wissen, was Patrick Johnson so leidgetan hat.«

Als Alex und Jackie in Bethesda vor Patrick Johnsons Wohnsitz eintrafen, hatten sie gleich zwei Gründe, überrascht zu sein. Erstens gab es kein sichtbares Anzeichen von Polizeipräsenz, nicht einmal Streifenwagen oder gelbes Absperrband. Einzig zwei Suburbans auf der Zufahrt deuteten darauf hin, dass sich im Haus jemand aufhielt.

Die zweite Überraschung bot das Haus selbst.

Alex blieb auf dem Gehweg davor stehen, stemmte die Fäuste in die Hüften und betrachtete das Einfamilienhaus. Groß war es nicht, aber es stand frei, und die umliegende Wohnsiedlung gehobenen Niveaus trennte lediglich ein Spaziergang von Bethesdas belebter Ortsmitte. »Bei Johnsons Gehaltsstufe hatte ich erwartet, hier eine ähnliche Bude vorzufinden wie die, in der seine Verlobte wohnt«, sagte Alex. »Mann, hier gibt's sogar 'nen Garten.«

Jackie schüttelte den Kopf. »Als ich beim WFO anfing und noch nicht den Mietpreisschock erlitten hatte, hab ich mich in dieser Gegend spaßeshalber mal über Immobilienpreise informiert. Das Haus muss locker eine Million Dollar gekostet haben.«

Drinnen wartete Agent Lloyd. »Woher hatte er die Knete für so ein Haus?«, fragte Alex.

Lloyd nickte. »Das ist die Frage. Und es ist nicht bloß das Haus. In der Garage steht ein neuer Infiniti-Geländewagen.

Kostet fünfzigtausend Mäuse. Und wir haben seinen Zweitwagen gefunden. Vor seinem letzten Schwimmausflug hat er ihn auf der Virginia-Seite am Flussufer abgestellt. Ein Lexus. Noch mal vierzigtausend.«

»Hat er Dienstgeheimnisse vertickt?«, fragte Jackie.

»Nein. Wir vermuten, dass er eine verlässlichere Quelle illegalen Bargelds gehabt hat.«

»Drogen«, sagte Alex.

»Kommen Sie mit rauf, und schauen Sie es sich selber an.«

»Hat das FBI jetzt abweichende Vorschriften, was die Tatortsicherung betrifft?«, wandte Alex sich an Lloyd, als sie die Treppe hinaufstiegen.

»In diesem Fall sind Ausnahmeanordnungen ergangen.«

»Lassen Sie mich raten. Weil der NIC darin verwickelt ist, hat Diskretion den ersten Vorrang.«

Lloyd gab keine Antwort, schmunzelte aber.

In einer Seitenkammer des Schlafzimmers befand sich eine ausziehbare Treppe zu einer Dachbodenklappe. Auf dem Fußboden des Kämmerchens lag in Klarplastik eingeschweißtes weißes Pulver: Rauschgift.

»Koks?«, fragte Jackie.

Lloyd schüttelte den Kopf. »Heroin. Bringt zehnmal so viel.«

»Und seine Verlobte wusste nichts? Was hat sie denn geglaubt, woher all sein Geld stammt?«

»Ich habe sie noch nicht gefragt, weil wir das hier erst nach der Vernehmung gefunden haben. Aber das wird nachgeholt.«

»Wie sind Sie so schnell auf den Drogenverdacht gestoßen?«, fragte Alex.

»Als wir seine Anschrift sahen, haben wir bei der Datenhandelsfirma SEISINT nach seinem Namen gesucht und uns die Daten des Immobilienkaufs angesehen. Johnson hat das Haus vergangenes Jahr für eins Komma vier Millionen erworben und dabei eine halbe Million bar auf den Tisch gelegt. Das Geld kam aus einer Quelle, die sich nicht zurückverfol-

gen ließ. Die Autos hat er sich anfangs per Mietkauf zugelegt, aber schon nach kurzer Zeit bezahlt, wieder ohne dass wir ein Konto ermitteln konnten. Da wusste ich, dass die Geldquelle unseres Freundes nur eine Erbschaft, Drogenhandel oder Geheimnisverrat sein konnte. Am leichtesten war der Drogenverdacht nachzuprüfen. Also habe ich von der DEA einen Spürhund kommen lassen. Im Schlafzimmer hat er wie verrückt gebellt. Trotzdem haben wir nichts gefunden, bis wir auf die Einstiegsklappe zum Dachboden aufmerksam wurden. Wir haben den Hund nach oben befördert, und das war's dann: Johnson hatte das Zeug hinter dem Isolationsmaterial zwischen den Dachbalken versteckt.«

»Da sich jetzt sowieso nichts mehr ändern lässt«, merkte Jackie trocken an, »ist es mir lieber, er hat Drogen verkauft als sein Land verraten.«

»Ich bin mir gar nicht sicher, ob Johnson Zugang zu irgendwelchen verkaufswerten Geheimnissen hatte«, antwortete Lloyd. »Aber dafür brauchen wir uns jetzt nicht mehr zu interessieren. Trotzdem wird es ein ziemliches Geheule geben. Mann, ich könnte der *Washington Post* selbst die Schlagzeile schreiben: Carter Gray – Geheimdienst- oder Drogenzar?«

Alex hatte den Eindruck, dass sein FBI-Kollege nur zu gern Dreck nach der einzigen Regierungsbehörde geschleudert hätte, die sich mit dem FBI messen konnte, was Budget und Einfluss betraf. »Allerdings bleibt noch eine Frage offen«, sagte Alex. »Hat er den Freitod gewählt, weil er Drogendealer war, der eine rechtschaffene Frau heiraten wollte und mit diesem Widerspruch nicht mehr fertig wurde? Oder haben seine Drogenkumpane ihn ermordet und versucht, einen Selbstmord vorzutäuschen?«

»Ich glaube, er hat sich umgebracht«, sagte Lloyd. »Er ist an dem Ort gestorben, an dem er mit seiner Verlobten das erste Rendezvous gehabt hatte. Drogenhändler hätten ihm schlicht und einfach ein Loch in den Schädel gepustet, und fertig. Die hätten sich gar nicht erst mit so was Umständli-

chem wie einem Täuschungsmanöver abgemüht, damit ein Mord wie Freitod aussieht.«

Alex dachte über diese Argumentation nach. »Ist noch etwas anderes gefunden worden, das auf Drogengeschäfte verweist?«, fragte er dann. »Eine Aufstellung oder so was? Eine Liste der Übergabestellen? Computerdateien?«

»Wir suchen noch. Aber ich bezweifle, dass Johnson so unvorsichtig war, etwas Derartiges anzulegen. Wir teilen Ihnen mit, was wir noch finden, damit Sie Ihre Akte ebenfalls vervollständigen können.«

Als Jackie und Alex zurück zum Wagen gingen, sah Jackie ihren Kollegen an. »Jetzt sind Sie die Scherereien los, auf die Sie ohnehin verzichten wollten. Gratuliere.«

»Danke«, sagte Alex.

»Aber ein Drogenhändler im NIC, das wird auf jeden Fall Wirbel machen.«

»Manches kommt halt, wie es kommt.«

»Zurück zum WFO?«

Alex nickte. »Ich schreibe meine E-Mail und schicke einen umfangreicheren Bericht hinterher, sobald Freund Lloyd in meiner Akte die Lücken gefüllt hat, und wir geben uns wieder damit zufrieden, uns Geldfälscher zu greifen und an Türen zu stehen, um vielleicht ’ne Kugel abzufangen.«

»Klingt spannend.«

»Ich hoffe, das ist Ihr Ernst, denn Sie werden so was noch lange Zeit tun müssen.«

»Ich beklage mich nicht. Ich habe den Dienst freiwillig angetreten, niemand hat mich gezwungen.« Doch Jackies Tonfall wirkte nicht überzeugend.

»Wissen Sie, Jackie, im Normalfall kümmere ich mich um meinen eigenen Kram, aber Sie sollten von jemandem, der schon sehr viel erlebt hat, einen ehrlich gemeinten Rat annehmen, der Ihrer Karriere beim Secret Service förderlich sein kann.«

»Ich höre.«

»Erledigen Sie Ihren Teil an Routineaufgaben, egal wer die Hand über Sie hält. Erstens werden Sie dadurch eine bessere Agentin, und zweitens finden Sie dann im Dienst wenigstens einen Freund.«

»Und der wäre?«, fragte Jackie gereizt.

»Ich.«

Auf dem Hubschrauberdeck des NIC stieg Gray in einen Helikopter vom Typ Sikorsky VH-60N. Der Präsident benutzte das gleiche Modell als Marine One; die Maschine sollte in den kommenden Jahren jedoch durch eine Lockheed Martin ersetzt werden. Gray flog regelmäßig im Sikorsky zum Weißen Haus, um die Besprechungen mit Brennan abzuhalten, sodass einige verständlicherweise anonym gebliebene Personen den Flugapparat mit bissigem Hohn »Marine One and a Half« getauft hatten. Doch zwischen Grays und Brennans Hubschraubertransport gab es einen deutlichen Unterschied. Wenn der Präsident auf der Andrews Air Force Base oder in Camp David startete, flogen drei gleiche VH-60N gemeinsam ab. Zwei dienten als Köder, sodass ein Möchtegern-Attentäter mit Boden-Luft-Rakete lediglich eine Wahrscheinlichkeit von eins zu drei hätte, das beabsichtigte Ziel zu treffen. Carter Gray dagegen flog allein. Schließlich gab es viele Minister, aber nur einen Präsidenten.

Traditionell durfte ausschließlich Marine One auf dem Gelände des Weißen Hauses landen, doch Brennan hatte Gray gegen den heftigen Protest des Secret Service eine Sondererlaubnis erteilt. Diese ersparte Gray jeden Tag ein quälendes Hin- und Herpendeln zwischen dem Weißen Haus und Loudoun County, und die Zeit des Geheimdienstzars war überaus kostbar. Dennoch murrte der Secret Service noch immer. Aus nachvollziehbaren Erwägungen sah er ungern irgendwelche Fluggeräte auf die 1600 Pennsylvania Avenue zufliegen, wenn sie nicht den Präsidenten an Bord hatten.

Bei einer Geschwindigkeit von 280 km/h verlief der Flug schnell und ereignislos, doch Gray war ohnedies zu beschäftigt, um sich mit Nebensächlichkeiten zu befassen. Er schritt in dem Wissen über das Gelände des Weißen Hauses, dass die auf den umliegenden Dächern postierten Scharfschützen seinen weißen Schopf zu Zielübungen missbrauchten. Im Westflügel nickte Gray verschiedenen Leuten zu, die er kannte. Bis 1902 hatten an dieser Stelle Gewächshäuser gestanden. Damals hatte Teddy Roosevelt beschlossen, sich einen ruhigeren Arbeitsplatz zuzulegen, abseits seiner zahlreichen Kinder und ihres Zoos von Haustieren, um als Oberhaupt der Nation seine Aufgaben kompetent bewältigen zu können. Sein Nachfolger, der rundliche William Taft, hatte den Westflügel weiter ausbauen lassen und das Oval Office auch im Leben aller späteren Präsidenten zur Konstante gemacht.

Auch Grays heutiger täglicher Besuch war angemeldet, genehmigt und eingeplant worden. Niemand betrat das Oval Office ohne vorherige Ankündigung, nicht einmal die First Lady. Brennan traf sich mit Gray stets im Oval Office, nicht im benachbarten Roosevelt Room, wo er häufig andere Untergebene oder Besucher empfing.

Brennan hob den Blick von seinem 750 Kilo schweren Schreibtisch, der aus dem Holz des britischen Schiffes HMS *Resolute* gebaut worden war, das amerikanische Walfänger entdeckt hatten, nachdem die Besatzung das im Eis feststeckende Schiff verlassen hatte. Auf Geheiß der US-Regierung war es instand gesetzt und als Geste des guten Willens nach England überführt worden. Zum Dank machte Königin Victoria den Schreibtisch Präsident Rutherford B. Hayes zum Geschenk. Seitdem war der *Resolute*-Schreibtisch, wie er längst hieß, von sämtlichen Präsidenten – von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, als er in der Smithsonian Institution stand – zum Regieren benutzt worden.

Von dem Augenblick an, als er den Westflügel aufsuchte, befand Gray sich in innerer Hochspannung. Er hatte den In-

ternet-Klatsch über Patrick Johnsons Tod verfolgt. Am Nachmittag waren weitere Spekulationen verbreitet worden. Die letzten hatte er vorhin während des Hubschrauberflugs gelesen. Außerdem hatte Gray vom FBI einen Bericht erhalten, in dem auch das in Johnsons Haus aufgespürte Drogenversteck erwähnt wurde. Außerdem wusste er, dass die Secret-Service-Agenten Ford und Simpson sich an den Ermittlungen beteiligten. Als Jackie Simpsons Name gefallen war, hatte Gray geschmunzelt, was bei ihm selten vorkam. Sollte er in dieser Angelegenheit ein Ass brauchen, hatte er mit Jackie eines in der Hinterhand.

Wie es sich für einen respektablen Meisterspion gehörte, hatte Gray Augen und Ohren im Weißen Haus und war deshalb bereits gewarnt worden, dass Brennan sich wegen des Falls Johnson Sorgen machte und negative Auswirkungen auf seinen Wahlkampf befürchtete. Deshalb nahm Gray sich vor, die Eröffnung der Diskussion nicht seinem Chef zu überlassen.

»Mr. President«, sagte er folglich, kaum dass sie sich gegenübersaßen, »ehe ich Ihnen den Tagesbericht gebe, würde ich mich gern zu diesem unerfreulichen Vorfall äußern, Patrick Johnsons Tod auf Roosevelt Island.«

»Es wundert mich, dass Sie mich deshalb nicht angerufen haben, Carter.« Die Stimme des Präsidenten hatte einen scharfen Unterton, der Gray nicht behagte.

»Ich wollte erst im Besitz sämtlicher Fakten sein, Sir. Ich möchte nicht Ihre Zeit verschwenden.«

»Sie wären nicht der Erste«, sagte Brennan.

Er ist der Präsident der Vereinigten Staaten, ermahnte sich Gray, und ich stehe in seinen Diensten.

Kurzgefasst schilderte Gray dem Präsidenten die Sachlage und gab ihm Informationen, die er zweifellos längst besaß. Als Gray den Drogenfund erwähnte, hob Brennan die Hand.

»Sind noch mehr Mitarbeiter darin verwickelt?«

»Eine gute Frage, Mr. President, aber leider hat sie bislang niemand zu meiner Zufriedenheit beantwortet. Ich werde persönlich eine interne Untersuchung des Falls vornehmen, die auf meinen Wunsch vom FBI unterstützt wird.« An sich war es Gray zuwider, das FBI heranzuziehen, doch es machte einen besseren Eindruck, wenn er es selbst tat, bevor jemand anders den Vorschlag machte.

»Carter, wenn das FBI dabei mitmacht, müssen Sie ihm freie Hand lassen. Nichts darf unter den Teppich gekehrt werden.«

»Ganz meine Meinung, Mr. President. Doch nach dem jetzigen Stand der Ding werden sich aus dem Fall wohl keine weiteren Folgen ergeben. Wenn Johnson mit Drogen gehandelt hat, dann hat es nichts mit seiner Tätigkeit im NIC zu tun.«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Von dieser Annahme dürfen wir vorerst nicht ohne Weiteres ausgehen. Woraus bestand denn seine Tätigkeit für Sie?«

»Er hat an leitender Stelle unsere Geheimdienstdateien verwaltet, die Hintergrundinformationen über terrorismusverdächtige Personen und Organisationen enthalten – sowohl noch aktive als auch von uns vernichtete Organisationen und Einzelpersonen. Johnson hat sogar bei der Entwicklung der erforderlichen Software mitgearbeitet.«

»Sind die Daten verkäuflich?«

»Ich wüsste kaum wie. Es sind grundlegende Informationen. Einen Großteil kann man sogar auf unserer öffentlichen Website finden. Die Dateien, die Johnsons Verwaltung unterstanden, enthalten beispielsweise keine konkreten Angaben über geheimdienstliche Ermittlungsergebnisse.«

Der Präsident nickte, lehnte sich zurück und rieb sich den Nacken. Seit sieben Uhr saß er am Schreibtisch, hatte inzwischen Arbeit, die normalerweise vierzehn Stunden beanspruchte, innerhalb von acht Stunden erledigt, hatte noch fast den ganzen Nachmittag vor sich und musste am Abend ein

Staatsbankett besuchen. Und morgen wollte er in den Mittelwesten, um Wahlkampf für eine Wahl zu betreiben, bei der ihm im Grunde genommen ein klarer Sieg winkte; doch er war viel zu paranoid, um nicht auf Nummer sicher zu gehen. »Um mich unmissverständlich auszudrücken, Carter, ich bin wegen dieser Sache ziemlich sauer. Einen Skandal kann ich zurzeit am wenigsten gebrauchen.«

»Ich werde tun, was in meiner Macht steht, Sir, damit es nicht dazu kommt.«

»Es wäre am besten gewesen, Sie hätten Ihre Leute gründlicher überwacht«, tadelte der Präsident.

»Da stimme ich Ihnen vollauf zu.« Gray schwieg kurz. »Sir«, fügte er dann hinzu, »eins ist ganz klar: Wir dürfen nicht dulden, dass diese leidige Entwicklung unser wichtigstes Wirken nachteilig beeinflusst.«

Brennan blickte verwirrt. »Was meinen Sie?«

»Wie Sie wissen, haben die Medien die Begabung, aus einer Maus einen Elefanten zu machen. Das ist ein erfolgreiches Konzept, um möglichst viele Zeitungen zu verkaufen, aber nicht unbedingt gut für die nationale Sicherheit.«

Brennan zuckte mit den Achseln. »Die Medien dürfen sich auf den ersten Verfassungsartikel stützen, Carter. Dieses Prinzip ist unantastbar.«

Gray beugte sich vor. »Ich behaupte nichts Gegenteiliges. Allerdings dürfen wir gegen undichte Stellen in unseren eigenen Reihen einschreiten und ebenso auf Inhalt und Zeitrahmen des Informationsflusses einwirken. Momentan wissen die Medien so viel wie wir. Sie berichten darüber, und der NIC wird zu dem Fall eine offizielle Stellungnahme abgeben. Ich glaube, so weit ist alles noch in Ordnung, aber es wäre auf gar keinen Fall in unserem Interesse, würde wegen einer solchen Sache die Aufgabe des NIC gefährdet.« Nochmals schwieg er einen Augenblick; dann trug er die Argumentation vor, die er während des Hubschrauberflugs sorgsam auswendig gelernt hatte. »Es gibt nur wenige Möglichkeiten, wie es für Sie poli-

tisch bedrohlich werden könnte, Sir. Ihre Opponenten sind dermaßen verzweifelt, dass sie bestimmt nach jedem Strohhalm greifen, um Ihnen zu schaden. Es ist denkbar, dass sie in ihrer Verzweiflung in diesem Vorgang eine Gelegenheit dazu sehen. Und die Geschichte zeigt, dass sie sogar gewisse Erfolgsaussichten haben. Um mich klar auszudrücken, Sir, wir können nicht zulassen, dass Ihre Gegner den Fall ausnutzen, um im November Ihre Wiederwahl zu verhindern. Egal wie die Wahrheit aussieht, sie ist nicht wichtig genug, um wichtiger als die Erringung Ihrer zweiten Amtszeit zu sein.«

Brennan dachte eine Weile darüber nach. »Also gut«, sagte er schließlich, »wir werden gemeinsam die Medien an der Kandare halten. Immerhin geht es um die nationale Sicherheit. Und falls das FBI oder sonst jemand querschießt, geben Sie mir Bescheid.« Er verstummte und verfiel dann in seinen klangvollsten Politikerbariton. »Sie haben recht, die nationale Sicherheit darf unmöglich durch einen Menschen in Frage gestellt werden, der nebenbei Drogen verscherbelt.«

Gray lächelte. »Ganz meine Meinung.« *Gott sei Dank, dass wir Wahljahr haben.*

Brennan drückte auf dem Schreibtisch die Taste der Sprechanlage. »Sagen Sie Decker, er soll kommen.«

Gray war überrascht. »Decker?«

Brennan nickte. »Wir müssen über den Irak reden.«

Eine Minute später kam Decker herein. Der Mittfünfziger hatte kurzgeschorenes graues Haar, angenehme Gesichtszüge und eine sehnige Figur, weil er jeden Tag acht Kilometer joggte, egal wo auf der Welt er sich gerade aufhielt. Decker war Witwer und eine der begehrtesten Partien der Stadt. Er hatte nie beim Militär gedient, seinen Werdegang jedoch in der Rüstungsindustrie begonnen, sich hochgearbeitet und ein ansehnliches Vermögen angehäuft, ehe er in die Politik ging. Dort hatte er einen ähnlich steilen Aufstieg geschafft, war unter anderem Marineminister und Stellvertretender Verteidigungsminister gewesen. Decker war der Inbegriff des Men-

schentyps, den man als für Washington typisch betrachtete: bauernschlau, redegewandt, rücksichtslos, ehrgeizig und deshalb weithin respektiert. Gray verabscheute ihn. In seiner Eigenschaft als Verteidigungsminister unterstand Decker das Pentagon, der Ausgabensektor, in den der überwiegende Teil der für geheimdienstliche Zwecke bestimmten Dollars flossen – Gelder, über die allerdings faktisch Gray die Kontrolle hatte. So erklärte es sich, dass Decker sich in der Allgemeinheit zwar kooperativ zeigte und in der Öffentlichkeit stets das Richtige sagte, insgeheim jedoch jede Gelegenheit wahrnahm – Gray wusste es genau –, um ihm in den Rücken zu fallen und seine Tätigkeit zu hintertreiben. Zudem war er Grays schärfster Rivale, was das Ohr des Präsidenten betraf.

Decker eröffnete die Diskussion auf seine typisch forsche Art. »Die irakische Führung hat klargestellt, dass sie unseren baldigen Abzug aus dem Land wünscht. Allerdings sind dort riesige Probleme entstanden, umso mehr, seit die Kurden ihre eigene Republik aufbauen. Die irakische Armee und die Sicherheitskräfte sind noch nicht reif, um mit den Verhältnissen fertig zu werden, und in einigen entscheidenden Belangen werden sie vielleicht niemals so weit kommen. Aber man will uns dort nicht mehr haben. Und jetzt haben die Irakis offiziell die Haltung eingenommen, dass Israel vernichtet werden muss, und sich damit der harten Linie ihres neuen Verbündeten Syrien angeschlossen. Das ist eine untragbare Situation. Trotzdem können wir schwerlich dagegen angehen, weil es der Standpunkt einer demokratisch gewählten Regierung ist.«

»Wir wissen das alles längst, Joe«, sagte Gray ungeduldig. »Und die Baathisten schachern mit der Regierung um die Rückkehr an die Macht, indem sie im Gegenzug die Beendigung der Gewalt anbieten«, fügte er hinzu und blickte dabei den Präsidenten an.

Brennan nickte. »Aber wie könnten wir angesichts solcher Zustände aus dem Irak abziehen? Was ist, wenn Syrien und der Irak sich verbünden, sobald im Irak Husseins Gehilfen

wieder an der Macht sind? Da die Scharia-Gruppe und die Hisbollah ihr Hauptquartier in Syrien haben, wären sie bald auch im Irak präsent.« Brennan sprach von zwei antiisraelischen Terrororganisationen. »Frankreich hat in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts das osmanische Syrien, zu dem der Libanon gehörte, zum Mandatsgebiet erklärt und den Libanon später in die Unabhängigkeit entlassen. Syrien hat stets die Rückgabe verlangt, und es ist abzusehen, dass es sich mit dem Irak einigt, was das Erreichen dieses Ziels betrifft. Anschließend könnten beide Staaten sich die Rückeroberung der Golan-Höhen vornehmen und Krieg gegen Israel führen. Dadurch würde die gesamte Region noch stärker destabilisiert, als sie es ohnehin schon ist.«

»Neben den Baathisten gewinnen im irakischen Parlament drei extremistische islamische Fraktionen an Einfluss«, erklärte Decker. »Sollten sie die Oberhand gewinnen, wäre der Irak viel gefährlicher für die Vereinigten Staaten, als er es unter Saddam Hussein jemals gewesen ist. Aber wir haben dem irakischen Volk versprochen, unsere Truppen abzuziehen, sobald ausreichende Sicherheitskräfte vorhanden sind und man uns offiziell um den Abzug ersucht. Dieser Zeitpunkt ist fast da.«

»Kommen Sie zur Sache, Joe«, forderte Gray ungehalten.

Decker heftete den Blick auf Brennan. »Ich habe dem Präsidenten meine Überlegungen noch nicht in vollem Umfang dargelegt«, sagte er und räusperte sich. »Nun, Sir, indem wir einige dieser extremistischen Fraktionen des Parlaments ausschalten, können wir das Blatt zugunsten einer irakischen Regierung wenden, die für die Vereinigten Staaten am nützlichsten ist, und den Baathisten die Rückkehr an die Macht verwehren. Und wir müssen an das Öl denken, Sir. Der Benzinpreis nähert sich einem Dollar pro Liter. Wir brauchen Zugang zu den irakischen Ölreserven.«

»Ausschalten?«, wiederholte Brennan und machte ein finsteres Gesicht. »Wie denn? Durch Liquidierung? Das wäre gegen das Gesetz.«

»Es ist gesetzwidrig, ein Regierungs- oder Staatsoberhaupt zu liquidieren, Mr. President«, berichtigte Gray.

»Ja, eben«, bekräftigte Decker. »Diese Leute gehören nicht in diese Kategorie. Ich sehe darin keinen Unterschied zu dem Kopfgeld, das wir auf bin Laden ausgesetzt haben.«

»Aber die Zielpersonen, von denen Sie sprechen«, wandte Brennan ein, »sind ordnungsgemäß gewählte Vertreter der irakischen Legislative.«

»Gemäßigte Vertreter der Legislative werden dort ungestraft von den Insurgenten ermordet, Sir«, entgegnete Decker. »Es geht darum, einen Ausgleich zu schaffen. Wenn wir nichts unternehmen, sind bald keine gemäßigten Kräfte mehr übrig.«

»Aber wenn wir tun, was Sie sagen, Joe«, hielt Gray ihm vor, »entfesseln wir einen Bürgerkrieg.«

»Wir drehen es so, dass es aussieht, als wäre es ein Vergeltungsakt gemäßigter Iraker gewesen, also bleiben wir aus dem Schussfeld. Von ihrer Seite wurde mir uneingeschränkte Zusammenarbeit versprochen.«

»Aber der Bürgerkrieg, der dann entsteht…«, sagte Brennan.

»Liefert uns einen legitimen Grund, unsere militärische Präsenz im Irak für die absehbare Zukunft aufrechtzuerhalten«, erklärte Decker eilends und anscheinend sehr mit sich zufrieden. »Erlauben wir dagegen den Baathisten, die Macht wieder an sich zu reißen, unterdrücken sie jede Opposition, und es wird im Irak eine neue Diktatur im Stil von Saddam Hussein geben. Das dürfen wir auf keinen Fall dulden. Dann wäre all das Geld, alle geopferten Menschenleben vergeblich gewesen. Und falls so etwas im Irak geschieht, ist es auch vorstellbar, dass in Afghanistan die Taliban wieder Oberwasser kriegen.«

Brennan schaute Gray an. »Wie denken Sie darüber?«

Es ärgerte Gray, dass er nicht als Erster daran gedacht hatte. Auf dieser Schiene war Decker ihm eindeutig voraus. So ein kleiner Schweinehund. »Sie wären nicht der erste Präsident der Vereinigten Staaten, der eine solche Aktion genehmigt, Sir«, räumte er widerwillig ein.

Brennan machte nicht den Eindruck, als wäre er schon überzeugt. »Ich muss darüber nachdenken.«

»Gewiss, Mr. President«, lautete Deckers Antwort. »Allerdings stehen wir unter großem Zeitdruck. Und wie Sie wissen, würde es der amerikanischen Öffentlichkeit wenig gefallen, sollten der Irak und Afghanistan wieder unter den Einfluss uns feindlicher Regierungen geraten.« Er legte eine Kunstpause ein. »Und das wäre ein Vermächtnis, wie Sie es sich nicht wünschen, Sir, und erst recht nicht verdient haben.«

Aufgrund des sorgenvollen Ausdrucks auf Brennans Gesicht musste Gray dem Mann zugestehen – wie groß seine Abneigung gegen Decker auch sein mochte –, dass er tadellos für sein Anliegen plädiert hatte.

Nachdem Decker gegangen war, lehnte Brennan sich in den Sessel und nahm die Lesebrille ab. »Ehe wir weitermachen, will ich Ihnen etwas vorschlagen, Carter. Am elften September bin ich in New York, um an der Gedenkstätte eine Rede zu halten.« Gray wusste, was folgte, hielt aber den Mund. »Ich wüsste gern, ob Sie mich begleiten möchten. Schließlich haben Sie sich mehr als jeder andere dafür eingesetzt, dass sich so etwas niemals wiederholt.«

Es dürfte sehr selten vorgekommen sein, dass jemand die Einladung eines Präsidenten der Vereinigten Staaten abgelehnt hatte, ihn zu einer Veranstaltung zu begleiten. Doch gerade bei diesem Thema gab Gray wenig um die Tradition oder das Protokoll.

»Das ist ein überaus freundliches Angebot, Sir, aber ich möchte hier an einer privaten Gedenkfeier teilnehmen.«

»Ich weiß, dass es schmerzlich für Sie wäre, Carter, aber ich dachte mir, ich frage Sie einfach mal. Sind Sie sicher, dass Sie es so und nicht anders wollen?«

»Ganz sicher, Mr. President. Nochmals vielen Dank.«

»Also gut.« Für einen Moment schwieg Brennan. »Sie wissen, dass mein Heimatort nach mir benannt wird?«

»Ja, Sir. Ich gratuliere.«

Brennan lächelte. »Das ist eines von diesen Ereignissen, die peinlich und schmeichelhaft zugleich sind. Ich bezweifle nicht, dass die Einwohner des Ortes den Wunsch haben, einen der Ihren zu ehren, der weit gekommen ist, aber man wird dort mindestens ebenso sehr darauf hoffen, aus der ganzen Geschichte Kapital zu schlagen. Ich halte dort aus Anlass der Umbenennung eine Rede und drücke ein paar Hände. Begleiten Sie mich wenigstens dorthin?«

Wenn die wichtigste Regel lautete, niemals die Einladung eines Präsidenten auszuschlagen, lautete die zweitwichtigste Regel, es kein zweites Mal zu wagen.

»Danke, Sir, sehr gern.«

Der Präsident tippte mit der Lesebrille an seine Mappe mit den Unterlagen. »Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass ich nochmals für vier Jahre an diesem Schreibtisch sitze.«

»Ich würde sagen, mehr als wahrscheinlich, Sir.«

»Ich möchte offen mit Ihnen reden, Carter. Es bleibt unter uns.« Gray nickte. »Sehen wir einmal von den Erfolgen ab, die Sie beim Schutz unserer Landes zu verzeichnen haben – glauben Sie, dass die Welt heute sicherer ist als damals, als ich mein Amt angetreten habe?«

Sorgfältig dachte Gray über die Frage nach, versuchte zu durchschauen, welche Antwort sein Chef wohl hören wollte. Doch Brennans Miene blieb undeutbar, deshalb beschloss Gray, ihm die Wahrheit zu sagen. »Nein. Im Gegenteil, sie ist viel unsicherer.«

»Meine Berater warnen mich, dass dem Planeten in fünfzig Jahren die fossilen Brennstoffe ausgehen, legt man den ge-

genwärtigen Verbrauch zugrunde. Kein Flugverkehr mehr, nur noch ein paar Elektroautos, und aus Energiemangel kommt in den Städten das Leben zum Erliegen. Wie wir kommunizieren, arbeiten, reisen, an Nahrungsmittel gelangen, das alles wird sich radikal wandeln. Und unsere Nation wird nicht mehr die Mittel haben, ihr militärisches Equipment angemessen zu warten, auch nicht die Atomwaffen.«

»Das alles liegt sicherlich im Bereich des Möglichen.«

»Und wie sollen wir ohne Militär weiterhin Sicherheit genießen, Carter?«

Gray zögerte. »Zu meinem Bedauern weiß ich darauf keine Antwort, Sir«, gestand er schließlich ein.

»Ich glaube«, sagte Brennan mit ruhiger Stimme, »der Unterschied zwischen einem mittelmäßigen und einem großen Präsidenten ist daran zu ermessen, wie er seine Chancen nutzt.«

»Sie haben bisher ausgezeichnete Arbeit geleistet, Mr. Präsident. Sie dürfen stolz sein.« In Wahrheit war Gray der Ansicht, dass der Mann bis jetzt nichts Außergewöhnliches vollbracht hatte, aber das wollte er seinem Chef nun doch nicht ins Gesicht sagen.

Als Gray eine Stunde später den Westflügel verließ, drehten seine Gedanken sich ausnahmsweise nicht darum, wie er Amerikas Feinde abschmettern oder seinen Boss zufrieden stellen konnte. Stattdessen dachte Gray an die Farbe Lila, als er in den Hubschrauber stieg. Bis zu ihrem sechsten Lebensjahr war Lila die Lieblingsfarbe seiner Tochter gewesen. Dann war Lila von Orange abgelöst worden. Als Gray seine Tochter nach dem Grund für diesen Wechsel gefragt hatte, hatte sie die Hände in die schmalen Hüften gestemmt und mit trotzig erhobenem Kinn geantwortet, Orange wäre eine »erwachsenere« Farbe. Noch heute brachte diese Erinnerung ihn jedes Mal zum Lächeln.

Endlich fand Warren Peters das Ruderboot an der Stelle, wo der Camel Club es zurückgelassen hatte. Unverzüglich rief er Tyler Reinke an, und der stieß zu ihm.

»Du bist sicher, dass es der richtige Kahn ist?«, fragte Reinke, als er sich das Boot anschaute.

Peters nickte. »Am Schanzkleid ist Blut. Also hatte ich recht. Einen von denen hab ich getroffen.«

»Wenn sie hier ins Boot ein- und ausgestiegen sind, könnte es sein, dass irgendwer sie beobachtet hat.«

Peters nickte ein zweites Mal und blickte hinaus aufs Wasser. »Aber vielleicht gibt es eine einfachere Möglichkeit, sie aufzuspüren. Johnson hatte einen Ausweis in der Tasche.«

»Stimmt. Und?«

»Unsere Augenzeugen könnten jetzt wissen, wo er wohnt, und neugierig werden…«

»Das würde uns eine Menge Lauferei ersparen«, pflichtete Reinke ihm bei. »Wir fahren heute Abend hin.«

Alex wählte seine Worte mit größter Sorgfalt und drückte sich so schwammig aus, wie es eben ging, ohne sich den Unwillen der Vorgesetzten zuzuziehen, als er seinen Bericht formulierte und die E-Mail an Jerry Sykes schickte. Anschließend erledigte er einigen Papierkram und beschloss dann, Feierabend zu machen, bevor jemand aufkreuzte und ihn zum Personenschutz abschleppte. Alex hatte keine Lust, noch einen Abend herumzustehen und sich anzuschauen, wie ein König oder ein Premierminister Krabbensalat in sich hineinstopfte.

Auf dem Weg ins Freie kam er an einem Agenten vorbei, der seine Pistole in einem Wandschrank deponierte, ehe er sich an die Vernehmung eines Verdächtigen machte.

»Na, Alex, hast du heute noch mehr Automatenbetrüger geschnappt?«, frotzelte der Agent. Die Anekdote hatte sich so schnell herumgesprochen, wie nur der Tratsch in einem großen Bürogebäude es möglich machte, bei dem das Personal sich regelmäßig am Wasserspender traf.

»Nee, ich konnte keinen mehr finden, der blöd genug ist.«

»Wie man so hört, gebt ihr, du und Jackie Simpson, ein tolles Team ab«, meinte der Mann und konnte sich ein Grinsen kaum verkneifen.

»Dann und wann kommen wir ganz gut zurecht.«

»Schon mal von J. Lo. gehört? Jennifer Lopez?«

»Wer hätte das nicht?«, entgegnete Alex.

»Simpson heißt bei uns J. Glo. Du hast 'ne echte Promi-Partnerin.«

»J. Glo? Was soll denn das heißen?«

»Ist doch klar: Über Simpson schwebt die Glorie eines hehren Lichts. Himmlische Strahlenpracht leuchtet auf die kleine Südstaaten-Revolverlady hinunter. Es blendet im Umkreis von wenigstens fünfhundert Metern. Ein Wunder, dass du überhaupt noch sehen kannst.«

Der Agent lachte vor sich hin, als er davonging.

Wie es dem Schicksal beliebte, lief Alex seiner Kollegin beim Verlassen des Gebäudes in die Arme.

»Na, auf dem Heimweg?«, fragte er.

»Nein, ich will schauen, ob ich irgendwo Freunde finde. Hier mache ich mir anscheinend keine.«

Sie wollte sich abwenden, doch Alex legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Hören Sie, was ich zu Ihnen gesagt habe, war als konstruktive Kritik gemeint. Als ich am Anfang meiner Laufbahn stand und vorn nicht von hinten unterscheiden konnte, hätte ich für solche Tipps bares Geld gezahlt.«

Im ersten Augenblick machte Jackie den Eindruck, als hätte sie ihm gern einen Kinnhaken verpasst, doch sie wahrte die Fassung, was Rückschlüsse auf eine ausgeprägte Fähigkeit zur Selbstbeherrschung erlaubte.

»Ich weiß Ihre Hilfsbereitschaft zu schätzen, aber für eine Frau ist nun mal alles anders. Der Secret Service ist noch weitgehend eine Männerwelt.«

»Das streite ich gar nicht ab, Jackie. Dennoch bleibt die Tatsache, dass es nicht gut für Ihre Karriere ist, wenn Sie zulassen, dass man Sie anders als alle Ihre Kollegen behandelt.«

Jackies Gesicht lief rot an. »Ich kann nichts dagegen tun, wenn manche Leute glauben, sie müssten mich mit Samthandschuhen anfassen.«

Alex schüttelte den Kopf. »Falsch. Sie können etwas dagegen tun. Und Sie sollten wirklich dafür sorgen, dass es aufhört.« Er zauderte. »Wer ist denn Ihr Schutzengel?«

Jackie machte nicht den Eindruck, als wollte sie ihm darauf antworten.

»Spucken Sie ’s schon aus. Es ist ja nicht so, als könnte ich es nicht herausfinden.«

»Na schön«, sagte sie widerwillig. »Mein Vater ist Senator Roger Simpson.«

Alex nickte beeindruckt. »Der Vorsitzende des Geheimdienst-Aufsichtskomitees. Das ist tatsächlich ein bedeutender Schutzengel.«

Blitzartig stand Jackie dicht vor Alex, Auge in Auge, und trat ihm beinahe auf die Schuhe Größe 46. »Niemals würde mein Vater seinen Einfluss benutzen, um mir zu helfen. Und damit Sie es wissen: Sein einziges Kind zu sein hat mir das Leben nicht unbedingt erleichtert. Ich musste um jede Kleinigkeit kämpfen. Das hat Narben hinterlassen, aber ich habe auch ein dickes Fell gekriegt.«

Alex trat einen Schritt zurück und hob eine Hand, um Jackie auf Abstand zu halten. »Hier zählen keine Tatsachen, hier geht man nach dem Anschein. Und es hat den Anschein, dass Sie weniger Routinearbeit verrichten, als man von Ihnen erwarten dürfte. Und das ist noch nicht alles.«

»Ach nein?«

Alex deutete auf ihre Jacke. »Sie tragen immer ein knallrotes Tuch in der Brusttasche.«

»Na und?«

»Für den Secret Service ist so was tabu. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf Sie, obwohl Sie einem Beruf nachgehen, in dem Unauffälligkeit ein Markenzeichen ist. Überdies macht es Sie zu einem verdammt guten Ziel für jemanden, der 'ne Kugel in Sie reinpumpen will. Deshalb kennzeichnet dieses Tuch Sie nicht nur als Außenseiterin, sondern als *dumme* Außenseiterin.«

Jackie biss die Zähne zusammen und senkte den Blick auf das rote Tuch, als wäre es ein Brandmal. »Und Ihr Schießeisen«, fügte Alex hinzu, »ist eine Privatwaffe. Noch ein Anzeichen dafür, dass Sie anders sein möchten – oder *besser*, wie man hier glaubt – als Ihre Kollegen beiden Geschlechts. So was kommt gar nicht gut an.«

»Mein Vater hat mir die Waffe geschenkt, als ich in den Polizeidienst eingetreten bin.« Alex bemerkte, dass Jackies Alabama-Akzent umso stärker wurde, je mehr sie sich ärgerte.

»Hängen Sie die Knarre in eine Wandvitrine, und tragen Sie von nun an die Standard-Dienstwaffe.«

»Und dann sind alle meine Probleme auf einen Schlag aus der Welt?« In ihrer Stimme lag Aggressivität.

»Nein, aber dann haben Sie bloß noch die gleichen Probleme wie alle anderen im Secret Service. Wieso können Sie sich nicht einfach damit abfinden, dass das Leben manchmal seine beschissenen Seiten hat?« Vor allem, wenn man eine blöde Zicke ist.

Alex drehte sich um und ging seines Weges. Für heute hatte er die Nase voll von diesem Greenhorn. Verführerisch lockte die LEAP-Bar.

Kate Adams hatte sich nach einem ganzen Tag im Dienste der Justiz gerade in ihr abendliches Betätigungsfeld hinter der Theke begeben, als Alex die Bar betrat. Wegen der frühen Uhrzeit war das Lokal noch relativ leer. Alex steuerte die Theke an, als wäre er ein Schlachtross. Kate hatte ihn kommen sehen, und in dem Moment, als sein Hintern sich auf den

Barhocker senkte, stand ein Martini mit drei dicken Oliven vor ihm.

»Bilde ich es mir nur ein, oder sind Sie auf hundertachtzig?«, fragte Kate auf so gutmütig spöttische Weise, dass es seine Anspannung sofort löste.

Ein Duftgemisch aus Kokosnuss und Geißblatt wehte über die breite Mahagonitheke in Alex' Nase. Er fragte sich, ob sie sich die Haare gewaschen hatte, bevor sie in die Bar gekommen war, oder ob er ihr Parfüm roch oder beides. Wie dem auch sein mochte – es hatte eine bemerkenswerte Wirkung auf ihn.

»Liegt bloß an der Arbeit. Das geht vorbei.« Er trank einen Schluck, saugte eine Olive in den Mund und kaute sie zusammen mit einer Hand voll Erdnüsse, die er aus dem Schälchen auf der Theke klaubte. »Und wie steht's bei Ihnen? Schaut Ihr Freund, Superspion Tommy, regelmäßig vorbei?«

Bei seinen Fragen zuckten Kates Brauen hoch. »Hemingway? Als Freund würde ich ihn nicht unbedingt bezeichnen.« Alex blickte sie dermaßen skeptisch an, dass sie das Glas wegstellte, das sie gerade abtrocknete, und sich über den Tresen lehnte. »Oder wollen Sie es besser wissen als ich, Agent Ford?«

Er zuckte die Achseln. »Eigentlich geht es mich überhaupt nichts an.«

»Eine Frau kann flirten, ohne sich etwas dabei zu denken.«

Alex nahm noch einen Schluck Martini. »Wie interessant.«

»Sie müssen zugeben, er sieht knackig aus, ist weit gereist und intelligent. Der Mann ist wirklich klasse.«

Alex setzte zu einer bissigen Entgegnung an, als ihm klar wurde, dass sie ihn aufzog und dabei diebisches Vergnügen hatte. »Ja, stimmt. Ich hab sogar selbst schon daran gedacht, den Burschen mal zu einem netten Abend einzuladen.«

Kate lehnte sich ein zweites Mal über die Theke und packte Alex so energisch am Schlips, dass er durch den Ruck einen Teil seines Drinks verschüttete.

»Da Sie anscheinend nicht von allein auf die Idee kommen«, sagte sie, »frage ich Sie. Möchten Sie ausgehen?«

Alex spürte, dass ihm der Unterkiefer herabsank, war jedoch so geistesgegenwärtig, den Mund sofort wieder zu schließen. »Sie fragen mich, ob ich mit Ihnen ausgehen möchte?«

»Nein, ich frage den Typ hinter Ihnen.« Sie verdrehte die Augen. »Natürlich frage ich *Sie*.«

Wie abwegig die Befürchtung auch sein mochte, Alex konnte nicht anders: Er schaute sich erst einmal um, ob nicht irgendwo ein verstecktes Publikum saß, das nur darauf wartete, in schallendes Gelächter auszubrechen.

»Ist das echt Ihr Ernst?«

Sie klammerte die Hand fester um seinen Schlips. »Wenn ich flirte, denn flirte ich. Also? Möchten Sie?«

»Was?«

»Mit mir ausgehen.«

»Ja, klar.«

»Sehen Sie, war doch gar nicht so schwer. Und da wir uns nun endlich einig geworden sind, sollten wir vielleicht einen Termin verabreden. Weil Sie in sozialer Kompetenz offenbar ein bisschen langsam sind, mache ich zuerst einen Vorschlag. Ich nehme an, dass Sie nicht nur gern trinken, sondern auch gern essen. Wie wär's mit einem Abendessen?«

»Sie bringen mich ganz aus dem Konzept. Ich dachte, Sie plädieren sicherheitshalber für ein Mittagessen.«

»An Firlefanz bin ich heute nicht mehr interessiert«, sagte Kate. Dann gab sie ganz langsam Alex' Schlips frei und ließ die Hand am Stoff hinabgleiten, bis der Schlips ihm zurück auf die Brust sackte.

Alex, den es kaum störte, dass sich die Hälfte des Martinis auf den Ärmel seines Jacketts ergossen hatte, setzte sich wieder zurecht.

»Mit einem Abendessen bin ich einverstanden«, brachte er schließlich heraus, ohne allzu deutlich zu stammeln.

»Schön, dann reden wir über Zeit und Ort. Ich bin für schnelles Handeln. Wie wär's morgen Abend?«

Selbst wenn er abkommandiert worden wäre, um am Totenbett des Präsidenten zu wachen, hätte Alex diesmal einen Weg gefunden, sich vor dem Dienst zu drücken. »Hört sich gut an.«

»Sagen wir, um achtzehn Uhr dreißig. Ich reserviere uns einen Tisch. Oder legen Sie Wert darauf, es selbst zu tun?«

»Nein, nur zu.«

»Sollen wir uns im Restaurant treffen, oder möchten Sie mich daheim abholen?«

»Ich hole Sie gern ab.«

»Meine Güte, Sie sind ja richtig umgänglich, Agent Ford. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was für eine angenehme Abwechslung das ist, nachdem ich den ganzen Tag mit Anwälten zusammen war. Anwälte sind immer kontra.«

»Ja, davon hab ich schon gehört.«

»Können Sie um achtzehn Uhr bei mir sein?« Kate schrieb ihre Telefonnummer und ihre Anschrift auf einen Zettel und schob ihn Alex zu. Er vermerkte auf einer seiner Visitenkarten mit Bleistift seine Privatadresse und die private Rufnummer. »Gefällt es Ihnen in Manassas?«, fragte Kate, als sie sich die Visitenkarte anschaute.

»Meinem Portemonnaie gefällt's dort.« Alex warf einen Blick auf ihre Anschrift und machte große Augen. »R. Street? Georgetown?«

»Schrauben Sie Ihre Hoffnungen nicht zu hoch, Mister. Ich bin keine reiche Erbin, die aus Langeweile Gutes tut. Ich wohne hinter dem Haus im ehemaligen Fahrzeugschuppen. Die Frau, der das Anwesen gehört, ist Witwe. Sie hat gern jemanden um sich. Eine nette Person. Ein echtes Goldstück.«

»Sie schulden mir keine Erklärung.«

»Das heißt nicht, dass Sie nicht gern eine hören möchten.« Kate schenkte Alex einen frischen Drink ein. »Geht aufs

Haus, da Sie das erste Glas ausgekippt haben.« Sie reichte ihm einen Wischlappen.

»Weil Sie gerade in so kooperativer Stimmung sind, was ist das für ein Projekt, an dem Sie und der ›Klassemann‹ arbeiten?«

Kate legte einen Finger auf die Lippen. »In der Hinsicht unterliege ich der anwaltlichen Schweigepflicht. Aber ich kann Ihnen sagen, ohne Staatsgeheimnisse zu verraten, dass ich mit einer Regierungsbehörde auf deren Ersuchen zusammenwirke, um für besagte Behörde die Möglichkeit der Neuverwendung eines alten Gebäudes durchzusetzen. Allerdings bezweifle ich, dass die gewünschte Vereinbarung zustande kommt. Und was war bei Ihnen los, das Sie so aus dem Häuschen gebracht hat?«

»Kriegen Sie nicht schon genug Gejammer zu hören?«

»Morgen gehen wir offiziell miteinander aus. Wer A sagt, muss auch B sagen.«

Alex lächelte. »Na gut. Bei uns ist eine Neue, mit der ich gemeinsam in einem Fall die Ermittlungen aufgenommen habe. Ihr Vater ist ein hohes Tier und zieht für sie die Strippen. Ich versuche ihr zu verklickern, dass man sich mit so was im Secret Service keine Freunde macht.«

»Und sie kapiert es nicht?«

»Wenn sie es nicht bald schnallt, fliegt sie demnächst auf die Fresse.«

»Was ist das für ein Fall, an dem Sie arbeiten?«

»Jetzt muss *ich* mich auf die Schweigepflicht berufen.« Plötzlich zog der hinter der Theke an der Wand befestigte Plasmafernseher Alex' Blick auf sich.

Ein Ausschnitt des Bildschirms zeigte eine Aufnahme von Roosevelt Island, während die Nachrichtensprecherin, eine Frau mit Pferdegebiss, über einen mysteriösen Selbstmord berichtete. Wie Alex auffiel, sagte sie kein Wort darüber, dass der Secret Service sich mit dem Fall beschäftigte. Stattdessen

wurde der Heroinfund in Patrick Johnsons Haus in den Vordergrund gerückt.

»Ist das Ihr Fall?«, fragte Kate.

Alex sah sie an. »Was?«

»Ich hatte gehofft, das wäre der einzige Grund, weshalb Sie mich so ignoriert haben.«

»Oh, tut mir leid«, beteuerte Alex. »Ja, das ist der Fall. Einzelheiten darf ich aber nicht erzählen.«

Beide wandten sich dem Fernseher zu, als sie unvermutet eine vertraute Stimme hörten.

Der Mann gab die offizielle Stellungnahme des NIC zu der Tragödie ab. Doch es war nicht Carter Gray, der es wahrscheinlich vermeiden wollte, die Sache durch persönliche Auslassungen so aufzuwerten, dass sie die Beachtung sämtlicher Medien der Nation geweckt hätte. Stattdessen sprach Tom Hemingway und erweckte dabei einen hinlänglich kompetenten Eindruck, als er dem Land nun die Sichtweise des NIC erläuterte.

Alex lenkte den Blick hinüber zu Kate, der anscheinend zum ersten Mal die Worte fehlten. Er lächelte triumphierend. »Das war's.«

Caleb holte Oliver Stone mit seinem steinalten pfeffergrauen Chevy Malibu mit klappendem Auspuffrohr in der Nähe des Weißen Hauses ab. Sie fuhren zu Milton Farbs Haus an der Grenzlinie zwischen dem D.C. und Maryland, wo auch Reuben zu ihnen stoßen sollte. Stone saß auf dem Beifahrersitz und hielt Goff im Arm, Calebs Hund, einen Mischling unbestimmter Abstammung, der nach Frederick Goff benannt war, dem ersten Chef der Raritätenabteilung in der Kongressbibliothek. Als sie vor Miltons bescheidenem, aber gepflegtem Haus hielten, sprang Reuben die Eingangstreppe herunter, kam zum Auto und stieg ein. Wie üblich trug er Jeans, Mokassin-Latschen und ein zerknittertes, rot kariertes Flanellhemd; zusätzlich ragte jedoch aus seiner Gesäßtasche ein Paar

Arbeitshandschuhe, und er hatte einen Schutzhelm unterm Arm.

»Ich hab im Hafen Überstunden geschoben und konnte zwischendurch nicht nach Hause«, erklärte er. Verdutzt blickte er auf Stones neuen Haarschnitt und das rasierte Kinn. »Sag bloß, du schließt dich wieder dem Spießertum an.«

»Mir kommt es nur darauf an, unerkannt und am Leben zu bleiben. Ist Milton fertig?«

»Unser Freund wird sich geringfügig verspäten.« Reuben zwinkerte.

»Was?«, fragte Stone.

»Er hat Besuch, Oliver. Ich hab doch erzählt, dass er jetzt ’ne Freundin hat, weißt du noch?«

»Hast du sie gesehen?«, fragte Caleb aufgeregt. »Vielleicht hat sie ’ne Freundin, die zu mir passt.« Obwohl überzeugter Junggeselle, hielt Caleb immer die Augen offen.

»Hab sie nur kurz gesehen«, antwortete Reuben. »Sie ist viel jünger als Milton und sieht verdammt gut aus. Ich hoffe, der arme Kerl ist nicht so dumm und heiratet. Ich hatte drei Versuche, und ein viertes Mal wird’s nicht geben, außer ich müsste tierisch besoffen sein. Die blöden Weiber. Ich komme mit denen einfach nicht klar… und noch weniger die mit mir.«

»Deine dritte Frau war doch eigentlich ganz nett«, meinte Stone.

»Ich bestreite nicht, dass Frauen ihre Vorzüge haben. Ich bin lediglich der Ansicht, dass dauerhafte Beziehungen nicht zwangsläufig das Ergebnis ehelicher Bindungen sind. Durch das Konstrukt der Ehe ist mehr Menschen das Dasein vermiest worden, als ich aufzählen könnte, und wenn ich ein paar Mal lebte.«

»Deine Logik lautet also: Man verbiete die Ehe, und die Scheidungsrate sinkt?«

»Das auch.«

Als Miltons Haustür sich öffnete, schauten die drei Männer hinüber.

»Sie sieht echt gut aus«, konstatierte Caleb, der an Stone vorbeispähte. Milton und die Frau küssten sich sanft auf die Lippen; dann eilte sie die Treppe hinunter zu ihrem Auto, einem gelben Porsche, der vor Calebs Malibu parkte. »Ich frage mich, ob Miltons Zwangshandlungen für sie ein Problem darstellen«, fügte Caleb versonnen hinzu. Sie alle hatten im Leben schon Hunderte von Stunden damit verbracht, auf Milton zu warten, bis dieser seine Rituale beendet hatte, und doch akzeptierten sie diese Rituale als Element der Persönlichkeit ihres Freundes. Sie alle hatten solche »Elemente«, und Milton hatte stets beharrlich nach Abhilfe für sein Leiden gesucht. Nach Jahren medikamentöser Behandlung, psychologischer Beratung und gelegentlichen Klinikaufenthalten führte er ein einigermaßen normales Leben und fiel jedes Mal nur kurz in seine Zwangshandlungen zurück, wenn er seine Türen auf- und zuschloss, sich setzte oder sich die Hände wusch – oder in Augenblicken hoher Stressbelastung.

»Ich glaube nicht, dass Miltons Macken für die Kleine ein Problem sind«, sagte Reuben und zeigte in die Richtung des Porsche.

Vor ihren Augen klackerte die Frau mit den hohen Absätzen auf dem Straßenpflaster, trommelte anschließend mit einem Finger an das Fahrzeugfenster, zählte und murmelte lautlos vor sich hin, bevor sie den Wagenschlag öffnete. Danach vollzog sie ein ähnliches Ritual mit dem Fahrersitz, ehe sie ins Auto stieg. Sie ließ eine beachtliche Menge Gummi auf der Straße zurück, als sie Sekunden später einen Kickstart vollführte, um an der nächsten Kreuzung so brutal auf die Bremse zu treten, dass die Reifen noch einmal qualmten. Dann röhrte sie vollends davon. Caleb zog unwillkürlich den Kopf ein, als das Grollen des Porsche-Turbomotors sich in ein kreischendes Sägen verwandelte.

»Wo hat er die denn kennen gelernt? In Indianapolis?«, meinte Caleb, während er aus weit aufgerissenen Augen auf den Rauch starrte, der von den Reifenspuren aufstieg.

»Er sagte, er ist ihr in der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie begegnet«, rief Reuben in Erinnerung. »Sie ist dort ebenfalls wegen Zwangsverhalten behandelt worden.«

Milton schloss die Haustür ab, vollführte ein kurzes Ritual und gesellte sich zu seinen Freunden. Er hatte seinen Ranzen mit.

»Die Braut ist ein echter Hingucker«, sagte Reuben. »Wie heißt sie?«

»Chastity«, sagte Milton.

Reuben prustete. »Chastity? Keuschheit? Na, ich hoffe in deinem Interesse, dass sie sich den Namen nicht zum Lebensmotto nimmt.«

Der Verkehr war ziemlich dicht, sodass es dunkel war, als sie in Patrick Johnsons Wohngegend gelangten. Stone war es recht. Abends fühlte er sich am wohlsten.

Während sie langsam die Straße abfuhren, schaute er nach den Hausnummern. »Alles klar, Caleb, es muss im nächsten Häuserblock auf der linken Seite sein. Am besten parkst du hier.«

Caleb lenkte den Malibu an den Rinnstein und schaute seinen Freund an. »Und nun?«, fragte er nervös.

»Wir warten. Ich möchte mir die Verhältnisse ansehen, erst mal beobachten, wer kommt und geht.« Stone holt das Fernglas heraus und richtete es auf das Haus. »Unterstellen wir mal, dass die zwei Suburbans, die vor dem Haus stehen, dem FBI gehören, dürfte das dritte Auto links davon vermutlich Johnsons Wagen sein.«

»Hübsche Buden haben die hier.« Reuben blickte in dieselbe Richtung.

Mittlerweile hatte Milton sein Notebook aufgeklappt. »Ich habe rausgefunden, dass im Haus Heroin entdeckt wurde. Und dass Johnson auf Roosevelt Island das erste Date mit seiner

Verlobten hatte. Man hat die Theorie aufgestellt, er hätte sich dort wegen der Symbolträchtigkeit des Ortes umgebracht, weil er wegen der anstehenden Hochzeit sein Doppelleben nicht mehr verkraften konnte.«

»Wie kannst du in einem Auto ins Internet gehen?«, rief Caleb.

»Ich benutze nur kabellose Computer«, antwortete Milton. »Ich brauche keine Steckdose. Weißt du, Caleb, du solltest dich echt mal von mir ins einundzwanzigste Jahrhundert versetzen lassen.«

»Ich benutze an meinem Arbeitsplatz sehr wohl einen Computer!«

»Ja, zur Textverarbeitung. Du hast keine private E-Mail-Adresse. Nicht mal eine in der Bibliothek.«

»Für meine Post bevorzuge ich Füllhalter, Schreibpapier und Briefmarken«, entgegnete Caleb entrüstet.

»Bist du sicher, dass du nicht von Feder und Pergament sprichst, Bruder Caleb?«, fragte Reuben mit einem Grinsen.

»Und im Unterschied zu den Neandertalern im Internet«, sagte Caleb empört, »schreibe ich vollständige Sätze und beachte die Interpunktion. Ist das ein Verbrechen?«

»Nicht, wenn man ’s richtig macht, Caleb«, sagte Stone. »Aber wir sollten die Diskussion auf das beschränken, was für unsere heutige Aktion bedeutsam ist.«

»Wisst ihr, ich hätte gedacht«, sagte Reuben, »man würde einen NIC-Mitarbeiter so gründlich überprüfen, dass man eine Verwicklung in Drogengeschäfte unmöglich übersehen kann.«

»Tja, vermutlich war er noch nicht dabei, als er beim NIC anfing, sondern ist erst später kriminell geworden«, meinte Milton. »Denkt an Aldrich Ames. Er hatte ’ne Riesenvilla und fuhr ’nen Jaguar, trotzdem ist der CIA nie in den Sinn gekommen, ihn zu fragen, wie er sich so was leisten kann.«

»Johnson hat aber wahrscheinlich keine Geheimnisse verscherbelt, sondern Drogen«, sagte Caleb. »Er bekam Krach

mit seinen Komplizen, und sie haben ihn umgenietet. So viel steht anscheinend fest.«

»Haben diese beiden Gentlemen für dich wie Drogenhändler ausgesehen?«, fragte Stone.

»Da ich keine Drogenhändler kenne«, gestand Caleb, »bleibt es mir verwehrt, diese Frage zu beantworten.«

»Also, ich kenne ein paar«, sagte Reuben. »Und im Unterschied zu dem, was irgendwelche Heuchler sich einbilden, sind nicht alle junge schwarze Gang-Mitglieder, die Neunmillimeter-Knarren in den Schlapphosen haben.«

»Das habe ich auch gar nicht angedeutet. Aber berücksichtigen wir doch mal die Fakten. Die Täter haben Johnson an den Ort seines ersten Rendezvous befördert. Das bedeutet, sie haben sich umfassend über ihn informiert, es sei denn, er hatte die Angewohnheit, mit Komplizen über seine Amouren zu plaudern. Er ist in einem Schlauchboot mit Außenborder zu der Insel transportiert worden. Der Motor war so leise, dass wir ihn nicht hörten, bevor das Boot anlegte. Solche Technik benutzen Drogenhändler vielleicht in Südamerika, wo es viel mehr Wasserwege gibt. Aber hier, in der Hauptstadt?«

»Wer zum Teufel soll denn noch wissen, was für technisches Spielzeug heutzutage verwendet wird?«, wandte Reuben ein.

Stone missachtete die Zwischenbemerkung. »Darüber hinaus haben die beiden Mörder sich mit nachgerade militärischer Gründlichkeit auf der Insel umgesehen, und ihre Tötungsmethode stinkt regelrecht nach professionellen Killern. Obendrein kannten sie sich mit potenziell forensisch relevanten Spuren aus und haben dementsprechende Maßnahmen getroffen. Sie hatten sogar so viel Weitsicht, einen Plastikbeutel zu benutzen, um den Eindruck zu erwecken, Johnson hätte die Waffe darin trocken gehalten, als er zur Insel schwamm.«

»Schon richtig«, gestand Caleb. »Aber auch Drogenhändler wandern bekanntlich ungern in den Knast.«

Stone überhörte auch diese Bemerkung. »Und als sie sahen, dass es Augenzeugen ihres Verbrechens gab, zögerten sie nicht lange, sondern wollten uns sofort beseitigen. Das sind erfahrene Killer, aber ich bezweifle stark, dass sie Drogenhändler sind.«

Seine drei Freunde dachten über diese Argumentation nach. Erneut hob Stone das Fernglas an die Augen.

Eine Minute später brach Caleb das Schweigen. »Was macht Chastity denn so beruflich?«, fragte er Milton.

»Sie ist Buchhalterin. Früher war sie bei einem Großunternehmen angestellt, ist aber wegen ihrer Zwangsstörung gefeuert worden. Jetzt ist sie selbstständig. Sie hilft mir in meiner Webdesign-Firma. Ich kann schlecht mit Geld umgehen. Sie führt meine Buchhaltung und kümmert sich ums Marketing. Sie ist umwerfend.«

»Ganz bestimmt«, sagte Reuben. »Es sind immer wieder diese tüchtigen, stillen Wasser, vor denen man auf der Hut sein muss. Man glaubt, sie sind richtig nett, und plötzlich springen sie einen regelrecht an. Ich hatte mal eine Verabredung mit einer Frau, die total adrett und bieder daherkam. Der Rock ging bis über die Knie. Aber ich schwöre euch beim lieben Gott, sie konnte mit dem Mund Sachen anstellen, die jeder Beschreibung…«

»Es war bestimmt rechtswidrig«, fiel Stone ihm hastig ins Wort, »Chastity wegen ihres Gesundheitsproblems rauszuwerfen, sofern es sie nicht daran gehindert hat, ihre Arbeit zu erledigen.«

»Oh, die Arbeit konnte sie locker schaffen. Es hieß, sie würde die Firma vor den Kunden blamieren, aber das war nur ein Vorwand. Zwei Kerle in der Geschäftsführung waren gegen sie – der eine, weil sie nicht mit ihm ins Bett gekrochen ist. Sie hat geklagt und eine Menge Zaster als Entschädigung gekriegt.«

»Das ist das Land, das wir kennen und lieben«, sagte Reuben voller Ironie. »Die Vereinigten Staaten der Rechtsanwäl-

te. Lass dir die reiche Schönheit nicht durch die Lappen gehen, Milton. Ich rate dir nicht etwa, sie zu heiraten, Gott behüte, aber wenn ein Mann in den heutigen, aufgeklärten Zeiten eine Frau halten kann, ist es nicht verkehrt, wenn eine Frau zum Mann hält.«

»Sie kauft mir Sachen«, sagte Milton halblaut.

»Tatsächlich?« Mit einem Mal zeigte Reuben Interesse. »Was denn für Sachen?«

»Software für den Computer. Klamotten. Wein. Sie versteht unheimlich viel von Wein.«

»Was für Klamotten?«, hakte Reuben nach.

»Persönliche Kleidungsstücke«, antwortete Milton mit leicht gerötetem Gesicht, blickte rasch aufs Notebook und tippte in die Tasten. Reuben wollte noch etwas sagen, doch Stone gemahnte ihn mit einem strengen Blick zum Schweigen.

»Also gut«, sagte Stone schließlich. »Ich habe für jeden von euch eine Aufgabe.«

Nachdem er seinen Plan dargelegt hatte, kramte er einen alten Hut aus seinem Rucksack und drückte ihn sich auf den Kopf, leinte Goff an und stieg aus dem Wagen. In der Tasche hatte er Miltons Reservehandy. Reuben und Caleb durften im Auto bleiben, um das weitere Geschehen zu beobachten, während Milton sich auf dieser Straßenseite in die Richtung des Hauses bewegen sollte, in dem Johnson gewohnt hatte. Er hatte darauf zu achten, ob irgendwer Stone zu viel Aufmerksamkeit schenkte. Dafür hatte Stone ihn ausgewählt, weil Milton auf dem Boden des Ruderboots gelegen hatte, als die Killer sie auf dem Fluss verfolgten; dass er gesehen worden war, ließ sich deshalb nahezu mit Gewissheit ausschließen. Falls Milton einen Verdächtigen bemerkte, musste er Stones Handy anrufen.

Gemächlich schlenderte Stone die Straße entlang. Einmal blieb er stehen, um einen Haufen, den Goff neben einem Baum gemacht hatte, in eine Abfalltüte zu füllen. »Braver

Goff«, lobte Stone den Hund und tätschelte ihn. »Du hilfst uns sehr dabei, dass wir unverdächtig erscheinen.« Gerade als er Johnsons Wohnsitz erreichte, verließ ein Mann in FBI-Windjacke das Haus und trug einen großen, mit Polizeiklebeband umwickelten Karton ins Freie. »Was für eine schreckliche Tragödie, Officer«, sagte Stone in neugierigem Tonfall zu dem Mann. Doch der FBI-Agent gab keine Antwort, sondern stapfte eilig an Stone vorüber und händigte den Karton einer Frau aus, die in einem der Suburbans saß. Stone ließ Goff vor Johnsons Haus an einem Baumstamm schnuppern. Während das Tier sich für die Geruchskulisse interessierte, konnte Stone sich Einzelheiten des Hauses und der Umgegend einprägen. Schließlich setzte er den Weg fort und passierte eine am Bordstein geparkte Limousine. Beinahe wäre er zusammengezuckt, als er sah, wer auf dem Fahrersitz saß.

Tyler Reinkes Blick bohrte sich flüchtig in Stones Augen, ehe er wieder seine ganze Aufmerksamkeit Johnsons Haus widmete. Offenbar hatte Reinke den Mann, den er in der Nacht zuvor fast erschossen hätte, nicht wiedererkannt. Insgeheim frohlockte Stone über seine Weitsicht, sein Äußeres radikal zu verändern. Nun lautete die nächste Frage: Wo steckte der zweite Mann?

Stone schlenderte weiter die Straße entlang, bog an der nächsten Ecke links ab und telefonierte unverzüglich mit Caleb, um ihm zu erzählen, was er gesehen hatte. Dann rief er Milton an, der Augenblicke später zu ihm stieß.

»Bist du sicher, dass er es ist?«, fragte Milton.

»Ohne jeden Zweifel. Nur wüsste ich bloß gern, wo der andere Kerl steckt.« Sein Handy summte.

»Reuben hat gerade den anderen Mann gesehen.« In Reubens Stimme lag Anspannung.

»Wo ist er?«

»Vor Johnsons Haus. Er spricht mit einem der FBI-Agenten.«

»Komm uns abholen.« Stone beschrieb Caleb, wo er und Milton warteten. »Aber nehmt nicht die Straße. Ich will nicht, dass ihr am Haus oder am Auto vorbeikommt. Biegt an der nächsten Kreuzung links ab und dann rechts. Am Häuserblock danach steigen wir wieder zu.« Während die beiden Männer an der vereinbarten Stelle warteten, sah Stone, dass Milton ein Blatt einer Zeitung aufhob, das der Wind über die Straße geweht hatte. Er faltete es fein säuberlich zusammen und steckte es in den Mülleimer, der vor einer Einfahrt stand. »Milton«, fragte Stone, »hast du letzte Nacht den Zettel angefasst, den wir in Patrick Johnsons Jackentasche gefunden haben?«

Milton schwieg. Doch seine verlegene Miene verriet Stone genug. »Woher weißt du das, Oliver?«, fragte Milton schließlich.

»Aus irgendeinem Grund wussten diese Männer, dass wir hier aufkreuzen. Nicht, weil sie uns gesehen hätten – das glaube ich nicht. Ich vermute, sie sind zu dem Toten zurück und haben dann bemerkt, dass jemand an dem Zettel herumgefummelt hat oder dass er nicht mehr dort war, wo sie ihn gelassen hatten.«

»Ich… ich…«

»Du wolltest nur, dass alles seine Ordnung hat, ich weiß.« Stone war zutiefst beunruhigt: Fingerabdrücke zeichneten sich außerordentlich gut auf feuchtem Papier ab. Ob Miltons Fingerabdrücke erfasst waren? Aus Sorge, seinen ohnehin arg verstörten Freund nicht völlig in Panik zu stürzen, wollte Stone diese Frage im Moment allerdings nicht an ihn richten.

Als der Malibu vorfuhr, stiegen Stone und Milton ein. Caleb fuhr ein kurzes Stück weiter, erspähte eine der seltenen Parklücken und manövrierte den Wagen hinein.

»Riskieren wir's, ihnen zu folgen?«, fragte Reuben.

»Leider sticht Calebs Auto ziemlich ins Auge«, sagte Stone. »Falls sie uns bemerken und die Zulassungsnummer überprüfen, lauern sie in Calebs Wohnung, noch ehe wir dort eintreffen.«

»Ach du lieber Gott!«, ächzte Caleb. Seine Fäuste umklammerten das Steuerrad, und er sah aus, als würde sich ihm gleich der Magen umdrehen.

»Was sollen wir tun?«, fragte Reuben.

»Du hast gesagt, einer von ihnen hätte sich mit einem FBI-Agenten unterhalten«, antwortete Stone. »Aber das FBI redet nicht mit jedem Normalbürger. Das weiß ich, weil ich es versucht habe. Und das kann heißen, dass die beiden einer Bundespolizeibehörde angehören.«

»Was wiederum den Rückschluss nahelegt, dass sie vom NIC sind«, meldete Milton sich zu Wort. »Und bei dem Laden hat Johnson gearbeitet.«

»Daran hab ich auch schon gedacht. Also Carter Gray«, fügte Stone gedämpft hinzu.

»Kein Mann, mit dem man sich leichtfertig anlegt«, meinte Reuben.

»Ach du Scheiße«, raunte Caleb. »Das Auto, das da hinten kommt, könnte ihres sein.«

»Nicht hinschauen«, warnte Stone eindringlich. »Caleb, atme tief durch. Ruhe bewahren! Reuben, mach dich kleiner, um deine wirkliche Größe zu verschleiern.« Während des Sprechens nahm Stone den Hut ab und rutschte auf dem Sitz nach vorn, bis er im Wagen volle Deckung hatte. »Caleb, können sie von der Fahrbahn aus dein Nummernschild erkennen?«

»Nein, die Autos vor und hinter uns stehen zu dicht an uns dran.«

»Gut. Ich möchte, dass du zehn Sekunden lang wartest, wenn sie vorbei sind. Dann fährst du los und nimmst die Gegenrichtung. Milton, du bist auf der Rückbank kaum zu sehen. Schau ganz vorsichtig raus, und achte darauf, ob unser Wagen die Aufmerksamkeit der Typen weckt. Und merk dir genau ihre Visagen.« Caleb holte tief Luft und hielt den Atem an, als das Auto mit geringem Tempo vorbeifuhr. »Nicht hinsehen, Caleb«, flüsterte Stone ihm aus seiner Deckung zu. »Mil-

ton?«, fragte er dann, als der Wagen an der nächsten Querstraße links abbog.

»Sie haben nicht hergeguckt.«

»Also, Caleb, dann los.« Caleb fuhr langsam an und bog an der Ecke nach rechts ein. Stone setzte sich wieder richtig hin. »Haltet alle die Augen offen«, sagte er, »ob die sich noch mal blicken lassen.« Er drehte sich nach Milton um. »Was hast du beobachtet?«

Milton gab eine ziemlich genaue Beschreibung der beiden Männer und nannte das in Virginia ausgegebene Kennzeichen des Wagens.

Reuben heftete den Blick auf Stone. »Ich würde sagen, endlich ist die Zeit reif, sich an die Bullen zu wenden. Wir alle können mit unserer Aussage wahrheitsgemäß das Gleiche bezeugen, da muss man uns glauben.«

»Nein!«, widersprach Stone entschieden. »Wir müssen denen auf die Pelle rücken, bevor sie uns am Schlafittchen kriegen.«

»Und wie?«, fragte Reuben. »Zumal, wenn die Killer von einer Regierungsbehörde sind?«

»Indem wir tun, was der Camel Club immer gut konnte: die Wahrheit herausfinden.«

»Der erste Schritt wäre, dass wir uns an das Autokennzeichen halten«, warf Milton ein. »Ein Regierungsnummernschild war's nicht, also haben wir vielleicht Glück, und es ist 'ne privat zugelassene Karre.«

»Kennst du jemanden, der für uns nachstöbern könnte?«, fragte Reuben.

Milton wirkte gekränkt. »Wenn ich mich in die Datenbanken des Pentagons einhacken kann, wird die Zulassungsstelle wohl kein Problem für mich sein.«

Im NIC-Hauptquartier gab es im Tiefgeschoss eine hochmoderne Turnhalle, die allerdings aus Zeitmangel buchstäblich

niemand benutzte. Doch in einem kleinen Nebenraum widmete sich ein Mann der Leibesertüchtigung.

Tom Hemingway trug lediglich weite Shorts und ein weißes Tank-Top, und er war barfuß. Die Lider geschlossen, saß er im Schneidersitz auf dem Fußboden. Einen Moment später sprang er auf und nahm eine Kampfhaltung an, wie beim Kung-Fu oder Karate, wobei er seine durch hartes Lernen erworbene Kunstfertigkeit an den Tag legte – und nichts anderes bedeutete »Kung-Fu«, übersetzte man es wörtlich. Insofern konnte auch ein Baseballspieler sich durch gutes »Kung-Fu« auszeichnen.

Außerhalb Chinas waren vierhundert Kampfsportarten entstanden, in China selbst dagegen nur drei originale Arten des Kampfsports: Hsing-I Chuan, Pa-Kua Chang und Tai Chi Chuan. Der maßgebliche Unterschied zwischen den vierhundert Kampfstilen und den drei so genannten heimischen Kampfsportarten war die Kraft, die freigesetzt wurde: Ein Schlag, den ein geübter Kämpfer einer heimischen Kampfsportart ausführte, besaß genügend Wucht, um Organe zu zerschmettern und einen Gegner zu töten.

Während seiner Jahre in China war Hemingway zum ausgeprägtesten Kenner der ShanXi-Schule des Hsing-I geworden, obgleich er auch die beiden anderen heimischen Kampfsportarten praktizierte.

Vor dem Beginn des praktischen Trainings hatte er eine Stunde lang beinahe reglos dagesessen und meditiert. Diese Übung erlaubte es ihm, sein Gespür für das intuitive Erfassen seines Umfelds zu vertiefen – die Fähigkeit, die Präsenz eines anderen wahrzunehmen, noch ehe er ihn sah. In seiner Tätigkeit als CIA-Agent war Hemingway diese Gabe überaus hilfreich gewesen und hatte ihm bei mehr als einer Gelegenheit das Leben gerettet, da er eine Art Hellsichtigkeit entwickelt hatte, die den fünf menschlichen Sinnen zu trotzen schien.

Durch Jahre des Trainings waren Hemingways Gelenke, Sehnen, Bänder, Muskelpakete und Muskelhäute unglaublich

kräftig, und durch die Drehungen, Beugungen und Streckungen beim Kampfsport waren seine Hals- und Rückenwirbel von phantastischer Biegsamkeit. Sein Gleichgewichtssinn grenzte ans Unglaubliche. Einmal hatte er sechs Stunden lang in heftigem Wind und Regen in einundzwanzig Stockwerken Höhe auf dem drei Zentimeter breiten Sims einer Wolkenkratzerfassade ausgeharrt, während in der Tiefe eine kolumbianische Todesschwadron die Gegend nach ihm absuchte. In seinen Fingern steckte so viel Kraft, dass er sich beim Händeschütteln bezähmen musste, und doch beklagten Mitmenschen sich häufig über seinen mörderischen Händedruck.

Nun nahm er die Bambus-Haltung ein, eine der wichtigsten Kampfstellungen im Hsing-I. Die Bambus-Techniken ermöglichten es dem Kämpfer, die ganze vernichtende Kraft des Hsing-I zu entfesseln. Mit nur einer einzigen dieser Techniken, die schlicht auf der Anwendung physikalischer Gesetze beruhten, hatte Hemingway Gegner getötet, die ebenfalls versierte Kampfsport-Experten gewesen waren.

Im Anschluss an die Technikübungen nahm Hemingway ein Paar Neijia zur Hand; diese Krummsäbel waren die traditionellen Waffen der heimischen Kampfsportart Pa-Kua und seine liebsten Übungswaffen. Indem er durch die Räumlichkeit wirbelte, vollführte er mit den Säbeln komplizierte beidhändige Schlagtechniken, die er mit erstaunlich präziser Fußarbeit und unglaublicher Fliehkraft verband, wie sie für den Pa-Kua-Kampfsport charakteristisch waren.

Nach Beendigung des Trainings duschte Hemingway und legte Straßenkleidung an. Beim Anziehen rieb er unbewusst das Tattoo, das die Innenseite seines rechten Unterarms zierte. Die Tätowierung bestand aus vier chinesischen Schriftzeichen. Übersetzt hießen sie: vollkommene Treue im Dienste der Heimat. Der Tätowierung lag eine Geschichte zugrunde, die Hemingway beeindruckt hatte.

Ein angesehener Feldherr der Südlichen Song-Dynastie namens Yueh Fei hatte unter einem Feldmarschall gedient,

der zum Feind überlief. Nach diesem Verrat war Fei voller Abscheu nach Hause zurückgekehrt. Dort belehrte ihn seine Mutter, dass ein Krieger an erster Stelle seiner Heimat verpflichtet ist. Seine Mutter ließ ihm die vier Schriftzeichen als dauerhafte Mahnung auf den Rücken tätowieren und sandte ihn wieder in den Krieg. Hemingway hatte die Geschichte schon als Junge gehört und niemals vergessen. Bei ihm stammte die Tätowierung aus der Zeit nach einem besonders unschönen Auftrag, den er für die CIA ausführen musste und der ihn zu der Überlegung veranlasst hatte, vielleicht lieber die Brocken hinzuschmeißen. Stattdessen hatte er sich die Schriftzeichen in die Haut ritzen lassen und seinen Job weitergeführt.

Hemingway fuhr in seine bescheidene Wohnung auf dem Capitol Hill und betrat die Küche, um einen Wulong-Schwarztee aufzubrühen. Er füllte eine Kanne, stellte sie zusammen mit zwei Bechern auf ein Tablett und trug es ins kleine Wohnzimmer.

Hemingway schenkte Tee ein. »Kalter Wulong«, rief er anschließend, »schmeckt nicht allzu gut.«

Im Nebenraum ertönte ein Geräusch, und ein Mann erschien.

»Na schön, was hat mich verraten? Ich bin geruchsfrei. Die Schuhe hab ich ausgezogen. Dreißig Minuten lang hab ich den Atem angehalten. Also, was?«

»Du hast eine starke Aura, die du nicht verbergen kannst«, antwortete Hemingway und lächelte.

Captain Jack bog den Kopf in den Nacken, lachte und nahm einen Becher Tee entgegen. »Manchmal jagst du mir einen Schauder über den Rücken, Tom.« Er setzte sich, trank einen Schluck und nickte hinüber zum Gemälde einer chinesischen Landschaft, das gegenüber an der Wand hing. »Hübsch.«

»Ich bin selbst in der Gegend gewesen, die auf dem Bild zu sehen ist. Mein Vater hat die Werke dieses Künstlers gesammelt. Und Plastiken aus der Shang-Dynastie.«

»Botschafter Hemingway war ein bemerkenswerter Mann. Begegnet bin ich ihm nie, aber ich habe viel über ihn gehört.«

»Er war ein wahrer Staatsmann«, sagte Hemingway und nippte am Tee. »Leider sind Männer von seinem Schrot und Korn heutzutage fast ausgestorben.«

Captain Jack schwieg einen Moment und musterte Hemingway. »Ich habe versucht, diese Dichtung zu lesen, die du mir empfohlen hast.«

Hemingway blickte vom Tee auf. »Die Anthologie Roter Pfeffer? Wie ist deine Meinung?«

»Dass ich mein Chinesisch verbessern sollte.«

Hemingway schmunzelte. »Hat man sich erst mal eingearbeitet, stellt man fest, dass es eine wunderbare Art der Verständigung ist.«

Captain Jack stellte seinen Teebecher auf den Tisch. »Was gibt's denn so Wichtiges, dass wir uns persönlich treffen müssen?«

»Carter Gray begleitet den Präsidenten zur offiziellen Umbenennungsfeier nach Brennan.«

»Au, verdammt. Da stimme ich dir zu – diese Information rechtfertigt ein persönliches Treffen. Was hast du dir überlegt?«

»Die Schlussphase unserer Strategie ist immer problematisch gewesen. Egal, wie wir es gedreht und gewendet haben, es blieb stets ein beträchtlicher Unsicherheitsfaktor. Aber dank Grays Anwesenheit fällt er nun fort.«

»Wie genau ist das zu verstehen?« Hemingway erläuterte seinen Plan, und sein alter Kumpel wirkte nachhaltig beeindruckt. »Ich glaube, das kann klappen. Es ist sogar brillant, ebenso genial wie verrückt.«

»Das hängt davon ab, ob wir Erfolg haben oder nicht«, erwiderte Hemingway.

»Keine falsche Bescheidenheit, Tom. Nennen wir 's beim Namen: Es ist ein Plan, der die Welt erschüttern wird.« Captain Jack schwieg kurz. »Aber du darfst den Alten nicht

unterschätzen«, fügte er dann hinzu. »Carter Gray hat mehr über das Spionagegewerbe vergessen, als du und ich je lernen werden.«

Hemingway öffnete seine Aktentasche, entnahm ihr eine DVD und warf sie Jack zu. »Was da drauf ist, wird dir wohl von Nutzen sein.«

Captain Jack drehte die DVD in den Fingern und musterte Hemingway aufmerksam. »Ich bin über zwanzig Jahre bei dem Verein gewesen, davon etliche unter Grays Ägide. Und du?«

»Zwölf, alle im Außendienst. Vorher war ich zwei Jahre bei der NSA«, gab Hemingway zur Antwort. »Ein Jahr nachdem Gray Minister wurde, habe ich beim NIC angefangen.«

»Wie ich gehört habe, bist du für die Führungsposition im Gespräch. Hast du Interesse?«

Hemingway schüttelte den Kopf. »Ich sehe da kaum eine Zukunft für mich.«

»Willst du zurück zur CIA?«

»Die ist doch bloß noch ein Anachronismus.«

»Stimmt. Aber es wird die CIA immer geben, sogar nach den nichtexistenten irakischen Massenvernichtungswaffen.«

»Glaubst du wirklich?«, fragte Hemingway verwundert.

»Ach, weißt du, schon damals, als ich noch daran beteiligt war, diese und jene ›klaren Alternativen‹ zum Kommunismus zu fördern, vor allem monströse Diktaturen, Crack-Verkauf an Schwarze, um illegale Operationen in Übersee zu finanzieren, und den Sturz demokratischer Regierungen, weil deren Politik den amerikanischen Wirtschaftsinteressen zuwiderlief, da dachte ich mir, es muss doch bessere Methoden geben als so was. Inzwischen bin ich über solche Überlegungen lange hinweg.«

»Wir können die heutigen Konflikte nicht mehr mit Soldaten und Spionen gewinnen«, stellte Hemingway fest. »So einfach ist es nicht mehr.«

»Dann können wir überhaupt nicht gewinnen«, behauptete Captain Jack unumwunden. »Denn das sind die einzigen Mittel, mit denen Nationen ihre Auseinandersetzungen austragen.«

»Dostojewski hat geschrieben: ›Während nichts leichter ist, als den Übeltäter zu verurteilen, ist nichts schwerer, als ihn zu verstehen.‹«

»Du und ich, wir haben dort 'ne Menge Zeit verbracht, aber erwartest du wirklich, dass du die ›Übeltäter‹-Mentalität der nahöstlichen Terroristen jemals verstehen kannst?«

»Woher willst du wissen, dass ich von den Übeltätern rede?«, erwiderte Hemingway. »Wir selbst haben keine weiße Weste. Wir selbst haben viele der Probleme verursacht, mit denen wir uns heute herumschlagen.«

»Gerade deshalb sehe ich heute nur noch eine vernünftige Motivation: Geld. Alles andere ist mir schnuppe. Ich kehre heim auf meine wunderschöne kleine Insel und rühre mich nicht mehr. Das war's dann für meinen Teil.«

»Das nenne ich schonungslose Ehrlichkeit.«

»Hättest du es lieber, ich würde dir irgendwelchen Quatsch auftischen? Zum Beispiel, dass mein leidenschaftlicher ideologischer Standpunkt danach schreit, zur Weltverbesserung beizutragen?«

»Nein, dem ziehe ich schonungslose Offenheit vor.«

»Und warum tust du 's?«

»Für etwas Besseres als das, was wir derzeit haben.«

»Also doch wieder aus Idealismus? Du wirst es bereuen, Tom. Oder in den Tod rennen.«

»Ich handle nicht aus Idealismus. Es geht mir schlichtweg darum, eine Idee in die Tat umzusetzen.«

Versonnen schüttelte Captain Jack den Kopf. »Ich habe schon so gut wie für und gegen jede Sache gekämpft, die man sich nur vorstellen kann. Irgendein Krieg findet immer statt. Erst ging es um fruchtbares Ackerland und trinkbares Wasser, dann um Bodenschätze, um Territorien und Macht, und

schließlich um den Grundsatz: ›Mein Gott ist besser als dein Gott.‹ Ob du deinen Glauben auf Jehova oder Jesus gründest, Allah und Mohammed oder Brahma und Buddha, ist völlig belanglos. Irgendwann kommt sowieso jemand daher und blökt, dass du im Unrecht bist, und legt sich mit dir an. Ich bin davon überzeugt, dass es außerirdisches Leben gibt. Mich können sämtliche irdischen Gottheiten kreuzweise. Bei Milliarden von Planeten in Universum sind wir wirklich nicht so wichtig. Und die Menschen sind ohnehin schlecht bis ins Mark.«

»Buddha hat sich über das Materielle erhoben. Jesus hat befürwortet, dem Übelwollenden auch die andere Wange hinzuhalten, so wie Gandhi die Gewaltlosigkeit gepredigt hat.«

»Jesus wurde verraten und ist am Kreuz gestorben. Und Gandhi wurde von einem Hindu ermordet, dem Gandhis Toleranz gegenüber den Moslems zu weit ging«, hielt Captain Jack ihm entgegen.

Hemingway ging im Wohnzimmer auf und ab. »Ich habe noch gut in Erinnerung, wie mein Vater mir erzählt hat, dass die Briten die Grenzen Indiens neu festgelegt haben, als Indien unabhängig wurde. Man wollte die Hindus von den Moslems trennen, hatte aber veraltetes Kartenmaterial. Wegen dieses verheerenden Versagens der Briten mussten zwölf Millionen Menschen umgesiedelt werden, was ein Chaos zur Folge hatte, das eine halbe Million Menschen das Leben gekostet hat. Und vorher schon war einseitig und willkürlich der Irak zusammengeschustert worden, womit man die Grundlage für viele der Konflikte schuf, mit denen wir uns heute herumschlagen müssen. Es gibt Dutzende solcher Beispiele. Mächtige Staaten zerstückeln die schwächeren und entziehen sich dann der Verantwortung für das Unheil, das sie dabei anrichten.«

»Das alles beweist nur meine Ansicht, Tom, dass die Menschen durch und durch schlecht sind.«

»Ich bin eher der Auffassung, dass die Menschen nie dazulernen.«

»Und du glaubst, du weißt den richtigen Ausweg?«

Hemingway enthielt sich jeder Antwort. Captain Jack stand auf; an der Tür blieb er ein letztes Mal stehen. »Ich bezweifle, dass wir uns jemals wiedersehen, es sei denn, du steuerst irgendwann einmal eine kleine Insel im Südpazifik an. Wenn ja, bist du willkommen. Außer du bist auf der Flucht, mein Freund. Dann bleibst du auf dich allein gestellt.«

Nachdem er die Bar verlassen hatte, suchte Alex eine nahe Imbissstube auf und zwängte sich an der Theke zwischen die massigen Gestalten zweier Polizeibeamter. Er fachsimpelte ein wenig mit den Jungs von der Schutzpolizei und tauschte die üblichen alten Ratschläge mit ihnen. »Haltet euch um jeden Preis an Halloween aus der U-Bahn fern«, hieß Alex' persönlicher Lieblingsspruch. Von Herzen gern wäre er auf die Theke geklettert und hätte allen Gästen zugerufen, dass sich vorhin eine schöne Frau mit ihm zum Abendessen verabredet hatte. Stattdessen verzehrte er in aller Ruhe einen Cheeseburger mit Kroketten sowie ein Stück Heidelbeerkuchen nebst schwarzem Kaffee. Danach ging er noch einmal ins WFO, um nach neuen E-Mails zu schauen.

Zwar war eine elektronische Empfangsbestätigung eingegangen, die anzeigte, dass Sykes den E-Mail-Bericht geöffnet hatte, doch eine Antwort von Alex' Vorgesetztem lag noch nicht vor. Alex schlenderte eine Zeit lang durch die Flure des WFO und hoffte halbwegs, Sykes über den Weg zu laufen und zu erfahren, wie man seine Mitwirkung an den Ermittlungen bewertete. Alex hatte schon Tausende von Berichten geschrieben, aber dieser Text war direkt ans HQ weitergeleitet worden, ein Vorgang, der sich bei Frontschweinen seines Schlages, denen es nicht bestimmt war, die Karriereleiter bis nach ganz oben zu erklimmen, durchaus nicht alle Tage ereignete. Wenn man wusste, dass die Augen des obersten

Chefs über die Versuche logisch zusammenhängenden Formulierens schweiften, sträubten sich einem Agenten schon mal die Nackenhaare.

Alex ging am Schwarzen Brett mit dem Dienstplan vorbei und sah, dass sein und Jackies Foto jetzt unter der Zeile »Sondereinsatz« hingen. »J. Gla«, murmelte er, als er das Foto der braunhäutigen Kollegin betrachtete. Vielleicht sollte sie einfach nach Alabama heimkehren. Ihr Papa hätte bestimmt nichts dagegen.

Alex vertrieb sich an seinem Schreibtisch noch ein wenig Zeit; dann tröstete er sich mit der Annahme, dass Sykes ihn bestimmt ausfindig zu machen verstand, falls er ihn wirklich zu sprechen wünschte.

Draußen auf dem Gehweg füllte er die Lunge mit frischer Abendluft und lächelte bei dem Gedanken an Kate Adams vor sich hin, während er die Straße mit so schwungvollen Schritten entlangstrebte wie seit langem nicht. Er erwog heimzugehen, hätte sich aber eigentlich lieber mit jemandem unterhalten. Allerdings waren seine besten Secret-Service-Kumpel allesamt verheiratet, und das bedeutete, dass sie ihre wertvolle Freizeit im Kreise der Familie verbrachten, falls sie nicht im Dienst waren. Und mit den jungen Stechern des WFO hatte Alex kaum Gemeinsamkeiten.

Unvermittelt wurde ihm klar, dass er in drei kurzen Jahren einige ziemlich weitreichende Entscheidungen fällen musste. Sollte er mir nichts, dir nichts in Pension gehen? Oder bei einer anderen Geheimdienstbehörde anfangen, hauptsächlich von der Secret-Service-Rente leben – man nannte das Zweigleisigkeit – und die neuen Einkünfte auf die hohe Kante legen? Solche Doppeleinnahmen waren eine völlig legale Praxis, mit der viele Regierungsmitarbeiter sich die Pension aufbesserten. Vielfach verschaffte jemand sich damit, wenn er früher im Öffentlichen Dienst zu schlechteren Konditionen gearbeitet hatte, letzten Endes einen gewissen Ausgleich.

Alex' Erwachsenendasein war größtenteils wie im Flug verstrichen. Er hatte im Secret Service von der Pike auf gelernt und für acht verschiedene Dienststellen gearbeitet. Dann war er zum Personenschutz gewechselt und hatte jede wache Stunde in Flugzeugen zugebracht, die von einer Stadt zur nächsten, von einem Land zum anderen jagten. Sich mit den Sorgen um fremde Menschen abzuplagen hatte ihn dermaßen in Anspruch genommen, dass ihm nie viel Zeit geblieben war, über sich selbst nachzudenken. Und jetzt, da es allmählich Zeit wurde, seine Zukunft zu planen, fühlte Alex sich auf einmal nicht mehr dazu imstande. Was war der geeignete Ansatz für ihn? Was sollte er tun? Er fühlte einen Panikanfall nahen, von solchem Kaliber, dass nicht einmal ein zusätzlicher Martini ihn abwenden könnte.

Wie gelähmt stand er an einer Straßenecke und versuchte sich darüber klar zu werden, wie er sein künftiges Leben in den Griff bekommen sollte, als sein Handy sich meldete. Zuerst besagten Name und Nummer der Anruferanzeige ihm nichts, dann aber fiel bei ihm doch noch der Groschen. Die Anruferin war Anne Jeffries, die gescheiterte Verlobte des mausetoten Patrick Johnson.

»Hallo?«

»Finden Sie nicht, dass ich davon erfahren sollte, wenn der Mann, den ich heiraten und mit dem ich mein Leben verbringen wollte, ein mieser Drogendealer gewesen sein soll?« Sie schrie so laut, dass Alex das Handy mit einem Ruck vom Ohr senkte.

»Miss Jeffries…«

»Ich reiche Klage ein. Ich verklage das FBI und den Secret Service. Und Sie. Und Ihre Kollegin, diese Hexe!«

»Nun mal halblang. Ich kann ja verstehen, dass Sie aufgeregt sind…«

»Aufgeregt? Das trifft es nicht im Entferntesten! Nicht nur, dass Patrick in Wahrheit ermordet wurde, nun wird auch noch sein Andenken in den Dreck gezogen.«

»Miss Jeffries, ich bemühe mich lediglich, meine Arbeit zu tun…«

»Sparen Sie sich Ihre erbärmlichen Ausreden für meinen Anwalt auf«, schnauzte Anne Jeffries und legte auf.

Alex steckte das Handy ein und holte tief Luft. Er fragte sich, wen die Frau wohl als Nächstes anrief. Die *Washington Post*? Den Moderator von *60 Minutes*? Jeden Chef, den er, Alex Ford, je gehabt hatte? Er rief Jerry Sykes' private Handynummer an. Weil er nur die Mailbox erreichte, hinterließ er genaue Angaben über das kurze, aber wüste Telefonat mit der trauernden Ex-Verlobten. Damit hatte er getan, was er noch tun konnte. Wahrscheinlich war so oder so bald die Kacke am Dampfen.

Jetzt verspürte er erst recht keine Lust mehr, sich nach Hause zurückzuziehen. Er musste mit irgendwem reden. Und nachdenken.

Alex' Umherirren führte ihn, wie es öfters geschah, zum Weißen Haus. Er nickte einigen uniformierten Secret-Service-Beamten zu, die er kannte, blieb an einem schwarzen Suburban stehen und plauderte mit dem Agenten, der darin saß und schwarzen Kaffee trank. Alex und der Agent hatten gemeinsam im Louisville Field Office angefangen; später hatten ihre Wege sich getrennt.

Der Präsident veranstalte heute Abend einen Staatsempfang, berichtete der Kollege. Und am Tag darauf sollte es zum Wahlkampf in den Mittelwesten gehen; danach stand eine Gedenkfeier anlässlich des 11. September in New York City an.

»Schön, wenn ein Präsident fleißig ist«, sagte Alex. Manche Regierungsoberhäupter hatten sich aufgerieben, hatten am Tag zwölf Stunden geschuftet und sich dann in den Frack geschmissen, um sich auf das Glatteis des Washingtoner gesellschaftlichen Parketts zu wagen, und hatten anschließend bis in die frühen Morgenstunden in ihrer Wohnung Akten aufgearbeitet und telefoniert. Andere Präsidenten hatten sich

nur um die allerwichtigsten Dinge gekümmert, den Rest des Tages verbummelt und zeitig Feierabend gemacht. Doch Alex hatte das Präsidentenamt nie als einen Job betrachtet, bei dem man auf die Uhr schaute, um ja nicht den Feierabend zu versäumen.

Am Lafayette Park sah er zu seinem Erstaunen, dass in Oliver Stones Zelt Licht brannte. Vielleicht traf er doch noch jemanden, mit dem er ein gescheites Wort wechseln konnte.

»Oliver?«, rief er leise, als er vor dem erleuchteten Zelt stand. Der Zelteingang wurde geöffnet, und Alex' Blick fiel auf einen Unbekannten. »Verzeihung«, sagte Alex. »Ich habe nach…«

»Sieh an, Agent Ford«, sagte Stone und kam aus dem Zelt gekrochen.

»Oliver? Sind Sie es?«

Stone lächelte und rieb sich das glattrasierte Kinn. »Ab und zu muss ein Mann einen Neuanfang machen«, sagte er.

»Ich war schon gestern Abend hier bei Ihnen.«

»Adelphia hat's mir erzählt. Mir fehlen unsere Schachpartien.«

»Leider bin ich nie ein ebenbürtiger Gegner für Sie gewesen.«

»Im Laufe der Jahre haben Sie sich stark verbessert«, gab Stone freundlich zur Antwort.

Als Alex noch zur Präsidentengarde gehört hatte, war er so oft bei Stone gewesen, wie sein straffer Dienstplan es zuließ, anfangs nur, um zwecks Verhütung etwaiger Schwierigkeiten in der Nähe des Weißen Hauses nach dem Rechten zu sehen. Damals hatte Alex im Umkreis zweier Quadratkilometer um das Gebäude jeden, der kein Secret-Service-Dienstabzeichen trug, als Feind betrachtet. Stone war für ihn keine Ausnahme gewesen, zumal der Mann keine Vergangenheit zu haben schien. Vom Hörensagen erfuhr Alex, dass Stone einmal für die Regierung gearbeitet haben sollte. Also nahm Alex in jede

Datenbank Einsicht, die er kannte, um Lebensdaten zu rekonstruieren, doch er fand nichts.

Nach »Oliver Stone« recherchierte er erst gar nicht, denn der Name war offenkundig falsch. Stattdessen verschaffte er sich heimlich Stones Fingerabdrücke und forschte im AFIS nach, der Fingerabdruck-Datenbank des FBI. Ohne Ergebnis. Dann prüfte er in den Datenbanken des Militärs, des Secret Service sowie aller in Frage kommenden Organisationen nach, die ihm einfielen – wieder ohne Ergebnis. Was die Regierung der Vereinigten Staaten betraf, existierte Oliver Stone nicht.

Alex war Stone zu seinem Friedhofswärterhäuschen gefolgt. Er hörte sich bei der Gemeinde um, die den Friedhof unterhielt, doch niemand wollte mit der Sprache heraus, und Alex fehlte die Handhabe, die Leute unter Druck zu setzen. Mehrmals hatte er Stone auf dem Friedhof bei der Arbeit beobachtet und erwogen, das Häuschen zu durchsuchen, während Stone beschäftigt war. Doch der Mann strahlte irgendetwas aus – Ehrlichkeit, Würde, Redlichkeit –, sodass Alex seinen Plan letztendlich verwarf.

»Warum wollten Sie mich denn sprechen?«, erkundigte sich Stone.

»Ich komme zufällig vorbei. Adelphia sagte, Sie wären zu einem Meeting.«

»Sie drückt sich gern geschwollen aus«, erwiderte Stone. »Ich habe mich drüben am Einkaufszentrum mit ein paar Freunden getroffen. Hin und wieder machen wir einen gemeinsamen Abendspaziergang.« Er blickte Alex an. »Und wie läuft es im WFO?«

»Ich darf mal wieder dubiose Fälle bearbeiten. Nette Abwechslung.«

»Ich habe gehört, einer Ihrer Kollegen ist ums Leben gekommen.«

Alex nickte. »Patrick Johnson. Er war für das NTAC tätig, aber ich bin in die Angelegenheit verwickelt, weil Johnson formell noch als unser Mitarbeiter galt.«

»Sie sind darin verwickelt?«, fragte Stone. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie in dem Fall ermitteln?«

Alex zögerte. Eigentlich sah er keinen Grund, weshalb er es verschweigen sollte. Er führte ja keine verdeckten Ermittlungen durch. »Ich bin damit beauftragt worden, ein bisschen nachzuforschen, ja, aber offenbar ist der Fall inzwischen abgeschlossen.«

»Davon habe ich noch nichts gehört.«

»In Johnsons Haus wurde Heroin entdeckt. Man vermutet, dass seine Dealer-Komplizen ihn abserviert haben.«

»Und was glauben Sie?« Stone musterte Alex mit scharfem Blick.

Alex zuckte mit den Achseln. »Genau genommen werden wir bei den Ermittlungen vom FBI nur am Rande geduldet.«

»Aber ein Mensch ist zu Tode gekommen.«

Alex forschte in Stones Miene. »Weiß ich.«

»In den vergangenen Jahren habe ich Sie immer ein wenig im Auge behalten, Agent Ford. Sie sind wachsam, hartnäckig und haben Gespür. Ich glaube, Sie sollten diese Gaben auch in diesem Fall einsetzen. Wenn Johnsons Tätigkeit für die nationale Sicherheit von Bedeutung war, dürfte es empfehlenswert sein, dass jemand sich diese Geschichte ein zweites Mal ansieht.«

»Das Wesentliche habe ich bereits überprüft, Oliver. Und wenn's nicht um Drogen ging, um was sonst?«

»Genau das ist die Frage: Wenn nicht um Drogen, um was dann? Meines Erachtens sollte diese Frage mit aller Gründlichkeit untersucht werden. Vielleicht versteckt sich die Antwort im Beruf des Mannes. Denken Sie daran, dass es eine probate Methode wäre, ihm in seinem Haus Drogen unterzuschieben, um von völlig anderen Dingen abzulenken.«

Auf Alex' Gesicht spiegelten sich Zweifel. »Ziemlich unwahrscheinlich. Und offen gestanden, der NIC ist eine viel zu dicke Nuss, um von jemandem geknackt zu werden, der in drei Jahren in Pension geht.«

»Drei Jahre sind keine allzu lange Zeit, Agent Ford. Bei weitem nicht so lange wie die Jahre, die Sie Ihrem Land schon gedient haben.«

»Wenn ich mich in dieser Sache zu weit aus dem Fenster lehne, kann ich mir den Rest meiner Laufbahn abschminken.«

»Aber Sie sollten eines bedenken. Nicht nur Ihre Dienststelle, auch Sie selbst werden sich am deutlichsten an das *Ende* Ihrer Karriere erinnern. Unter Umständen liegen Jahrzehnte der Gewissensbisse vor Ihnen. Das wäre eine lange Leidenszeit.«

Nachdem er sich von Stone verabschiedet hatte, schlenderte Alex zu seinem Wagen. Was der Mann gesagt hatte, leuchtete ein. Auch aus Alex' Warte gab es eine Reihe von Unstimmigkeiten, was Patrick Johnsons Tod betraf. Der Drogenfund wirkte tatsächlich wie eine allzu bequeme Lösung, und auch andere Einzelheiten passten nicht recht ins Bild. In Wahrheit hatte Alex, so gestand er sich jetzt ein, sich nur halbherzig um den Fall gekümmert und war nur zu gern bereit gewesen, sich den Schlussfolgerungen des FBI anzuschließen. Doch in Rente zu gehen, nachdem er wie ein Schlafwandler durch einen möglicherweise bedeutsamen Fall getappt war, war nicht seine Art. Schließlich hatte er seine Berufsehre. Und wenn ein US-Präsident seine Dienstzeit nicht verbummeln sollte, durfte man das auch von einem Secret-Service-Agenten verlangen.

Oliver Stone sah Agent Ford nach, bis dieser außer Sicht war; dann begab er sich zügig in sein Friedhofswärterhäuschen zurück. Von dort rief er mit dem Handy, das Milton ihm überlassen hatte, Caleb an und berichtete ihm von der neuesten Entwicklung. »So eine glückliche Gelegenheit musste ich einfach nutzen«, endete Stone.

»Du hast ihm aber nicht erzählt, dass wir den Mord beobachtet haben?«, fragte Caleb.

»Nein. Ford ist Bundespolizist. Ich hoffe, er stößt im NIC auf etwas, an das wir niemals herankämen.«

»Bringt ihn das nicht in Gefahr? Ich meine, wenn NIC-Mitarbeiter einen ihrer Kollegen hinrichten, kennen sie wohl auch keine Skrupel, einen Secret-Service-Agenten zu beseitigen.«

»Ford ist ein fähiger Mann. Aber wir müssen uns zusätzlich als seine Schutzengel betätigen, nicht wahr?«

Stone beendete das Telefonat und merkte mit einem Mal, dass er noch nicht zu Abend gegessen hatte. Er ging in die Küche, kochte sich eine Suppe und verzehrte sie vor einem zwischendurch rasch entzündeten Kaminfeuer. Auf Friedhöfen schien es immer kühl zu sein, unabhängig von der Jahreszeit.

Anschließend machte Stone es sich im alten Polstersessel am Kamin gemütlich und las ein Buch aus der bunt gemischten Büchersammlung weiter, bei deren Zusammenstellung ihm Caleb geholfen hatte. Mehr war ihm nicht geblieben: seine Freunde, seine Bücher, einige Theorien, ein paar Erinnerungen.

Irgendwann streifte sein Blick wieder einmal den Kasten mit dem Fotoalbum. Obwohl er wusste, dass es nicht gut war, legte er das Buch beiseite und verbrachte die nächste Stunde damit, in seiner Vergangenheit zu blättern. Besonders lange verweilte er bei den Bildern seiner Tochter. Eine Aufnahme zeigte sie mit einem Strauß Gänseblümchen in der Hand, ihre Lieblingsblume. Stone lächelte, als er daran dachte, wie sie das Wort immer ausgesprochen hatte: Gäntzeblimmchen. Auf einem anderen Schnappschuss blies sie die Kerzen auf einem Kuchen aus. Es war kein Geburtstagskuchen gewesen, wie Stone sich erinnerte, sondern eine Belohnung: An ihrer Hand hatte eine Wunde genäht werden müssen, weil sie in Glasscherben gestürzt war, und sie hatte sich dabei sehr tapfer

gehalten. Die Schnittwunde hatte im rechten Handteller eine halbmondförmige Narbe hinterlassen. Jedes Mal, wenn er seine Tochter in den Arm nahm, hatte Stone diese Narbe geküsst. Er hatte sehr wenige Erinnerungen an sein Kind, sodass er sich verzweifelt an jede Kleinigkeit klammerte.

Schließlich kehrten seine Gedanken zur letzten Nacht seines Familienlebens zurück. Ihr Haus hatte in einer abgelegenen Gegend gestanden; sein Chef hatte darauf bestanden. Erst nach dem Überfall hatte Stone den Grund dafür erkannt.

Stone erinnerte sich noch an das Knarren, als die Tür aufschwang. Er und seine Frau waren, vom Kinderzimmer abgeschnitten, gerade zum Fenster hinausgeschlüpft, als die Schüsse fielen. *Wupp – wupp – wupp.* Stone wusste noch, dass er sich die Schalldämpfer bildlich vorgestellt hatte. Seine Frau hatte aufgeschrien, nur ein einziges Mal, und dann war es vorbei gewesen. Zwei der Männer, die man geschickt hatte, um Stone zu exekutieren, hatte er noch in derselben Nacht mit ihren eigenen Waffen getötet. Danach hatte er sich in Sicherheit gebracht.

In jener Nacht hatte Stone Frau und Tochter das letzte Mal gesehen. Schon am Tag darauf schien es, als hätte es sie nie gegeben. Das Haus war leer gewesen; alle Spuren des mörderischen Angriffs hatte man beseitigt.

Stone hatte viele Jahre lang vergeblich versucht, seine Tochter ausfindig zu machen. Beth. Ihr voller Name hatte Elizabeth gelautet, aber sie war stets nur Beth gerufen worden. Sie war ein bildhübsches Kind gewesen, der ganze Stolz ihres Vaters. Und vor Jahren hatte er sie in einer schrecklichen Nacht für immer verloren.

Als Stone endlich die Wahrheit über die Geschehnisse jener Nacht erfuhr, war er nur noch vom Wunsch nach Rache erfüllt gewesen – bis etwas geschehen war, das sein Verlangen nach Vergeltung verscheucht hatte. In der Zeitung las er vom gewaltsamen Tod eines bedeutenden Mannes in einem Land in Übersee. Der Mord wurde nie aufgeklärt. Der Mann hinterließ

Frau und Kinder. Stone erkannte an dem Mordfall den Arbeitsstil seines einstigen Chefs. Der gesamte Ablauf der Tat war für ihn nur allzu deutlich wieder zu erkennen.

Und da begriff Stone, dass er seinen Wunsch nach Rache vergessen musste, dass er sich keine Vergeltung anmaßen durfte, obwohl man seine Frau ermordet und ihm das Kind fortgenommen hatte. Auch er selbst hatte viele Sünden unter dem zweifelhaften Deckmantel des Patriotismus begangen.

Er tauchte unter und reiste um die Welt, wobei er eine Vielzahl von Decknamen benutzte. Es hatte ihm keine Schwierigkeiten bereitet; seine Regierung hatte ihn bestens dafür ausgebildet. Nach vielen Jahren des Umhertreibens hatte er sich für die einzige noch mögliche Option entschieden: Er verwandelte sich in Oliver Stone, einen Mann des stillen Protests, der in Amerika bedeutsame Ereignisse verfolgte und sich mit Angelegenheiten befasste, die anscheinend niemanden sonst interessierten.

Doch reichte dies alles längst nicht aus, um den Schmerz über den Verlust jener beiden Menschen zu betäuben, die ihm alles bedeutet hatten. Dieses Leid musste er bis zu seinem letzten Atemzug ertragen.

Als Stone am niedergebrannten Kaminfeuer einschlief, schimmerte auf dem Hochglanzpapier des Fotoalbums noch lange das Nass seiner Tränen.

In ihrer kleinen Wohnung am Ortsrand von Brennan, Pennsylvania, stand Djamila um fünf Uhr in der Frühe auf. Kurz nach Anbruch der Morgendämmerung verrichtete sie das erste Gebet des Tages. Nachdem sie sich gewaschen, die Schuhe ausgezogen und den Kopf bedeckt hatte, vollzog sie auf dem Gebetsteppich im Stehen, Sitzen und Liegen sowie mit den vorgeschriebenen Verbeugungen das islamische Gebetsritual. Zuerst sprach sie das *schahada*, das zentrale Bekenntnis des moslemischen Glaubens: *La ilaha illa llah.* Es gibt keinen Gott außer Gott. Danach zitierte sie die Eingangssure, das

erste Kapitel des Korans. Alles geschah lautlos; nur ihre Lippen bewegten sich. Als sie das *salat* beendet hatte, kleidete sie sich für die Arbeit um, ehe sie frühstückte.

Als sie in der winzigen Küche saß, dachte Djamila an das Gespräch, das sie am Vortag mit Lori Franklin geführt hatte. Djamila lebte mit Lügen, aber das würde die Amerikanerin niemals erfahren. Djamilas offizielle Papiere wiesen sie als Saudi aus. Diese Unwahrheit und die Tatsache, dass sie eine Frau war, hatten ihr sogar in der Zeit nach dem 11. September zur problemlosen Einreise nach Amerika verholfen. In Wahrheit war Djamila von Geburt Iraki und vom Glauben her sunnitische Muslima. Mehr als achtzig Prozent aller Moslems waren Sunniten; nur im Irak stellten sie die Minderheit. In früheren Zeiten hatten die Sunniten sich mit ihren schiitischen Glaubensbrüdern meist nur um die Frage der Nachfolge des Propheten Mohammed gestritten. Heute waren die Differenzen größer, die Auseinandersetzungen erbitterter.

Nach dem Glauben der Schiiten war der vierte rechtgläubige Kalif, Ali ibn Abi Talib, Mohammeds Vetter und Schwiegersohn, der blutsverwandte wahre Nachfolger des islamischen Propheten. Schiitische Moslems machten sich auf die Wallfahrt zur Blauen Moschee in Mazari-E Sharif, dem Begräbnisort Alis. Die sunnitischen Moslems hingegen vertraten den Glauben, dass Mohammed gar keinen Nachfolger ernannt hatte; deshalb war ihrerseits nach dem Tod des Propheten das Kalifenamt eingeführt worden. Sunniten und Schiiten waren sich darin einig, dass kein Kalif den Rang des Propheten einnahm, doch der Umstand, dass von vier Kalifen drei eines gewaltsamen Todes gestorben waren, zeigte deutlich, dass der unterschiedliche Glaube wie ein Riss durch die moslemische Bevölkerung ging.

Unter dem weltlichen Regime Saddam Husseins hatte Djamila Auto fahren dürfen, wogegen es ihr in Saudi-Arabien unmöglich gewesen wäre. Die Saudis hielten sich an eine sehr strenge Form des islamischen Rechts, die Scharia. Ihre enge

Auslegung schrieb Frauen vor, jederzeit vollständig verhüllt zu sein, verwehrte ihnen das Wahlrecht und untersagte ihnen sogar, ohne schriftliche Erlaubnis des Ehemanns das Haus zu verlassen. Auf die Befolgung der Gesetze achtete mit aller Genauigkeit und Unnachgiebigkeit die Peitschen tragende Religionspolizei.

Bestrafungen erfolgten auf dem im Volksmund so genannten »Hackplatz«, dem Hauptplatz in Riads Innenstadt. Dort bestrafte man jeden Freitag in aller Öffentlichkeit die Personen, die gegen die Scharia verstoßen hatten. Einmal war Djamila dort gewesen und hatte voller Entsetzen gesehen, wie man fünf Personen beide Hände und zwei Menschen den Kopf abschlug. Eine mildere Strafe war die Fallaga, das Prügeln der Fußsohlen auf eine Weise, die keine Striemen hinterließ, jedoch so starke Beschwerden verursachte, dass der Betroffene in der Regel längere Zeit nicht gehen konnte.

Was diese Dinge betraf, hatte die Welt meist weggeschaut, seit König Ibn Saud – der Herrscher, von dem der Name des Landes stammte – Geologen ins Land geholt hatte, die Wasser suchen sollten, stattdessen aber auf Erdöl stießen, mehr als ein Viertel der Weltreserven: ein Rohstoffvorrat, nach dem die industrialisierte Welt regelrecht gierte.

Doch Djamila hatte Lori nicht in jeder Hinsicht belogen. Da sie in Bagdad lebte und – wie Saddam Hussein – der sunnitischen Volksgruppe angehörte, hatte sie Kleider ihrer Wahl getragen und eine gute Ausbildung genossen. Dennoch hatte sie das Leben unter dem irakischen Diktator verabscheut. Sie hatte Freunde und Verwandte verloren, die einfach »verschwunden« waren, weil sie gegen den Despoten das Wort erhoben hatten. Während der amerikanischen Invasion des Iraks hatte sie inständig Saddams Sturz erhofft, und ihre Hoffnung hatte sich erfüllt. Anfangs hatten Djamila und ihre Familie die Amerikaner und ihre Verbündeten als Helden willkommen geheißen, die ihnen die Freiheit gaben. Danach aber hatte sich alles schnell geändert.

Eines Tages kam Djamila vom Markt zurück und fand das Haus ihrer Familie nach einem fehlgeleiteten Luftangriff zerbombt vor. Sämtliche Familienangehörige, darunter ihre beiden jüngeren Brüder, waren tot. Nach dieser Tragödie wohnte Djamila eine Zeit lang bei Verwandten in Mosul. Doch während der nachfolgenden Aufstände gegen die amerikanische Präsenz im Irak kamen auch diese Angehörigen bei einem Autobombenanschlag ums Leben.

Anschließend reiste Djamila nach Tikrit und hielt sich dort bei einem entfernten Verwandten auf, doch wieder zwang der Krieg sie zur Flucht. Von da an war sie heimatlos gewesen und zählte zu der wachsenden Zahl von Menschen, die praktisch als Nomaden lebten und ständig zwischen allen Fronten umherirrten. Dabei war sie einem Mann begegnet, der die Amerikaner als Imperialisten bezeichnete, die es auf nichts anderes als das kostbare Erdöl abgesehen hätten. Alle Moslems, sagte er, hätten die Pflicht, gegen die Feinde des Islam zurückzuschlagen.

Wie die meisten Moslems hatte auch Djamila bis dahin nur den Großen Dschihad praktiziert, das innere Ringen mit sich selbst, um ein besserer Anhänger des Islam zu werden. Der Mann aber hatte offenkundig vom Kleinen Dschihad gesprochen, dem Heiligen Krieg, der seine Ursprünge im Islam des siebten Jahrhunderts hatte. Zuerst tat Djamila den Mann und seine Gefolgsleute als geistlose Rabauken ab, doch je trostloser ihre Situation wurde, umso häufiger schenkte sie ihm und seinesgleichen Gehör. Was sie predigten, passte zu den Schrecknissen, die Djamila selbst erlebt hatte, und ergab für die junge Frau, die alles verloren hatte, allmählich einen Sinn. Mit der Zeit verwandelten sich ihr Schmerz und ihre Hoffnungslosigkeit in Zorn.

Bald darauf befand Djamila sich in Pakistan, dann in Afghanistan zur Ausbildung. Nach Monaten harten Trainings wurde sie mit Dutzenden anderer – alle mit gefälschten Ausweisen und voller glühendem Ehrgeiz, an dem Feind Vergel-

tung zu üben, der ihr Leben ruiniert hatte – nach Amerika gebracht. Djamila hatte gelernt, dass der westliche Lebensstil und die westlichen Werte in unvereinbarem Gegensatz zum moslemischen Glauben standen und im Kern nichts als die gänzliche Vernichtung des Islam zum Ziel hatten. Wie hätte sie anders handeln können, als gegen solch ein Ungeheuer den Kampf aufzunehmen?

Ihre ersten Wochen in Amerika waren von Monotonie auf der einen Seite und neuen, aufschlussreichen Erlebnissen auf der anderen Seite geprägt. Wochenlang hatte sie nicht mehr zu tun, als Nachrichten hin und her zu befördern. Dabei lernte sie Amerika, den Großen Satan, zum ersten Mal kennen. Gemeinsam mit einer Afghanin hatte sie verschiedene Läden aufgesucht. Es hatte die Afghanin regelrecht schockiert, in den Geschäften auf verschiedenen Produkten Abbildungen von Menschen zu sehen. Unter den Taliban waren solche Darstellungen ausgemerzt worden.

Die Läden quollen von Waren über, und die Menschen liefen in der unterschiedlichsten Bekleidung umher. Männer und Frauen umarmten sich auf der Straße, küssten sich sogar vor Fremden. Alles stürmte so schnell auf Djamila ein, dass sie kaum folgen konnte. Es schien, als wäre sie in eine ferne Zukunft versetzt worden. Sie fühlte sich eingeschüchtert und zugleich auf seltsame Weise fasziniert.

Dann war sie von der Gruppe, mit der sie nach Amerika gereist war, getrennt und in eine andere Stadt gebracht worden, wo man ihre Ausbildung fortgesetzt hatte. Sie erhielt eine neue Identität, Empfehlungsschreiben und Zeugnisse. Und den speziellen Lieferwagen, den sie jetzt fuhr. Dann schickte man sie nach Brennan, wo sie bei den Franklins Kindermädchen wurde. Djamila hatte Freude an der Arbeit und war gern mit den Jungen zusammen, doch mit der Zeit beschlich sie Heimweh.

Stets hatte Djamila sich auf den Tag gefreut, an dem sie die Hadschi antreten konnte, die Pilgerreise zur heiligsten Stätte

des Islam, nach Mekka, dem Geburtsort Mohammeds. Als Kind hatte sie Geschichten über Leute gehört, die dieses wichtigste Ereignis im Leben eines Moslems schon erlebt hatten. Djamila hatte sich in ihrer Phantasie ausgemalt, in Mekka in dem riesigen Kreis der Pilger um die Große Moschee zu stehen und ihre Gebete zu verrichten.

Von dort gingen die Pilger weiter nach Muzdalifa, wo das Abendgebet stattfand und jeder Pilger einundzwanzig Steine zur symbolischen Steinigung Satans in Mina sammelte. In Mina folgten im Laufe zweier oder dreier Tage verschiedene Zeremonien, bevor man nach Mekka zurückkehrte. Eine Familie, die diese Pilgerfahrt vollbracht hatte, durfte ihrem Namen die Bezeichnung Hadschi voranstellen.

Doch Djamila hatte keine Gelegenheit gehabt, nach Mekka zu pilgern, bevor der Krieg über ihr Land hereinbrach. Inzwischen bezweifelte sie, dass sie die Pilgerfahrt jemals nachholen konnte. Vielleicht kehrte sie nicht mehr lebend in ihr Geburtsland zurück.

Sie packte die Sachen, die sie für die Arbeit brauchte, ging zu ihrem Lieferwagen und blickte in den Laderaum, in dem eine Besonderheit versteckt war, die als Extra anzubieten dem Fahrzeughersteller niemals in den Sinn gekommen wäre.

In Brennans Stadtmitte war Captain Jack soeben neuer Eigentümer einer Autowerkstatt geworden. Der seriös aussehende, in einen eleganten Zweiteiler gekleidete »Unternehmer« nahm die Schlüssel entgegen, dankte dem Verkäufer und seinem Makler und fuhr in seinem Audi Cabrio davon. Beide hatten gelächelt, das Geld eingestrichen und Captain Jack viel Glück gewünscht. Auch euch viel Glück, hätte er am liebsten erwidert. Und viel Glück für Brennan. Das Kaff wird es brauchen.

Wenige Minuten später hielt Captain Jack am Bordstein, klappte sein iPAQ auf, ging online und besuchte den aktuellen Chatroom. Heute war der Film *Das zauberhafte Land* an der Reihe. Er konnte sich erinnern, den Film als Kind gesehen zu haben. Jack hatte stets mit den versklavten Flugaffen sympa-

thisiert – wahrscheinlich im Gegensatz zu den meisten Zuschauern. Er schickte eine Nachricht ab, mit der er ein Treffen im Park vereinbarte.

Die Autowerkstatt bildete einen wichtigen Teil der Operation, und dabei spielte auch die Frau eine Rolle. Falls sie nicht spurte, war alles vergeblich gewesen. Aus gesichtslosen E-Mails ließen sich die Fähigkeiten eines Menschen nicht ablesen, erst recht nicht, ob er den Willen hatte, eine bestimmte Aufgabe verlässlich zu erfüllen.

Manchmal musste man ihn sich persönlich ansehen.

Der Tag war bedeckt und ein wenig kühl, sodass der Park nahezu menschenleer war. Captain Jack setzte sich auf eine Parkbank, las die Tageszeitung und trank Kaffee aus der Thermoskanne. Bevor er aus dem Auto gestiegen war, hatte er den Park eine halbe Stunde lang aufmerksam beobachtet. Die Wahrscheinlichkeit, dass er unter Beobachtung stand, stufte Jack als astronomisch gering ein. Dennoch – in seinem Gewerbe überlebte man nicht lange, wenn man kleine, aber entscheidende Einzelheiten außer Acht ließ.

Umwerfende Neuigkeiten füllten die ersten Seiten der Zeitung: Die Aktien waren – wie erstaunlich! – gestern gestiegen, nachdem sie vorgestern gesunken waren. Football wurde ausgiebig diskutiert; von »Krieg auf dem Spielfeld« war die Rede, jedenfalls aus dem Mund von Figuren, die keinen wirklichen Krieg kannten. Außerdem musste Captain Jack zur Kenntnis nehmen, dass ein Filmstar – wie schockierend – seine Frau eines anderen Filmstars wegen hatte sitzen lassen. Und dass man einen Rockmusiker dabei ertappt hatte, bei einem Livekonzert von der Konserve zu singen. Und dass eine Autobombe in dem nie endenden Nahost-Konflikt drei Israelis getötet hatte. Israelische Regierungssprecher drohten rasche Vergeltung an. Captain Jack glaubte ihnen aufs Wort. Mit den Israelis legte man sich besser nicht an. Captain Jack war ein tapferer Mann, der die Narben vieler Gefechte trug.

Doch selbst er vermied es, die Israelis frontal herauszufordern.

Auf den hinteren Seiten der Zeitung las Captain Jack, dass Aids in Afrika noch immer Millionen Menschen das Leben kostete. Ein anderer Artikel besagte, dass Bürgerkriege auf demselben Kontinent weitere Millionen in den Tod stürzten. Die halbe Welt, konstatierte ein dritter Bericht, lebte in tiefer Armut. Täglich starben Tausende von Kindern, weil sie nichts im Bauch hatten.

Captain Jack legte die Zeitung zur Seite. Ein großer Moralist war er nicht; er hatte selbst schon viele Menschen umgebracht. Sollte es Himmel und Hölle geben, stand fest, wo er im Jenseits seinen Platz fand.

Zuerst hörte er die Kinder, blickte aber nicht in ihre Richtung. Als Nächstes lauschte er auf die Geräusche einer Schaukel; dann drehte sich quietschend ein Karussell. Jack lächelte über das vergnügte Kreischen der Kleinen.

Schließlich wurde das Lärmen der Kinder leiser. Minuten verstrichen; dann hörte Captain Jack, wie jemand Fahrzeugtüren öffnete und schloss. Danach näherten sich Schritte, gemessen und ruhig. Dann knarrte Holz, als die Person auf einer zweiten Parkbank direkt hinter ihm Platz nahm. Unverzüglich hob Jack die Zeitung wieder vors Gesicht.

»Ich kann mir vorstellen, dass die Steelers es dieses Jahr an die Spitze schaffen«, sagte Captain Jack.

»Nein, ich setze auf die Patriots«, lautete die Antwort.

»Bestimmt?«

»Ganz bestimmt. Hätte ich Zweifel, würde ich es nicht sagen.«

Nachdem durch diesen Code die gegenseitige Identifizierung erfolgt war, kam Captain Jack zur Sache.

»Geht bei den Franklins alles gut?«

»Ja, sehr gut«, bestätigte Djamila.

»Alles Routine, keine Schwierigkeiten?«

»Ihr Leben ist einfach. Er arbeitet ständig, und sie hurt dauernd herum.«

Captain Jack hörte eine gewisse Schärfe aus ihren Worten. »Glauben Sie?«

»Ich weiß es.« Djamila verstummte. »Amerikaner ekeln mich an«, fügte sie dann hinzu.

»Tatsächlich?«

»Sie sind Schweine. Sie sind allesamt schlecht.«

Captain Jack sagte etwas auf Arabisch, und Djamila erstarrte. »Hören Sie zu«, sagte er dann mit Nachdruck. »Manche Amerikaner sind schlecht, und manche Moslems sind schlecht. Doch wie überall sonst will die Mehrheit nichts anderes als in Frieden leben und ein bisschen Glück genießen, ein Zuhause und eine Familie, zu Gott beten und in Würde sterben.«

»Sie verwüsten meine Heimat. Sie behaupten, der Irak wäre mit Al Kaida und den Taliban im Bunde gewesen. Das ist Irrsinn. Hussein und bin Laden waren Todfeinde, das ist allgemein bekannt. Und fünfzehn der neunzehn Attentäter des elften September waren Saudis. Trotzdem sehe ich keine amerikanischen Panzer durch die Straßen von Riad rollen, nur in Bagdad.«

»Wo die Amerikaner einen Mann gestürzt haben, der früher von ihnen gestützt wurde, ich weiß. Aber den Irakis gehört in Amerika nichts, den Saudis jedoch eine ganze Menge. Außerdem machen alle so genannten großen Zivilisationen andere Nationen platt, die ihnen in die Quere kommen. Fragen Sie die amerikanischen Indianer. Und wollen Sie etwas über Grausamkeiten von Moslems an Moslems hören, dann fragen Sie die Kurden.« Captain Jacks Stimme klang ruhig, aber fest. »Ihre Wut, die Sie als Leidenschaft missverstehen, könnte alles zum Scheitern bringen, woran wir arbeiten. Sie brauchen keinen Hass, sondern Konzentration. Hass verleitet zu Dummheiten. Ich toleriere kein irrationales Denken, haben Sie kapiert?«

Djamila schwieg.

»Haben Sie verstanden?«

»Ja«, sagte Djamila.

»Der Plan wurde geändert. Ich möchte, dass Sie mir genau zuhören. Und Sie müssen die neue Planung einüben – so gründlich, dass Sie alles im Schlaf beherrschen.«

»Es ist so, wie Sie gesagt haben«, sagte Djamila, nachdem Captain Jack sie in die neuen Einzelheiten eingeweiht hatte. »Es ist genau mein Weg zum Haus der Franklins.«

»Eben. Aber wir müssen jede Eventualität berücksichtigen. Wenn an dem Termin der Tagesablauf der Franklins vom Gewohnten abweicht – und das kann passieren, weil nicht jeden Tag ein Präsident nach Brennan kommt –, wird in Ihrer Nähe jemand in Bereitschaft sein. Sie wissen noch, was Sie ihm zu sagen haben?«

»›Ein Unwetter naht‹«, antwortete Djamila. »Aber ich glaube, das wird nicht nötig sein.«

»Wenn es nötig wird, muss es geschehen«, entgegnete Captain Jack auf Arabisch.

Djamila zögerte. »Und wenn das ›Unwetter‹ naht?«, fragte sie dann.

»Sie müssen tun, wozu man Sie hergebracht hat. Und sollte man Sie stellen…« Captain Jack stockte kurz. »Als Fidaya erhalten Sie ja allemal den Lohn.«

Djamila lächelte, wobei sie den Blick auf eine Stelle am bewölkten Himmel richtete, wo ein klein wenig die Sonne durchschien. Noch nie hatte jemand von ihr als einer Fidaya gesprochen.

Sie starrte noch immer zum Himmel, als Captain Jack davonging.

Er hatte genug herausgefunden.

»Ich dachte, der Fall wäre abgeschlossen«, sagte Jackie, als sie und Alex vom WFO abfuhren.

»Das habe ich nie behauptet.«

»Das FBI hat Drogen gefunden. Sie haben Ihren Bericht eingereicht. Und Sie haben angekündet, wieder zur Bekämpfung der Geldfälscherei und zum Wachestehen zurückzukehren. Das weiß ich noch genau, weil Sie mir bei demselben Gespräch Ihre herausragenden Karrieretipps gegeben haben.«

»Gestern Abend hat Anne Jeffries mich angerufen. Das mit den Drogen sei Beschiss, sagte sie und hat gedroht, uns zu verklagen.«

»Die Frau hat sie nicht mehr alle. Sie kann uns nicht verklagen, bloß weil wir unsere Arbeit tun. Es ist ja nicht so, als hätten wir die Drogen in Johnsons Haus eingeschmuggelt.«

Alex sah sie von der Seite an. »Aber wenn es jemand anders getan hat?«

Skeptisch erwiderte Jackie seinen Blick. »Johnson Drogen untergeschoben? Warum sollte jemand so was tun?«

»Vielleicht liegt es an uns, das zu klären. Irgendwie war dieser Fall von Anfang an seltsam.«

»Er ist überhaupt nicht seltsam, wenn man davon ausgeht, dass Johnson dickes Geld mit dem Drogenhandel verdient hat, dann heiraten wollte und plötzlich keinen Ausweg mehr wusste.«

»Wenn er so in Verlegenheit geraten ist, warum wollte er dann überhaupt heiraten?«

»Vielleicht ist Klein Annie trotz ihres mausgrauen Aussehens im Bett eine heiße Braut, wollte ohne Ehering aber keine Leistung mehr zeigen. Also stellt er ihr die gewünschte Frage, doch nachträglich kommen ihm Bedenken. Er fühlt sich in die Enge gedrängt und sieht keine andere Möglichkeit mehr, als sich die Kugel zu geben.«

»Sie belieben zu scherzen, oder?«

»Sie verstehen nicht viel von Frauen, oder?«

»Was soll das denn heißen?«

»Es heißt, dass es einer Frau nach einer gewissen Zeit nicht mehr gefällt, nur das Lustobjekt eines Mannes zu sein. Frauen

sehnen sich nach Bindungen der Brillantringkategorie. Männer wollen bloß Eroberungen.«

»Danke für diese stereotype Einteilung der gesamten Menschheit. Sehr informativ.«

»Ich wüsste noch eine Theorie: Johnson handelte mit Drogen, wollte anlässlich der Eheschließung aber aus dem Geschäft aussteigen. Nur ist das leider nicht die Art Geschäft, aus der man einfach so aussteigt. Statt mit einem Toaster sind seine Kumpane mit einem Steckschuss als Hochzeitsgeschenk gekommen.«

»Auf der Insel, wo er mit seiner Verlobten das erste Date hatte? Woher hätten seine Mörder das wissen sollen?«

»Vielleicht von Anne Jeffries, der Dame, die jetzt krakeelt und protestiert, ihr Schätzchen hätte nie was mit Drogen zu schaffen gehabt.«

»Sie meinen, sie lügt uns an?«

»Entweder ist sie unglaublich dumm, oder sie hat von dem Stoff gewusst.«

»Aber wenn sie in dem Nebenjob ihres Verlobten kein Problem sah, weshalb sollte der Typ sich dann umbringen?«

»Vielleicht wollte er aus dem Geschäft aussteigen, und *sie* war dagegen.«

Alex schüttelte den Kopf. »Sie meinen, die Frau hätte in Absprache mit seinen Drogenkumpanen ihren Verlobten abmurksen lassen?«

»Das ist ebenso plausibel wie Ihre Theorie.«

»Ich bezweifle, dass Anne Jeffries den Unterschied zwischen einem Kilo Heroin und einer Tüte Zucker bemerkt, selbst wenn wir sie es mit Löffeln futtern ließen.«

»Okay, okay.« Jackie verschränkte die Arme auf der Brust. »Wohin fahren wir eigentlich?«

»Erinnern Sie sich an die beiden Burschen, denen wir auf Roosevelt Island begegnet sind, Reinke und Peters? Ich habe sie angerufen. Sie haben die Handschriftanalyse abgeschlossen. Deshalb dachte ich mir, wir statten ihnen einen Besuch

ab, lassen uns über das Ergebnis informieren und den Abschiedsbrief zurückgeben. Und bei der Gelegenheit schnüffeln wir ein wenig bei ihnen herum.«

»Herumschnüffeln?«, rief Jackie. »Wenn der Präsident das NIC besucht, darf der Secret Service nicht mal *ihn* in bestimmte Etagen des Gebäudes begleiten, weil die Agenten keine ausreichende Sicherheitseinstufung haben.«

»Ich weiß«, sagte Alex. »Und ich fühle mich davon ganz schön angepisst.«

»Was glauben Sie denn in Erfahrung bringen zu können?«

»Im Rahmen unserer Ermittlungen müssen wir herausfinden, was Johnson im NIC getan hat.«

»Was ist bloß aus dem Alex Ford geworden, der sich nicht die letzten drei Dienstjahre versauen wollte?«

Vor einem Rotlicht hielt Alex den Wagen und musterte Jackie erneut von der Seite. »Wenn ich Schiss hätte, in die Bredouille zu geraten, sollte ich meine Dienstmarke lieber sofort abgeben. Da ich dazu aber nicht bereit bin…«

»Und diese wundervolle patriotische Hochstimmung hat Sie vorhin plötzlich gepackt?«

»Ein alter Bekannter hat mich gestern Abend daran erinnert, dass es so etwas gibt.« Die Ampel sprang auf Grün, und Alex fuhr an. Mit einem Mal fiel ihm etwas auf, weil Jackie ihre Jacke aufgeknöpft hatte. »Das ist ’ne SIG.«

Sie vermied es, ihn anzuschauen. »Die andere Knarre war mir ein bisschen zu schwer.« Nun sah Alex auch, dass sie nicht mehr das augenfällige rote Tuch in der Brusttasche trug. Sie fuhren auf der Route 7 durch das westliche Fairfax County, als Jackie erneut das Wort ergriff. »Gestern habe ich mit meinem Vater zu Abend gegessen.«

»Mit dem ehrenwerten Senator? Wie war’s?«

»Er ist ein lehrreicher Umgang«, gab Jackie missmutig zur Antwort.

Alex war klug genug, keinen Kommentar abzugeben.

Als sie zum schwer bewachten Haupteingang des NIC-Standorts einbogen, betrachtete Alex den ausgedehnten Gebäudekomplex vor ihnen mit geradezu ehrfürchtigem Blick.

»Was hat das NIC eigentlich für einen Etat?«

»Ist geheim«, sagte Jackie, »genau wie unserer.«

Die Sicherheitsüberprüfung nahm fast eine Stunde in Anspruch, und selbst danach mussten sie trotz aller Proteste ihre Waffen abgeben. Anschließend wurden sie von zwei bewaffneten Wächtern und einem zudringlichen Dobermann, der wiederholt an Alex' Hosenbein schnupperte, durch die Korridore eskortiert.

»Wir wollen doch nicht vergessen, mein Freund, dass wir auf derselben Seite stehen«, meinte Alex scherzhaft zu dem Hund.

Die Wachleute verzogen keine Miene.

Sie führten die beiden Secret-Service-Agenten in ein kleines Zimmer und sagten ihnen, dass sie warten sollten. Und sie warteten. Und warteten.

»Bilde ich es mir bloß ein, oder sind wir hier in ein fremdes Land geraten?«, fragte Alex mürrisch, knüllte ein Stück Papier zu einer Kugel zusammen und verfehlte trotz dreimaligen Zielens den Papierkorb.

»*Sie* wollten hier vorsprechen«, sagte Jackie. »Ich hab den Schreibtisch voller Vorgänge, die ich bearbeiten und damit meine Karriere fördern könnte.«

Bevor Alex etwas entgegnen konnte, schwang die Tür auf, und Tyler Reinke trat ein, gefolgt von Warren Peters.

»Lange nicht gesehen«, sagte Alex und schaute demonstrativ auf die Armbanduhr. »Ich bin froh, dass Sie doch noch den Weg gefunden haben.«

»Tut uns leid, dass Sie warten mussten«, sagte Reinke. Er zückte ein Blatt Papier, und zu viert setzten sie sich an den kleinen Tisch in der Mitte des Zimmers. »Die Schrift auf dem Abschiedsbrief stammt von Johnson«, erklärte Reinke. »Es gibt keinen Zweifel.« Er schob das Untersuchungsergebnis

den Secret-Service-Agenten zu, damit sie es sich ansehen konnten.

»Also keine Überraschung«, sagte Alex. »Wo ist der Abschiedsbrief?«

»Noch im Labor.«

»Aha.« Alex wartete, doch die beiden Männer wahrten ihr Schweigen. »Ich muss den Brief wiederhaben.«

»Na klar doch«, sagte Peters.

»Kann noch ein bisschen dauern«, kündigte Reinke an.

»Das hatte ich gehofft. Dann können wir ja die Gelegenheit nutzen, uns in Johnsons Büro umzuschauen und mit einigen seiner Kollegen zu reden. Um uns einen Eindruck davon zu verschaffen, womit er sich befasst hat.«

Ausdruckslos sahen die beiden Männer ihn an. »Das ist leider unmöglich«, erklärte Peters.

»Jungs, ich ermittle in einem Todesfall. Ich brauche gewisse Amtshilfe.«

»Was Amtshilfe betrifft, haben wir für Sie den Schriftvergleich erledigt. Außerdem spricht aller Anschein dafür, dass der Mann Selbstmord begangen hat. Auch das FBI ist dieser Ansicht.«

»Der Anschein kann trügen«, entgegnete Alex. »Und bei so einem Fall ist es eine Standardmaßnahme, die Ermittlungen auf den Arbeitsplatz einer Person auszudehnen.«

»Patrick Johnsons Ressort unterliegt den höchsten Sicherheitseinstufungen«, stellte Reinke nachdrücklich fest. »Ohne Ausnahme. Ihre Einstufung genügt nicht. Ich hab's geprüft.«

Alex beugte sich vor und musterte Reinke mit durchdringendem Blick. »Ich war fünf Jahre lang in der Präsidentengarde. Ich habe in Antiterroreinheiten gearbeitet, als Sie noch am College Cheerleader gebumst haben. Ich habe bei Konferenzen der Vereinigten Stabschefs Wache gestanden, auf denen Dinge besprochen wurden, bei denen sie beide sich in die Brooks-Brothers-Hose machen würden.«

»Ihre Sicherheitseinstufung ist unzulänglich«, wiederholte Reinke.

»Dann stehen wir vor einem großen Problem«, sagte Alex. »Denn ich habe den Auftrag, in diesem Fall zu ermitteln. Wir können es also auf friedliche Weise versuchen, oder wir machen es auf die harte Tour.«

»Und das soll heißen?«, fragte Peters.

»Dass ich mir einen Gerichtsbeschluss besorge, der es mir erlaubt, Johnsons Arbeitsplatz zu durchsuchen und mit seinen Kollegen zu sprechen, Sicherheitseinstufung hin oder her.«

Reinke lächelte und schüttelte den Kopf. »Kein Gericht dieses Landes stellt Ihnen für unser Grundstück einen Durchsuchungsbefehl aus.«

»Wollen Sie sich etwa auf die nationale Sicherheit berufen?«, fragte Alex verächtlich.

»Der Secret Service tut das andauernd«, erwiderte Peters.

»Nicht in so einem Fall. Und gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, dass mein Chef jetzt die Homeland Security ist, nicht das schlappe Finanzministerium.«

»Eben. Der Direktor der Homeland Security ist Carter Gray verantwortlich.«

»Quatsch, beide sind Kabinettsminister.«

»Sind Sie jetzt fertig mit der Diskussion, wer den Größten hat?«, fragte Jackie dazwischen. »Allmählich wird es nämlich langweilig.«

Die Tür wurde geöffnet. Reinke und Peters sprangen auf.

Auf der Schwelle stand Carter Gray. Entgeistert und stumm schaute Alex zu, als Gray zu Jackie ging, sie drückte und ihr einen Kuss auf die Wange gab.

»Du siehst so reizend wie immer aus, Jackie. Wie geht's, wie steht's?«

»Ich hatte schon angenehmere Tage«, antwortete sie und warf Alex einen bösen Blick zu, ehe sie sich wieder Gray zuwandte. »Das ist mein Kollege Alex Ford.«

Gray nickte. »Freut mich, Sie kennen zu lernen, Alex.«

»Danke, Sir.«

»Gestern habe ich mit Vater zu Abend gegessen«, sagte Jackie.

»Der Senator und ich sollten mal wieder auf Jagd gehen. Letztes Mal habe ich einen Sechsender erwischt. Seitdem ist mir das Glück nicht mehr hold gewesen.«

»Ich werd's ihm ausrichten.«

»Was kann ich für dich tun?«

Jackie erklärte das Vorhaben, sich an Patrick Johnsons Arbeitsplatz umzusehen.

»Leider musste ich darauf hinweisen, Sir«, meldete Reinke sich zu Wort, »dass die beiden Agenten nicht die erforderliche Sicherheitseinstufung haben.«

»Sicher, sicher.« Gray sah Simpson an. »Komm mit, Jackie, ich bringe euch persönlich hin.« Sein Blick streifte Reinke und Peters. »Danke, das war's.« Beide Männer verließen fluchtartig das Zimmer.

»Herrje«, flüsterte Alex Jackie ins Ohr, während Gray durch den Korridor strebte, »Sie haben nicht erwähnt, dass Sie Carter Gray kennen.«

»Sie haben nicht gefragt.«

»Wieso kennen Sie ihn?«

»Er ist mein Pate.«

Während Alex und Jackie versuchten, im NIC Fortschritte zu erzielen, spielte Oliver Stone in einem Park unweit des Weißen Hauses Schach. Sein Gegner, Thomas Jefferson Wyatt, allgemein T. J. genannt, arbeitete seit beinahe vierzig Jahren in der Küche des Weißen Hauses.

T. J. war Mitglied der Methodistengemeinde, die den Friedhof St. Zion unterhielt. Er war es auch gewesen, der Stone zu der Stelle als Friedhofswärter verholfen hatte.

Wenn das Wetter es erlaubte, spielten Stone und Wyatt öfters an Wyatts freien Tagen Schach. Durch das Schachspiel waren die beiden Männer Freunde geworden.

Stone machte einen nachlässigen Zug, dessen Folgen sich augenblicklich zeigten, denn Wyatt nahm ihm die Königin ab.

»Was ist los mit dir, Oliver?«, fragte er. »Dass dir solche Fehler unterlaufen, ist gar nicht deine Art.«

»Mir geht einiges durch den Kopf, T. J.« Stone lehnte sich auf der Parkbank zurück und schaute seinem Freund aufmerksam ins Gesicht. »Es sieht ganz so aus, als bliebe dein derzeitiger Chef uns für noch einmal vier Jahre erhalten.«

Wyatt hob die Schultern. »Aus Sicht der Küche sind alle Präsidenten gleich, ob Republikaner oder Demokrat. Essen tun sie alle. Aber versteh mich nicht falsch, der Mann leistet gute Arbeit. Er behandelt uns gut, und er achtet uns – genau wie den Secret Service, und das war nicht bei allen Präsidenten so. Dabei sollte man Leute, die bereit sind, Kugeln mit dem eigenen Körper aufzufangen, damit es einen anderen nicht erwischt, verdammt anständig behandeln.« Wyatt schüttelte den Kopf. »In dieser Hinsicht hab ich schon Sachen erlebt, die waren zum Kotzen.«

»Da wir gerade vom Secret Service reden, gestern Abend hatte ich ’ne Unterhaltung mit Agent Ford.«

Wyatts Miene erhellte sich. »Also, das ist ein redlicher Kerl. Ich hab dir doch erzählt, als ich nach Kittys Tod die Lungenentzündung hatte, hat er mich jedes Mal, wenn er in der Stadt war, zu Hause besucht, um zu sehen, wie’s mir geht.«

»Ich kann mich erinnern.« Stone machte einen Zug mit einem Läufer. »Gestern ist Carter Gray mal wieder vor dem Weißen Haus gelandet.«

»Ja, dem Secret Service ist das gar nicht recht. Dort ist man der Meinung, nur Marine One darf da landen, der Hubschrauber mit dem Präsidenten an Bord, sonst keiner.«

»Carter Grays Status erlaubt es ihm, eigene Regeln durchzusetzen.«

Wyatt grinste, beugte sich vor und senkte die Stimme. »Ich hab Klatsch über ihn gehört, der zieht dir glatt die Schuhe

aus.« Auch Stone beugte sich vor. Beim Schachspielen kam ihm gelegentlich harmloser Tratsch zu Ohren, denn das Personal des Weißen Hauses hatte meist jahrelange Dienstverhältnisse und war nicht nur für peinlich genaue Pflichterfüllung berühmt, sondern auch – und das hatte für die Präsidentenfamilie hohen Stellenwert – für seine Diskretion. Stone hatte Jahre gebraucht, um eine ausreichend vertrauliche Beziehung zu Wyatt zu knüpfen, die es ermöglichte, wenigstens über banale Vorkommnisse im Weißen Haus zu plaudern. »Der Präsident hat Gray gefragt, ob er mit ihm am elften September nach New York fliegt, weil er dort an der Gedenkstätte eine Rede halten will.« Wyatt verstummte und schaute sich argwöhnisch nach möglichen Lauschern um.

»Und?«, fragte Stone.

»Gray hat glattweg abgelehnt.«

»Das ist ziemlich dreist, sogar für Gray.«

»Du weißt doch, was seiner Frau und seiner Tochter zugestoßen ist?«

»Ja.« Stone hatte Barbara Gray vor Jahrzehnten kennen gelernt. Schon damals war sie eine eindrucksvolle Frau gewesen, die ein Verantwortungsgefühl besaß, das ihr Mann nie gehabt hatte. Stone hatte auf Anhieb Hochachtung für sie empfunden und ihr später lediglich die schlechte Wahl zum Vorwurf gemacht, was ihren Ehemann betraf.

»Dann hat der Präsident Gray gefragt, ob er mit nach Pennsylvania reist, in diese Ortschaft, die sich in Brennan umbenennt.«

»Und tut er ’s?«

»Man lässt den Präsidenten nicht zweimal abblitzen, oder?«

»Auf keinen Fall«, pflichtete Stone ihm bei. Beide Männer schwiegen, als Wyatt nun das Spielbrett betrachtete; dann machte er einen Zug und näherte seinen Turm Stones Springer. »Wie ich hörte«, sagte Stone, während er über seinen nächsten Zug nachdachte, »hat Gray selbst Probleme. Dieser

Patrick Johnson, der tot auf Roosevelt Island aufgefunden wurde, war beim NIC beschäftigt.«

»O ja, das war Tagesgespräch im Weißen Haus.«

»Macht der Präsident sich deshalb Sorgen?«

»Er und Gray sind 'ne enge Seilschaft. Spritzt Dreck auf Grays Weste, bleibt der Präsident nicht unbekleckert. Ein Dummkopf ist er nicht. Der Präsident hält zu seinen Leuten, aber er ist nicht blöd.« Wieder blickte T. J. sich um. »Ich verrate damit kein Geheimnis. Jeder weiß, dass es so ist.«

»Ich bin sicher, dass der NIC und das Weiße Haus den Medien kräftig auf die Füße getreten sind. Heute früh war in den Nachrichten nämlich kaum noch die Rede von dem Vorfall.«

»Der Präsident hat in den letzten Tagen häufig noch am späten Abend Imbiss und Kaffee bestellt. Der Mann ist bei der bevorstehenden Wahl auf der Siegerspur und will nicht, dass ihm irgendwas die Tour vermasselt. Und eine Leiche kann allerhand durcheinanderbringen.«

Nachdem die Schachpartie beendet und Wyatt gegangen war, blieb Stone noch auf der Parkbank sitzen und dachte nach. Gray begleitete den Präsidenten also nach Brennan in Pennsylvania? Interessant. Stone hatte es für ziemlich anmaßend gehalten, dass diese Kleinstadt sich dermaßen wichtig machte, doch es zahlte sich anscheinend aus.

Er wollte gerade aufstehen, als er Adelphia mit zwei Bechern Kaffee auf sich zukommen sah. Sie setzte sich und reichte ihm einen Becher. »Jetzt wir Kaffee haben und quasseln können«, sagte sie. »Außer Sie müssen gehen wieder zu ein Treffen«, fügte sie kauzig hinzu.

»Nein, nein, diesmal nicht, Adelphia. Und vielen Dank für den Kaffee.« Er schwieg für einen Moment. »Woher wussten Sie, dass ich hier im Park sitze?«

»Als ob das wär großes Geheimnis. Wo Sie gehen hin zum Schachspielen? Immer hierhin. Da Sie spielen mit dem Schwarzen von Weißes Haus.«

»Ich wusste nicht«, sagte Stone, »dass mein Verhalten so berechenbar ist.«

»Männer sind berechenbar immer. Der Kaffee Ihnen schmeckt?«

»Sehr gut.« Stone überlegte. »Ich weiß, dass so ein Becher Kaffee nicht billig ist, Adelphia.«

»Macht nix. Ich ja nicht trinke Kaffee hundertmal am Tag.«

»Aber Sie haben Geld?«

Adelphia betrachtete seine neue Kleidung. »Ach, und Sie das Geld haben?«

»Ich habe eine Stelle. Und meine Freunde helfen mir aus.«

»Mir niemand hilft aus. Ich muss arbeiten für meine ganze Geld.«

»Was für Arbeit machen Sie denn?« Es wunderte Stone, dass er sich noch nie danach erkundigt hatte.

»Ich Näherin für Wäscherei. Kann einteilen mir Arbeit selbst. Wird bezahlt gut. Und günstige Miete ich habe. Also ich mir kann holen Kaffee, wann will.«

»Da sieht man mal wieder«, meinte Stone zerstreut, »dass Handwerk goldenen Boden hat.«

Beide verstummten; müßig streiften ihre Blicke andere Besucher des kleinen Parks.

»Und Ihre Schachpartie«, brach Adelphia schließlich das Schweigen, »Sie haben gewonnen?«

»Nein. Meine Niederlage ging zu gleichen Teilen auf die Gewieftheit meines Gegenspielers wie auf meinen Mangel an Konzentration zurück.«

»Mein Vater gut war bei Schach. Er war, wie sagt man…« Adelphia zögerte, suchte offenbar nach dem richtigen englischen Wort. »Mein Vater war… wie heißt… *Wielki Mistrz*.«

»Großmeister? Sehr beeindruckend.«

Scharf sah Adelphia ihn an. »Sie sprechen Polnisch?«

»Nur ein bisschen.«

»Sind Sie mal gewesen in Polen?«

»Vor sehr langer Zeit«, sagte Stone, trank Kaffee und beobachtete, wie der schwache Wind in den Baumkronen mit den Blättern spielte. »Sie stammen von dort?«, fragte er neugierig. Bisher hatte Adelphia nie über ihre Herkunft gesprochen.

»Ich geboren in Krakau, aber meine Familie dann zog nach Bialystok. Ich war Kind, darum musste ich mit.«

Stone war in beiden Städten gewesen, hatte jedoch nicht vor, Adelphia dies anzuvertrauen. »Eigentlich kenne ich bloß Krakau, aber es ist wirklich schon lange her, dass ich dort war. Wahrscheinlich vor Ihrer Geburt.«

»Ha, Sie schmeicheln mir wollen. Aber gelogen ist.« Sie stellte den Kaffee auf der Parkbank ab und musterte Stone. »Trotzdem Sie jetzt aussehen viel jünger, Oliver.«

»Dank Ihnen und Ihrer Meisterschaft im Umgang mit Schere und Rasierklinge.«

»Und Ihre Freunde, die finden nicht auch?«

»Meine Freunde?« Stone sah sie an.

»Ich sie gesehen habe.«

Stone forschte ein zweites Mal in ihrem Gesicht. »Klar, sie besuchen mich manchmal im Lafayette Park.«

»Nein, ich gesehen Ihre Freunde bei Meeting mit Ihnen.«

Trotz dieser bestürzenden Einlassung versuchte Stone sich seine Betroffenheit nicht anmerken zu lassen. »Sie verfolgen mich zu meinen Meetings? Ich hoffe, Ihnen ist nicht langweilig geworden.« *Was hat sie gesehen oder gehört?*

Adelphia setzte eine verschmitzte Miene auf. »Kann sein«, sagte sie, als hätte sie seine Gedanken gelesen, »ich gehört hab was, oder doch nich'.«

»Wann denn?«, fragte Stone.

»Da schau an, auf einmal Sie haben Aufmerksamkeit für mich.« Sie rückte näher und tatschte ihm die Hand. »Keine Bange nicht, Oliver Stone, ich keine Spionin. Ich sehe, aber nichts höre. Und was ich sehe, ich immer behalte für mich. Immer.«

»An sich gibt es bei uns auch gar nichts Weltbewegendes zu sehen oder zu hören.«

»Wahrheit Sie suchen, Oliver?« Adelphia lächelte. »So es steht auf Ihrem Schild, dass Sie Wahrheit wollen. Ich es sehe selbst. Sie ein Mann, der Wahrheit sucht.«

»Leider werden meine Aussichten, die Wahrheit zu entdecken, mit den Jahren immer geringer.«

Plötzlich fiel Adelphias Blick auf eine durch den Park taumelnde Person. Wahrscheinlich hatte in den letzten zehn Jahren jeder, der Washingtons Straßen frequentierte, dieses klägliche Bild vor Augen gehabt. Wo die Arme sein sollten, hatte der Mann lediglich Stümpfe aus Knochen und Haut. Seine Beine waren so grässlich verdreht, dass man hätte glauben können, er wäre nur durch ein Wunder zum aufrechten Gang fähig. Gewöhnlich lief er, selbst im Winter, halb nackt umher. Er trug keine Schuhe. Die Füße waren schwielig und wund, die Zehen absonderlich krumm. Seine Augen spiegelten kaum mehr als geistige Leere, und unablässig sickerte ihm Speichel vom Kinn auf die Brust. An einer Kordel hing ihm ein kleiner Beutel um den Hals. Auf sein zerfleddertes Hemd stand in kindlichem Gekrakel ein einziges Wort geschrieben: *Hilfe.*

Stone hatte dem Mann schon oft Geld zugesteckt und wusste, dass er auf einem Abluftrost unweit vom Finanzministerium nächtigte. Im Laufe der Jahre hatte er ihm mehrmals nachhaltiger zu helfen versucht, doch war der Verstand des Bedauernswerten längst zu stark geschädigt. Ob irgendeine soziale Einrichtung ihn betreute, wusste Stone nicht.

»Meine Güte, was für armes Mensch, der Mann da«, sagte Adelphia. »Das Herz mir bricht, wenn ich sehe so viel Leid.« Sie lief zu ihm, kramte ein paar Dollar aus der Tasche und gab sie in den Beutel. Der Mann brabbelte ihr etwas zu und wankte dann hinüber zu einer Gruppe anderer Parkbesucher, die bei seinem Nahen ohne zu zögern ihre Portemonnaies und Brieftaschen öffneten.

Auf dem Rückweg zu Stone trat ein großer Kerl Adelphia in den Weg.

»Ich seh zwar nich' so beschissen aus wie der da«, sagte er barsch, »aber ich hab Kohldampf und brauch dringend was zu schlappen.« Tatsächlich war seine Kleidung nicht so zerlumpt, doch das Haar hing ihm verfilzt ins Gesicht, und er verströmte einen überwältigenden Gestank.

»Mehr Geld ich nix hab«, antwortete Adelphia furchtsam.

»Du lügst!« Der Fremde packte sie am Arm und riss sie zu sich heran. »Rück 'n paar Flocken raus, sofort!«

Bevor Adelphia einen Laut von sich geben konnte, stand Stone an ihrer Seite.

»Lassen Sie die Frau los!«

»Zieh Leine, Alter.« Der Mann war bestimmt fünfundzwanzig Jahre jünger als Stone und erheblich größer. »Das geht dich 'nen Scheiß an.«

»Die Frau ist eine Freundin.«

»Verzieh dich, sag ich!« Dem Zuruf folgte ein kurzer Haken, der Stone geradewegs am Kinn traf. Stone wurde nach hinten geschleudert und presste die Hände aufs Gesicht.

»Oliver!«, schrie Adelphia.

Nun schimpften andere Parkbesucher auf den Rüpel ein, und jemand rannte los, um die Polizei zu alarmieren.

Während Stone sich mühsam aufrappelte, zückte der Schläger unversehens ein Springmesser und hielt es Adelphia unter die Nase. »Her mit der Knete, Schlampe, oder ich schnitz 'n bisschen an dir rum!«

Stone vollführte einen Sprung. Der Mann ließ von Adelphia ab und taumelte rückwärts, ließ das Messer fallen. Dann sank er auf die Knie. Sämtliche Muskeln seines Körpers bebten, und schließlich sank er mit dem Rücken ins Gras und wand sich vor Schmerzen.

Stone schnappte sich das Messer und hielt den Griff auf eine sehr ungewöhnliche Weise. Mit der anderen Faust packte er zu und riss dem Flegel den Kragen auf, entblößte den di-

cken Hals mit den pochenden Adern. Einen Moment lang hatte es den Anschein, als wollte Stone ihm die Gurgel von einer zur anderen Seite aufschlitzen. Die Messerspitze verharrte dicht vor einer pulsierenden Vene. Stones Augen hatten einen Ausdruck, den buchstäblich niemand, der ihn in den vergangenen dreißig Jahren gekannt hatte, bei ihm hatte beobachten können. Doch unvermittelt hielt er inne und hob den Blick zu Adelphia, die dastand und ihn fassungslos anstarrte. Ihre Brust wogte. In diesen Sekunden war nicht ganz klar, welchen der beiden Männer sie mehr fürchtete.

»Oliver?«, sprach sie ihn mit gedämpfter Stimme an. Stone warf das Messer auf die Erde, stand auf und klopfte sich die Hose ab. »Mein Gott, Sie tun ja bluten«, rief Adelphia.

»Mir geht's gut«, beteuerte Stone mit zittriger Stimme, wobei er sich mit dem Ärmel über den blutigen Mund wischte. Doch er log. Der Haken hatte ihn schlimm getroffen. Der Schädel schien ihm zu platzen, und Übelkeit hatte ihn gepackt. Mit einem Finger stocherte er im Mund und klaubte einen Zahn heraus, den der Kerl ihm ausgeschlagen hatte.

»Ihnen nicht geht gut«, widersprach Adelphia, der das alles nicht entging.

Eine Frau kam herbeigelaufen. »Die Polizei ist unterwegs. Sind Sie verletzt?«

Stone drehte sich um und sah einen Streifenwagen mit rotierenden Lichtern am Straßenrand vorfahren. Hastig wandte er sich an Adelphia. »Bestimmt können Sie der Polizei alles erklären.« Weil ihm die Lippen anschwollen, klang seine Stimme undeutlich.

Während er davonwankte, rief Adelphia ihm nach, dass er bleiben sollte, doch er kehrte nicht um.

Als die Polizei erschien und Adelphia Fragen stellte, konnte sie nur noch an das denken, was sie gesehen hatte. Oliver Stone hatte dem Angreifer unterhalb der Rippen den Zeigefinger in die Seite gebohrt. Diese simple Attacke hatte bewirkt, dass ein sehr großer, sehr wütender Mann zusammenbrach und

hilflos liegen blieb. Und wie Stone das Messer gehalten hatte! Nur ein einziges Mal, vor vielen Jahren in Polen, hatte Adelphia gesehen, dass jemand ein Messer so gehalten hatte – ein KGB-Mann, der erschienen war, um ihren Onkel zu verhaften, der gegen die Sowjets agitiert hatte. Später war sein aufgeschlitzter Leichnam im Brunnen eines dreißig Kilometer entfernten Dorfes gefunden worden.

Als Adelphia sich umwandte, schnappte sie nach Luft.

Oliver Stone war verschwunden.

»Hier hat Patrick Johnson gearbeitet.« Carter Gray wies mit ausgestreckter Hand in ein Großraumbüro.

In aller Ruhe ließ Alex den Anblick auf sich einwirken. Das Büro war ungefähr halb so groß wie ein Fußballplatz. In der Mitte gab es eine größere freie Zone; ringsum an den Wänden befanden sich die Arbeitsnischen. Auf sämtlichen Schreibtischen standen Computer mit Flachbildschirmen, und im Hintergrund summten Server. Frauen und Männer in Bürokleidung saßen an den Schreibtischen und konzentrierten sich vollständig auf ihre Aufgaben oder eilten umher, telefonierten mit Headset-Handys und verwendeten dabei einen rätselhaften Jargon, mit dem nicht einmal Alex etwas anzufangen wusste, trotz seiner langjährigen Erfahrungen im Regierungsdienst. Man spürte, dass hier alles unter Zeitdruck geschah.

Während Gray seine beiden Besucher zu einer Ansammlung von Ecknischen geleitete, blickte Alex in die Gesichter auf den Monitoren: Es waren überwiegend Menschen aus dem Nahen Osten. Daneben rollte Fließtext abwärts, wahrscheinlich Angaben über die jeweilige Person. Nirgends bemerkte Alex ein Stück Papier.

»Wir haben wirklich ein papierloses Büro«, sagte Gray unvermittelt. Die Äußerung erstaunte Alex. Hatte der Mann das Repertoire seiner Fähigkeiten jetzt auch um das Gedankenlesen ergänzt? »Zumindest gilt das für die Mitarbeiter, die hier tätig sind. Ich selbst halte immer noch gern etwas Feststoffli-

ches in der Hand.« Gray blieb vor einer Nische stehen, die größer war als die anderen und zwei Meter hohe Trennwände hatte. »Das ist Johnsons Arbeitsplatz.«

»Ich nehme an, er hatte eine leitende Funktion«, sagte Jackie.

»Ja. Er hatte die Aufgabe, die zweckmäßige Verarbeitung unserer sämtlichen Dateien über Terrorismusverdächtige zu gewährleisten. Als wir das NTAC übernahmen, haben wir unser Personal und ihre Daten mit unserem Bestand zusammengelegt. Das war die ideale Lösung. Aber wie sich von selbst versteht, wollten wir den Secret Service nicht völlig außen vor lassen. Deshalb sind Johnson und andere als gemeinsame Mitarbeiter beschäftigt worden«, sagte Gray in gönnerhaftem Tonfall.

Ist ja ganz nett, dachte Alex, als er sich den Arbeitsplatz anschaute, aber damit hat man uns nicht mehr als einen abgenagten Knochen hingeworfen, denn wir haben ja hinsichtlich der »gemeinsamen« Mitarbeiter keine Weisungsbefugnis. Schließlich verweilte Alex' Blick auf dem einzigen persönlichen Gegenstand in der Büronische: einem kleinen, gerahmten Foto, das Anne Jeffries zeigte, wie sie auf Johnsons Schreibtisch saß. Alex erkannte, dass die Frau, wenn sie sich ein wenig zurechtmachte, durchaus reizend aussah. Er fragte sich, ob Anne Jeffries wohl gerade mit ihrem Anwalt telefonierte.

Einen Augenblick später gesellte sich ein dritter Mann zu ihnen.

Tom Hemingway lächelte breit, als er Alex die Hand entgegenstreckte. »Tja, ich fürchte, jetzt ist meine Tarnung wohl aufgeflogen, Agent Ford.«

»Offensichtlich«, sagte Alex und krümmte sich fast bei Hemingways Händedruck.

Gray hob die Brauen. »Sie kennen sich?«

»Über Kate Adams, die Anwältin aus dem Justizministerium, mit der ich zusammenzuarbeiten hatte, Sir.«

Jackie trat vor. »Ich bin Jackie Simpson, Secret Service.«

»Tom Hemingway.«

»Wie schön, Sie kennen zu lernen, Tom.« Wohlgefällig musterte Jackie den attraktiven Agenten, bis sie merkte, dass Alex sie grimmigen Blicks beobachtete.

»Ich zeige ihnen gerade Patrick Johnsons Büro und erläutere seine Tätigkeit«, sagte Gray. »Sie untersuchen den Todesfall im Auftrag des Secret Service.«

»Wenn Sie wünschen, Sir, kann ich das übernehmen. Ich weiß, dass Sie gleich in eine Konferenz müssen.«

»Tom kennt sich mit Computern viel besser aus als ich«, sagte Gray. Ganz stimmte diese Behauptung zwar nicht, doch Gray war nie ein Angeber gewesen, weil Überheblichkeit sich irgendwann als Schwachpunkt erweisen konnte. »Vergiss nicht, deinem Vater auszurichten, was ich gesagt habe, Jackie.« Damit ging Gray.

»Haben Sie ein spezielles Interesse?«, erkundigte sich Hemingway.

»Wir würden vor allem gern wissen, was Johnson hier eigentlich gemacht hat«, erwiderte Alex. »Minister Gray hat erwähnt, dass Johnson für die Dateien über Terrorismusverdächtige zuständig gewesen ist.«

»Ja, stimmt, unter anderem. Man könnte ihn und seine Kollegen mit leitenden Fluglotsen vergleichen, die sicherstellen müssen, dass alles reibungslos abläuft. Die Datenspeicher werden permanent um neue geheimdienstliche Informationen ergänzt. Und wir haben alles in Stromlinienform gebracht. Früher hatten DBI, DEA, DHS, ATF, CIA, DIA und andere Behörden eigene Datenbanken. Es gab viele Überschneidungen und Fehlinformationen, und keine Organisation hatte vernünftigen Zugriff auf die Daten der anderen. Das war einer der Missstände, die den elften September überhaupt erst möglich machten. Jetzt wird hier alles zentral verwaltet. Sämtliche Behörden haben rund um die Uhr Zugang.«

»Ist es nicht ein bisschen riskant, alles an einem Ort zu verwalten?«, fragte Alex.

»Selbstverständlich gibt es ein Backupcenter«, entgegnete Hemingway.

»Und wo?«, wollte Alex wissen.

»Das ist leider geheim.« So habe ich es kommen sehen, dachte Alex. »Und berücksichtigen Sie, dass unser System keineswegs das AFIS ersetzt hat«, fügte Hemingway hinzu und bezog sich damit auf das System zur Identifizierung von Fingerabdrücken, das vom FBI benutzt wurde. »Wir sind hinter Terroristen her, nicht hinter Pädophilen oder Bankräubern. Außerdem haben wir mehrere Privatfirmen aufgekauft, die auf informatorische Datenbeschaffung und andere verwaltungstechnische Fachgebiete spezialisiert sind.«

»Das NIC hat Privatfirmen erworben?«, vergewisserte sich Alex.

Hemingway nickte. »Die Regierung braucht das Rad so wenig neu zu erfinden wie die Privatwirtschaft. Die Software durchsiebt in zahlreichen Datenbanken Millionen von Informationen, sucht nach Zusammenhängen, fahndet nach verdächtigen Vorgängen, Verhaltensmustern und Aktivitätsmodellen, die bei unseren Ermittlungen nützlich sein könnten. Unsere Agenten haben Mikrocomputer dabei, mit denen sie jederzeit auf die Datenbanken zugreifen dürfen. Mit einer einzigen Anfrage lassen sich sämtliche relevanten Informationen über eine bestimmte Person abrufen. Es ist unglaublich effizient.«

»Wie kann man in so einem Laden den Überblick behalten, wenn dauernd neue Informationen hereinströmen?«, fragte Alex.

»Als die Daten der anderen Behörden eintrafen, mussten wir natürlich erst einmal einen gewaltigen Arbeitsstau bewältigen. Unter uns gesagt, es gab manche Schwierigkeiten. Das System ist sogar mehrmals abgestürzt. Aber jetzt funktioniert alles tadellos. Und wie einige weitere Mitarbeiter hatte auch

Johnson die Aufgabe, die Richtigkeit der Datenzufuhr und Datenverarbeitung zu sichern. Eine sehr arbeitsintensive Tätigkeit.«

»Und geht also nicht allzu schnell«, schlussfolgerte Alex.

»Schnelligkeit ist sinnlos, wenn die Informationen falsch sind«, klärte Hemingway ihn auf. »Wie sich von selbst versteht, bemühen wir uns, alles auf dem neuesten Stand zu halten und keine Fehler zu machen. Aber naturgemäß können wir keine Perfektion erreichen.«

»Könnten Sie uns ein paar Beispiele Ihrer Dateien zeigen?«, fragte Jackie.

»Klar.« Hemingway setzte sich an Johnsons Schreibtisch und legte seine Hand in einen biometrischen Scanner. Anschließend tippte er ein paar Tasten, und zusammen mit einem Fingerabdruck und weiteren Personendaten erschien ein Gesicht auf dem Bildschirm.

Unvermutet erblickte Alex sein eigenes Konterfei, ergänzt um scheinbar sämtliche Aktivitäten, die er seit Verlassen des Mutterleibs betrieben hatte.

»Trunkenheitsdelikt als Minderjähriger«, las Jackie eine Textzeile ab.

»Das hätte aus meiner Akte entfernt werden müssen!«, beschwerte Alex sich ungehalten.

»Ich bin mir sicher, dass es aus der offiziellen Akte entfernt worden ist«, beteuerte Hemingway. »Wie geht's Ihrem Hals? Muss ja ein scheußlicher Unfall gewesen sein.«

»Sie haben meine ärztlichen Befunde gespeichert? Was zum Teufel ist eigentlich aus der Privatsphäre geworden?«

»Sie haben wohl im Patriotic Act nicht das Kleingedruckte gelesen.« Hemingway drückte nochmals Tasten, und ein anderes Suchergebnis erschien. »Sie besuchen oft die LEAP-Bar.« Er deutete auf eine Liste von Kreditkartenzahlungen, die Alex im LEAP vorgenommen hatte. »Bestimmt gibt da die Anwesenheit der entzückenden Kate Adams den Ausschlag.«

»Sie erkennen also jedes Mal, wenn ich die Kreditkarte benutze, was ich vorhabe?«

»Deshalb zahle *ich* immer bar«, sagte Hemingway selbstgefällig.

Erneut tippte er Tasten, und Jackies Foto, ihr digitalisierter Fingerabdruck sowie ihre wichtigsten Personendaten erschienen. Jackie zeigte auf eine Zeile. »Das ist falsch. Ich bin in Birmingham geboren, nicht Atlanta.«

Hemingway lächelte. »Da sehen Sie 's, nicht einmal der NIC ist unfehlbar. Ich veranlasse die Richtigstellung.«

»Haben Sie auch Gauner gespeichert?«, fragte Alex. »Oder spionieren Sie nur Kollegen nach?«

Nachdem Hemingway abermals Tasten betätigt hatte, erschien auf dem Bildschirm ein neues Gesicht. »Sein Name ist – oder war – Adnan al-Rimi. Er wurde in Virginia von einem anderen Terroristen umgelegt. Man kann sofort feststellen, dass die Meldung über al-Rimis Tod bestätigt wurde, dafür steht das kleine Symbol mit dem Totenschädel und den gekreuzten Knochen oben rechts in der Ecke. Ist zwar ein bisschen geschmacklos, und ich erinnere mich auch nicht mehr, wer diese Idee hatte, aber es schafft auf den ersten Blick Klarheit über den aktuellen Status einer Person.« Hemingway öffnete auf dem Bildschirm ein Fenster. »Das ist der Fingerabdruckvergleich. Anhand der in seiner Datei gespeicherten Fingerabdrücke konnten wir al-Rimis Leiche eindeutig identifizieren.«

»Hatte Johnson Zugriff auf irgendwelche Informationen, die für irgendwen wertvoll sein könnten?«

»Ich glaube, im Grunde hat jeder Mitarbeiter des NIC Zugang zu Informationen, die Feinde unseres Landes als wertvoll einstufen würden, Agent Ford. Deshalb überprüfen wir den Hintergrund jedes Mitarbeiters und stellen ihn zudem unter laufende Überwachung.«

»Könnte man gar nicht besser machen«, sagte Jackie.

»Aber hat denn Patrick Johnsons plötzlicher Reichtum hier keine Aufmerksamkeit geweckt?«, fragte Alex.

Hemingway schaute bekümmert drein. »Das hätte allerdings geschehen müssen. Dafür werden Köpfe rollen.«

»Ihrer allerdings nicht«, mutmaßte Alex.

»Nein, so etwas liegt nicht in meiner Zuständigkeit«, antwortete Hemingway.

»Was für ein Glück. Nehmen wir mal an, die Drogen waren gar nicht Johnsons Geldquelle. Würden Sie es dann als unwahrscheinlich einschätzen, dass er Dienstgeheimnisse verkauft hat?«

»Als unwahrscheinlich ja, aber nicht als ausgeschlossen. Aber man hat nun mal Drogen in seinem Haus gefunden.«

»Hätten Sie etwas dagegen, dass wir mit einigen Kollegen Johnsons sprechen?«

»Ich kann es arrangieren, aber leider darf die Vernehmung nur vor Zeugen stattfinden.«

»Hui, genau wie im Knast, bloß sind wir die Guten«, sagte Alex.

»Auch *wir* sind die Guten«, sagte Hemingway.

Eine Stunde später hatten Alex und Jackie mit drei Kollegen Johnsons geredet. Keiner von ihnen hatte Johnson privat genauer gekannt.

Nachdem Alex und seine Kollegin ihre Dienstwaffen abgeholt hatten, begleitete Hemingway sie zum Ausgang. »Viel Glück«, sagte er, ehe sich die automatischen Türen schlossen.

»Na klar«, brummelte Alex. »Und tausend Dank für die großartige Unterstützung.« Auf dem Weg zum Auto folgten ihnen zwei mit M-16-Gewehren bewaffnete Armeeangehörige. »Wollt ihr mich nicht lieber für den Fall, dass ich zum Berserker werde, an die Kette legen?«, rief Alex ihnen zu, bevor er zornig weiter in Richtung Wagen stapfte.

»Also, das war ja wohl glatte Zeitverschwendung«, sagte Jackie.

»So wie neunzig Prozent aller Ermittlungstätigkeit«, erwiderte Alex hitzig. »Das müssten Sie doch wissen.«

»Warum sind Sie so sauer?«

»Wollen Sie behaupten, dass Sie das Ganze da drin nicht unheimlich fanden? Mann Gottes, ich hab geradezu darauf gewartet, dass ein Foto meines ersten Geschlechtsakts auftaucht.«

»Ich habe nichts zu verbergen. Und weshalb haben Sie sich gegenüber Tom wie ein Arschloch benommen?«

»Ich habe mich gegenüber Tom wie ein Arschloch benommen, weil ich den Mistkerl nicht ausstehen kann.«

»Ach so. Na, dann weiß ich auch die Erklärung für Ihr Verhältnis zu mir.«

Alex ersparte sich eine Antwort. Doch als er den Wagen vom Sitz des Großen Bruders fortlenkte, beschleunigte er so rasant, dass er vor dem NIC-Gebäude auf dem noch relativ frischen Asphalt eine Spur verbrannten Gummis zurückließ.

Wenige Minuten nachdem Ford und Jackie sich verabschiedet hatten, begegnete Hemingway in einem Flur des NIC-Gebäudes Reinke und Peters und nickte ihnen knapp zu. Fünf Minuten später fuhr er vom Parkplatz des NIC. Nochmals zehn Minuten später taten Reinke und Peters das Gleiche.

Sie trafen sich in Tyson's II Galleria, einem großen Einkaufszentrum gehobenen Niveaus, besorgten sich Kaffee im Becher und schlenderten durch die Passagen. Mittels eines Antiüberwachungsgeräts hatten sie sich unterwegs davon überzeugt, dass keiner von ihnen Wanzen an sich trug, und sie hatten mit äußerster Vorsicht darauf geachtet, dass niemand ihnen folgte. Eine der wichtigsten Regeln für einen Spion lautete, dass man die Gewissheit haben musste, nicht selbst durch die eigene Organisation bespitzelt zu werden.

»Wir haben zu verhindern versucht, dass sie an Johnsons Arbeitsplatz herumschnüffeln«, sagte Peters. »Aber da kam plötzlich Gray herein.«

»Ich weiß«, erwiderte Hemingway. »Deshalb bin ich auch dort aufgekreuzt. Ich will nämlich nicht, dass Carter Gray die Nase in diese Sache steckt.«

»Wie verfahren wir mit Ford und Simpson?«

»Wenn sie uns zu dicht auf die Pelle rücken, gibt es Möglichkeiten, sie abzuservieren«, sagte Hemingway. »Wir haben auf dem Abschiedsbrief einen fremden Fingerabdruck entdeckt und ihn überprüft.«

»Seid ihr auf jemanden gestoßen?«, fragte Reinke.

»Ja.«

»Und wer ist es?«, fragte Peters.

»Schau in deine Jackentasche.« Hemingway leerte den Becher und warf ihn in einen Müllbehälter. Peters zog den Zettel aus der Tasche, den Hemingway ihm zugesteckt hatte. Er las den Namen, der darauf stand: Milton Farb. »Vor Jahren hat er als Computersystemexperte bei den NIH gearbeitet«, erklärte Hemingway. »Dann bekam er psychische Probleme und wurde in einschlägigen Kliniken behandelt. Da er im Telefonbuch steht, war es eine Kleinigkeit, seine Anschrift zu ermitteln. Ich habe euch per E-Mail eine verschlüsselte Version seiner Personendatei geschickt. Beobachtet ihn, voraussichtlich führt er euch zu seinen Kumpels. Aber unternehmt nichts, ohne vorher mit mir zu sprechen. Wenn es sich umgehen lässt, sie zu beseitigen, verzichten wir darauf.« Er entfernte sich in eine Richtung, während Reinke und Peters mit neuem Schwung in die Gegenrichtung davonstrebten.

Carter Gray kehrte in sein Büro zurück, führte eine Reihe von Telefonaten, darunter ein Gespräch mit dem Weißen Haus, und nahm anschließend an mehreren kurzen Sitzungen teil. Anschließend bereitete er sich auf eine weitere Aufgabe vor, deren Erledigung mehrere Stunden beanspruchen mochte. Wenn der Präsident sich auf Reisen befand, Gray ihn aber

nicht begleiten oder irgendwo unterwegs treffen konnte, hielten sie ihre Tagesbesprechung per abhörsicherer Videokonferenz ab. Im Normalfall stellte Gray sich gründlich auf die Videokonferenz ein, obwohl er wusste, dass er die wesentlichen Punkte eigentlich kurz und knapp hätte zusammenfassen können.

»Die Welt, die wir kennen, Mr. President, fährt geradewegs zur Hölle, nicht zuletzt durch unser eigenes Versagen, und wir haben kaum noch die Chance, dies abzuwenden. Aber solange wir Hunderte Milliarden Dollar in die Homeland Security investieren, kann ich mit ziemlicher Zuversicht versprechen, dass die meisten Amerikaner in Sicherheit bleiben werden. Dennoch besteht die Gefahr, dass irgendwann ein kleines, hinreichend verwegenes Grüppchen von Personen durch reines Glück und Plutonium all unsere kostspieligen Anstrengungen zunichte macht. Dann kann ich für nichts mehr garantieren, und vielleicht sind wir allesamt tot. Irgendwelche Fragen, Sir?«

Gray hätte lieber eine Spritztour unternommen, anstatt sich auf die Besprechung mit Brennan vorzubereiten. Doch zu seinem Kummer wurden ihm Spazierfahrten nicht erlaubt. Der Geheimdienstchef durfte sich so wenig ans Steuer eines Fahrzeugs setzen wie der Präsident selbst; er galt als zu unentbehrlich für die nationale Sicherheit, als dass man ihn ein Auto hätte lenken lassen.

Am allerliebsten wäre Gray jetzt zum Angeln gegangen. Aber da es ihm zurzeit verwehrt blieb, verlegte er sich auf eine andere Art des Fischzugs, in der er sich ebenfalls durch großes Talent auszeichnete.

An seinem Notebook gab er Suchaufträge nach Namen ein. Innerhalb von fünf Minuten erhielt er die gewünschten Informationen. Das NIC-Personal war an Effektivität kaum zu überbieten.

Tatsächlich war es einer seiner genialsten Schachzüge gewesen, überlegte Gray, sämtliche Terroristendaten unter der

Verwaltung des NIC zu zentralisieren. Nicht nur war das gesamte System dadurch zuverlässiger geworden – es gewährte dem NIC überdies frühzeitigen Einblick in die Tätigkeit anderer Geheimdienstorganisationen. Falls beispielsweise die CIA Informationen brauchte, recherchierte sie in den NIC-Datenbanken, und Gray sah sofort, für was sie sich interessierte. Das System bewährte sich hervorragend und erlaubte es ihm, unter dem Deckmantel der verwaltungs-technischen Effizienz die Kollegen sämtlicher anderen Geheimdienste zu observieren.

Etliche Male teilte er den Bildschirm, damit er die Bilder und Daten gleichzeitig betrachten konnte. Er sah eine ganze Anzahl von Gesichtern: Männer aus dem Nahen Osten. Alle waren sie – mitsamt digitalisierten Fingerabdrücken, soweit sie vorlagen – ordnungsgemäß in den NIC-Datenbanken gespeichert. Und alle waren sie tot, viele von der Hand anderer Terroristen gestorben. Die Totenkopf-Markierung in der oberen rechten Ecke des Fotos bestätigte das Schicksal jedes Einzelnen. Zu ihnen zählten ein Techniker und ein Chemiker, die als versierte Bombenbastler galten. Ein anderer Mann, Adnan al-Rimi, war ein kühner Kämpfer gewesen, dessen Nerven kein Gefecht je überfordert hatte. Sechs weitere Personen hatten ihr Leben verloren, als der Lieferwagen explodierte, in dem sie saßen; ob durch einen Unfall oder einen Anschlag, konnte später nicht mehr geklärt werden. Der Ort des Geschehens hatte grauenvoll ausgesehen; die Leichen waren völlig zerfetzt. Mit Ausnahme eines gewissen al-Zawahiri hatte keiner der Männer auf der A-Liste der Terrorverdächtigen gestanden, und doch war es für Amerika ein Glück, dass sie den Tod gefunden hatten.

Gray ahnte nicht, dass die Fotos al-Rimis und anderer Männer auf subtile Weise abgewandelt worden waren, sodass es sich nicht um die Fotos der tatsächlich ums Leben gekommenen Personen handelte; vielmehr hatte es Gray, um ein Beispiel anzuführen, mit einer digitalen Kombination des ech-

ten al-Rimi und jenes Toten zu tun, den man als al-Rimi identifiziert hatte. Die Modifikation war auf eine Weise erfolgt, dass ältere Fotos der Toten, falls es welche gab, nicht ausreichend von den Bildern abwichen, als dass es aufgefallen oder gar nachprüfbar gewesen wäre. Um dies zu bewerkstelligen, waren Zeit und beachtliche Fachkenntnisse erforderlich gewesen. Aber das Resultat rechtfertigte den Aufwand. Inzwischen war es unmöglich, anhand der Fotos in den NIC-Datenbanken einen der toten Araber zu identifizieren.

Ein zweiter brillanter Streich war es gewesen, keinem der Toten ein wiedererkennbares Gesicht zu belassen. Da zuvor in den NIC-Dateien die Gesamtheit ihrer Fingerabdrücke, ihre forensische Signatur, ausgetauscht worden war, hatte man zwangsläufig ihre – scheinbar eindeutige – Identifizierung ausschließlich durch Fingerabdrücke vorgenommen. Im Zeitalter der digitalen Daten konnte praktisch alles verfälscht werden.

Dennoch hatte Carter Gray das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte.

Er löschte den Bildschirm und beschloss, einen Spaziergang auf dem NIC-Gelände zu machen. Während er umherschlenderte, hob er den Blick zum Himmel und schaute einer 747 der Lufthansa nach, die den Dulles Airport anflog, und seine Gedanken schweiften in die Vergangenheit.

Zu Beginn seiner Karriere bei der CIA hatte Gray sich in der ultrageheimen, inzwischen aufgegebenen Ausbildungseinrichtung in Virginia aufgehalten, gut zwei Stunden Autofahrt von Washington entfernt. Die in den umliegenden Wäldern außerordentlich gut versteckte Anlage hatte im CIA-Jargon »Area 51A« geheißen, ein Beweis dafür, dass man in der Organisation einen gewissen Sinn für Humor pflegte. Inoffiziell war die Einrichtung weniger humorvoll »Knochenmühle« genannt worden.

Weil die Knochenmühle seit langem nicht mehr betrieben wurde, hatte der NIC sich vor einiger Zeit dafür eingesetzt,

die Einrichtung als Verhörzentrum für Terrorismusverdächtige zu verwenden. Dummerweise hatte das Justizministerium Wind davon bekommen, und dadurch war das Verfahren in beachtlichem Umfang verschleppt worden. Und dank der kumulativen Negativwirkung des Gefangenenlagers Guantanamo in Kuba, der schändlichen Umtriebe im Abu-Ghraib-Gefängnis im Irak und des Fiaskos im Vernehmungszentrum Salt Pit bei Kabul in Afghanistan standen die Pläne zur Wiedereröffnung der Area 51A am Rande des Scheiterns.

Das alles aber machte Gray kein Kopfzerbrechen. Es gab viele Örtlichkeiten außer Landes, die denselben Zweck erfüllten. Nach internationalem und ebenso nach amerikanischem Recht war das Foltern Gefangener gesetzeswidrig. Vor mehreren Ausschüssen, die sich mit der Frage nach der Gesetzestreue der Geheimdienstorganisationen beschäftigten, hatte Gray falsch ausgesagt, hatte buchstäblich mit jedem seiner Worte den Kongress belogen. Aber glaubten diese hohen, redlichen Politiker, die kein Wörtchen Arabisch beherrschten und ohne Nachhilfe seitens ihrer Sekretäre nicht einmal die Hauptstadt des Oman oder Turkmenistans nennen konnten – glaubten diese Leute wirklich, es ginge auf der Welt nach solchen Regeln zu?

Das geheimdienstliche Treiben war ein schmutziges Geschäft, in dem ständig Menschen logen und starben. Die Tatsache, dass der US-Präsident erst darüber nachdenken musste, ob er die Liquidierung bestimmter – auch gewählter – Politiker eines fremden Landes absegnen sollte, verdeutlichte genug, wie kompliziert sich die Weltpolitik heutzutage gestaltete.

Gray kehrte in sein Büro zurück. Er wollte sich noch einmal mit all diesen »Toten« beschäftigen, die in seiner Zukunft möglicherweise noch größere Bedeutung haben sollten. Gott gnade Amerika, falls es so kam.

Als er wieder im WFO saß, schickte Alex per E-Mail einen aktualisierten Bericht an Jerry Sykes. Im Gegensatz zum ersten Bericht traf diesmal sehr schnell eine Reaktion ein. Der Anruf, den er erhielt, beorderte ihn nicht etwa nur in Jerry Sykes' Büro oder das Büro des LSA. Stattdessen sollte er sich ohne Verzug im Secret-Service-Hauptquartier melden und bei keinem Geringeren als dessen Direktor persönlich antanzen.

Darin erblickte Alex kein gutes Vorzeichen. Das HQ lag nahe genug am WFO, dass man zu Fuß gehen konnte, und das tat Alex denn auch. Der zeitweilige Aufenthalt an der frischen Luft ermöglichte es ihm, ein weiteres Mal über seine Zukunft nach dem Ausscheiden aus dem Dienst nachzudenken, das nun schneller als vermutet erfolgen mochte – drei volle Jahre früher.

Einige Male war er dem derzeitigen Direktor schon begegnet, allerdings nur bei informellen Anlässen, bei denen sie ein paar Augenblicke lang einige Worte geplaudert hatten. Jetzt hatte Alex im Urin, dass das bevorstehende Wiedersehen weniger kumpelhaft ablaufen sollte.

Wenige Minuten später betrat er das geräumige Büro des Direktors. Auch Jerry Sykes war da und versuchte offenbar, zwischen den Polstern der Couch zu versinken, auf der er kauerte. Zu Alex' großer Überraschung saß Jackie Simpson an Sykes' Seite.

»Schließen Sie bitte die Tür, Ford?«, rief Wayne Martin, der Direktor des Secret Service, ihm zur Begrüßung zu. Die Tür schließen – das war eindeutig ein schlechtes Zeichen. Alex tat wie geheißen, nahm Platz und wartete darauf, dass Martin das Wort ergriff. Martin war ein hoch aufgeschossener Mann, der gestreifte Hemden und große Manschettenknöpfe bevorzugte. Er hatte zu den Agenten gehört, die John Hinckley nach dem Mordanschlag auf Ronald Reagan überwältigt hatten. Er hatte sich von der Pike aus bis ganz an die Spitze hochgearbeitet. Martin las in einer Akte, die vor ihm

lag. Alex spähte hinüber und meinte seine Personalakte zu erkennen. Also stand es wirklich sehr schlecht. Schließlich klappte Martin die Akte zu und hockte sich auf die Schreibtischkante. »Agent Ford, ich komme ohne Umschweife zur Sache. Ich habe heute nämlich noch mehr zu tun, ob Sie 's glauben oder nicht.«

»Ja, Sir«, sagte Alex gewohnheitsmäßig.

»Vor einer Weile hat mich ein Anruf des Präsidenten erreicht. Er ist in der Air Force One auf Wahlkampftour. Dennoch hat er sich die Zeit genommen, Ihretwegen mit mir zu telefonieren. Deshalb habe ich Sie zu mir bestellt.«

In Alex' Körper schien das Blut zu stocken. »Der Präsident hat wegen mir angerufen, Sir?«

»Und erraten Sie auch, warum?«

Alex blickte Sykes an, der auf den Fußboden starrte. Jackies Blick ruhte auf Alex; sie machte nicht den Eindruck, als hätte sie die Absicht, seine Partei zu ergreifen. »Wegen des Falls Patrick Johnson?« Alex konnte die eigene Stimme kaum hören.

»Volltreffer!«, dröhnte Martin und hieb die Faust auf den Tisch, sodass alle übrigen Anwesenden zusammenzuckten. »Da Sie nun schon die Waschmaschine gewonnen haben, Ford, möchten Sie noch mal raten? Erraten Sie, was Sie getan haben, um ein Telefonat des Präsidenten der Vereinigten Staaten auszulösen?«

Alex' Mund wurde knochentrocken, doch der Direktor wünschte offenbar eine Antwort. »Ich habe hinsichtlich Patrick Johnsons Ableben ermittelt. Genau damit bin ich beauftragt worden.«

Martin schüttelte schon den Kopf, bevor Alex halb zu Ende gesprochen hatte. »Das FBI ist in diesem Fall der führende Ermittler. Nach meinem Verständnis sind Sie lediglich als Beobachter für die Ermittlungen abgestellt worden, um die Interessen des Secret Service zu wahren. Unsere einzige Verbindung zu dem Verstorbenen besteht darin, dass er aus Sicht

der Personalverwaltung gemeinsamer Mitarbeiter unserer Organisation und des NIC war, aber in der Praxis unterstand John ganz der Weisungsbefugnis und Jurisdiktion des NIC. Oder sind Sie gegenteiliger Auffassung?«

Alex sparte sich die Mühe, Sykes anzusehen. »Nein, Sir.«

»Gut, ich bin froh, dass das klar ist. Weiter. Das FBI hat in Mr. Johnsons Haus Drogen entdeckt und orientiert sich bei seinen Ermittlungen an diesem Fund, der den berechtigten Rückschluss nahelegt, dass Johnson mit besagten Drogen gehandelt und sich aus diesen Geschäften erhebliche illegale Einnahmen verschafft hat. Infolgedessen ist davon ausgegangen worden, dass es zwischen seiner Tätigkeit beim NIC und seinem Tod keinen Zusammenhang gibt. Ist Ihnen diese Einschätzung bekannt?«

»Jawohl, Sir.«

»Auch das ist gut.« Martin stand auf, und Alex machte sich auf einen Anschiss gefasst. Er wurde nicht enttäuscht. »Nachdem das jetzt alles klar ist«, rief Martin wütend, »würden Sie mir vielleicht mal erklären, was Sie sich dabei gedacht haben, den NIC aufzusuchen und in dieser Sache ausgerechnet Carter Gray zu vernehmen?« Sein Ausbruch ließ sich am ehesten mit dem langgezogenen Geheul eines Feldwebels auf dem Exerzierplatz vergleichen.

»Ich habe unterstellt, Sir«, antwortete Alex, sobald er wieder Worte fand, »dass ich richtig vorgehe, wenn ich mich auch ans NIC wende, um den Fall von allen Seiten zu beleuchten. Dort ist für uns die Untersuchung des Abschiedsbriefs erledigt worden, und…«

»Haben Sie Carter Gray vernommen oder nicht?«

»Das habe ich nicht, Sir. Er ist plötzlich aufgekreuzt und hat uns von sich aus angeboten, uns Johnsons Arbeitsplatz zu zeigen. Bis dahin hatte ich lediglich mit zwei seiner Untergebenen gesprochen, die sich allerdings nicht allzu hilfsbereit zeigten.«

»Haben Sie gedroht, einen Durchsuchungsbefehl für das NIC-Gebäude zu beantragen?«

Alex hatte den Eindruck, dass sein Herz einen Schlag ausließ. »Das war nur eine Routinebemerkung, die…«

Wieder drosch Martin die Faust auf den Schreibtisch. »Haben Sie ’s getan oder nicht?«

Alex spürte Schweißperlen auf der Stirn. »Doch, Sir.«

»Haben Sie etwas Aufschlussreiches in Erfahrung gebracht, als Sie im NIC waren? Sind belastende Indizien gefunden worden? Liegen Hinweise vor, dass Minister Gray an irgendeinem finsteren Komplott beteiligt ist?«

Wenngleich er wusste, dass Martin nur rhetorische Fragen stellte, fühlte Alex sich zu einer Antwort genötigt. »Wir sind an nichts geraten, was die Ermittlungen sonderlich weitergebracht hätte. Aber ich betone, Sir, Minister Gray hat uns auf eigene Initiative zu Johnsons Arbeitsplatz begleitet. Und wir haben seine Zeit nur für wenige Minuten beansprucht.«

»Gestatten Sie mir, Sie in die politischen Seiten unseres Gewerbes einzuweihen, Alex. Minister Gray ist Ihnen im NIC nicht rein zufällig über den Weg gelaufen. Man hat ihn auf Ihre Anwesenheit und Ihre Absichten aufmerksam gemacht, deshalb hat er sich an Sie gewandt. Er hat dem Präsidenten mitgeteilt, dass er sich dazu veranlasst sah. Denn wäre es an die Medien durchgesickert, dass der NIC sich bei kriminalistischen Ermittlungen unkooperativ zeigt, hätte das ein schlechtes Licht auf ihn und den NIC geworfen. Wie Sie wissen, stehen Minister Gray und der Präsident sich sehr nahe. Deshalb ist der Präsident nicht sehr glücklich über Vorkommnisse, die den NIC und Minister Gray in schlechtes Licht rücken. Können Sie das so weit nachvollziehen?«

»Jawohl, Sir.«

»Ist Ihnen auch bekannt, dass auf Minister Grays Veranlassung beim NIC im Fall Johnson eine schonungslose interne Untersuchung stattfindet und das FBI ihm dabei volle Unterstützung leistet?«

»Nein, Sir, das war mir unbekannt.«

Allem Anschein nach hörte Martin ihm inzwischen nicht mehr zu. Er nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch. »In Ihrem ersten Bericht stand die Schlussfolgerung, dass Mr. Johnson sich wahrscheinlich als Drogenhändler betätigte und dass Sie sich den in diese Richtung gehenden Ermittlungen des FBI anschlössen. Mehr nicht. Diesen Bericht haben Sie am gestrigen Abend eingereicht. Aber heute früh gehen Sie ins NIC und stellen jede Menge Fragen, die unzweifelhaft im Widerspruch zu Ihren anfänglichen Rückschlüssen stehen. Darum frage ich Sie: Was ist zwischen gestern Abend, als Sie den ersten Bericht verfasst haben, und Ihrem Besuch heute Morgen beim NIC geschehen, das Sie so radikal umgestimmt hat?« An dem Blick, mit dem Martin ihn musterte, erkannte Alex mit einem Mal, dass der Mann den Grund schon kannte. Er warf Jackie einen Blick zu: Sie betrachtete nervös ihre mit dicken Absätzen bewehrten Pumps. Darum saß sie also hier. Ach du Scheiße. Er heftete den Blick wieder auf den Direktor.

»Ich warte auf Ihre Antwort«, sagte Martin.

Um Zeit zu schinden, räusperte sich Alex. »Sir, ich war beim NIC, weil man dort den Abschiedsbrief untersucht hat. Ich wollte das Ergebnis erfahren.«

Martin bedachte Alex mit einem dermaßen vernichtenden Blick, dass dieser nun auch in den Achselhöhlen Schweiß spürte.

»Sie sollten nie versuchen, mich zu verarschen, mein Freund«, sagte Martin mit so leiser, fester Stimme, dass es viel bedrohlicher klang als sein vorheriges Geschrei. Der Direktor blickte zu Jackie hinüber. »Agentin Simpson hat uns davon in Kenntnis gesetzt, Sie hätten ihr gesagt, ein alter Bekannter hätte Sie dazu angestiftet, sich noch einmal und mit mehr Engagement hinter den Fall zu klemmen.« Er verstummte. »Wer war dieser ›alte Bekannte‹?«

Eine leichtfertige Bemerkung, und schon ist das Leben im Arsch. In diesen Sekunden kreisten Alex' Gedanken nur um

zwei Fragen: wovon er nach unehrenhafter Entlassung aus dem Secret Service seine Hypothek abbezahlen sollte, und wie er Jackie abmurksen und dennoch der Todesstrafe entgehen könnte. »Ich kann mich wirklich nicht erinnern, so etwas zu Agentin Simpson gesagt zu haben, Sir.«

»Es soll heute Morgen gewesen sein. Ich bin mir nicht sicher, ob der Secret Service Agenten gebrauchen kann, die ein so miserables Gedächtnis haben, daher schlage ich vor, Sie zerbrechen sich noch einmal den Kopf darüber. Bedenken Sie, dass hier zwei Karrieren auf der Kippe stehen, von denen eine gerade erst angefangen hat.« Martin richtete den Blick auf Jackie.

»Die Identität der Person ist ohne Belang, Sir. Ich hatte schon unabhängig davon beschlossen, in dem Fall weiter zu ermitteln, weil meines Erachtens gewisse Dinge nicht zusammenpassen. Dafür trage ich die alleinige Verantwortung. Agentin Simpson hatte mit meinem Entschluss, mich ans NIC zu wenden, nichts zu tun. Sie hat lediglich meine Weisungen befolgt, und das nur widerwillig. Ich bin bereit, die Konsequenzen meines Verhaltens zu tragen.«

»Sie möchten meine Frage also nicht beantworten?«

»Bei allem Respekt, Sir, hätte es nur die allerkleinste Bedeutung für diesen Fall, würde ich sie sofort beantworten.«

»Sie möchten es nicht mir überlassen, das zu beurteilen?«

Aus einer ganzen Reihe von Gründen wollte Alex dem Direktor des Secret Service nicht offenbaren, dass ein Mann, der sich Oliver Stone nannte, manchmal gegenüber vom Weißen Haus in einem Zelt wohnte und diversen Verschwörungstheorien anhing, jener »alte Bekannte« war, der ihn überredet hatte, die Ermittlungen fortzusetzen. Alex hielt es momentan für nicht sehr ratsam.

Nervös leckte sich er über die Lippen. »Ich betone, Sir, bei allem schuldigen Respekt, aber es war ein vertrauliches Gespräch, und im Gegensatz zu gewissen Leuten hintergehe ich das Vertrauen anderer Menschen nicht.« Zwar sah er Jackie

bei diesen Worten nicht an, aber das wäre auch überflüssig gewesen. »Also können Sie die Schuld allein bei mir suchen, Sir.«

Der Direktor setzte sich in seinen Chefsessel und lehnte sich zurück. »Sie haben im Secret Service stets anerkennenswerten Dienst getan, Ford.«

»Ich will es hoffen, Sir.«

»Aber es ist das Ende einer Karriere, an das sich die Menschen später erinnern.«

Fast hätte Alex laut gelacht: Genau das Gleiche hatte Stone ihm vorgehalten, allerdings aus völlig anderen Gründen. »So etwas hört man gelegentlich, Sir.« Er schwieg für einen Moment. »Ich gehe davon aus«, sagte er dann, »dass ich in ein anderes Büro des Secret Service versetzt werde.«

»Sie nehmen erst einmal für den Rest des Tages frei. Morgen werden Sie ab Dienstantritt aus dem WFO zurück zum Personenschutz des Präsidenten versetzt. Vielleicht bringt ein bisschen Türstehen Sie wieder zu Verstand. Offen gesagt, ich weiß nicht, was ich mit Ihnen anstellen soll. Am liebsten würde ich Sie aus dem Secret Service werfen. Aber Sie haben eine Menge treuer Dienstjahre angesammelt, und es wäre eine Schande, das alles den Bach runtergehen zu lassen.« Martin streckte einen Finger empor. »Damit es jedoch keinerlei Missverständnisse gibt: Sie halten in jeder Beziehung Abstand vom Fall Johnson, auch wenn Ihr ›alter Bekannter‹ Ihnen etwas Gegenteiliges einzureden versucht. Ist das klar?«

»Vollkommen, Sir.«

»Und nun raus mit Ihnen.«

Djamila badete den Kleinsten, während Lori Franklin auf dem großartig ausgestatteten Spielplatz im Garten hinter dem Haus mit den beiden anderen Jungen spielte. Als sie den Kleinen ankleidete, schaute Djamila durchs Kinderzimmerfenster zu. Lori Franklin verbrachte mit ihren Kindern – zumindest nach Djamilas Einschätzung – zu wenig Zeit. Doch wenn die Mut-

ter sich ihren Söhnen widmete, das musste auch die Iraki zugeben, engagierte sie sich voll und ganz. Sie las vor, malte, spielte allerlei Spiele mit ihnen und beschäftigte sich geduldig viele Stunden lang mit ihren drei Kindern. Es stand außer Frage, dass Lori Franklin ihre Jungs lieb hatte.

Fröhliches Gelächter drang an Djamilas Ohr. Nachdem sie sich einige Sekunden lang widersetzt hatte, steckte der ans Herz rührende Frohsinn sie schließlich doch an, und sie lachte. Söhne. Djamila wünschte sich viele Söhne, die zu großen starken Männern heranwuchsen und sich um ihre Mutter kümmerten, wenn sie alt wurde.

Unvermittelt unterdrückte Djamila ihr Lachen und kehrte dem Fenster den Rücken zu. Die Menschen durften das, was sie hatten, nie als Selbstverständlichkeit erachten. Niemals. Am wenigsten Amerikaner, die alles besaßen.

Als Djamila und Lori Franklin einige Zeit später das Mittagessen zubereiteten, blickte die Hausherrin verwundert, als sie die Kühlschranktür schloss. »Djamila, da ist ja koscheres Essen drin.«

Djamila wischte sich die Hände an einem Handtuch ab. »Ja, Missis, ich hab's im Geschäft gekauft. Von meinem Geld. Es ist für meine Mahlzeiten, wenn ich hier bin.«

»Ich rede nicht vom Geld, Djamila. Aber du musst doch wissen, dass koscheres Essen… Also, es ist jüdisches Essen.«

»Ja, Missis, ich weiß.«

Lori wirkte verwirrt. »Ist mir irgendwas entgangen? Eine Muslima isst jüdische Nahrungsmittel?«

»Die Juden sind in unserem heiligen Buch erwähnt, im Koran. Genau wie die Christen, Missis. Und Jesus ist ein bedeutender Prophet des Islam, wenn auch kein Gott. Es gibt nur einen Gott. Und allein Mohammed hat den Menschen das wahre Wort Gottes vermittelt. Auch David und Ibrahim, den die Christen Abraham nennen, sind wichtige islamische Propheten. Wir verehren sie für ihre Taten. Ibrahim und sein

Sohn Ismael haben die Kaaba gebaut und den Brauch der Hadschi eingeführt, der Pilgerfahrt nach Mekka.«

»Danke für die theologische Belehrung«, sagte Lori, »aber was hat das mit Lebensmitteln zu tun?«

»Moslems müssen essen, was *halal* ist, also mit den Geboten übereinstimmt, und dürfen nicht essen, was *haram* ist, das heißt, den Geboten zuwiderläuft. Die Gebote beruhen auf dem Koran, den Fatwas und anderen islamischen Schriften. Wir dürfen keinen Alkohol trinken und kein Fleisch vom Schwein, Affen oder Hund essen – und keine Tiere, die nicht von Menschenhand gestorben sind. Erlaubt sind nur wiederkäuende Tiere mit gespaltenem Huf und ausschließlich Fische mit Flossen und Schuppen, genau wie bei den Juden. Die Juden bereiten ihre Mahlzeiten so zu, wie es auch für Moslems annehmbar ist. Zum Beispiel lassen sie dem Fleisch alles Blut auslaufen. Wir Moslems dürfen weder Blut trinken, noch darf Blut in unserem Essen sein. Und Juden töten keine Tiere durch Elektrizität oder Lebendkochen. Allerdings rufen sie nicht dreimal *Allahu akbar* – Gott ist groß –, wenn sie ein Tier schlachten. Und Gott lässt sein Volk nicht hungern, wenn es kein *halal* Essen findet. Ruft man Gottes Namen an, wird die Nahrung *halal*. Nicht alle Moslems essen die Speisen der Juden, aber ich halte mich an koscheres Essen, wenn ich keine *halal* Lebensmittel bekommen kann.«

Lori Franklin furchte die Stirn. »Also ehrlich, irgendwie verstehe ich das nicht. Fast täglich liest man von Kämpfen zwischen Juden und Moslems. Da sollte man doch meinen, wenn ihr jüdische Nahrungsmittel akzeptiert und die Juden in eurer Bibel erwähnt werden, müsstet ihr eigentlich auch fähig sein, Mittel und Wege zu finden, dass ihr friedlich zusammenlebt.«

Djamilas Haltung verkrampfte sich. »Bei den Auseinandersetzungen geht es nicht ums Essen. Ich könnte Ihnen vieles erzählen, das…«

»Mag sein, Djamila«, fiel Lori ihr ins Wort, »aber ich lege keinen Wert auf schauerliche Einzelheiten. Nach dem Mittagessen muss ich mich mit George treffen. Er hat die Flugtickets für heute Abend vergessen. George kann sich überhaupt nichts merken! Man sollte meinen, dass ein Investment-Banker ein besseres Gedächtnis hat.«

Als Lori nach dem Mittagessen das Haus verlassen hatte, setzte Djamila die Kinder in den Lieferwagen und fuhr zum Park. Unterwegs beschäftigte sie sich in Gedanken mit ihrer jüngsten Vergangenheit.

In Pakistan war sie jungen Männern begegnet, die Tagebücher geführt hatten, die sie »Protokolle des Opfergangs« nannten – ihrer Selbstaufopferung. Im Westen, so wusste Djamila, hießen sie Selbstmordtagebücher. In Zeitungen hatte sie Auszüge solcher Tagebücher gelesen, die bei jungen Männern gefunden worden waren, die für den Islam ihr Leben hingegeben hatten. Djamila hatte schon darüber nachgedacht, wie wohl der letzte Tag ihres Lebens verlaufen mochte. In ihrer Phantasie stellte sie sich vor, was sie dachte und wie sie empfand, wenn dieser Tag kam. Sie hatte viele Fragen und beunruhigende Zweifel. Würde sie tapfer sein? Sie hatte sich ausgemalt, voller Edelmut und Gelassenheit zu sterben, oder war das unrealistisch? Würde sie unmittelbar nach ihrem Tod ins Paradies eingehen? Würde jemand um sie trauern?

Unter normalen Umständen duldete man es nicht, dass Frauen in einer Gruppe mit Männern zusammenarbeiteten, denn es gab strenge Regeln und Stammesbräuche, die untersagten, dass Männer und Frauen Umgang hatten, die nicht verwandt waren. Doch es hatte sich rasch gezeigt, dass man moslemische Männer in den USA stets argwöhnisch beobachtete, moslemischen Frauen hingegen deutlich mehr Freiraum zugestand. Aus diesem Grund wurden moslemische Frauen jetzt in immer größerer Zahl eingesetzt.

Einem der Männer, der gemeinsam mit Djamila ausgebildet worden war, hatte sie sich sehr nahe gefühlt. Achmed war

Iraner gewesen, sodass sie anfangs Misstrauen verspürt hatte, denn zwischen dem Iran und Djamilas Heimatland hatte es immer schon Spannungen gegeben. Allerdings beschrieb Achmed das Leben in Teheran ganz anders, als man es Djamila im Irak geschildert hatte.

»Die Menschen wollen glücklich sein«, hatte Achmed gesagt. »Das können sie aber nur, wenn sie frei sind. Man kann Gott lieben und zu ihm beten, auch ohne anderen Leuten Vorschriften über ihre Lebensführung zu machen.«

Achmed hatte ihr erzählt, dass iranische Frauen Auto fahren und zur Wahl gehen durften, sogar ins Parlament gewählt werden konnten. Sie mussten nicht ihr Gesicht verhüllen, nur ihren Körper und ihr Haar bedecken; seit einiger Zeit benutzten sie sogar Kosmetika. Auch würden in großen Mengen Satellitenschüsseln ins Land geschmuggelt, erzählte Achmed, sodass Männer und Frauen gemeinsam in Autos saßen und Musik hörten. Wenn man wusste, wohin man sich zu wenden hatte und das Richtige sagte, war es möglich, die Vorschriften zu umgehen. Man fand Gelegenheit, das Leben zu genießen, wenn vielleicht auch nur für kurze Zeit. Außerdem hatte er Djamila gesagt, dass ihr Name, der auf Arabisch »schön« bedeutete, wundervoll zu ihr passte. Seine Worte hatte sie sehr froh gemacht, und ihr waren Zukunftsperspektiven bewusst geworden, an die sie bis dahin gar nicht gedacht hatte.

Achmed hatte auch Gedichte geschrieben und den bescheidenen Traum gehegt, sein Verse einmal gedruckt zu sehen. Seine Gedichte waren von einer Tragik erfüllt, an der Djamila erkannte, dass sie Jahren der Gewalt und des Leids entsprungen waren. »Wenn man bis auf das eigene Leben alles verloren hat«, war eine seiner letzten Äußerungen zu Djamila gewesen, »wird das Leben deshalb nicht wertvoller, nur die Opferung des Lebens erhält dadurch mehr Gewicht. Das Leben kann keinem höheren Zweck dienen, als für Gott zu sterben.«

Achmed hatte häufig über seinen bevorstehenden Tod gesprochen und in seinem Tagebuch bereits den Tag und die

Stunde festgelegt, wann er für Gott zu sterben beabsichtigte. Doch er hatte Djamila das gewählte Datum nicht genannt. Deshalb wusste sie nicht, ob Achmed sich seinen Wunsch inzwischen erfüllt hatte oder ob sein Opfergang noch ausstand. Sie wusste nicht einmal, wohin man ihn geschickt hatte. Beim Zeitungslesen achtete sie stets auf seinen Namen oder sein Bild, um vielleicht auf diese Weise von seinem Tod zu erfahren, hatte aber nie etwas entdeckt.

Manchmal stellte Djamila sich vor, dass Achmed im Paradies zu ihr fand und sie beide in ewigem Frieden zusammen sein durften. Es war einer der wenigen Gedanken, die noch ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern vermochten.

Ja, sie würde Achmed gern wiedersehen, sehr gern. Ob im Leben oder im Tod war ihr einerlei.

Stone kehrte in sein Friedhofswärterhäuschen zurück, machte sich sauber, legte sich Eis aufs Gesicht und ruhte, während die Schwellung nachließ. Dann rief er mit dem geliehenen Handy Reuben und Caleb an. Milton konnte er nicht erreichen.

Anschließend arbeitete er auf dem Friedhof und half Besuchern, ein bestimmtes Grab ausfindig zu machen. Vor vielen Jahren hatte die Gemeinde noch ein Gräberverzeichnis geführt, doch war diese Liste inzwischen verloren gegangen. Im Lauf der letzten beiden Jahre hatte Stone sich jeden Grabstein und verschiedene hilfreiche Dokumente angesehen, sodass es ihm gelungen war, ein zuverlässiges neues Verzeichnis zu erstellen. Überdies hatte er sich mit der Entstehung des Friedhofs beschäftigt und betätigte sich als inoffizieller Fremdenführer, der Touristengruppen die Geschichte des Friedhofs Mount Zion erzählte.

Als er den Besuchern geholfen hatte und sich wieder an die Pflege der Anlagen machte, brannte ihm das Gesicht. Allerdings nicht infolge der Verletzung, sondern aus Scham über seine Dummheit. Sein Verhalten war umso blödsinniger gewesen, als er es ausgerechnet vor Adelphia an den Tag gelegt

hatte. Ihm war, als spürte er jetzt noch den Messergriff in der Hand. *Wie dumm von mir.*

Später beschloss er, mit der U-Bahn zu Milton zu fahren, um sich zu erkundigen, ob der sich inzwischen in den Zentralcomputer des Zulassungsamtes eingehackt und den Halter des ausgespähten Wagens ermittelt hatte. Außerdem wollte Stone sich davon überzeugen, dass Milton wohlauf war; denn die Leute, mit denen sie es zu tun hatten, konnten mit Computern fast so gut umgehen wie Milton, wenn es um Fingerabdrücke ging.

Auf dem Weg zur U-Bahn-Station Foggy Bottom hörte Stone plötzlich eine Hupe hinter sich und drehte sich um. Agent Ford lenkte seinen Crown Vic an den Straßenrand und ließ das Seitenfenster herunter.

»Kann ich Sie mitnehmen?« Dann sah er Stones Verletzungen. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Ich bin gestürzt.«

»Geht's einigermaßen?«

»Mein Ego hat stärker gelitten als mein Gesicht.« Stone stieg ins Auto, und Ford fuhr weiter. »Ich denke gerade an unsere gestrige Unterhaltung«, sagte Stone nach einer für sein Empfinden angemessenen Frist des Abwartens. »Wie kommen Sie mit den Ermittlungen voran?«

»So gut, dass ich wieder zum Personenschutz versetzt worden bin.«

»Agent Ford…«

»Wissen Sie, Oliver, nach so vielen Jahren sollten Sie mich vielleicht Alex nennen.«

»Ich hoffe, meine Ratschläge haben Ihnen keine Schwierigkeiten eingebrockt, Alex.«

»Ich bin alt genug. Und Sie haben recht gehabt. Nur wusste ich nicht über sämtliche Fakten Bescheid, und dafür muss ich nun büßen.«

»Welche Fakten?«

»Darüber muss ich leider schweigen. Wo wollen Sie eigentlich hin?«

Stone nannte ihm die Anschrift. »Ich treffe mich dort mit ein paar Freunden«, fügte er hinzu.

»Hoffentlich sind es Leute von Rang und Namen. Davon kann man nie genug haben.«

»Solche Freunde habe ich bedauerlicherweise nicht.«

»Ich auch nicht. Aber wie sich gezeigt hat, steht meine Kollegin gleich zu mehreren hohen Tieren in engem Verhältnis. Heute habe ich von ihr erfahren, dass ihr Pate niemand anders ist als Carter Gray.«

Stone sah ihn von der Seite an. »Wer ist die Frau?«

»Sie heißt Jackie Simpson.«

Stone stutzte. »Roger Simpsons Tochter?«

»Woher wissen Sie das?«

»Sie haben Freunde ›von Rang und Namen‹ erwähnt, und wesentlich höhere Tiere als Roger Simpson kommen nicht in Betracht. Er hat bei der CIA gearbeitet, aber das war vor Jahrzehnten.«

»Davon wusste ich nichts, aber das erklärt wohl sein Interesse an den Geheimdiensten.«

Stone starrte zum Fenster hinaus. »Wie alt ist die Frau?«

»Jackie? Mitte dreißig.«

»Und sie hat gleich beim Secret Service angefangen?«

»Nein. Ehe sie zum Secret Service kam, war sie in Alabama bei der Kripo.«

»Was ist sie für eine Frau?«

»Also, was mich betrifft, steht sie jetzt weit oben auf meiner schwarzen Liste. Sie hat mir heute früh praktisch einen Dolchstoß in den Rücken versetzt.«

»Ich meine ihr Aussehen.«

»Wieso möchten Sie *das* denn wissen?«

»Reine Neugier«, behauptete Stone.

»Sie ist zierlich, hat schwarze Haare und blaue Augen, und wenn sie sich richtig angepisst fühlt, verfällt sie nach

Südstaatlerart ins Nölen. Sie gibt nie klein bei und sagt, was sie denkt. Keine schlappe Primel.«

»Aha. Sieht sie gut aus?«

»Denken Sie daran, mit ihr auszugehen?«, fragte Alex und grinste.

»Junge Frauen machen alte Männer immer neugierig«, antwortete Stone lächelnd.

Alex hob die Schultern. »Eigentlich ist sie attraktiv, lässt man ihr überstarkes Selbstbewusstsein mal beiseite.«

Mitte dreißig, dachte Stone. Schwarzes Haar, blaue Augen und starkes Selbstbewusstsein.

»Sind Sie Carter Gray mal begegnet?«, erkundigte sich Stone.

»Heute«, antwortete Alex.

»Was halten Sie von ihm?«

»Ein sehr beeindruckender Mann.«

»Sind Sie deshalb in Scherereien geraten? Weil Sie Gray in die Arme gelaufen sind?«

»Sagen wir mal… ich habe mich für besonders schlau gehalten und den zwei NIC-Agenten, die den Fall bearbeiten, den Abschiedsbrief zur Untersuchung ausgehändigt, der beim Toten gefunden wurde. Ich dachte, dann hab ich einen Vorwand, bei ihnen aufzukreuzen und bei der Gelegenheit meine Nase in ihren Kram zu stecken. Aber man hat mich voll auflaufen lassen. Ich hätte es mir denken sollen.«

Die beiden letzten Sätze hatte Stone nicht mehr gehört. Auf Anhieb hatte die Aussage, dass der Abschiedsbrief im NIC untersucht worden war, seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht. Ob auf dem Blatt Miltons Fingerabdrücke waren?

»Und… äh, waren die NIC-Agenten denn nicht hilfsbereit?«

»Nicht besonders. Wissen Sie, ich hab was gegen solche Dunkelmänner. Mir ist es scheißegal, ob sie sich NIC, CIA oder DIA nennen, sie sagen einem nicht die Wahrheit, nicht mal, wenn das Leben ihrer Mutter davon abhinge.«

»Stimmt«, bestätigte Stone halblaut.

Auf halber Strecke zum Ziel bat Stone den Agenten, ihn abzusetzen.

»Ich kann Sie bis zur Haustür fahren, Oliver«, sagte Alex. »Der Direktor hat mir den Rest des Tages frei gegeben, damit ich über meine Sünden nachdenken kann.«

»Ich brauche wirklich noch einen kleinen Spaziergang.«

»Na gut. Und ich an Ihrer Stelle würde zum Arzt gehen, wenn jemand mir so einen ans Kinn verpasst hätte.«

»Mach ich.«

Sobald Alex davonfuhr, zückte Stone das Handy und rief nochmals Milton an. In gewisser Weise entmutigte es Stone, dass der Secret-Service-Agent von dem Fall abgezogen worden war, aber wenigstens schwebte er nicht in Gefahr. Von sich und seinen Clubkameraden konnte Stone das nicht unbedingt behaupten.

Miltons Stimme unterbrach seine Gedankengänge. »Hallo?«

»Milton, wo steckst du?«

»Ich bin bei Chastity.«

»Seit wann?«

»Seit heute Morgen. Warum?«

»Als du das Haus verlassen hast, ist dir jemand aufgefallen, der dort herumgelungert hat?«

»Nein.«

»Halt dich von deinem Haus fern. Ich möchte, dass wir uns anderswo treffen.« Stone überlegte fieberhaft. »Union Station. Kannst du innerhalb der nächsten halben Stunde dort sein?«

»Ich glaub schon.«

»Ich warte vor der Zeitschriftenhandlung. Hast du den Inhaber des Autokennzeichens festgestellt?«

»Na klar. Ich weiß den Namen und die Anschrift. Sie lauten…«

»Sag's mir lieber persönlich. Und jetzt hör bitte ganz genau zu, Milton. Du musst die Gewissheit haben, dass niemand dich verfolgt.«

»Was hast du herausgefunden?«, fragte Milton nervös.

»Das erfährst du, wenn wir uns getroffen haben. Ach, und noch was. Könntest du mal eruieren, was über eine Jackie Simpson vorhanden ist, Senator Simpsons Tochter? Sie ist Secret-Service-Agentin.«

Stone beendete das Telefonat; dann rief er auch Reuben und Caleb nochmals an und brachte sie auf den neuesten Stand. Anschließend trat er den Weg zur nächsten U-Bahn-Station an. Bald darauf stand er im Eingang der Buch- und Zeitschrifthandlung B. Dalton, die in der nicht gerade kleinen Union Station beträchtlichen Raum einnahm. Während Stone in einigen Büchern blätterte, behielt er den U-Bahn-Ausgang im Augenmerk, aus dem Milton seines Erachtens zum Vorschein kommen musste.

Erstaunt hob Stone den Blick, als Milton aus einem anderen Bereich der Union Station erschien.

»Chastity hat mich gebracht«, erklärte er. »Was ist denn mit deinem Gesicht passiert?«

»Unwichtig. Ist Chastity auch hier?«

»Nein, ich hab sie gebeten, nach Hause zu fahren.«

»Bist du dir ganz sicher, Milton, dass niemand euch gefolgt ist?«

»Wenn Chastity am Steuer sitzt, hat kein Verfolger 'ne Chance.«

Stone begleitete ihn zu einem Bäckerladen gegenüber der Zeitschriftenhandlung. Dort kauften sie sich Kaffee und setzten sich an ein Tischchen in der hintersten Ecke.

Milton holte sein Handy heraus und drückte eine Taste. »Wen rufst du an?«, fragte Stone.

»Niemanden. Mein Handy hat einen integrierten Recorder. Mir ist gerade eingefallen, dass ich mich mit Chastity nachher noch über eine Sache verständigen muss, deshalb spreche ich

mir selbst eine Erinnerung auf. Das Handy, das ich dir geborgt habe, hat die gleiche Funktion. Und 'ne Kamera ist ebenfalls eingebaut.« Milton speicherte einen kurzen Erinnerungstext und steckte das Handy wieder ein.

»Wie heißt der Mann?«, fragte Stone.

»Tyler Reinke. Er wohnt bei Purcellville. Ich hab die vollständige Anschrift.«

»Ich kenne die Gegend. Weißt du auch, wo er arbeitet?«

»Ich hab überall recherchiert, wo ich mich reinhacken konnte, und das ist 'ne Menge. Trotzdem war nichts über den Burschen zu finden.«

»Das könnte bedeuten, dass er im NIC sitzt. Wahrscheinlich könntest nicht mal du dich bei diesem Verein reinhacken.«

»Schon möglich.«

»Und hast du was über Jackie Simpson recherchieren können?«

»Einiges. Ich hab's dir ausgedruckt.« Milton schob Stone einen Schnellhefter zu. Stone klappte ihn auf und sah als Erstes das ausgedruckte Foto der Frau. Alex hat recht, dachte er. Selbstbewusstsein sprach aus allen ihren Gesichtszügen. Der Schnellhefter enthielt auch ihre Wohnanschrift. Sie lag in der Nähe des WFO. Stone fragte sich, ob sie zu Fuß ins Büro ging. Er schloss den Hefter, verstaute ihn in seinem Rucksack und erzählte Milton, dass der Abschiedsbrief sich im Besitz des NIC befand und möglicherweise seine Fingerabdrücke trug.

Langsam ließ Milton den Atem entweichen. »Ich wusste sofort, ich hätte das Papier nicht anrühren sollen.«

»Kann es sein, dass du noch in den NIH-Datenbanken erfasst bist?«

»Wahrscheinlich. Und nachdem ich diesen blöden Brief an Ronald Reagan geschrieben hatte, sind meine Fingerabdrücke auch vom Secret Service genommen worden. Ich war stinkwütend wegen Reagans Haushaltskürzungen, durch die auch

Therapiechancen für seelisch Erkrankte verschlechtert wurden.«

Stone beugte sich vor. »Ursprünglich wollte ich heute Abend eine Sitzung bei Caleb veranstalten, aber inzwischen bin ich mir nicht mehr sicher, ob es ungefährlich ist.«

»Wo wollen wir uns denn sonst zusammensetzen?«

In diesem Moment läutete Stones Handy. Der Anrufer war Reuben.

»Ich hab einen alten Kumpel auf ein Bier getroffen«, sagte er aufgeregt. »Wir haben gemeinsam in Vietnam gekämpft und sind später gleichzeitig bei der DIA eingestiegen. Als ich hörte, dass der Bursche kürzlich in Pension gegangen ist, dachte ich mir, ich trink mal einen mit ihm und sehe zu, ob er ein bisschen was ausplaudert. Tja, ich hab von ihm erfahren, dass die ganze Geheimdienstszene sauer auf den NIC ist, weil sie da jetzt sämtliche Terroristendaten sammeln und horten. Sogar die Datenbanken der CIA sind gefilzt worden. Gray wusste genau, wenn er den Informationsfluss beherrscht, hat er auch die Kontrolle über den ganzen Rest.«

»Also müssen sämtliche Geheimdienstorganisationen sich jetzt ans NIC wenden, wenn es um Informationen geht?«

»Genau. Und auf diese Weise weiß man beim NIC jederzeit, womit die Kollegen sich beschäftigen.«

»Aber nach dem Gesetz hat der NIC sowieso die oberste Kompetenz, Reuben.«

»Mann, wen interessiert das Gesetz? Glaubst du vielleicht, die CIA wäre ehrlich, was Art und Umfang ihrer Aktivitäten angeht?«

»Nein«, gestand Stone. »Sich an die Wahrheit zu halten, wäre nicht nur nachteilig, es wäre auch ohne historische Präzedenz. Spione lügen immer.«

»Ist noch immer geplant, die heutige Sitzung bei Caleb zu veranstalten?«, fragte Reuben.

»Ich weiß nicht, ob es bei Caleb…« Stones Stimme verklang. »Caleb?«, raunte er.

»Oliver?«, rief Reuben. »Bist du noch da?«

»Oliver?«, fragte Milton in sorgenvollem Ton dazwischen. »Ist alles in Ordnung?«

»Wo bist du momentan, Reuben?«, erkundigte Stone sich eilig.

»In meiner hässlichen Bude. Warum?«

»Kannst du mich an der Union Station abholen und zu meinem Abstellkämmerchen fahren?«

»Klar, aber du hast meine Frage nicht beantwortet. Findet die Sitzung bei Caleb statt?«

»Nein, lieber nicht…« Stone ließ den Blick schweifen. »Wir treffen uns an der Union Station.«

»Union Station«, wiederholte Reuben. »Da kann allerdings kaum von Privatsphäre die Rede sein, Oliver.«

»Ich hab nicht gesagt, dass wir die Sitzung dort abhalten.«

»Im Moment blicke ich nicht so richtig durch«, murrte Reuben.

»Ich erkläre dir alles später. Komm einfach so schnell her, wie du kannst. Ich warte an der Vorderseite.« Stone beendete das Gespräch und richtete den Blick auf Milton.

»Was hast du vor?«, fragte Milton.

»Ich brauche etwas. Vielleicht kommt dann endlich Klarheit in die ganze Chose.«

»Offenbar ist keiner zu Hause«, sagte Tyler Reinke, der im Auto saß und Miltons Haus beobachtete. Er senkte den Blick auf Miltons Akte. »Präsident Reagan einen Drohbrief zu schreiben, dass er ihm das Frühstücksmüsli vergiften wollte«, sagte Reinke kichernd, »konnte ja keinen rasanten Karriereschub ergeben. Vielleicht ist das der Grund, weshalb diese Figuren sich nicht an die Polizei gewandt haben. Wegen dieser Daten.«

»Ich wüsste gern«, sagte Peters, »was er mitten in der Nacht auf Roosevelt Island zu suchen hatte.«

»Ich schlage vor, wir warten noch ein bisschen, dann schauen wir uns mal drinnen um. Falls der Bursche abgetaucht ist, hat er vielleicht etwas zurückgelassen, das uns einen Hinweis auf seinen jetzigen Aufenthaltsort gibt.«

»In der Zwischenzeit sollten wir noch mal nach Georgetown fahren«, meinte Peters. »Vielleicht hat irgendwer in der bewussten Nacht Beobachtungen gemacht, die uns auf die Sprünge helfen.«

»Und wenn wir schon dort sind«, sagte Reinke, »kann es nicht schaden, nochmals nach dem Ruderboot zu sehen.«

Captain Jack rückte den Hut zurecht und strich mit dem Finger über die gelbe Rose, die er sich ins Revers geflochten hatte, während sein Blick durch das Innere seiner Neuerwerbung schweifte. Die Autowerkstatt war groß und umfasste drei geräumige Arbeitsbereiche. Derzeit stand sie jedoch leer, von einem einzigen Fahrzeug abgesehen, dem allerdings die ungeteilte Aufmerksamkeit der »Mechaniker« galt. Achmed, der Iraner, wischte sich den Schweiß von der Stirn, als er aus der Reparaturgrube des Werkstattbodens kletterte.

»Wie geht's voran?«, fragte Captain Jack.

»Wir sind im Zeitplan. Haben Sie mit der Frau gesprochen?«

»Alles klar und bereit«, sagte Captain Jack. »Frag nicht noch einmal nach ihr, Achmed«, ermahnte er den Mann. Der Iraner nickte knapp und schwang sich wieder in die Grube. Gleich darauf surrten erneut Elektroschrauber, und Captain Jack trat hinaus in den Sonnenschein.

Achmed wartete noch ein paar Augenblicke; dann kletterte er erneut aus der Grube, eilte zur Werkbank, nahm ein unter Werkzeug verstecktes, eingeöltes Tuch zur Hand und wickelte ein Messer mit langer Klinge aus. Er legte das Messer im Heck des Fahrzeugs unter die Fußbodenmatte und schob diese wieder ordentlich zurecht.

Draußen stieg Captain Jack in den Audi und fuhr zu der Wohnung gegenüber vom Mercy Hospital. Einer der Afghanen ließ ihn ein.

»Sind die Waffen da?«, erkundigte sich Captain Jack.

»Wir haben sie in Einzelteilen in Einkaufstüten nach oben gebracht, so wie Sie es wollten.«

»Lass mal sehen.«

Der Mann führte ihn zu dem Großbildschirm-Fernseher, der in einer Zimmerecke stand. Gemeinsam schoben sie den Apparat zur Seite. Dann hob der Afghane mit einem Schraubenzieher den Teppichboden an und legte Dämmschicht und Unterboden frei. An dieser Stelle war der Unterboden entfernt und gegen Sperrholz ausgetauscht worden. Unter dem Sperrholz wiederum, so bekam Captain Jack zu sehen, hatte man an den Zwischenbalken in Abständen von jeweils fünfzehn Zentimetern kurze Längen Seil befestigt. Auf dieser Aufhängung lagen zwei Scharfschützengewehre mit Hochleistungssichtgeräten.

»Ich habe von den M-50 gehört«, sagte Captain Jack, »aber nie so ein Ding benutzt.«

»Es hat digitale Optik ohne sichtbare Zielsignatur und verschießt Einundzwanzig-Millimeter-Projektile mit integrierten Umfeldsensoren und integrierter multithermaler Detektorfunktion.« Der Afghane kniete sich hin und zeigte auf ein bestimmtes Teil der Waffe. »Außerdem ist ein neurales Feedbacksystem vorhanden, das Muskelzuckungen ausgleicht.«

»So was hab ich nie gebraucht, um meine Arbeit zu erledigen«, meinte Captain Jack unbeeindruckt.

»Und die Waffe ist mit hochmodernem Camoflex beschichtet, das sich nach Betätigung dieser Taste der jeweiligen Umgebung anpasst. Der Lauf ist nanotechnisch perfektioniert, sodass die Waffe eine sagenhafte Treffgenauigkeit hat – weniger als eine zehntausendstel Bogenminute auf tausend Meter. Reiner Overkill für diese Aufgabe, aber egal. Außerdem

haben wir zwei MP-5 mit rund zweitausend Schuss Munition.«

Ganz zu Beginn seiner Laufbahn hatte Captain Jack sich den unverzeihlichen Fehler erlaubt, erst die Höheneinstellung zu justieren und dann erst den Luftdruck einzustellen – auf den Wert, den er von der üblichen Wettervorhersage kannte. Scharfschützen mussten jedoch den aktuellen Luftdruck ohne Beachtung der Höheneinstellung berücksichtigen. Damit hatte Jack einen großen Fehler begangen, denn kühle Luft war dichter als warme Luft, und dies in Rechnung zu stellen hatte bei der Verwendung überschallschneller Munition maßgebliche Bedeutung. Dieser schwerwiegende Fehler hatte zur Folge gehabt, dass Captain Jack die Zielperson nur verwundete, nicht aber tötete – bei einem Anschlag auf ein Staatsoberhaupt ein gänzlich inakzeptables Ergebnis.

»Wo habt ihr die Munition versteckt?«, fragte Captain Jack.

Der Afghane stellte sich hinter den Fernseher und schraubte die Rückwand ab. Das Innere enthielt Dutzende geladener MP-5-Magazine, ordentlich aufgestapelt, sowie mehrere Schachteln mit M-50-Munition. »Wie Sie sich denken können«, sagte der Afghane, »gucken wir wenig Fernsehen.«

»Und die beiden anderen Gewehre und die Munition? Sie sind am allerwichtigsten.«

»Auch unter dem Fußboden. Sie sind einsatzfertig. Wir haben über fünfzig Stunden damit geübt. Keine Sorge, wir schießen nicht daneben.«

»Das Wetter sieht für Schützen günstig aus, kann in dieser Gegend allerdings schnell umschlagen.«

Der Afghane zuckte mit den Schultern. »Auf die Entfernung ist es nicht schwierig, etwas zu treffen. Aus diesem Abstand habe ich mein Ziel schon dreimal hintereinander getroffen – bei Nacht und unter Gegenfeuer.«

Captain Jack wusste, dass der Mann kein Aufschneider war; andernfalls hätte er auch gar keinen Zugang in diese Gruppe erhalten.

»Aber auf diese Weise habt ihr es noch nicht gemacht«, wandte er ein. »Schussweite und Flugbahn sind etwas anders.«

»Glauben Sie mir, ich kenne mich aus.«

Captain Jack ging ins Bad und besah sich im Spiegel seine Verkleidung. Er nahm den Hut ab und betrachtete das dichte ergrauende Haar und den Schnauz- und Kinnbart. Als er die Sonnenbrille absetzte, schaute er in blaue Augen. Er hatte eine kleine Narbe seitlich an der langen, dicken Nase. Das Kopfhaar und die Bärte waren falsch. In Wirklichkeit hatte er eine Glatze und trug keinen Bart; seine Augen waren braun, nicht blau, und seine Nase zwar lang, aber schmal. Und eine Narbe gab es nicht.

Er zog Hut und Sonnenbrille wieder an. In seinem Leben war er schon viele Male untergetaucht und in andere Identitäten geschlüpft, manchmal in fremdem Auftrag, auch im Auftrag der Regierung der Vereinigten Staaten. Andere Male hatte er eigenständig seine Schießkünste und seine stählernen Nerven an den Meistbietenden verkauft. Doch nun sollte sein nächstes Abtauchen, so wie er zu Hemingway gesagt hatte, sein letztes Verschwinden sein.

Er fuhr aus dem Ort zum Festplatz, der kaum zehn Minuten Fahrt vom Zentrum entfernt lag. Doch in zehn Minuten konnte viel geschehen.

Captain Jack hielt nicht am Festplatz, sondern lenkte den Wagen langsam an dem Gelände vorbei und betrachtete nochmals jede Landmarke, obgleich er sich alles längst eingeprägt hatte. Weiß gestrichene Pferchzäune umgaben den Platz; es gab mehrere Eingänge für Fußgänger, aber nur eine Fahrzeugzufahrt. Zwei Meter hohe Ziegelsäulen säumten das Tor – ein Engpass, den der Autokorso passieren musste. Für das »Ungetüm« konnte es knapp werden.

Captain Jack sah sich auch ringsum die Baumgrenze an und versuchte zu ergründen, wo in diesem Umkreis die amerikanischen Scharfschützen postiert sein konnten. Wie viele würden

es sein? Ein Dutzend? Zwei Dutzend? Selbst bei bester Auskundschaftung konnte man heutzutage nie sicher sein. Dank der Tarnkleidung, die diese Männer trugen, verschmolzen sie so vollkommen mit ihrer Umgebung, dass man leicht über sie stolperte, bevor man sie bemerkte. Ja, höchstwahrscheinlich mussten seine Leute auf diesem geweihten Boden sterben. Aber sie durften wenigstens einen schnellen, schmerzlosen Tod erwarten. Überschallschnelle Weitschussmunition tötete blitzartiger, als das Gehirn reagieren konnte, zumal wenn sie den Kopf traf. Die Fedajin dagegen erwartete wahrscheinlich kein so schmerzfreier Abgang.

Captain Jack stellte sich vor, wie der Autokorso kam und der Präsident aus dem Ungetüm stieg, wie er winkte, Hände schüttelte, Schultern klopfte, ein paar Auserwählte umarmte und wie man ihn anschließend zum kugelsicheren, sogar gegen Bomben geschützten Podium eskortierte, während man *Hail to the Chief* spielte.

Die Gewohnheit, dieses Lied jedes Mal bei Erscheinen des US-Präsidenten zu spielen, ging zurück auf die Ehefrau von Präsident James Polk, die sich fürchterlich geärgert hatte, dass man ihren kleinen, hausbackenen Gatten häufig übersah, sobald er irgendwo ein- oder auftrat. Deshalb hatte Sarah Polk angeordnet, bei Erscheinen ihres Gemahls stets dieses Lied zu spielen. Seitdem hatten alle Präsidenten sich an die Maßgabe der herrischen Mrs. Polk gehalten.

Die Angelegenheit stellte sich sogar noch amüsanter dar – jedenfalls aus Captain Jacks Sicht –, wenn man die Herkunft des Liedes berücksichtigte. Komponiert worden war es nämlich zum Text von Sir Walter Scotts epischer Ballade *Die Dame vom See*, die den auf Verrat begründeten Untergang eines schottischen Häuptlings schilderte, den sein Erbfeind, King James V., zum Tode verurteilte. So kam es, dass das Lied, das heute dem Zweck diente, auf die Ankunft des Präsidenten der Vereinigten Staaten hinzuweisen, nichts weniger als die Tötung einer Art Staatsoberhaupt schilderte. Im letzten

Teil des Canto 5 wird die eine Frage gestellt, über die nach Captain Jacks Meinung alle Möchtegern-Politiker ernsthaft nachdenken sollten: *Ach, wer wollte euer König sein?*

»Ich nicht«, murmelte Captain Jack in den falschen Bart. »Ich nicht.«

Der Ex-Nationalgardist setzte sich auf den Stuhl und betrachtete seine neue Hand, während die beiden Männer ihn aufmerksam musterten.

»Nachdem wir jetzt die Tasche eingefügt haben«, sagte der Techniker, »müssen wir die Bewegungen üben.« Der Amerikaner bewegte Handgelenk und Hand so, wie man ihm gezeigt hatte, doch nichts geschah. »Man braucht Übung. Bald werden Sie es sehr gut können.«

Zwei Stunden später hatten sie beachtliche Fortschritte erzielt. Die drei Männer legten eine Pause ein, setzten sich zusammen und unterhielten sich.

»Sie waren also LKW-Fahrer?«, fragte der Chemiker.

Der Ex-Soldat nickte und hob Kunsthand und Haken. »Damit kann man so einen Beruf aber nicht richtig ausüben, weil ich auch beim Abladen helfen musste.«

»Wie lange waren Sie im Irak, bevor das passiert ist?«

»Achtzehn Monate. Ich musste nur noch vier Monate überstehen. Dachte ich. Dann kam der Befehl, dass wir zweiundzwanzig Monate länger bleiben sollten. Vier Jahre insgesamt. Ehe das alles geschah, hatte ich in Detroit Frau und Familie und führte ein geregeltes Leben. Und auf einmal musste ich Geld zusammenkratzen, um mir auf eigene Kosten ’ne Schutzweste und GPS zuzulegen, weil Vater Staat kein Geld dafür hatte. Und dann reißt mir bei Mosul eine Landmine beide Hände ab und dazu ein Stück Fleisch aus der Brust. Vier Monate hab ich im Walter Reed Hospital gelegen. Als ich endlich nach Hause kam, hatte meine Frau die Scheidung eingereicht, meinen Arbeitsplatz hatte längst ein anderer, und ich war im Grunde genommen ein Obdachloser.« Der Amerikaner verstummte und schüttelte den Kopf. »Dabei hatte ich

vorher schon, im Ersten Golfkrieg, meine Pflicht getan und all den Mist über mich ergehen lassen, den Saddam über uns ausgeschüttet hat. Nach der Entlassung aus der Armee ging ich zur Nationalgarde, um wenigstens ein paar Kröten zu verdienen und wieder auf die Hinterbeine zu kommen. Ich hatte meinen Dienst geleistet, reichte meinen Abschied ein und wurde LKW-Fahrer. Und dann klopfte Jahre später unversehens die Armee bei mir an und behauptete, mein Abschied von der Nationalgarde wäre ›offiziell‹ nie anerkannt worden. Da hab ich denen nicht allzu höflich ins Gesicht gesagt, sie sollten mich am Arsch lecken. Aber ich bin gegen meinen Willen buchstäblich abgeführt worden. Und anderthalb Jahre danach machte es plötzlich Bums, und meine Hände und mein Leben waren im Eimer. Das eigene Vaterland hat mir das angetan!«

»Nun erhalten sie die Gelegenheit, sich zu revanchieren«, sagte der Chemiker.

»Ja, endlich«, antwortete der Ex-Nationalgardist und bewegte die Hand.

Adnan al-Rimi schlenderte im Mercy Hospital durch die Flure und prägte sich aufmerksam sämtliche Einzelheiten ein. Wenig später kehrte er um und ging zum Haupteingang der Klinik zurück, wo man gerade eine ältere Patientin im Rollstuhl – mitsamt Infusionsschlauch am Arm – ins Gebäude schob.

Adnan trat beiseite und atmete die laue Luft. Links neben der Freitreppe gab es eine Rampe für Patienten, die auf fahrbaren Tragen oder in Rollstühlen befördert werden mussten. Al-Rimi stieg die Treppe bis auf den Gehweg hinunter, der vor dem Krankenhaus verlief. Die Treppe hatte vierzehn Stufen. Er drehte sich um und stieg hinauf, maß diesmal die Zeit: Sieben Sekunden bei normalem Tempo, im Laufschritt brauchte man vielleicht nur die Hälfte.

Adnan ging wieder ins Klinikgebäude, strich mit der Hand über seine Dienstwaffe, einen alten 38er Revolver – in Adnans Augen ein Stück amerikanischer Schrott. Aber es war

die einzige Handfeuerwaffe, die der Sicherheitsdienst, für den Adnan arbeitete, zur Verfügung stellte. An sich war es belanglos, welche Waffe er trug, doch Waffen hatten für Adnan nun einmal überragende Bedeutung. Er hatte Waffen buchstäblich sein Leben lang benötigt, um selbiges zu behalten.

Adnan schlenderte zurück zur Pflegestation, in der er sich vorhin befunden hatte, und blieb auf der vierten Kachel stehen, neben dem genauen Mittelpunkt der Station. Dann machte er wieder kehrt in Richtung Vordereingang. Wer ihn beobachtet hätte, wäre zu der Auffassung gelangt, dass er lediglich seine Runden drehte. Im Kopf zählte er die Schritte, nickte unterwegs zwei Krankenschwestern zu, die ihm im Korridor begegneten. Kurz vor dem Haupteingang wandte er sich nach rechts, zählte dieses Mal die Schritte, die er zum Durchmessen des Flurs brauchte, öffnete die Tür zum Hinterausgang, stieg zwei Treppenfluchten hinunter – auch dabei zählte er seine Schritte – und betrat im Keller den Flur in der Westseite der Klinik. Dieser Flur mündete in einen anderen, nordwärts gelegenen, der in den Bereich des Hinterausgangs führte. Von dort aus führte eine breite, asphaltierte Fahrbahn hinauf zur Hauptstraße hinter der Klinik. Wegen des Gefälles und unzureichender Abflüsse staute sich hier schon nach mäßigem Regen oft das Wasser – ein Grund mehr, weshalb man im Allgemeinen lieber den Vordereingang benutzte.

Während Adnan verharrte, ließ er vor dem geistigen Auge mehrere Male ein bestimmtes Manöver ablaufen. Anschließend ging er zu einer doppelflügeligen Tür, sperrte sie auf, betrat die Räumlichkeit dahinter und schloss die Tür hinter sich. Er stand jetzt in der Stromzentrale der Klinik, in der auch der Notstromgenerator seinen Platz hatte. Für den Notfall hatte die Sicherheitsfirma Adnan mit den grundsätzlichen Gegebenheiten der Stromzentrale vertraut gemacht. Privat hatte er diese Unterweisung ausgeweitet, indem er für jedes einzelne Aggregat der Räumlichkeit das Bedienungshandbuch las. Eigentlich interessierte ihn jedoch nur ein Teil. Es hing

gegenüber vom Notstromgenerator an der Wand. Mit einem anderen Schlüssel seines Schlüsselbunds öffnete Adnan den Wandkasten und besah sich die darin montierten Schaltelemente. Es konnte nicht allzu schwierig sein, diese Schaltungen zu manipulieren.

Adnan schloss die Stromzentrale ab und stieg zurück in die oberirdischen Klinikräumlichkeiten, um seine Runden fortzusetzen. So wollte er es jeden Tag halten, bis *der* Tag anbrach.

Als Adnans Schicht einige Zeit später endete, zog er im Umkleideraum die Uniform aus und fuhr in Alltagskleidung auf dem Fahrrad zu seiner drei Kilometer entfernten Wohnung. Dort bereitete er sich in der winzigen Küche eine Mahlzeit aus Fladenbrot, Datteln, Saubohnen, Oliven und einem Stück *halal* Fleisch zu.

Adnans Familie hatte in Saudi-Arabien Vieh gezüchtet und Datteln angepflanzt, eine bemerkenswerte Leistung in einem Land, in dem sich nur ein Prozent des Bodens landwirtschaftlich nutzen ließ, doch war ihr Dasein schwer und mühsam geblieben. Nach dem Tod seines Vaters siedelten die al-Rimis in den Irak über, wo sie Weizen säten und Ziegen züchteten. Als ältester Sohn der Familie avancierte Adnan zum Patriarchen. Er schlachtete Tiere nach den Geboten des Islam, sodass das Fleisch *halal* war; die zusätzlichen Einkünfte aus dem Verkauf des Fleisches konnte die Familie gut gebrauchen.

Einen Becher Tee in der Hand, saß Adnan in seiner Wohnung, blickte zum Fenster hinaus und gab sich Erinnerungen an die damalige Zeit hin. Die Spitze seines überaus scharfen Messers hatte Ziegen, Lämmern, Hühnern und Rindern den Tod gebracht. Adnan hatte den Namen Gottes anrufen müssen, als er die Tiere schlachtete, indem er ihnen die Kehle aufschnitt. Stets hatte er beim Schlachten die Halswirbelsäule unangetastet gelassen, und dies aus zwei Gründen: Erstens litt das Tier weniger Schmerz, und zweitens kam es bei intakter Wirbelsäule noch eine Zeit lang zu Zuckungen, die das Abfließen des Blutes beschleunigten, das der Islam vorschrieb.

Nach dessen Regeln durfte kein Tier jemals die Schlachtung eines anderen Tiers mit ansehen, und das Tier musste vor dem Schlachten gut genährt und ausgeruht sein. Es war ein himmelweiter Unterschied zu den Massentötungen in den amerikanischen Schlachthöfen, mit ihren elektrischen Betäubungsschockern und dem Totstechen im Akkord. Wahrhaftig, überlegte Adnan, Amerikaner waren im schnellen Massentöten die Besten.

Während er am Tee nippte, dachte er immer intensiver über seine Lebensgeschichte nach. Er hatte im fast zehn Jahre währenden iranisch-irakischen Krieg gekämpft, ein Krieg mit den erbittertsten Nahkämpfen in der Geschichte. Moslems hatten zu Abertausenden Moslems massakriert. Nach Ende des Krieges hatte Adnans Leben sich normalisiert. Er heiratete, gründete eine Familie und tat alles, um zu vermeiden, dass der größenwahnsinnige Saddam Hussein und seine Handlanger einen Grund sahen, ihm oder seiner Familie Übles anzutun.

Dann kam der 11. September, und bald darauf drangen in Afghanistan westliche Truppen ein, denen die Taliban rasch unterlagen. Adnan hatte damit kein Problem gehabt: Amerika war angegriffen worden und hatte zurückgeschlagen. Wie die Mehrheit der Iraki war Adnan kein Taliban-Anhänger. Im Irak ging das Leben weiter. Und trotz des internationalen Embargos gegen sein Land konnte Adnan weiterhin einen zwar bescheidenen, aber auskömmlichen Lebensunterhalt sichern. Dann aber erklärten die USA dem Irak den Krieg, und wie alle seine Landsleute wartete auch Adnan voller Furcht auf das Herabregnen der Bomben und Raketen. Er schickte seine Familie aus der Hauptstadt an einen Ort, den er irrtümlich für sicher hielt; er selbst blieb, weil er Iraker geworden war und ein fremder Staat den Irak angreifen wollte.

Als die amerikanischen Flugzeuge erschienen, beobachtete Adnan in stummem Grauen, wie Bagdad sich in eine unablässig brennende Feuerhölle verwandelte. Die Amerikaner sprachen von Kollateralschäden, doch in Adnans Augen waren

und blieben es Männer, Frauen und Kinder, die man in ihren Häusern in Fetzen sprengte. Anschließend rückten die amerikanischen Panzer und Soldaten an. Was den Ausgang der militärischen Konfrontation anging, hatte es für Adnan nie einen Zweifel gegeben: Die Amerikaner waren einfach zu mächtig. Mit ihren Waffen verstanden sie noch aus 1500 Kilometern Entfernung zu töten. Adnan hatte zum Töten nie mehr als ein Gewehr, ein Messer oder die bloßen Fäuste gehabt. Und es hieß, dass die Amerikaner sogar Raketen hatten, die in Amerika starten und schon Minuten später den gesamten Nahen Osten zum Verglühen bringen konnten. Diese Vorstellung jagte Adnan Entsetzen ein. Es gab keine Möglichkeit, sich gegen etwas dermaßen Satanisches zu wehren.

Dennoch hatte sich nach Husseins Sturz Hoffnung geregt. Diese Hoffnung hatte sich jedoch bald in Verzweiflung verwandelt, als Gewalt und Tod die Oberhand gewannen und die bürgerliche Gesellschaft zusammenbrach. Und als die amerikanische Truppenpräsenz vollends zur Okkupation missriet, hatte Adnan es als völlig klar erachtet, welcher Pflicht er folgen musste. Also kämpfte er gegen die Amerikaner und liquidierte dabei auch Mitbürger, was er zwar als scheußlich, aber unvermeidlich empfand. Im Krieg zwischen Iran und Irak hatte er Iraner getötet. Im Irak hatte er Araber und Amerikaner umgebracht. Mit dem Messer hatte er Tiere geschlachtet. Es schien Adnan, als wäre er immerzu damit beschäftigt gewesen, Leben auszulöschen.

Und jetzt war allein sein Leben noch übrig. Seine Frau und die Kinder waren tot. Auch seine Eltern, die Brüder und Schwestern hatte allesamt der Tod ereilt. Nur Adnan weilte noch auf Erden, während seine Familie längst im Paradies wohnte.

Jetzt hielt er sich in den Vereinigten Staaten auf, war ins Herz des Feindes vorgedrungen. Hier wollte er seinen persönlichen Endkampf ausfechten, den Schlussakt eines Lebens vollziehen, das aus Angreifen und Angegriffenwerden bestan-

den hatte. Adnan fühlte sich müde. Ihm war, als hätte er achtzig Jahre lang gelebt, jedoch in der Hälfte dieser Zeitspanne. Sein Körper und sein Geist konnten nicht mehr viel verkraften.

Er trank den Teebecher leer, wobei er weiterhin aus dem Fenster blickte. Auf dem Spielplatz des Wohnblocks tummelte sich eine Schar Kinder. Einträchtig spielten schwarze, weiße und braune Kinder miteinander. In diesem Alter hatten Unterschiede der Hautfarbe und der Kultur keinerlei Bedeutung für sie. Doch zu ihrem Unglück würde sich das ändern, wenn sie erwachsen wurden, wie Adnan wusste. Es kam immer so.

»Sie wollten mich sprechen, Sir?«, fragte Tom Hemingway, als er Carter Grays Büro betrat. Gerüchten zufolge war es die einzige Räumlichkeit im gesamten NIC-Gebäude und auf dem NIC-Gelände, die keiner elektronischen Überwachung unterlag.

Carter Gray, der am Schreibtisch saß, winkte Hemingway herein. »Schließen Sie die Tür, Tom.« Eine halbe Stunde lang diskutierten die beiden Männer verschiedene anstehende weltpolitische Ereignisse, globale Krisen sowie Hemingways Einschätzung bedeutsamer Entwicklungen in mehreren laufenden geheimdienstlichen Operationen im Nahen und Fernen Osten. Dann wandte das Gespräch sich anderen Dingen zu. »Wie lief es mit den Secret-Service-Agenten, die heute bei uns waren?«, fragte Gray.

»Ich habe ihnen Amtshilfe erwiesen, Sir, soweit die Amtshilfe des NIC reicht. Ich hoffe, ich habe das Richtige getan, als ich sie Ihnen vom Hals geschafft habe.«

»O ja. Mit welchen Agenten hatten sie gerade geredet, als ich mich eingemischt habe?«

»Warren Peters und Tyler Reinke. Tüchtige Mitarbeiter. Sie sollten während der Ermittlungen die Interessen des NIC vertreten. Soviel ich weiß, haben sie für den Secret Service ein

am Tatort gefundenes Beweisstück labortechnisch untersuchen lassen.«

»Ich habe mit dem Präsidenten über Ford und Simpson gesprochen. Ich bezweifle, dass sie ein zweites Mal lästig werden.«

»Stimmt es, dass Jackie Simpson Ihr Patenkind ist?«

»Ja. Sie ist Roger Simpsons einziges Kind. Ich habe mich geehrt gefühlt, als er mich gebeten hat, Jackies Pate zu werden. Aber ob ich ein guter Pate war, da bin ich mir gar nicht so sicher.«

»Wie es aussieht, kommt Jackie Simpson ganz gut selbst zurecht.«

»Ich liebe sie wie eine Tochter.« Dieses Bekenntnis machte Gray offenbar ein wenig verlegen, denn er räusperte sich rasch. »Wegen Patrick Johnsons Tod wird eine interne Untersuchung stattfinden. Auch das FBI ist beteiligt.«

Hemingway nickte. »Ich halte das für einen klugen Schritt. Obwohl ich nicht glaube, dass irgendwelche internen Unregelmäßigkeiten aufgedeckt werden, müssen wir auf alle Fälle das Gesicht wahren.«

Aufmerksam musterte Gray ihn. »Und wieso glauben Sie, dass nichts Derartiges entdeckt wird, Tom?«

»Angesichts eines Drogenfunds in Johnsons Haus? Einem Haus, das er sich so wenig leisten konnte wie seine Autos? Das scheint mir ein klarer Fall zu sein. Und es war nicht das erste Mal.«

»Es ist das erste Mal, dass es bei uns geschehen ist«, sagte Gray. »Haben Sie Johnson gut gekannt?«

»Nur flüchtig. Soviel ich weiß, hat er hervorragende Arbeit geleistet.«

»Welchen Eindruck hatten Sie von ihm?«

Hemingway überlegte. »Ich hatte nur begrenzten Kontakt zu ihm, kann aber so viel sagen, dass er ein Mann war, dessen Ehrgeiz seine Möglichkeiten überstieg.«

»Ein scharfes Urteil für jemanden, der einräumt, den Mann nicht gut gekannt zu haben.«

»Ich müsste die gleiche Feststellung über die Hälfte aller unserer Mitarbeiter machen. Um es offen zu sagen, Sir, sie wären gern Sie. Natürlich können sie es niemals sein, und das wurmt sie.«

Gray lehnte sich in seinen Chefsessel. »Ich habe einen Blick in Johnsons Personalakte geworfen. Sie enthält nichts, das befürchten ließe, dass jemand ihn umdrehen könnte. Sind Sie auch dieser Meinung?« Hemingway nickte. »Allerdings kann man das Gleiche bei sämtlichen Leuten feststellen, die tatsächlich umgedreht worden sind. Es hat mehr mit Psychologie als mit Bankkonten zu tun.«

»Es gibt im Hause Mitarbeiter, die Johnson besser kannten als ich.«

»Ich habe mich bei ihnen informiert«, sagte Gray. »Auch mit seiner Verlobten habe ich mich unterhalten. Sie hält den Vorwurf des Drogenhandels für völligen Blödsinn.«

»Dass sie ihn in Schutz nimmt, ist kaum verwunderlich.«

»Die Zentralisierung sämtlicher Geheimdienstdatenbanken wurde erst vor vier Monaten abgeschlossen, nicht wahr?«

»Ja, Sir. Allerdings mit der Einschränkung, dass wir die vollständige Integration der Daten, die von den für die Sicherheit von Warentransport und Reiseverkehr zuständigen Behörden überstellt wurden, erst vor kurzem beenden konnten. Das lag unter anderem an juristischen Schwierigkeiten mit der Homeland Security.«

»Treten im System noch relevante Störungen auf?«

»Nein. Aber wie Sie sich gewiss entsinnen, hatten wir viel Arbeit mit den Daten. Neben anderen Programmen gab es da Secure Flight, Registered Traveler und US VISIT. Das VISIT-Programm war für uns besonders wichtig, weil es genaue Personendaten, digitale Fingerabdrücke und Fotos ausländischer Reisender enthält. Dadurch fühlte sich die Amerikanische Bürgerrechtsunion auf die Zehen getreten. Sie be-

schimpfte die USA als Überwachungsstaat und hat jedes Gericht behelligt, das ihr zuhören wollte. Aber diese Daten gehören in unsere Zuständigkeit, und mittlerweile haben wir sie. Vorher waren diese Daten bei einem Dutzend Dienststellen verteilt, ohne dass es eine funktionierende Integration gab, sondern eine unglaubliche Fülle an Überschneidungen und Doppelerfassungen – mit dem Ergebnis, dass viele Informationen wertlos blieben.«

»Dieser Missstand war einer der Gründe, warum der elfte September möglich wurde«, sagte Gray.

»Da wir gerade davon reden… wie ich hörte, hat der Präsident Sie gebeten, morgen bei der Gedenkfeier in New York anwesend zu sein.«

»Ja, der Büroklatsch. Er bewährt sich besser als jedes Spionagenetzwerk. Ja, der Präsident hat mich darum gebeten, und ich habe abgelehnt. So wie jedes Mal ziehe ich es auch dieses Jahr vor, an einer privaten Ehrung derjenigen teilzunehmen, die an dem Tag das Leben verloren haben.«

»Mir ist außerdem zu Ohren gekommen, dass Sie den Präsidenten nach Brennan in Pennsylvania begleiten.«

Gray nickte, öffnete die Schreibtischschublade und entnahm ihr ein Buch.

»Wie gut kennen Sie die Bibel, Tom?«

Im Umgang mit Gray war Hemingway an überraschende Themenwechsel gewöhnt. »Ich habe sie gelesen. Die King-James-Fassung. Ebenso den Koran, den Talmud und das Buch Mormon.«

»Gut. Und welche Übereinstimmung stellen Sie in all diesen Büchern fest?«

»Gewaltneigung«, gab Hemingway zur Antwort. »Die Menschen werfen dem Koran vor, dass er zur Gewalt aufruft. Dabei vergessen sie gern die Christen. Wenn ich mich nicht irre, ist vor allem das Fünfte Buch Mose voller Hasspredigten. Schlag da tot, schlag dort tot.«

»Zumindest ist es in sich konsistent. Der Koran weist die Gläubigen an, nicht das eigene Leben fortzuwerfen – ein Gebot, das sich schlecht mit einem Selbstmordbombenattentäter verträgt. Tatsächlich verheißt er dafür keineswegs das Paradies, sondern droht jedem Selbstmörder die Verdammnis an.«

»Das sagt der Koran, wenn der Freitod nicht im Namen Allahs erfolgt. Das gilt aber nicht, wenn er für seine Sache geschieht. Es finden sich viele Abschnitte im Koran, in denen dazu angehalten wird, Ungläubige zu töten. Und in späteren Schriften und nachgeordneten Regelwerken sind Darlegungen zu lesen, nach denen es möglich ist, den Freitod und das gleichzeitige Töten Ungläubiger zu rechtfertigen. Und von denen, die für Allahs Sache in den Tod gehen, heißt es, dass sie eigentlich gar nicht sterben und dass ihre Verwandten sie nicht betrauern sollen. Das ist ein Unterschied zwischen Islam und Christentum.«

»Gewiss. Aber es gibt noch eine weitere große Ähnlichkeit zwischen den beiden Religionen.«

»Und die wäre, Sir?«

Gray legte die Bibel in die Schublade zurück. »Die Auferstehung der Toten.«

Die weitläufige Villa, die Captain Jack in einer Vorortsiedlung Brennans gemietet hatte, lag weitab der Hauptstraße, und es gab in der Nähe keine Nachbarn. Ein anderer Vorzug war das große Heimkino, das ihm am heutigen Tag von Nutzen sein sollte.

Captain Jack steckte die von Hemingway erhaltene DVD in den Player, schaltete aber noch nicht auf Abspielen; die Männer, die sich heute hier versammelten, belegten gerade erst die Plätze. Niemand futterte Popcorn; ebenso wenig standen Getränke bereit. Diese Art Vorführung war nicht geplant.

Captain Jack nahm sich einen Moment Zeit, um seine Truppe zu mustern. Er hatte gute, fähige Männer zur Verfügung. Sie waren durch ein Leben abgehärtet worden, in dem

sie kaum Augenblicke des Glücks gekannt und vieles entbehrt hatten, was andere Menschen als Selbstverständlichkeit erachteten: Nahrung, sauberes Wasser, ein Bett, Freiheit von ständiger Verfolgung und der Gefahr des gewaltsamen Todes. Jacks Bombenbauer und Techniker, die Schützen und Scharfschützen, die Fedajin und Mechaniker und Fahrer – alle waren anwesend. Nur Djamila fehlte. Sie hatte eine ganz andere Aufgabe. Captain Jack musste sich eingestehen, nicht beurteilen zu können, wie die Männer darauf reagiert hätten, dass eine Frau bei der Aktion eine solch entscheidende Rolle spielen sollte. Nur wenige Beteiligte wussten von Djamilas Mitwirkung, und Captain Jack hielt es für am gescheitesten, es so zu belassen.

Sämtliche Männer waren äußerlich verändert worden. Haare waren kürzer oder länger als vorher; Bärte waren abrasiert; manche hatten abgespeckt, andere an Gewicht zugelegt. Alle trugen westliche Kleidung; einige hatten sich das Haar gefärbt, andere trugen Brillen. Zwar enthielten die NIC-Datenbanken keine »echten« Fotos dieser Männer mehr, doch die ganze Operation hatte einen zu hohen Stellenwert, als dass man bei kleinen, unter Umständen jedoch wichtigen Details hätte schlampen dürfen. Modifizierung der NIC-Fotos hin oder her, es bestand immerhin noch die Möglichkeit, dass amerikanische Geheimdienstler, die ihnen vor Jahren persönlich begegnet waren, sie erkannten.

Captain Jack ging im Kinosaal nach vorn und rief die Männer einzeln mit Namen auf, ein Zeichen des Respekts und der Kameradschaft. Jeden Aufgerufenen bat er um einen Statusbericht, und jeder gab eine kompetente, prägnante Darstellung.

Captain Jack, Tom Hemingway und ein Dritter hatten diese Männer anhand einer Vorschlagsliste ausgewählt, die ihnen von ein und derselben Person unterbreitet worden war – einer Person, der Jack und Hemingway trauten. Sie hatten aus der Liste keineswegs die gewalttätigsten und zelotischsten Mos-

lems ausgesucht. Es mutete wie Ironie an, doch der Charakterzug, der ihnen am wichtigsten war, war die Fähigkeit zur Zurückhaltung.

Die Flugzeugentführer des 11. September hatten die unterschiedlichsten Hintergründe gehabt. Vierzehn der fünfzehn Entführer, die mit den vier »Piloten« an Bord der Passagiermaschinen gestiegen waren, stammten aus Saudi-Arabien, aus Familien der Mittelschicht, die weder in der Politik noch im islamischen Glauben je sonderliche Aktivitäten entfaltet hatten. Und doch hatten diese jungen Männer ihrem Zuhause und ihren Familien den Rücken gewandt, hatten das Training bei der Al Kaida auf sich genommen, hatten sich in den Praktiken des radikalen Islam und des Dschihad schulen lassen und hatten zuletzt – ohne Zweifel in der Hoffnung, geradewegs ins Paradies zu fliegen – ihre Befehle mit militärischer Präzision ausgeführt. Die Flugzeugentführer des 11. September hatten keine eigenen Entscheidungen getroffen, sondern waren vollauf verplant worden. In Brennan verhielt die Situation sich vollkommen anders. Jeder Einzelne übte großen Einfluss auf das aus, was geschehen sollte.

Aufgrund dieser Erwägungen hatten Hemingway und Captain Jack ältere, gebildete Männer ausgesucht, die einst ein normales Leben geführt hatten. Sie waren in keinem Trainingslager der Al Kaida gewesen. Sie hatten sich aus keinen für die islamistische Mentalität typischen Gründen dem Dschihad verschrieben. Und obwohl mehrere dieser Männer bereits Ärger mit der amerikanischen oder europäischen Justiz bekommen hatten, obwohl sie in Polizeigewahrsam fotografiert und ihre Fingerabdrücke genommen worden waren – weshalb im NIC ihre Dateien hatten frisiert werden müssen –, zählte keiner von ihnen zu der Kategorie, deren Fotos andauernd in Zeitungen erschienen. Der Jüngste war dreißig, der Älteste zweiundfünfzig; das Durchschnittsalter betrug einundvierzig Jahre. Zwar hatten diese Männer durchaus Erfahrung im Töten, aber nicht die Blutgier trieb sie an. Jeder hatte

im Laufe der Jahre in Kriegen oder anderen Konflikten mindestens drei nahe Verwandte verloren. Ein halbes Dutzend hatte infolge gewaltsamer Auseinandersetzungen überhaupt keine Familie mehr. Sie hatten sich aus Motiven freiwillig gemeldet, die sich sehr von denen unterschieden, die als typisch für die des nahöstlichen Terroristen galten. Tatsächlich betrachteten diese Männer sich nicht als Terroristen, sondern als Soldaten. Das war das Verständnis vom »Heiligen Krieg«, auf dem Tom Hemingway beharrt hatte.

»Denkt an eins«, erläuterte Captain Jack seinen Männern. »Während wir hier sitzen und unseren Einsatz planen, sitzen anderswo in einem Saal viel mehr Leute als wir, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie man Leuten wie uns in den Arm fallen kann. Ihr Leistungsniveau ist überragend, also müssen wir besser als überragend sein. Wir müssen perfekt sein.« Er verstummte und stellte zu jedem Einzelnen Blickkontakt her. »Ein einziger Fehler im Ablauf bringt das Ganze zum Scheitern. Ist euch das klar?« In wortloser Zustimmung nickten sämtliche Versammelten. Noch einmal beschrieb Captain Jack die Einzelheiten des Zeremoniells. Dem Heer von Secret-Service-Agenten und örtlicher Polizei standen dicke Handbücher zur Verfügung, die alles enthielten, was man im Zusammenhang mit dem Besuch des Präsidenten wissen und beherzigen musste. Captain Jack und seine Truppe konnten sich keinen derartigen Luxus erlauben. Ein einziges Blatt schriftlicher Aufzeichnungen mochte katastrophale Folgen haben. Deshalb musste alles in- und auswendig gelernt werden. Um Unklarheiten völlig zu vermeiden, wechselte Captain Jack vom Arabischen ins Englisch und zurück, je nachdem, welche Feinheiten es zu vermitteln galt. »Bevor der Präsident einen Fuß in die Ortschaft setzt, trifft eine Vorausgruppe in Brennan ein, um die Fahrt des am besten durchdachten und sichersten Autokorsos der Welt und die Durchführung der Veranstaltung festzulegen. In der Regel besteht der Autokorso aus siebenundzwanzig Fahrzeugen, darunter eine Eskorte der

örtlichen Schutzpolizei, ein Road-Runner-Lieferwagen mit Kommunikationsausrüstung, ein Pressewagen, ein VIP-Kleinbus, ein Ambulanzfahrzeug, ein Wagen mit Bewacherteam und zwei Exemplare des ›Ungetüms‹. In einem sitzt der Präsident, im zweiten die Secret-Service-Agenten. Alle Straßen zwischen dem Flughafen und dem Festplatz in Brennan werden vorher gründlich abgesucht und am Veranstaltungstag gesperrt. Auf dem Festplatz wird der Präsident das Podium von rechts betreten und an derselben Seite verlassen. Während der Ansprache steht er in einem kugelsicheren und bombenfesten Glaskasten mit dem Spitznamen Große Schneegans. An der Baumgrenze im gesamten Umkreis werden Scharfschützen postiert sein. Wenn der Präsident sich zu Fuß fortbewegt, ist er ständig an allen Seiten von einer Mauer aus Secret-Service-Agenten umringt. Egal wo der Mann geht oder steht, sein Standort gilt als Todeszone, und der Secret Service nimmt diesen Begriff sehr ernst. Es wird eine große Teilnehmerzahl erwartet; deshalb ist an jedem Fußgängereingang des Festplatzes mit Magnetometern zu rechnen. Wir verfügen über die gleichen Magnetometer, wie der Secret Service sie verwendet, und wir haben sie mit maximaler Detektorleistung getestet.« Er schwieg einen Augenblick. »Schützen, ihr könnt diese Eingänge ohne Sorge passieren«, fuhr er dann fort. »Ihr müsst berücksichtigen, dass der Secret Service auf abweichendes Verhalten achtet, also auf Personen, die nicht in den Kreis der Geladenen passen, bei der Feier inaktiv bleiben und offenkundig niemanden kennen. Weil ihr aus dem Nahen Osten stammt, werden sie bei euch ganz besonders wachsam sein. Sie haben umfangreiche Datensammlungen über Attentäter angelegt, die selbst die kleinsten Kleinigkeiten erfassen. Wie ihr wisst, sind eure Fotos nicht mehr bei den Amerikanern gespeichert, und euer Aussehen hat sich erheblich verändert, deshalb ist das Risiko, dass man euch identifiziert, minimal. Das ist allerdings keine Rechtfertigung irgendwelcher Fahrlässigkeiten. Deshalb wer-

den eure Kleidung und euer Verhalten während der Festlichkeit für jeden Einzelnen im Voraus genau festgelegt, und ihr müsst jedes noch so kleine Detail beachten. Auf dem Festplatz müsst ihr den Eindruck von Ärzten, Anwälten, Lehrern, Kaufleuten und Geschäftsleuten erwecken – geachteten Bürgern eurer Wahlheimat.« Erneut schwieg Captain Jack und fasste jeden Mann ins Auge. »Die Videoaufnahmen, die ich euch nun zeigen werde, verdeutlichen sehr lebendig, wie ernst der Secret Service seine Aufgabe nimmt.«

Er drückte eine Taste der Fernbedienung, die er in der Hand hielt, und die Projektionsfläche wurde hell. Tom Hemingway hatte seinem Kumpel auf der DVD die Kopie eines allgemein erhältlichen Videos mit einer Dokumentation über den Secret Service und dessen grundlegenden Personenschutztechniken sowie seltenen Aufnahmen von Attentatsversuchen mitgegeben; dazu die Kopie noch seltenerer Videoaufzeichnungen des Trainings von Secret-Service-Agenten in ihrem Ausbildungszentrum Beltsville, Maryland. Dort lernten die Agenten, mit ihren Autos U-Kurven zu fahren und Ziele unter allen Bedingungen im Visier der Waffen zu behalten, und dort übten sie so intensiv Personenschutztechniken, bis jeder bewusste, also zögerliche Gedanke entfiel und an seine Stelle das resolute Materialgedächtnis der Muskeln trat.

Gebannt sahen die Männer sich Bilddokumente der Attentatsversuche auf Gerald Ford und Ronald Reagan an. Die Ermordung John F. Kennedys war nicht auf der DVD: Präsidenten kutschierten heutzutage nicht mehr in offenen Limousinen herum. Und jeden Fehler, der dem Secret Service sowie übereifrigen Politikern damals an dem Tag in Dallas unterlaufen war, hatte man seitdem längst korrigiert.

»Ihr seht«, kommentierte Captain Jack, »dass die Agenten in beiden Fällen gleich vorgehen. Der Präsident wird von einer Mauer aus Leibern umringt und mit äußerster Schnelligkeit, fast gewaltsam, vom Ort des Geschehens entfernt. Reagan beispielsweise wurde in die Präsidentenlimousine ge-

schoben und war binnen Sekunden fort. Und als am elften September 2001 feststand, dass ein Flugzeug auf das Weiße Haus zuhielt, hat der Secret Service den Vizepräsidenten sofort aus seinem dortigen Büro evakuiert. Es heißt, seine Füße hätten den Boden nicht mehr berührt, bis er in Sicherheit war. Geschwindigkeit. Merkt euch das. Während des Trainings wird den Agenten Schnelligkeit eingebläut, und ihre Psyche wird darauf geeicht. Sie handeln blind, nach tausend Mal eingeübten Verhaltensmustern, ohne Zeit mit Nachdenken zu verschwenden. Nichts kann diesen Impuls aufhalten. Alles dreht sich nur darum, dem Präsidenten das Leben zu retten. Dafür opfern sie alles, auch sich selbst, ohne zu zögern und ohne Bedenken. Was Feuerkraft, Personenzahl, Ausbildung und Technik angeht, können wir uns nicht mit ihnen vergleichen. Wir können aber die Psychologie dessen verstehen, wer und was sie sind, und dies zu unserem Vorteil nutzen. Es ist unser *einziger* Vorteil, abgesehen vom Überraschungsmoment. Dennoch wird es reichen, wenn wir am entscheidenden Tag perfekt zusammenwirken.«

Diesen Teil der Videoaufzeichnungen ging er mit den Versammelten ein zweites Mal durch, diesmal in Einzelbildern, Einstellung um Einstellung, damit die Männer sich alles ins Gedächtnis einprägen konnten. Es wurden zahlreiche Fragen gestellt, was Captain Jack stets als gutes Zeichen wertete. Anschließend erschien auf der Projektionsfläche eine Rasterdarstellung des Festplatzes. Mit einem Laserpointer zeigte Captain Jack Quadrat um Quadrat auf Gegenstände von allgemeiner taktischer Bedeutung, auf Eingänge und Ausgänge, die Stellplätze des Ungetüms sowie anderer ständig benutzter Fahrzeuge des Autokorsos. »Man beachte, dass die Präsidentenlimousine stets an einer Stelle steht, die freie Bahn für ein schnelles Abfahren aufweist. Das hat entscheidende Bedeutung für unsere Pläne.« Dann teilte er jedem der Männer, die am Tag X am Veranstaltungsort sein sollten, eine Nummer zu und setzte sie in Bezug zu korrespondierenden Nummern in-

nerhalb des Rasters, sodass jeder Mann die von ihm einzunehmende Position ersah. Als Nächstes richtete er den Laserpointer auf das Ambulanzfahrzeug. »Von allen Fahrzeugen muss an erster Stelle dieses hier außer Gefecht gesetzt werden. Die dafür verantwortlichen Männer müssen mit unbedingtem Erfolg für die Zerstörung des Fahrzeugs sorgen.« Auf dem nächsten Bild sah man einen schlanken, weißhaarigen Mann mit Brille. »Auf Reisen hat der Präsident immer seinen Leibarzt dabei, diesen Mann, Dr. Edward Bellamy. Er wird sich beim Präsidenten auf dem Podium aufhalten. Er muss als Erster ausgeschaltet werden. Dafür ist unbedingt zu sorgen.« Auf dem nächsten Bild war eine Simulation der Absperrung zu sehen. Captain Jack hob den Finger an die Projektionsfläche und bewegte ihn langsam längs der Absperrung, als wäre er ein Chirurg, der einen Einschnitt vornahm. »Hier seht ihr den schlimmsten Albtraum des Secret Service«, sagte er. »Ginge es nach ihm, fände so etwas nicht statt, aber es liegt Politikern nun mal im Blut, Hände zu schütteln und Kleinkinder zu küssen. An der Absperrung ist er am stärksten gefährdet, aber Vorsicht – zugleich ist es genau die Situation, in der die Leibwächter am argwöhnischsten auf ihn Acht geben.«

Nun erschien auf der Projektionsfläche ein Bild des Ex-Nationalgardisten, dem Captain Jacks Männer eine Kunsthand angepasst hatten. Er trug die Paradeuniform. Das Foto war etwas älter, denn es zeigte ihn noch mit zwei Haken. »Wir haben am Veranstaltungsort keine modernen technischen Kommunikationsmittel verfügbar, weil der Secret Service das Gelände routinemäßig mit Störsendern und Abhörgeräten bestreicht«, erklärte Captain Jack. »Daher muss die Orientierung auf altmodische Art und Weise erfolgen, nämlich durch Augen und Ohren.« Er deutete auf den Mann auf der Projektionsfläche. »Das ist die Person, an der ihr euch orientieren müsst. Sie wird genau diese Uniform tragen. Allerdings werden noch andere Uniformierte da sein; euch darf also kein

Irrtum unterlaufen. Jeder von euch erhält eine Kopie dieser DVD und einen tragbaren DVD-Player. Schaut sie euch täglich vier Stunden lang an, sodass ihr euch alle Besonderheiten und sämtliche Einzelheiten, auf die ich euch heute Abend hinweise, genau merken könnt. Diesen Mann müsst ihr gleich zu Anfang sehen, und ihr dürft ihn nicht mehr aus den Augen verlieren. Die Organisatoren der Festlichkeit haben es so arrangiert, dass alle amerikanischen Kriegsversehrten aus dem Ort an der Absperrung in der ersten Reihe stehen; auf diese Weise will man sie ehren, und das ist richtig von den Lokalpolitikern. Vor allem aber begünstigt es unsere Planung.« Captain Jack blickte hinüber zu dem Techniker und dem Chemiker der Truppe, die den ehemaligen Nationalgardisten mit der neuen Hand ausgestattet hatten. »Es hat sich bestätigt, dass die gewünschte Wirkung in weniger als zwei Minuten eintritt.« Die zwei Männer nickten. »Wenn es geschehen ist«, sagte Captain Jack, »geht es unverzüglich weiter, und zwar wie folgt.« Während der nächsten Worte schnippte er wiederholt mit den Fingern. »Schützensalve eins. Dann Fedajin A und B. Dann Schützensalve zwei, gefolgt von Fedajin C und D. Dann Schützensalve drei, danach die letzte Fidaja. Schließlich Schützensalve vier. Ihr wisst, das jede Salve bestimmten Zielen gilt. Wird ein Ziel verfehlt, muss die nächste Schützengruppe es eigenverantwortlich erledigen. Es muss ausnahmslos jedes Ziel getroffen werden. Alle Secret-Service-Agenten und ein Teil der Schutzpolizisten werden modernste Schutzwesten tragen, daran müsst ihr beim Zielen denken. Ist das klar?«

Er verstummte und sah nochmals jeden Einzelnen an, ein Verhalten, das er am heutigen Abend ständig zu praktizieren beabsichtigte. Einer nach dem anderen nickte ihm zu. Captain Jack erklärte die Schusssequenzen noch mehrere Male und ließ sie von jedem Mann wiederholen, ihn auch die Schützengruppe nennen, der er angehörte. »Wegen der begrenzten Reichweite eurer Waffen ist keiner von euch, wie ihr aus dem

Raster erseht, weiter als zwei Reihen von der Absperrung entfernt. Die Mehrzahl steht in der ersten Reihe. Ihr werdet in genau eingeteilten Schüben und so früh auf dem Festplatz eintreffen, dass ihr euch an den zugewiesenen Positionen aufstellen könnt.« Captain Jack schwieg wieder und betrachtete seine Männer einen ausgedehnten Moment lang. Dann kam er in mancher Hinsicht zum Kern der Sache: »Jeder von euch muss sich darüber im Klaren sein, dass ihr sehr wahrscheinlich von den Scharfschützen erschossen werdet, sobald ihr das Feuer eröffnet. Das Menschengedränge bietet euch vielleicht einen gewissen Schutz, aber vermutlich nicht genug. Nach unseren Informationen verwenden die Scharfschützen das standardmäßige Remington 700-Kammerverschluss-Scharfschützengewehr mit Nulldreihundertachter Munition. Die amerikanischen Scharfschützen, mit denen ihr es zu tun bekommt, können auf tausend Meter Entfernung eine Zielzone von zehn Zentimetern Durchmesser treffen.« Diese Geschicklichkeit ihrer Gegenspieler löste bei den Versammelten anerkennendes Gemurmel aus – in Anbetracht dessen, was Captain Jack ihnen gerade dargelegt hatte, eine bemerkenswerte Reaktion. Wenn die Zeit gekommen war, konnte er ihnen keine Wahl zwischen Leben und Tod zugestehen. Captain Jack wünschte, dass sie einfach nur handelten, so wie es dank ihres Trainings auch die Secret-Service-Agenten taten. Jedem Mann musste einsichtig sein, dass der Verlust seines Lebens der Preis dafür war, als Auserwählter an einem Tag zum Handeln schreiten zu dürfen, der für den Islam zu einem historischen Datum werden sollte. »Wie ihr wisst, versetzt die Kugel, die euch trifft, euch unverzüglich ins Paradies. Ihr werdet euch einen solchen Lohn mehr als verdient haben.« Diese beiden Sätze sprach er auf Arabisch.

Captain Jacks Blick schweifte ein letztes Mal über die Fedajin. Er hatte ihnen diese Bezeichnung als Ehrentitel verliehen. Das arabische Wort lautete *fida'i* und bedeutete ursprünglich »Abenteurer«. Heute meinte man damit arabische

Guerillakämpfer oder »Männer des Opfergangs«. Angesichts der Wahrscheinlichkeit, dass alle auf dem Festplatz eingesetzten Männer Captain Jacks den Tod fanden, wäre es gerecht gewesen, allen den Ehrentitel zu verleihen. Doch vorerst stand nur fest, dass einige der Männer sterben würden.

Nach der Einweisung führte Captain Jack sie hinunter in einen Kellerraum, den der vorherige Hauseigentümer schalldicht gemacht und als Tonstudio benutzt hatte. Auch das war einer der Gründe gewesen, aus denen Captain Jack die Villa gemietet hatte, obwohl die Waffen keinen allzu großen Lärm verursachten. Inzwischen hatte er in der Räumlichkeit einen Schießstand eingerichtet. Er händigte den Männern Waffen und Munition aus. Zwei Stunden lang widmeten sie sich Schießübungen, die Captain Jack mit Hilfe der Ton- und Videoausstattung mit unerwarteten Störungen spickte, denn die Männer mussten sich darauf einstellen, dass auf dem Festplatz augenblicklich das Chaos ausbrach, sobald die ersten Schüsse fielen.

Obwohl Adnan al-Rimis Einsatz nicht auf dem Festplatz erfolgen sollte, hatte er an der Versammlung teilgenommen; wenn er sich schon an einer Aktion beteiligte, wollte er umfassend Bescheid wissen, was alles damit zusammenhing. Er hatte schon Seite an Seite mit Captain Jack gekämpft, und der Amerikaner vertraute Adnan vorbehaltlos.

Adnan stand neben dem Iraner namens Achmed, der gemeinsam mit zwei Afghanen sein Quartier in einer Wohnung gegenüber des Mercy Hospitals hatte und in der Autowerkstatt an dem Fahrzeug arbeitete. Auch Achmed war nicht für den Einsatz am Veranstaltungsort vorgesehen, hatte aber, genau wie Adnan, darauf bestanden, bei der Versammlung dabei zu sein. Zwischen den Schüssen murmelte Achmed vor sich hin. Eine seiner Äußerungen erregte Adnans Aufmerksamkeit, doch er ließ sich sein Befremden nicht anmerken, sondern sagte etwas auf Arabisch zu Achmed.

»Meine Sprache ist Farsi«, antwortete Achmed. »Wenn du mit mir sprechen möchtest, dann auf Farsi.«

Adnan erwiderte nichts. Es missfiel ihm, dass der Jüngere ihn herumkommandieren wollte und verlangte, in »seiner« Sprache mit ihm zu reden. Iraner, so hatte Adnan schon vor langem geschlussfolgert, waren ein ganz anderer Schlag von Moslems. Also sagte er nichts und ging von dem jüngeren Mann auf Abstand. Doch sein Blick kehrte immer wieder zu ihm zurück, und seine Ohren hörten wiederholt die zornige Bemerkung des jungen Mannes.

Eine halbe Stunde nachdem der letzte Mann die Villa verlassen hatte, fuhr Captain Jack in die Innenstadt von Pittsburgh. Der Mann, mit dem er verabredet war, erwartete ihn im Foyer des teuersten Hotels der Stadt. Nach dem langen Flug sah man dem Gentleman noch den Jetlag an. Beide fuhren mit dem Lift hinauf in eine Suite, von der aus man einen Ausblick über die Skyline der Stadt genoss.

Wenngleich der Mann fließend Englisch sprach, eröffnete er die Unterredung im heimatlichen Koreanisch. Captain Jack antwortete ebenfalls auf Koreanisch.

Während Captain Jack mit seinem nordkoreanischen Gesprächspartner redete, dachte er an ein Zitat eines Mannes, den er sehr bewunderte. »Kenne deinen Feind, und kenne dich selbst. Dann wirst du in hundert Schlachten nie Gefahr erleiden.« Der chinesische Feldherr Sun Tsu hatte diese Worte in einem Buch mit dem Titel *Die Kunst des Krieges* geschrieben.

Wenn dieser Rat auch Jahrhunderte alt war, besaß er noch heute seine Gültigkeit.

Stone und Milton mussten zweimal hinschauen, als an der Union Station ein Kradgespann vor ihnen hielt. Reuben schob die Motorradbrille hoch und rieb sich die geröteten Augen.

»Was ist denn aus deinem Kleinlaster geworden, Reuben?«, erkundigte Stone sich staunend.

»Glaub es oder glaub es nicht – ich hab das Schätzchen vom Schrottplatz gerettet. Für die Restaurierung hab ich das ganze letzte Jahr gebraucht.«

»Was ist das denn?«, fragte Stone.

»Ein achtundzwanziger Indian-Chief-Motorrad mit Seitenwagen«, erwiderte Milton wie aus der Pistole geschossen.

Reuben starrte ihn an. »Woher weißt du das?«

»Ich hab's vor sechseinhalb Jahren in einem Artikel über Oldtimer-Motorräder gelesen, als ich beim Zahnarzt im Wartezimmer saß. Ich brauchte 'ne Krone, hab aber erst mal ein Provisorium eingepasst gekriegt.«

»Ein Provisorium?«, wiederholte Reuben.

»Ja, man isoliert die Stelle mit Gummifolie und schleift den Zahnschmelz weg, sodass ungefähr zwei Millimeter Zahnbein bleiben, ohne den Nerv freizulegen. Die endgültige Krone besteht dann aus Porzellan. Ein schönes Stück, seht ihr?« Milton sperrte den Mund auf und zeigte auf die Krone.

»Vielen Dank für die gruselige Zahnlektion, Doktor Farb«, sagte Reuben ungehalten.

»Ach was, es war kein bisschen gruselig, Reuben«, erwiderte Milton, dem die Ironie der Bemerkung völlig entging.

Reuben stöhnte auf; dann ließ er den Blick voller Stolz über das Kradgespann gleiten. Es hatte eine Lackierung, deren Rot an kandierte Bratäpfel erinnerte, das aber durch ein Nadelstreifenmuster aufgelockert wurde. »Tausendkubikmotor, überarbeitetes Getriebe, erneuerter Zündapparat. Der Seitenwagen ist kein Original, sondern ein Glasfaser-Replikat, aber dafür rostet er nicht und hat ein erheblich geringeres Gewicht. Die meisten Ersatzteile hab ich bei eBay an Land gezogen, und ein Bekannter hatte etwas Rindsleder übrig, das ausgereicht hat, um im Seitenwagen den Sitz neu zu polstern. Es ist ein Linksseitenwagen – so was ist verdammt selten. In diesem Zustand könnte ich ihn für über zwanzig Riesen verkaufen, und investiert hab ich bloß ein Zehntel. Nicht dass ich daran

denke, so ein tolles Gefährt zu verscherbeln, aber man weiß ja nie.«

Er hielt Stone einen schwarzen Sturzhelm mit aufgesetzter Motorradbrille entgegen.

»Wo soll ich sitzen?«, fragte Stone.

»Im Seitenwagen. Was glaubst du, wozu man den hat? Als Blumentopf?«

Stone stülpte sich den Helm auf und rückte die Schutzbrille gerade; dann öffnete er den kleinen Wagenschlag, stieg in den Seitenwagen und nahm Platz. Für einen großen Mann war es darin ziemlich eng. »Alles klar«, sagte Reuben. »Dann mal los.«

»Moment«, rief Stone. »Müsste ich nicht erst ein klein wenig mehr über das Motorradfahren wissen?«

»Ja. Wenn das Rad des Seitenwagens vom Boden abhebt, solltest du beten.«

Reuben trat auf den Kickstarter, und der Motor sprang an. Reuben drehte am Handgas und ließ ihn ein paar Mal ohrenbetäubend laut knattern; dann winkte er Milton zu und lenkte das Gefährt von der Union Station fort. Er fuhr auf der Constitution Avenue nach Westen, passierte die Gedenkstätte der Vietnam-Veteranen, dem Reuben als Kriegsveteran einen respektvollen Salut entbot, umrundete das Lincoln-Denkmal und überquerte die Memorial Bridge nach Virginia. Dann ging es über den George Washington Parkway, den die Einheimischen kurz GW Parkway nannten. Während der Fahrt zogen Reuben und Stone die neugierigen Blicke anderer Verkehrsteilnehmer auf sich.

Stone fand heraus, dass er die Beine fast zur Gänze ausstrecken konnte, wenn er die Waden kreuzte. Er lehnte sich in den Sitz und blickte über den links der Straße fließenden Potomac, auf dem eine Motoryacht soeben zwei um die Wette pullende Rudermannschaften überholte. Die Sonne schien warm, und es wehte ein angenehmer, erfrischender Wind. Einen Moment

ließ Stone die Seele baumeln und dachte ausnahmsweise nicht an die vielen Gefahren, die vor dem Camel Club lagen.

Reuben zeigte auf ein Hinweisschild und rief über das Knattern des Motors hinweg: »Kannst du dich noch erinnern, dass auf dem Schild jahrelang ›Lady Bird Johnson Memorial Park‹ stand?«

»Ja«, rief Stone zurück, »bis jemand der Behörde mitteilte, dass sie noch gar nicht tot sei. Daraufhin wurde das Schild auf LBJ umgeändert, denn der war ja definitiv tot.«

»Ja, und unsere Obrigkeit hat wie immer blitzschnell gehandelt«, rief Reuben. »Die Richtigstellung hat nur ein Jahrzehnt beansprucht. Gut, dass ich keine Steuern zahle, sonst stünden mir die Haare zu Berge.«

Sie sahen von der Startbahn des Reagan National Airport eine Düsenmaschine abheben, nach Norden aufsteigen und dann südwärts beidrehen, in dieselbe Richtung, in die sie fuhren. Ein paar Minuten später passierten sie den offiziellen Ortsrand von Old Town Alexandria, einer der historisch bedeutsamsten Ortschaften des Landes. Dort stand nicht nur ein Haus, in dem früher der Konföderiertengeneral Robert E. Lee als Junge gewohnt hatte, nein, es waren sogar zwei Häuser. Außerdem gab es im Ort die Christ Church, wo einst das Hinterteil keines Geringeren als George Washington das Gestühl beehrt hatte. Die Ortschaft strotzte von alten, schön restaurierten Häusern Wohlhabender, holprigen Kopfsteinpflasterstraßen, malerischen Läden und erlesenen Restaurants. Im Freien sprühte es von Aktivitäten, und es gab eine attraktive Uferzone. Außerdem war hier der Sitz des Bundeskonkursgerichtshofs.

»Scheißbande«, bemerkte Reuben, als sie am Gerichtsgebäude vorüberfuhren. »Da bin ich zweimal durch den Fleischwolf gedreht worden.«

»Caleb kennt Leute, die dir bei deinen Geldangelegenheiten behilflich sein können. Und ich bin mir sicher, dass auch Chastity die Richtige ist, um dir wertvolle Hilfe zu erweisen.«

»Ganz bestimmt könnte die entzückende Chastity meine Bedürfnisse erfüllen, aber dann wäre Milton bitterböse auf mich«, rief Reuben mit schelmischem Augenzwinkern. »Und was das Geld angeht, das ich habe, brauche ich keinen Beistand, Oliver. Ich bräuchte jemanden, der mir hilft, an *mehr* Geld zu kommen.« Er bog links ab, und sie fuhren durch eine Nebenstraße in Richtung Fluss, bis sie an der Union Street als Sackgasse endete. Dort suchte Reuben einen Parkplatz, und Stone kletterte mit einigen Schwierigkeiten aus dem Seitenwagen. »Verdammt, was ist denn mit deinem Gesicht passiert?«, fragte Reuben, der Stones Verletzungen offenbar erst jetzt bemerkte.

»Ich bin gestürzt.«

»Wo?«

»Im Park. Ich hab mit T. J. Schach gespielt und danach mit Adelphia Kaffee getrunken. Und dann bin ich beim Gehen über eine Baumwurzel gestolpert.«

Reuben fasste den Freund an der Schulter. »Diese Adelphia! Oliver, die Frau hat einen an der Klatsche. Du kannst von Glück reden, dass sie dir kein Gift in den Kaffee gemischt hat. Glaub mir, eines Abends schleicht sie zu deinem Haus und schneidet dir im Schlaf die Gurgel durch.« Er senkte die Stimme. »Oder noch schlimmer, sie verführt dich.« Sobald er sich Adelphia als Verführerin vorstellte, schauderte es Reuben.

Sie gingen am Union Street Pub vorbei, überquerten die Straße und hielten auf ein Ladengeschäft nahe der Straßenecke zu. Auf einem Schild über dem Eingang stand der Schriftzug: *Libri Sententiarum Quattuor*. »Was ist denn das?«, fragte Reuben und deutete auf das Schild. »Ich weiß, ich bin ’ne ganze Weile nicht mehr hier gewesen, aber hieß der Laden nicht mal Doug’s Books?«

»Der Name wurde als zu unattraktiv für die angestrebte gebildete Kundschaft angesehen und deshalb geändert.«

»Li-bri Senten-tiarum Quat-tuor? Ist ja ein echter Zungenbrecher. Was zum Geier heißt das?«

»Es ist Latein und bedeutet ›Viertes Buch der Sentenzen‹. Das war der Titel einer Handschrift Peter Lombards aus dem zwölften Jahrhundert, die man zerschnitten hat, um damit die fünfzehnhundertsechsundzwanziger Ausgabe der Vorlesungen des Thomas von Aquin über die Episteln des Paulus zu binden. Manche Gelehrte halten dieses Werk Thomas' für eines der seltensten Bücher der Welt. Da kann man sich leicht denken, dass ein älteres Werk, das man benutzt hat, um es zu binden, etwas noch viel Außergewöhnlicheres ist. Darum ist das ein sehr passender Name für ein Antiquariat.«

»Ich bin beeindruckt, Oliver. Ich wusste nicht, dass du Latein kannst.«

»Ich kann es gar nicht. Caleb hat mir die Geschichte erzählt. Es war auch seine Idee, die Buchhandlung umzubenennen. Ich hab ihn dem Inhaber vorgestellt, wie du sicher noch weißt. Wegen Calebs Spezialkenntnissen in Sachen alte Bücher dachte ich mir, dabei könnte etwas Produktives herauskommen. Erst hat Caleb sich nur gelegentlich als Berater nützlich gemacht, inzwischen ist er Mitinhaber von dem Laden.«

Zum Bimmeln einer Glocke, die an der Rundbogentür aus massiver Eiche hing, betraten sie das Antiquariat. Die Wände im Innern bestanden zu gleichen Teilen aus unverputzten Ziegelmauern und altem Steingemäuer, und an der Decke sah man wurmstichige Balken. An den Wänden gab es geschmackvolle Ölgemälde zu betrachten. Die Regale verzierter Bücherschränke und wuchtiger Registratoren bogen sich unter dem Gewicht alter Bände, die sorgfältig etikettiert hinter Glas standen.

In einem Nebenraum bereitete eine hübsche junge Frau in schwarzem Kleid hinter einer kleinen Kaffeetheke Getränke für durstige Kunden zu. Ein Wandschild bat die Kunden, die Getränke nicht beim Schmökern in Antiquitäten zu trinken.

Aus dem Hintergrund näherte sich ein kleiner, kahl werdender Mann, der einen blauen Blazer, eine weite Hose und einen weißen Rollkragenpullover trug. Auf seinem braungebrannten Gesicht lag ein Lächeln, und er breitete die Arme aus. »Willkommen, willkommen im Antiquariat Libri Sententiarum Quattuor«, begrüßte er die Ankömmlinge. Der »Zungenbrecher« kam flüssig über seine Lippen. Dann blieb er stehen, und sein Blick fiel von Reuben auf Oliver. »Oliver?«

Stone streckte die Hand aus. »Hallo, Douglas. Bestimmt erinnerst du dich an Reuben Rhodes.«

»Sag mal, Douglas«, brummte Reuben. »Was ist aus Doug's Books geworden?«

Douglas drückte Stone ausgiebig und schüttelte Reuben die Hand. »Oliver, du siehst… nun ja, du siehst ganz anders aus. Anders, aber adrett. Dein neuer Stil gefällt mir. Nein, ich bin begeistert. Muy chic. Bellissimo!«

»Danke. Caleb sagt, die Geschäfte gehen gut.«

Douglas berührte Stone am Ellbogen und führte ihn und Reuben in einen stillen Winkel. »Caleb ist ein Juwel, ein Schatz, ein Wundertäter.«

»Und ich dachte immer«, sagte Reuben mit verschmitztem Schmunzeln, »er wäre bloß ein Bücherwurm.«

»Ich kann dir gar nicht genug dafür danken, dass du mich mit ihm bekannt gemacht hast, Oliver«, fügte Douglas seiner vorherigen Äußerung hinzu. »Das Geschäft boomt. Angefangen hab ich damit, Pornocomics aus dem Kofferraum zu verkloppen. Und sieh dir an, wie weit ich gekommen bin! Ich hab 'ne Eigentumswohnung in Old Town Alexandria, ein Zehnmetersegelboot, eine Datscha in Dewey Beach und sogar einen staatlich geförderten Ruhestandsplan.«

»Und alles dank der Macht des geschriebenen Wortes«, sagte Stone. »Bemerkenswert.«

»Verkaufst du immer noch Pornos?«, fragte Reuben.

»Äh… Douglas, ich muss mal an meine Sachen, die in dem Kämmerchen sind, das Caleb mir eingerichtet hat«, sagte Stone halblaut.

Douglas erbleichte und schluckte nervös. »Ach, natürlich, natürlich. Nur zu. Und wenn du etwas möchtest, sag's einfach. Wir haben erstklassigen Cappuccino und bieten heute wunderbar leckere Plätzchen an. Geht wie immer aufs Haus.«

»Danke. Vielen Dank.«

Douglas drückte Stone ein zweites Mal und eilte dann einer Frau entgegen, die soeben das Antiquariat betrat. Trotz des lauen Wetters trug sie einen langen Pelzmantel.

Reubens Blick schweifte über die Buchrücken. »Die meisten dieser Autoren sind wahrscheinlich arm und einsam gestorben, und er kauft sich dank ihrer Arbeit Eigentumswohnungen, Segelboote und kann sich einen staatlich geförderten Ruhestandsplan leisten.« Stone gab keine Antwort. Er öffnete neben dem Eingang eine schmale Tür und stieg eine enge Treppe hinab, die in den Keller führte. Dort gelangten er und Reuben durch einen kurzen Gang zu einer alten Holztür mit dem Hinweisschild *Nur für Mitarbeiter*. Sie strebten hindurch, schlossen die Tür und wandten sich nach links in einen anderen Gang. An dessen Ende befand sich eine weitere Rundbogentür. Stone holte einen altmodischen Schlüssel aus der Tasche und sperrte sie auf. Sie betraten eine kleine, mit sehr altem Holz getäfelte Räumlichkeit. Stone schaltete die Beleuchtung ein und ging zu der Wand mit dem großen Kamin. Vor Reubens Augen kniete Stone nieder, langte in den Abzug des Kamins und zog darin an einem kleinen Metallstab, der an einem Draht baumelte. Ein hörbares Knacken ertönte, als sich neben dem Kamin plötzlich in der Wandtäfelung eine Geheimtür auftat. »Ich hab echt 'ne Schwäche für solche Pfaffennester«, meinte Reuben, packte die Geheimtür und schwang sie vollends heraus. Dahinter lag eine etwa zweieinhalb Meter tiefe Kammer, die so hoch war, dass Reuben darin mühelos aufrecht stehen konnte. Stone zückte eine kleine Ta-

schenlampe und betrat die Kammer. An den drei Wänden gab es Bücherregale. Jedes Regal enthielt ordentlich gestapelte Kladden und Notizbücher, verschlossene Metallkästen und zahlreiche, mit Klebeband verschlossene Kartons. Während Stone die Kladden und Notizbücher durchsah, beschäftigte Reuben ein Gedanke. »Wieso verwahrst du das ganze Zeug nicht in deinem Häuschen?«

»Hier gibt's eine Alarmanlage. Mein Haus wird bloß von Toten bewacht.«

»Und wie kannst du sicher sein, dass in deiner Abwesenheit nicht der gute alte Douglas ins Kellergewölbe steigt und in deinem Krempel wühlt?«

Stone setzte das Durchsehen der Kladden fort, als er Reuben antwortete. »Ich hab ihm eingeredet, die Kammer wäre durch eine Falle geschützt und außer mir könnte niemand sie öffnen, ohne augenblicklich den Tod zu finden.«

»Und du meinst, er hat dir geglaubt?«

»Das spielt im Grunde keine Rolle. Ihm geht jeder Mut ab, also wird er nie ein Risiko auf sich nehmen. Außerdem hat Caleb ihm auf meine Anregung hin ein paar düstere Andeutungen gemacht, ich wäre früher ein verrückter Mörder gewesen und nur wegen eines Verfahrensfehlers aus der forensischen Klinik für geistig kranke Straftäter entlassen worden. Ich glaube, das ist der Grund, weshalb er mich jedes Mal in die Arme schließt, wenn er mich sieht. Entweder will er schön Wetter machen, oder er tastet mich nach Waffen ab… Ah, da haben wir 's ja.«

Stone zog eine alte, in Leder gebundene Kladde aus dem Regal und schlug sie auf; Zeitungsausschnitte waren säuberlich auf die Seiten geklebt worden. Er las diese und jene Texte, während Reuben ungeduldig wartete. Schließlich klappte Stone die Kladde zu und holte zwei andere große Kladden heraus. Dahinter stand ein kleiner Lederkoffer. Zusammen mit der Kladde, in der er geblättert hatte, steckte Stone den Koffer in seinen Rucksack.

Auf dem Weg zum Ausgang ließ Reuben sich von der attraktiven jungen Dame in Schwarz drei Plätzchen reichen. »Ich bin Reuben«, sagte er, zog den Bauch ein und richtete sich zu voller Größe auf.

»Schön für Sie«, antwortete sie kurz angebunden, ehe sie ihn stehen ließ.

»Ich glaube, der heiße Feger war schwer beeindruckt von mir«, meinte Reuben stolz, als sie zum Motorrad schlenderten.

»Ja, bestimmt ist sie sofort losgerannt, um es all ihren Freundinnen zu erzählen«, gab Stone zur Antwort.

Alex Ford brauchte fast eine Stunde, um sich zu entscheiden, was er für das abendliche Rendezvous mit Kate Adams anziehen sollte. Er durchlebte peinliche, ja erniedrigende sechzig Minuten, weil er jetzt erst begriff, wie lange es her war, dass er ein richtiges Date gehabt hatte. Am Ende entschied er sich für einen blauen Blazer, ein weißes Herrenhemd, eine schlammfarbene Hose und Mokassinlatschen für seine großen Füße. Er rasierte die Siebzehn-Uhr-Bartstoppeln ab, kleidete sich an, kämmte sich, lutschte zur Auffrischung des Atems ein paar Pfefferminzbonbons und fand sich damit ab, dass der lange, leicht verschlissene Lulatsch, der ihn aus dem Spiegel anblickte, irgendwie zurechtkommen musste.

Der Verkehr in Washington hatte die heutige kritische Phase erreicht, die weder die geeignete Zeit zum Wegfahren war, noch eine Richtung bot, die man ohne Staus hätte nehmen können, sodass Alex befürchtete, sich zu verspäten. Allerdings hatte er Glück, weil er sich noch knapp an einer Unfallstelle auf der Interstate 66 vorbeipfuschen konnte, und dahinter hatte er freie Bahn. Er nahm die Abfahrt Key Bridge, überquerte den Potomac, bog nach rechts in die M Street ein und gelangte bald im piekfeinen Georgetown auf die 31st Street. Georgetown war nach einem englischen König benannt, und tatsächlich strahlen manche Viertel noch eine ge-

wisse königliche Würde aus, die mancher Zeitgenosse indessen als Snobismus auslegen mochte. In der hauptsächlichen Einkaufszone – M Street und Wisconsin Avenue – war das Milieu jedoch eher modern und funky: Unzulänglich bekleidete Jugendliche tummelten sich auf den schmalen Gehwegen, schnatterten in ihre Handys und checkten die Szene. Im hochklassigen Teil Georgetowns dagegen, zu dem Alex unterwegs war, wohnten berühmte Familien mit riesigem Vermögen, aber kaum Tätowierungen oder Piercings.

Während Alex an einem stattlichen Herrenhaus nach dem anderen vorüberfuhr, wuchs seine Nervosität. Mit den Jahren hatte er schon zahlreiche sehr mächtige Menschen dienstlich beschützt, doch der Secret Service war stolz darauf, sich als Elitegeheimdienst mit proletarischer Tradition zu verstehen. Alex passte genau in diese Nische und zog es vor, in einem Eckimbiss am Resopaltischchen zu Mittag zu essen, als in Paris in einem Dreisternerestaurant zu speisen. Trotzdem gab es jetzt kein Zurück mehr.

Die Straße endete an der Ecke R Street als Sackgasse, nahe der klotzigen Dumbarton-Oaks-Villa. Alex bog nach links in die R Street ein und fand die gesuchte Anschrift.

»Also, was die Wohnqualität angeht, hat sie nicht übertrieben«, murmelte Alex, während er zu dem aus Ziegeln und Schieferschindeln errichteten Riesenbauwerk aufblickte. Er tuckerte auf die kreisförmig angelegte Zufahrt, stieg aus und schaute sich um. Das Gelände war mit regelmäßig zugeschnittenen Sträuchern bepflanzt, die allesamt die gleiche Höhe und die gleichen Umrisse hatten, und die Beete spätsommerlicher Blumen präsentierten sich in farbenfroher, symmetrischer Pracht. Üppig wucherte Moos auf den Steinplatten, die zu einem Bogenportal führten, das vermutlich Zutritt in den hinteren Garten gewährte. Oder zum hinteren Park, wie man bei solchen Palästen wohl sagte, überlegte Alex.

Er sah auf die Armbanduhr und stellte fest, dass er das Fahrtziel zehn Minuten zu früh erreicht hatte. Vielleicht war

Kate noch gar nicht daheim. Gerade hatte er sich dazu entschlossen, noch einmal um den Block zu fahren, um die Zeit totzuschlagen, als unvermutet eine fröhliche Stimme nach ihm rief.

»Juhuuu, sind Sie der Secret-Service-Mann?«

Alex drehte sich um und erblickte eine kleine, gebeugte Frau, die auf ihn zutrippelte. An einem Arm hatte sie einen Korb mit frisch geschnittenen Blumen hängen. Sie trug einen breitrandigen Sonnenhut, unter dem wie Baumwolle weißes Haar hervorwehte, eine beige Segeltuchhose und darüber ein langärmeliges Jeanshemd; eine große, tiefschwarze Sonnenbrille bedeckte den Hauptteil ihres Gesichts. Sie wirkte, als wäre sie mit der Zeit geschrumpft. Alex schätzte ihr Alter auf Mitte achtzig.

»Gnädigste?«

»Sie sind groß und sehen gut aus. Sind Sie auch bewaffnet? Bei Kate ist es zu empfehlen.«

Alex spähte umher, weil er sich im ersten Moment fragte, ob Kate sich einen Jux mit ihm erlaubte und diese alte Dame vielleicht für diesen Ulk angeheuert hatte. Da er sonst niemanden sah, wandte er sich wieder der Frau zu. »Ich bin Alex Ford.«

»Sind Sie einer von *den* Fords?«

»Tut mir leid, aber in meiner Zukunft sehe ich kein Treuhandvermögen.«

Die Frau streifte den Handschuh ab, stopfte ihn in die Hosentasche und reichte Alex die Hand. Er drückte sie, doch sie gab seine Hand nicht wieder frei. Stattdessen zog sie ihn zum Haus. »Kate ist noch nicht fertig. Kommen Sie herein, Alex, dann trinken wir was und plaudern ein bisschen.« Alex ließ sich von ihr mitziehen, weil er schlicht und einfach nicht wusste, was er sonst tun sollte. Die Frau roch nach kräftigen Küchengewürzen und Haarspray. Als sie das Haus betreten hatten, ließ sie seine Hand endlich los. »Ach, was ist bloß aus

meinen Manieren geworden«, sagte sie. »Ich bin Lucille Whitney-Houseman.«

»Sind Sie eine von *den* Whitney-Housemans?«, fragte Alex und grinste.

Sie nahm die Sonnenbrille ab und lächelte kokett. »Mein Vater, Ira Whitney, hat die Fleischverpackungsindustrie nicht gegründet, er ist dadurch nur vermögend geworden. Mein lieber Mann Bernie, möge er in Frieden ruhen«, sie hob den Blick zur Decke und bekreuzigte sich, »stammte aus einer Familie, die ihr Vermögen mit Whiskey erworben hat, und nicht immer legal. Bernie war Staatsanwalt, ehe er Bundesrichter wurde. Das hatte interessante Familientreffen zur Folge, das kann ich Ihnen sagen.« Sie geleitete Alex in ein riesiges Wohnzimmer, winkte ihn auf ein langes Sofa, das an einer der Wände stand, und stellte die Blumen in eine Kristallvase. Dann wandte sie sich erneut an Alex. »Apropos Whiskey, nennen Sie mir Ihre Lieblingsmarke.« Sie schritt zu einem kleinen Schrank und öffnete ihn; er enthielt eine weitgehend komplett ausgestattete Hausbar.

»Also, Mrs.… äh, soll ich Sie mit Doppelnamen anreden?«

»Nennen Sie mich Lucky. Das tut jeder, weil ich mein Leben lang immer nur Glück gehabt habe.«

»Ich hätte gern ein Glas Club Soda, Lucky.«

Lucky drehte sich um und maß ihn strengen Blicks. »Ich habe viele Cocktails zu mixen gelernt, junger Mann, aber Club Soda ist nicht darunter«, entgegnete sie in vorwurfsvollem Ton.

»Aha. Nun… dann bitte Cola mit Rum.«

»Ich nehme Whiskey mit Cola, Schnucki, mit Schwerpunkt auf Whiskey.« Lucky brachte ihm den Drink, setzte sich mit dem eigenen Glas an Alex' Seite und hob es. »Das ist ein Gibson. Ich bin verrückt danach, seit ich in *Nord-Nordwest* gesehen habe, wie Gary Grant ihn im Zug bestellte. Prost.«

Sie stießen an, und Alex trank einen Schluck. Er hustete. Der Drink schmeckte, als hätte Lucky die Cola vergessen.

Alex ließ den Blick durchs Wohnzimmer schweifen. Es hatte ungefähr die Abmessungen seines ganzen Hauses und war mit sehr viel schöneren Möbeln eingerichtet.

»Sie kennen Kate wohl schon länger?«, erkundigte sich Alex.

»Seit ungefähr sieben Jahren, aber sie wohnt hier erst seit drei Jahren. Sie ist wundervoll. Scharfer Verstand, schön, ein echtes Prachtmädel, aber was sage ich, das Sie wissen Sie ja selbst. Obendrein macht sie den besten Buttery Nipples, den ich kenne.«

Fast verschluckte sich Alex. »Wie bitte?«

»Kriegen Sie keinen Schreck, Schnucki, das ist ein ganz spezieller Drink. Aus Bailey's und Buttertoffee-Likör. Schließlich ist sie Barkeeperin.«

»Ach so, ja.«

»Sie sind also einer der Agenten, die den Präsidenten beschützen?«

»Ja, ab morgen wieder«, antwortete Alex.

»Ich habe jeden Präsidenten seit Harry Truman gekannt«, sagte Lucky versonnen. »Dreißig Jahre lang hab ich für die Republikaner gestimmt, dann zwanzig Jahre lang für die Demokraten, aber inzwischen bin ich alt genug, um es besser zu wissen. Heute betrachte ich mich als unabhängig. Aber Ronnie Reagan gefiel mir, er war so charmant. Auf einem der Bälle habe ich mit ihm getanzt. Aber von sämtlichen Präsidenten, die ich kannte, war Jimmy Carter mir am sympathischsten. Ein guter, anständiger Mann war er, ein echter Gentleman, wenn auch spitz wie Nachbars Lumpi. Und so Vorteilhaftes kann man wirklich nicht allen Präsidenten nachsagen, stimmt's?«

»Nein, ganz sicher nicht. Dann kennen Sie auch Präsident Brennan?«

»Wir sind uns begegnet, aber er könnte mich nicht von Urmutter Eva unterscheiden. Meine Nützlichkeit in der politischen Arena ist seit langem erschöpft. Aber in meinen besten

Zeiten ging es wild zu. Alles hat sich in Georgetown abgespielt. Kate Graham, Evangeline Bruce, Pamela Harrington, Lorraine Cooper, ich kannte sie alle. Was für Dinnerpartys wir hatten… Große Politik wurde diskutiert, während wir herumsaßen, tranken und rauchten, die Damen manchmal getrennt von den Männern. Allerdings nicht immer.« Lucky senkte die Stimme und lugte Alex unter gewölbten Brauen an, die dünn waren wie Bleistiftstriche und aufgemalt aussahen. »Damals hatten wir noch ein Sexualleben, o Mann! Keine Orgien oder so was, Schnucki, nein, wir reden hier schließlich über Regierungsmitglieder, Diener der öffentlichen Ordnung, und nach Orgien kann man schlecht früh aufstehen und sich stundenlang abrackern. Dafür hätte man nicht mehr die Kraft, ist doch klar.«

Plötzlich merkte Alex, dass sich beim Zuhören sein Mund immer weiter geöffnet hatte. Hastig klappte er ihn zu. »Äh… Kate wohnt also im ehemaligen Fahrzeugschuppen?«

»Ich wollte, dass sie ins Haus zieht, schließlich gibt's hier acht Schlafzimmer. Aber sie mochte nicht. Sie hat lieber ihren Freiraum, so wie alle Frauen. Und sie kann gehen und kommen, wann sie will.« Lucky tätschelte Alex' Bein. »Das ist heute Ihre erste Verabredung mit ihr? Süß. Wohin geht's denn?«

»Ich weiß nicht. Kate hat etwas ausgesucht.«

Erneut ergriff Lucky Alex' Hand und blickte ihm direkt in die Augen. »Hören Sie, Schnucki, lassen Sie mich einen Rat geben. Auch der modernen Frau ist der Mann lieber, der ab und zu die Führung übernimmt. Deshalb müssen das nächste Mal Sie die Festlegung treffen. Mit aller Eindeutigkeit. Frauen können unentschlossene Burschen nicht ausstehen.«

»Na gut, aber wie kann ich wissen, in welchen sonstigen Angelegenheiten ich die Führung übernehmen soll?«

»Hach, überhaupt nicht. Bestimmt verbocken Sie 's, wie alle Kerle.«

Alex räusperte sich. »Sie hat also viele Verabredungen?«

»Oh, Sie wüssten gern Näheres über Kate, was? Also, Kate wird höchstens alle paar Monate mal mit einem Mann gesehen. Bisher hat niemand bei ihr landen können, aber das sollte Sie nicht entmutigen. Meistens schleppt sie irgendeinen affigen Anwalt, schmierigen Lobbyisten oder hohen Regierungstypen an.« Lucky wechselte zu einem ermutigenderen Tonfall. »Aber Sie sind der Erste mit einem Schießeisen, den sie ins Haus holt. Sie haben doch«, sie stellte die Frage regelrecht hoffnungsvoll, »Ihr Ding dabei, oder?«

»Wäre das denn von Vorteil?«

»Schnucki, alle zivilisierten Frauen werfen gefährlichen Männern ihr Höschen hin. Dagegen sind wir machtlos.« Alex grinste, öffnete das Jackett und zeigte ihr seine Dienstpistole. Lucky klatschte in die Hände. »O wie aufregend!«

»He, Lucky, rück dem Mann von der Pelle.«

Lucky und Alex wandten den Kopf und sahen Kate lächelnd in der Tür zum Nebenzimmer stehen. Sie trug einen schwarzen, mittellangen Rock, eine weiße Bluse mit offenem Kragen sowie Sandalen. Alex fiel auf, dass er vorher noch nie ihre Beine gesehen hatte; in der Bar hatte sie immer eine Hose an. Sie drückte Lucky und küsste sie auf die Wange.

»Ich hab mich mit deinem Verehrer unterhalten, während du dich schön gemacht hast, Liebes«, sagte Lucky. »Nicht dass dafür viel Aufwand erforderlich wäre. Ach, es ist einfach ungerecht, Kate. Selbst der beste Schönheitschirurg der Welt könnte mir nicht deine Wangenknochen zurechtschnippeln.«

»Du schwindelst. Lucky Whitney hat den Männern jederzeit den Kopf verdreht, und das gelingt ihr noch heute.«

Lucky lächelte Alex zu. »Also, ich muss gestehen«, sagte sie in ganz scheuem Tonfall, »dieser junge Mann hat mir sein Ding gezeigt. Ich wette, Kate, dass du dieses Vergnügen noch nicht hattest.«

Kate wirkte überrascht. »Sein Ding? Nein, hab ich noch nicht gesehen.«

Mit einer Miene des Entsetzens sprang Alex auf – so hastig, dass er einen Teil des Drinks auf die Couch verschüttete. »Meine Pistole, ich hab ihr bloß die Dienstpistole gezeigt!«

»Ja, richtig, so nennt man das. Pistole«, meinte Lucky mit schelmischem Schmunzeln. »Wo seid ihr denn zum Abendessen?«

»Bei Nathan«, antwortete Kate.

Luckys Brauen zuckten empor. »Bei Nathan?« Sie zeigte Alex einen emporgestreckten Daumen. »Dahin geht sie nur mit Kerlen, die eine echte Chance bei ihr haben.«

»Reuben«, rief Stone aus dem Seitenwagen seinem Fahrer zu, »uns bleibt noch ein bisschen Zeit. Können wir einen Zwischenstopp am Arlington-Friedhof einschieben?«

Reuben blickte hinüber zur heiligsten Begräbnisstätte der Nation, an der sie ihre Gefallenen beisetzte, und nickte. Einige Minuten später betraten sie den Friedhof durch den Besuchereingang und passierten das Denkmal für weibliche Militärangehörige. Für einen Moment verweilten sie in der Nähe der Kennedy-Gräber, der wirksamste Touristenmagnet Arlingtons, dicht gefolgt vom Wachwechsel am Grab des Unbekannten Soldaten.

Auf dem Weiterweg blieb Reuben beim Arlington House stehen und betrachtete eine Rasenfläche. Arlington House war einmal der Wohnsitz Robert E. Lees gewesen, dann aber von der Regierung konfisziert worden, nachdem Lee beschlossen hatte, die Konföderiertenarmee gegen die Union anzuführen.

»Ist das nicht der Fleck, an dem du mich völlig umnachtet aufgefunden hast?«

Stones Blick streifte den Rasen. »Das ist lange her, Reuben. Du hast dich selbst aus dem Sumpf befreit und die Vergangenheit abgeschüttelt.«

»Ohne dich hätte ich es nie geschafft, Oliver.« Stumm musterte Reuben die vielen weißen Grabsteine. »Ich war stinksauer. Von dem beschissenen Agent Orange ist die Hälfte der

Kompanie krepiert, die ich in Vietnam befehligt hatte, und die Armee wollte ihre Schuld nicht mal einräumen. Und dann wiederholte sich Ähnliches mit dem Persischen-Golf-Syndrom. Ich wollte nichts anderes als hier auf dem Friedhof stehen und schreien, damit jemand mich hört.«

»Wahrscheinlich ist es am besten gewesen, dass du irgendwann umgekippt bist. An dem Tag ist nämlich der Verteidigungsminister hier aufgekreuzt, und es hätte vielleicht eine hässliche Konfrontation gegeben.«

Neugierig schaute Reuben den Freund an. »Ich hab dich noch nie gefragt, was du eigentlich an dem Tag auf dem Friedhof gemacht hast.«

»So wie jeder, der ihn betritt, habe ich ein Grab aufgesucht.«

An einem der Grabfelder blieb Stone stehen und zählte lautlos die Reihen weißer Grabsteine ab, bis sein Blick auf einen Stein ungefähr in der Mitte fiel. Die Arme auf der Brust verschränkt, stand er da, während am Horizont die sinkende Sonne lohte. Reuben sah auf die Uhr, doch es widerstrebte ihm, seinen Freund jetzt zu stören.

Schließlich unterbrach eine Gruppe von Männern, die in einigem Abstand vorüberschritten, Stones Andacht. Er sah, wie sie sich der jüngsten, noch nicht ganz fertigen Erweiterung des Friedhofs näherten, der Begräbnisstätte hiesiger Opfer des Anschlags vom 11. September. Außer Gräbern gab es dort ein mit den Namen der Toten versehenes Mahnmal für die im Pentagon getöteten Menschen sowie einen Gedenkhain.

Stone erstarrte, als er sah, wer sich da inmitten des Rings bewaffneter Leibwächter bewegte. Reuben spähte ebenfalls hinüber.

»Carter Gray«, murmelte Reuben.

»Besucht das Grab seiner Frau, nehme ich an«, meinte Stone leise. »Bevor morgen der Massenansturm einsetzt.«

Carter Gray verharrte am Grab seiner Frau Barbara, kniete nieder und legte einen kleinen Blumenstrauß auf die Fläche

abgesunkener Erde. Streng genommen war der Jahrestag ihres Todes erst morgen, aber dann würde es auf dem Friedhof von Menschen nur so wimmeln, und Gray verspürte – wie Stone erraten hatte – keinerlei Neigung, in einem Moment persönlicher Trauer von Horden Fremder umdrängt zu werden.

Gray stand auf und besah sich das Grab seiner Frau, während seine Leibwächter respektvollen Abstand wahrten.

Barbara Gray war nach einer ehrenvollen Karriere, in deren Verlauf sie beim Militär viele Neuerungen für Frauen durchgesetzt hatte, als Brigadegeneralin aus der Armee ausgeschieden. Außerdem hatte Barbara Gray sich als lauteste Fürsprecherin der WASP des Zweiten Weltkriegs betätigt – der Women's Air Force Service Pilots, die Flugzeuge an Einheiten der US-Luftwaffe überführt hatten. Barbara Gray hatte für das Recht dieser Frauen gestritten, auf dem Friedhof Arlington mit allen militärischen Ehren bestattet zu werden. Da man die WASP nach dem Krieg sang- und klanglos aufgelöst hatte, war ihnen ein entsprechender Anspruch versagt geblieben. Im Juni 2002 regelte ein neuer Erlass, dass den Mitgliedern gewisser militärischer Frauenverbände, darunter auch den WASP, auf dem Heldenfriedhof immerhin das normale militärische Beisetzungszeremoniell gewährt wurde, wenn auch nicht mit vollen militärischen Ehren. Leider hatte Barbara Gray diesen Tag nicht mehr erlebt.

Am Morgen des 11. September 2001 befand sich Barbara Gray, damals zivile Beraterin des Pentagon, in einer Besprechung mit zwei Heeresoffizieren, als die Maschine der American Airlines in das Gebäude raste und das Büro vernichtete, in dem sie saß. Noch schrecklicher geriet diese Tragödie dadurch, dass die Tochter der Grays, Maggie, Juristin in Regierungsdiensten, eben das Pentagon betreten hatte, um sich mit ihrer Mutter zu treffen. Maggie wurde bei der Einschlagsexplosion buchstäblich zu Asche verbrannt.

Während Carter Gray am Grab seiner Frau stand, stiegen die schrecklichen Bilder dieses Morgens wieder in ihm auf –

ebenso die Schuldgefühle, denn eigentlich hätte auch er in dem Gebäude sein müssen. Gray hatte Frau und Tochter im Pentagon abholen sollen, damit sie endlich in einen seit langem geplanten Familienurlaub fahren konnten. Doch er hatte im Verkehr festgesteckt und schon zwanzig Minuten Verspätung gehabt. Als er das Pentagon erreichte, gab es seine Familie schon nicht mehr.

Schließlich hob Gray den Blick von der geweihten Erde, schaute sich um und erblickte die beiden Männer, die aus einiger Entfernung herübersahen. Den großen kannte er nicht, doch bei dem anderen Mann hatte er auf Anhieb den Eindruck, ihn zu kennen. Er blickte den beiden nach, als sie sich abwandten und davongingen. Gray blieb noch zehn Minuten am Grab seiner Frau; dann hatte er einfach keine Ruhe mehr und strebte zu der Stelle, an der die zwei Männer gestanden hatten. Auch das dortige Gräberfeld, stellte er plötzlich fest, kam ihm bekannt vor. Er betrachtete die Grabsteine. Rasch erfasste sein Blick Namen um Namen, verharrte schließlich auf einem Grabstein.

Im nächsten Moment mussten seine Leibwächter sich unversehens sehr beeilen, weil Gray fast im Laufschritt den Weg entlanghastete. Kurz vor dem Ausgang hielt er an, beugte sich vor und rang nach Atem, sodass die Leibwächter besorgt um ihn her wimmelten und sich nach seinem Befinden erkundigten. Gray gab keine Antwort. Er hörte sie nicht einmal.

Der Name auf dem Grabstein hatte ihn zutiefst verstört. Gray wusste genau, dass der Zinksarg unter dem Grabstein keinen Leichnam barg. Die Bestattung war ein Täuschungsmanöver gewesen, Teil der Tarnung. Hingegen war der Name auf dem Grabstein echt. Es war der Name eines Mannes, von dem man glaubte, er wäre bei der Verteidigung des Vaterlandes gefallen.

»John Carr.« Gray sprach den seit Jahrzehnten nicht mehr erwähnten Namen laut aus.

John Carr. Der perfekteste Killer, den Carter Gray je gekannt hatte.

Bei Nathan's war es noch nicht allzu voll, sodass Alex Ford und Kate Adams einen Tisch unweit der Theke erhielten und unverzüglich Getränke bestellen konnten.

»Lucky ist ja ein echtes Unikum«, sagte Alex. »Wie haben Sie sie kennen gelernt?«

»Bevor ich beim Justizministerium anfing, hatte ich eine Privatkanzlei. Nach dem Tod ihres Gatten habe ich den Nachlass geregelt. Wir haben uns angefreundet, und schließlich hat sie mich gebeten, zu ihr zu ziehen. Erst habe ich abgelehnt, aber sie hat nicht locker gelassen, und blöderweise lief mir auch nicht der richtige Mann in die Arme. Selbstverständlich zahle ich Miete. Lucky ist eine sehr interessante Person. Sie ist überall gewesen und kennt Gott und die Welt. Aber sie ist auch einsam. Einer Frau wie ihr bekommt das Alter nicht gut. Sie ist sehr lebendig, möchte all das tun, was sie früher getan hat, kann es aber einfach nicht mehr.«

»Nach allem, was ich gesehen habe, gibt sie sich jedenfalls redlich Mühe«, antwortete Alex. »Und warum sind Sie zur Regierung gegangen?«

»Aus keinem besonders originellen Grund. Die ewige Alltagsmühle hatte mich schlichtweg ausgebrannt. Man ändert die Welt nicht durch Testamentseröffnungen und Scheidungsverfahren.«

»Und was treiben Sie im Justizministerium, um die Welt zu verändern?«

»Ich arbeite in einem noch ziemlich neuen Bereich. Aufgrund der Zustände im Gefangenenlager Guantanamo und nach den Vorfällen im Abu-Ghraib-Gefängnis, im Vernehmungszentrum Salt Pit und anderen Orten wurde im Justizministerium eine Sonderkommission gegründet, deren Aufgabe es ist, die Bürgerrechte Gefangener zu verteidigen, die hohen politischen Stellenwert haben oder ausländische Kombattan-

ten sind, und alle Verbrechen an diesen Personengruppen zu untersuchen.«

»Wenn ich bedenke, was man alles in den Zeitungen liest, müssen Sie ganz schön zu tun haben.«

»Im Allgemeinen haben die Vereinigten Staaten einen ausgezeichneten Ruf, was die Behandlung Kriegsgefangener und ausländischer Kombattanten angeht, aber je länger der Krieg gegen den Terrorismus sich hinzieht, umso stärker wird für unsere Leute die Versuchung, auf das Niveau der Gegenseite abzusinken. Schließlich sind sie auch nur Menschen, und es kann passieren, dass sie jemanden, den sie verhören, als sämtlicher Rechte unwürdig einstufen.«

»Das ist aber keine Entschuldigung für Rechtsbruch.«

»Nein, auf keinen Fall. Genau deshalb gibt es jetzt Leute wie mich. In den letzten beiden Jahre bin ich sechs Mal in den verschiedenen Kriegsgebieten gewesen. Leider werden die Verhältnisse kaum besser.«

»Man hat den Eindruck, dass auch Carter Gray jetzt mit allen Mitteln zurückschlägt.«

Kate lehnte sich zurück und trank einen Schluck Rotwein. »Was Gray angeht, habe ich gemischte Gefühle. Privat kann ich das Leid nachvollziehen, das ihm der Verlust seiner Familie durch die Anschläge des elften September verursacht hat. Ich glaube, das war der einzige Grund für seine Rückkehr in die Regierungstätigkeit. Doch ob das gut war, wage ich zu bezweifeln.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Alex.

»Ich weiß, dass er außergewöhnliche Ergebnisse erzielt. Deshalb frage ich mich, ob er auch außergewöhnliche Mittel anwendet. Zum Beispiel hatten wir erhebliche Auseinandersetzungen wegen der Auslieferungen an Drittländer.«

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass es deswegen gehörige politische Rangeleien gibt.«

»Das ist angesichts der Vorgehensweise kein Wunder. Terrorismusverdächtige werden aus den USA in fremde Länder

befördert – oder umgekehrt –, ohne dass man rechtliche Verfahren berücksichtigt oder das Internationale Rote Kreuz heranzieht. Verlegen wir Gefangene ins Ausland, lässt man sich vom Empfängerland erst die mündliche Zusage erteilen, dass der Überstellte keine Folterungen erdulden muss. Leider gibt es dann aber keine Möglichkeit nachzuprüfen, ob die Zusage eingehalten wird. Vielmehr ist es oft vollkommen klar, dass gefoltert *wird*. Außerdem gehen manche Kenner der Materie davon aus, dass NIC und CIA – eben weil Folter in den Vereinigten Staaten verboten ist – aktiv daran beteiligt sind, Gefangene in Länder zu verlegen, in denen Folter eingesetzt werden kann, um an wichtige Informationen zu gelangen. Sie stiften das Empfängerland sogar an, beliebige Vorwürfe gegen einen Verdächtigen zu erheben, damit es möglich wird, ihn einzusperren, zu vernehmen und häufig auch zu foltern. Das verstößt gegen sämtliche Werte, für die Amerika steht.«

»Nachdem ich kürzlich selbst im NIC gewesen bin, traue ich denen fast alles zu.«

»Stimmt mein Gefühl, dass Ihre Ermittlungen in dem Todesfall nicht besonders günstig verlaufen sind?«

Alex zögerte, sagte sich dann aber, dass es ihm nicht schaden könne, ihr die Wahrheit zu erzählen. Er schilderte ihr das unerfreuliche Gespräch mit dem Direktor des Secret Service und gestand, dass man ihn zurück in die Personenschutzabteilung versetzt hatte.

»Tut mir leid, Alex.« Kate streckte den Arm aus und berührte seine Hand.

»Ach, ich hab mich da selbst reingeritten. Gray ist ein sehr hohes Tier, und wenn man eine Ratte zur Kollegin hat, wird's umso schlimmer. Vermutlich hatte ich von vornherein keine Chance.« Alex nippte an seinem Cocktail. »Ihre Martinis sind viel besser«, sagte er lächelnd.

Sie stießen an. »Ich wusste, dass Sie mir gefallen.«

Alex wurde wieder ernst. »Nun halte ich mich wieder an meinen ursprünglichen Plan: Da ich von zwanzig Dienstjah-

ren nur noch drei durchzustehen habe, schalte ich auf Automatik und vermeide alles, was Wellen schlägt.«

»Sie kommen mir nicht wie jemand vor, der alles schleifen lassen kann«, erwiderte Kate.

Alex zuckte mit den Schultern. »Lassen wir das Fachsimpeln sein. Erzählen Sie mir etwas über sich. Das ist ja der Zweck erster Verabredungen.«

Kate setzte sich zurecht und zerpflückte ein Stück Brot. »Ich bin Einzelkind. Meine Eltern leben in Colorado. Sie behaupten immer, von den Adams in Massachusetts abzustammen, aber ich weiß nicht, ob ich ihnen glauben soll. Früher war es mein Traum, Weltklasse-Turnerin zu werden. Ich habe mich richtig dafür abgerackert. Dann bin ich in einem Jahr fünfzehn Zentimeter gewachsen, und aus war der Traum. Gleich nach der High School kam mir die Idee, Croupier in Las Vegas zu werden. Fragen Sie nicht wieso, ich wollte es einfach. Also habe ich einen Kursus mitgemacht, die Voraussetzungen samt und sonders erfüllt und bin ins Sündenbabel umgezogen. Aber es ging nicht lange gut. Ich hatte da ein kleines Problem mit angetrunkenen Geldprotzen, die sich einbildeten, nach Lust und Laune meinen Hintern begrabschen zu dürfen. Nachdem ein paar von diesen Typen den einen oder anderen Zahn verloren hatten, gab mir das Kasino den Rat, doch lieber in den Osten heimzukehren. Am College habe ich dann beschlossen, mir das nötige Geld als Barkeeperin zu verdienen, und dabei bin ich auch geblieben, als ich Jura studierte. Bei dem Job hat man wenigstens massives Holz zwischen sich und den anwesenden Hirschen. Und wie Sie schon früh bemerkt haben, spiele ich tatsächlich Klavier. Ich habe auch Klavierunterricht gegeben, um mein Studium zu finanzieren. Heute bräuchte ich nicht mehr als Barkeeperin zu arbeiten, aber um ehrlich zu sein, es macht mir einfach Spaß. Es ist für mich eine Art Ventil, und in der LEAP-Bar lernt man eine Menge faszinierende Leute kennen.«

»Turnerin, Croupier, Barkeeperin, Klavier spielende Hüterin des Rechts und der Wahrheit. Ganz schön beeindruckend.«

»Manchmal glaube ich, es ist eher unpraktisch als beeindruckend. Und was haben Sie über sich zu erzählen?«

»Nichts besonders Aufregendes. Ich bin in Ohio aufgewachsen. Als jüngstes von vier Kindern und einziger Sohn. Tagsüber war mein Vater Verkäufer für Autoersatzteile, am Abend aber war er der zweite Johnny Cash.«

»Echt?«

»Na ja, zumindest wäre er ’s gern gewesen. Ich glaube, er hatte die größte Johnny-Cash-Andenkensammlung außerhalb von Nashville. Immer trug er Schwarz, spielte gottlos schlecht Akustikgitarre, aber sehr gut Flöte. Ich habe Gitarre gelernt, um mit ihm zusammen zu spielen. Wir sind sogar gemeinsam auf Tournee gegangen und in einigen der übelsten Kaschemmen ganz Ohios aufgetreten. Wir waren nicht der Renner, aber auch kein Flop und hatten einigermaßen Erfolg. Dann hat Dads Qualmerei sich gerächt. Vier Schachteln am Tag hat er geraucht. Innerhalb von sechs Monaten hat der Lungenkrebs ihn dahingerafft. Meine Mutter lebt jetzt in einem Seniorenheim in Florida. Meine Schwestern sind übers ganze Land verteilt.«

»Und was hat Sie dazu gebracht, den menschlichen Schutzschild zu spielen?«

Alex trank noch einen Schluck; seine Miene wurde trübsinnig. »Als ich zwölf war, hab ich den Zapruder-Filmausschnitt von Kennedys Ermordung gesehen. Ich weiß noch, dass ich damals gedacht habe, so was darf nie wieder vorkommen. Niemals werde ich den Anblick vergessen, wie Agent Clint Hill auf die Limousine springt und Mrs. Kennedy auf den Sitz drückt. Damals glaubten viele Leute, sie wäre an dem Komplott zur Ermordung des Präsidenten beteiligt gewesen. Andere waren wütend auf sie, weil sie dachten, Jackie wollte nichts wie weg von dem vielen Blut, obwohl es ja das Blut ihres Mannes war… Aber in Wirklichkeit hatte sie vor, das Stück

seines Schädels, das ihm herausgesprengt worden war, an sich zu bringen.« Er leerte das Glas, bevor er weitersprach. »Einmal bin ich Clint Hill auf einer Secret-Service-Veranstaltung begegnet. Er war längst ein alter Mann. Jeder wollte ihm die Hand geben. Ich habe ihm gesagt, was für eine Ehre es mir wäre, ihn persönlich kennen zu lernen. Bei dem Attentat war er der Einzige, der reagiert hat. Er hat Mrs. Kennedy beigestanden, hat sich zwischen sie und den oder die Schützen geworfen. Ich sagte zu ihm: ›Ich hoffe, ich werde ein Mann sein wie Sie, falls ich mal in eine solche Situation gerate.‹ Und wissen Sie, was er mir geantwortet hat?«

Alex hob den Blick und schaute geradewegs in Kates Augen. »Was hat er gesagt?«, fragte sie gespannt.

»Er hat gesagt: ›Sie sollten sich nicht wünschen, ein Mann zu sein wie ich, mein Sohn, weil ich meinen Präsidenten nicht schützen konnte.‹« Längeres Schweigen schloss sich an, bis Alex sagte: »Ich kann gar nicht fassen, dass ich hier sitze und so deprimierendes Zeug rede. Eigentlich ist so was nicht meine Art.«

»Nach dem Tag, den Sie heute hatten, wundert es mich, dass Sie überhaupt gekommen sind.«

»Kate, allein der Gedanke, dass ich mit Ihnen ausgehe, hat es mir ermöglicht, den heutigen Tag zu verkraften.« Etwas überrascht über seine Offenheit senkte Alex den Blick und betrachtete das Äußere der noch übrig gebliebenen Martini-Olive.

Zum zweiten Mal ergriff Kate seine Hand. »Und nun muss ich Sie noch mehr in Verlegenheit bringen«, sagte sie, »denn das war das netteste Kompliment, das ich je bekommen habe.«

Die Konversation wandte sich harmloseren Themen zu, und die Zeit verstrich wie im Flug. Als sie das Restaurant verließen, stieß Alex plötzlich eine gedämpfte Verwünschung aus.

Senator Roger Simpson, Mrs. Simpson und ihre Tochter Jackie kamen auf den Eingang zu.

Alex wollte aus ihrem Blickfeld entschwinden, doch Jackie sah ihn.

»Hallo, Alex«, sagte sie.

»Agentin Simpson«, antwortete Alex kurz und knapp.

»Das sind meine Eltern.«

Roger Simpson und seine Gattin ähnelten eher Zwillingen: Beide waren sehr groß und blond. Sie überragten ihre kleine schwarzhaarige Tochter bei weitem.

»Senator, Mrs. Simpson…« Alex nickte dem Ehepaar zu. Roger Simpson erwiderte seinen Blick dermaßen bedrohlich, dass Alex den Rückschluss zog, Jackie hatte ihm alles Vorgefallene aus ihrer verdrehten Sicht dargestellt. »Das ist Kate Adams.«

»Freut mich, Sie kennen zu lernen«, sagte Kate.

»Na, dann geben Sie mal schön auf sich Acht, Agentin Simpson. Ich bezweifle, dass wir uns noch mal wiedersehen.«

Alex wandte sich, von Kate gefolgt, zum Ausgang. »Ist das zu glauben«, schimpfte er, sobald sie im Freien waren. »Von allen Restaurants der Stadt müssen sie ausgerechnet hier…«

Er unterbrach sich mitten im Satz, als unerwartet Jackie aus dem Nathan's gesaust kam.

»Alex, können wir uns einen Augenblick unterhalten?« Sie blickte nervös zu Kate. »Unter vier Augen?«

»Ich bin mir verdammt sicher, dass wir uns nichts mehr zu sagen haben«, erwiderte Alex schroff.

»Es dauert nur einen Moment. Bitte.«

Alex sah Kate an, die mit den Schultern zuckte, ein Stück die Straße hinabschlenderte und sich die Auslage im Schaufenster eines Bekleidungsgeschäfts ansah.

Simpson trat näher. »Hören Sie, ich kann mir denken, dass Sie wütend auf mich sind, weil Sie glauben, ich wäre Ihnen in den Rücken gefallen…«

»Voll ins Schwarze getroffen. Ich gratuliere, Sie haben die Waschmaschine gewonnen.«

»So ist es aber gar nicht gewesen. Kaum dass Carter Gray weg war, muss er meinen Vater angerufen haben. Noch vor dem Präsidenten. Mein Vater hat dann mit mir telefoniert und mich runtergemacht. Er sagte, ich könnte mir unmöglich von einem Quertreiber die Karriere verderben lassen, bevor sie richtig anfängt.«

»Und woher wusste der Direktor über meinen ›alten Bekannten‹ Bescheid?«

Jackie blickte kummervoll drein. »Ich weiß, es war dumm von mir, aber Dad kann schrecklich dominant sein. Er hat es irgendwie aus mir rausgequetscht.« Sie seufzte. »Mein Vater ist einer der vollendetsten Menschen, den man je gesehen hat. Und meine Mutter war mal Miss Alabama, deshalb gilt sie dort praktisch als Heilige. Deshalb gefällt es ihnen kein bisschen, dass ihre Tochter Kripobeamtin sein möchte. Sie wollten, dass ich in die Wirtschaft oder die Politik gehe. Aber ich bin stur geblieben und hab darauf bestanden, Polizistin zu werden. Trotzdem drängen sie mich endlos, nach Höherem zu streben. Nur um meine Ruhe zu haben, bin ich zum Secret Service gegangen. Vater hat seine Beziehungen spielen lassen, damit ich zum WFO kam. Sein Traum ist, dass ich die erste Direktorin des Secret Service werde. Dabei hatte ich nie einen größeren Wunsch, als eine tüchtige Polizistin zu sein. Aber für meine Eltern war das zu wenig.«

»Und Sie wollen Ihr Leben lang nach der Pfeife Ihrer Eltern tanzen?«

»So einfach ist das nicht. Mein Vater ist es gewöhnt, dass die Menschen ihm gehorchen.« Jackie verstummte und sah Alex ins Gesicht. »Aber das ist mein Problem. Ich wollte nur klarstellen, dass ich bedauere, wie es gelaufen ist. Und dass ich auf eine Gelegenheit hoffe, meinen Fehler wiedergutzumachen.«

Sie drehte sich um und kehrte ins Restaurant zurück, ehe Alex ihr antworten konnte.

Als Kate sich wieder zu ihm gesellte, erzählte Alex ihr vom Inhalt des kurzen Gesprächs. »Gerade wenn man glaubt, man hat einen Menschen wie sie durchschaut«, meinte er abschließend, »und dass es gerechtfertigt ist, diesen Menschen zum Kotzen zu finden, zieht sie ein Ass aus dem Ärmel und macht alles noch komplizierter.« Er blickte zur anderen Straßenseite. »Möchten Sie ein Eis?«

Kate schaute ebenfalls zum Eiscafé hinüber. »Gern. Aber ich muss Sie warnen, ich teile nicht.«

»Genau mein Fall.«

Stone und Reuben trafen Caleb und Milton in der Buch- und Zeitschriftenhandlung B. Dalton in der Union Station an. Caleb hielt ein Meisterwerk Dickens' in der Hand, während Milton sich in Computerzeitschriften festgelesen hatte.

Als Stone und Reuben die beiden von ihrer Lektüre losgeeist hatten, stiegen sie gemeinsam in die U-Bahn, fuhren bis zur Smithsonian Station und nahmen dort die Rolltreppe zur Mall.

»Haltet Augen und Ohren offen«, empfahl Stone.

Sie wühlten sich durch das Geschiebe der Touristen, die sich um die wichtigsten Sehenswürdigkeiten drängten und Fotos und Videos machten. Nach einer Weile gelangte der Camel Club zum Franklin Delano Roosevelt Park, wo als relativ neue Ergänzung des Parks das Roosevelt-Denkmal stand. Die Gedenkstätte beanspruchte ziemlich viel Platz und umfasste verschiedene Plastiken, die bedeutsame Symbole aus der Ära Roosevelt darstellten, der als einziger Präsident der Vereinigten Staaten vier Amtszeiten innegehabt hatte. Stone führte seine Freunde zu einer etwas abgelegenen Rasenfläche, die durch eine bronzene Suppenschlange – ein Mahnmal an die Weltwirtschaftskrise – vom Touristentrubel abgeschirmt wurde.

Nachdem er den Blick wachsam in die Runde hatte schweifen lassen, schüttelte Stone unzufrieden den Kopf und kehrte

mit den Freunden zur U-Bahn um, mit der sie diesmal zur Foggy Bottom Station fuhren. Dort stiegen sie aus und gingen zu Fuß weiter. An der im Norden Washingtons gelegenen Ecke 27th und Q Street blieb Stone stehen. Sie hatten das Eingangstor jenes Friedhofs erreicht, dessen Wärter er war, den Mt. Zion.

»O nein, Oliver«, beklagte sich Reuben, »doch nicht schon wieder ein Scheißfriedhof.«

»Die Toten lauschen nicht«, erwiderte Stone lakonisch, wobei er die Tür aufschloss. Er führte die Freunde in sein Häuschen, wo sie ihn erwartungsvoll musterten. »Ich habe ein paar Recherchen angestellt, von denen ich glaube, sie könnten für unsere Untersuchung des Mordes an Patrick Johnson entscheidend sein. Deshalb beantrage ich eine außerordentliche Mitgliederversammlung des Camel Clubs. Als Tagesordnungspunkt schlage ich vor, dass wir die in letzter Zeit zu beobachtende Häufung von Fällen erörtern, in denen Terroristen sich gegenseitig umbringen. Unterstützt jemand meinen Antrag?«

»Ja, ich«, sagte Caleb gewohnheitsmäßig, obgleich er den anderen einen Blick der Verwunderung zuwarf.

»Wer dafür ist, sage ja.« Der Antrag wurde per Akklamation angenommen, und Stone klappte die große Kladde auf, die er aus dem Antiquariat mitgebracht hatte. »Während der vergangenen achtzehn Monate hat es eine Reihe von Vorfällen gegeben, bei denen Terroristen sich angeblich gegenseitig abgemurkst haben sollen. Mir kam das so interessant vor, dass ich sämtliche Artikel gesammelt habe, die ich zu dem Thema finden konnte. Das letzte derartige Ereignis betraf einen Mann mit Namen Adnan al-Rimi.«

»Davon hab ich gelesen«, sagte Milton. »Aber wieso sagst du ›angeblich‹?«

»Bei jedem dieser Vorkommnisse war das Gesicht des Toten ganz oder teilweise unkenntlich, entweder durch Schussverletzungen oder Sprengstoff. Man musste die Leichen an-

hand der Fingerabdrücke, der DNS oder anderer Merkmale identifizieren.«

Reuben meldete sich zu Wort. »Aber das sind doch ganz normale Verfahren, Oliver. Als ich noch bei der DIA war, haben wir genauso gearbeitet, bloß gab's damals noch keine DNS-Untersuchungen.«

»Wir wissen von dir, Reuben, dass das NIC mittlerweile als Zentralstelle sämtliche Informationen über Terroristen und deren Aktivitäten hortet«, fuhr Stone fort. »Die Informationen in den Datenbanken, an deren Verwaltung Patrick Johnson beteiligt war, wurden benutzt, um sämtliche toten Terroristen, von denen ich eben sprach, zu identifizieren.« Er hielt für einen Moment inne. »Und wenn nun diese Daten irgendwie von Mr. Johnson gefälscht worden sind?«

Nach längerem Schweigen ergriff Milton das Wort. »Meinst du, er könnte die Daten manipuliert haben?«

»Lasst es mich ganz unverblümt sagen«, erklärte Stone. »Was, wenn Johnson die Fingerabdrücke der Toten anstelle der Fingerabdrücke bestimmter registrierter Terroristen gespeichert hat, sodass die Regierung zu der Schlussfolgerung kommen musste, diese Terroristen hätten den Tod gefunden?«

Caleb riss entsetzt die Augen auf. »Willst du damit andeuten, dass jemand wie Adnan al-Rimi gar nicht tot ist, sondern nur von den amerikanischen Geheimdiensten…«

»Für tot gehalten wird, jawohl«, beendete Stone den Satz. »Im NIC wurde mit seinen Daten reiner Tisch gemacht. Al-Rimi könnte nun überall hingehen und tun und lassen, was ihm gefällt.«

»Insofern ähnelt er einer nicht registrierten Schusswaffe«, sagte Reuben.

»So ungefähr.«

»Moment mal, Oliver«, fuhr Reuben fort. »Da muss es doch Sicherheitsvorkehrungen geben. Damals bei der DIA durften wir keine Änderungen der Dateien vornehmen, ohne bestimmte Maßgaben zu beachten.«

Stone sah Caleb an. »Ein vergleichbares Verfahren ist in der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek üblich. Aus naheliegenden Gründen darf die Person, die Bücher kauft, sie nicht in der Datenbank speichern, und umgekehrt. Genau deshalb bin ich auf meinen Verdacht gekommen. Was ist, wenn beide Personen, der Beschaffer und der Verwalter, heimlich unter einer Decke stecken? Und wenn einer von ihnen eine hohe Position einnimmt? Eine sehr hohe Position vielleicht?«

»Willst du etwa darauf hinaus, Carter Gray könnte in die Sache verwickelt sein?«, sagte Reuben. »Jetzt mach aber mal halblang. Man kann über Gray sagen, was man will – ich glaube nicht, dass man seine Treue zum Vaterland anzweifeln darf.«

»Ich habe nicht behauptet, dass wir auf eine bequeme Lösung stoßen, Reuben«, erwiderte Stone. »Wenn nicht Gray, ist vielleicht ein anderer umgedreht worden.«

»Gut möglich«, gestand Reuben ein.

»Aber selbst wenn das alles stimmt«, sagte Milton, »warum wurde Johnson ermordet?«

»Falls die zwei Männer, die wir bei der Liquidierung Johnsons beobachtet haben, dem NIC angehören«, antwortete Stone, »kommen meines Erachtens nur zwei Möglichkeiten in Betracht, berücksichtigt man Johnsons eher bescheidenes Regierungsgehalt und seinen extravaganten Lebensstil. Erstens: Wer ihn bestochen hat, damit er die Dateien fälscht, hat befürchtet, Johnsons unverhältnismäßiger Reichtum könnte zu einer Untersuchung führen; deshalb hat er ihn beseitigt und ihm die Drogen untergejubelt. Zweitens: Vielleicht ist Johnson gierig geworden und hat mehr Geld verlangt, doch statt zu zahlen hat man ihn umgelegt.«

»Und was fangen wir nun an?«, fragte Milton.

»Für mich hätte es Vorrang, am Leben zu bleiben«, bekannte Reuben. »Denn sollte Oliver recht haben, gibt es ’ne Menge mächtige Leute, die größten Wert darauf legen, uns in die Hölle zu befördern.«

»Miltons Identität und sein Wohnsitz sind ohne Zweifel längst aufgeflogen«, sagte Stone. »Was die beiden Kerle angeht, die uns nachstellen, lautet mein Vorschlag: Wir drehen den Spieß um.«

»Und wie?«, fragte Caleb.

Stone klappte die Kladde zu. »Wir kennen Tyler Reinkes Anschrift. Das sollten wir ausnutzen.«

»Du verlangst, dass wir dem Mann geradewegs in die Fänge laufen?«, rief Reuben.

»Nein, andersherum«, erwiderte Stone. »Wieso sollte nicht er in *unsere* Fänge geraten?«

Alex und Kate schlenderten, ihr Eis in der Hand, hinunter zum Flussufer, ungefähr zu der Stelle, wo hundert Jahre zuvor George Mason einen Fährbetrieb gehabt hatte. Kate deutete auf drei Felsklötze, die nördlich der Key Bridge, gegenüber der Universität von Georgetown, kaum sichtbar aus der Flussmitte ragten.

»Das ist Three Sisters Island«, sagte Kate. »Nach der Überlieferung sind dort drei Nonnen ertrunken, weil ihr Boot umkippte. Danach sollen sich als Mahnmal ihres Todes und zur Warnung für die Lebenden diese Felsen aus den Fluten erhoben haben.«

»Ja, die Strömung im Potomac wirkt irreführend ruhig«, meinte Alex. »Nicht dass heutzutage irgendwer drin schwimmen wollte. Bei starkem Regen steigt das Wasser aus den Gullys.«

»Als die Interstate 66 gebaut wurde, sollte hier eigentlich eine Abzweigung hin, samt Brücke über den Fluss. Sie sollte den Namen Three Sisters Bridge tragen, aber es gab dermaßen viele absonderliche Arbeitsunfälle, dass man das Vorhaben aufgegeben hat. Es heißt, die Geister der Nonnen hätten interveniert.«

»Glauben Sie solche Geschichten?«, fragte Alex.

»Es sind schon seltsamere Sachen passiert. Sehen Sie sich doch bloß mal ein paar von den Verschwörungstheoretikern in

dieser Stadt an. Die Mehrzahl ist wahrscheinlich verrückt, aber einige behalten recht.«

»Ich kenne jemanden, der in diese Kategorie fällt. Sein Name ist Oliver Stone. Der Knabe führt zwar nicht unbedingt ein normales Leben, aber er ist schlichtweg brillant.«

»Oliver Stone? Sie nehmen mich auf den Arm.«

»Natürlich ist das nicht sein richtiger Name. Ich glaube, damit veräppelt er die Leute, die ihn für einen Spinner halten. Am interessantesten an dem Burschen ist, dass er keine Vergangenheit hat. Wenigstens hab ich nichts gefunden.« Alex lächelte. »Vielleicht ist er schon seit vielen Jahren auf der Flucht.«

»Hört sich an, als wäre er jemand, den Lucky gern kennen lernen würde.«

»Also schmeißt sie ihr Höschen immer noch gefährlichen Männern hin?«

»Was?«, fragte Kate verdutzt.

»Egal.« Alex schob sich einen Löffel Eiscreme in den Mund und schaute hinüber zur Roosevelt Island. Kate folgte seinem Blick.

»Möchten Sie darüber sprechen?«, fragte sie schließlich. »Barkeeperinnen sind gute Zuhörer.«

Alex wies auf eine Sitzbank in der Nähe des Flussufers, und sie nahmen Platz.

»Also«, sagte er, »mich beschäftigt Folgendes. Dieser Bursche schwimmt zur Roosevelt Island und erschießt sich. Klingt das glaubhaft?«

»Nun, er lag tot auf der Insel, auf der er und seine Verlobte ihr erstes Date gehabt hatten.«

»Stimmt. Aber wieso sollte er zu der Insel schwimmen? Warum ist er nicht einfach gefahren oder gelaufen? Es gibt eine Fußgängerbrücke zum Parkplatz der Insel. Und einen Radweg. Nachts klettert man übers Tor, gelangt auf die Insel, füllt sich ab und erschießt sich, ohne sich erst mühselig durch den Potomac zu quälen. Sein Auto ist ein ziemliches Stück

entfernt flussaufwärts entdeckt worden, das heißt, er musste lange schwimmen, noch dazu in Straßenkleidung, mit Schuhen und einem Revolver in einer Plastiktüte. Der Mann war doch nicht Mark Spitz.«

»Aber seine Fingerabdrücke waren auf der Waffe.«

»Jemandem eine Schusswaffe in die Hand zu drücken und den Abzug zu betätigen ist weder besonders leicht noch allzu klug«, sagte Alex. »Man sieht ungern eine Knarre in der Hand desjenigen, den man umbringen möchte. Aber wenn man ihn vorher betrunken macht…?« Alex zeigte auf seine Füße. »Und seine Schuhsohlen haben mir zu denken gegeben.«

»Inwiefern?«

»Es hat Lehm dran geklebt, wie man es erwarten kann, wenn jemand durchs Unterholz gestapft ist. Aber an der Stelle, an der er lag, war ringsherum kein Lehm oder Schlamm zu sehen. Dabei sollte man doch annehmen, dass sich wenigstens ein paar Krümel Erde von den Schuhsohlen lösen. Und seine Klamotten waren mir zu sauber. Bei jemandem, der auf der Insel durchs Gesträuch geht, müssten an der Kleidung Zweige und Blätter haften. Nichts dergleichen. Und wenn er wirklich zur Insel geschwommen wäre, hätte er sich durch die Hecken kämpfen müssen, um auf den Hauptweg zu gelangen.«

»Das alles passt tatsächlich nicht zusammen«, gestand Kate.

»Und der Abschiedsbrief in seiner Tasche… Das Blatt war kaum feucht und die Tinte nicht zerlaufen.«

»Wahrscheinlich hat er es in derselben Plastiktüte gehabt wie den Revolver.«

»Warum hat er es dann nicht in der Tüte gelassen? Weshalb nimmt er es heraus und steckt es in eine nasse Jackentasche, in der die Tinte zerlaufen und der Abschiedsbrief unleserlich werden kann? Und es stimmt zwar, dass Johnson nass gewesen ist, als man ihn gefunden hat, aber wäre er wirklich so weit durch den Potomac geschwommen, hätte er viel schmud-

deliger sein müssen. Das Wasser ist hier eine schlammige Brühe.«

»Aber er *war* durchnässt.«

»Ja, aber was würden Sie tun, wenn Sie wollten, dass jemand aussieht, als wäre er durch den Fluss geschwommen?«

Kate überlegte kurz. »Ihn ins Wasser tauchen.«

»Genau, man taucht ihn unter. Und dann wäre da das vorgebliche Motiv für den Selbstmord. Kein Mensch, mit dem ich gesprochen habe, wusste irgendetwas darüber, dass Johnson mit Drogen gehandelt hätte. Seine Verlobte war dermaßen aus dem Häuschen, dass sie gedroht hat, mich wegen des aufgekommenen Verdachts zu verklagen.«

»Wie ich schon immer sagte, dem Secret Service entgeht nichts.«

»Ach was, kommen Sie. Es ist ja nicht so, als wären wir in diesen Dingen von Natur aus besser als das FBI. Die FBI-Leute hätten diese Ungereimtheiten auch erkennen müssen. Ich glaube, es wird von oben starker Druck ausgeübt, den Fall schleunigst und ohne Aufhebens zu den Akten zu legen.«

»Wenn jemand Johnsons Leiche auf die Insel gebracht hat, aber aus Sorge, beobachtet zu werden, kein Auto benutzt hat… was könnte dann das Beförderungsmittel gewesen sein?«

Während ihres Gesprächs fuhr langsam ein Boot der Wasserschutzpolizei vorüber.

Alex und Kate sahen sich an. »Ein Boot«, riefen sie gleichzeitig.

»So was lässt sich nicht gerade leicht verstecken«, sagte Alex bedächtig.

Kate sah flussauf- und flussabwärts. »Wenn Sie bereit sind, ich bin’s.«

Beide warfen die Eisbecher in einen Mülleimer und gingen ans Ufer. Sie brauchten eine volle Stunde, doch endlich entdeckten sie den Kahn, als Kate die Spitze des Bugs aus einem Abwassergraben ragen sah.

»Sie haben scharfe Augen«, lobte Alex. Kate streifte die Sandalen ab, Alex zog Schuhe und Socken aus und krempelte die Hose hoch. Beide wateten ins Wasser, wobei einige Spaziergänger neugierig zuschauten. Alex betrachtete das alte hölzerne Ruderboot, verharrte plötzlich und beäugte den Rumpf aus der Nähe. »Das dürfte ein Einschussloch sein.«

»Und das ist vielleicht Blut«, sagte Kate und deutete auf einen kleinen, dunklen Fleck am Schanzkleid.

»Ziemlich unbegreiflich, es sei denn, sie haben Johnson in dem Kahn erschossen und ihn erst dann zur Insel gebracht. Jedenfalls war es in der Mordnacht neblig, daher vermute ich, es wäre möglich gewesen, ohne Augenzeugen zu haben.«

»Und was fangen wir nun mit unseren Erkenntnissen an?«, fragte Kate.

Alex richtete sich auf und überlegte. »Ich wüsste gern, ob es Johnsons Blut ist oder ob es von einer anderen Person stammt. Aber wenn der Direktor erfährt, dass ich wieder meine Nase in diesen Fall stecke, gründet er eigens für mich ein neues Büro in Sibirien. Falls er mich vorher nicht eigenhändig erwürgt.«

»Ich könnte ein bisschen recherchieren«, bot Kate ihm an.

»Nein, ich möchte nicht, dass Sie auch noch in die Sache verwickelt werden. Weiß der Teufel, was alles dahintersteckt. Wir müssen den Fall vorerst auf sich beruhen lassen.«

Captain Jacks Blick fiel auf die Mitteilung, die er soeben erhalten hatte. Die Nachricht war verschlüsselt, doch er hatte den Code im Kopf und konnte sie rasch in Klartext umsetzen. Es gab keine allzu gute Neuigkeit.

Hatte heute Besprechung mit Gray. Er hat sich gewisse Dateien angeschaut, ich weiß aber nicht welche, da sie jetzt durch Passwortalarm gesichert sind. Mir gegenüber hat er die Auferstehung der Toten erwähnt. Ich habe erfahren, dass er ähnli-

che Bemerkungen gegenüber anderen leitenden Mitarbeitern gemacht hat. Offenbar klopft er auf den Busch, um zu sehen, wer nach dem Köder schnappt. Daher schicke ich die Warnung per Kurier. Geht weiter nach Plan vor. Ich halte hier die Stellung. Von nun an nur noch Verständigung über Charlie Eins.

Heutzutage hatte man bei der Kommunikation das Problem, dass es buchstäblich unmöglich blieb, sie geheim durchzuführen, solange man moderne Technik benutzte. Spionagesatelliten hatten ihre Augen überall, und bei Faxgeräten, Computern, Handys und Telefonen musste man stets von der Möglichkeit einer Überwachung ausgehen. Deshalb war es kein Wunder, dass Terroristen auf Kuriere und handgeschriebene Briefe zurückgriffen. Die Ironie war, dass die moderne Observationstechnik eine Rückkehr zu nahezu steinzeitlichen Methoden erforderlich machte. Charlie Eins war ein kinderleicht anwendbares Verfahren: Verschlüsselte Mitteilungen auf einem Stück Papier, das ein zuverlässiger Bote überbrachte, und das Papier wurde nach Kenntnisnahme vernichtet.

In aller Kürze sollte die Vorausgruppe des Secret Service in Brennan eintreffen. Kurz darauf landete der Präsident mit Air Force One in Pittsburgh, und der schwerstbewachte Autokorso der Weltgeschichte trat die Fahrt nach Brennan an. Die Gegenseite hätte mancher Zeitgenosse als buntscheckigen Haufen meist über vierzig Jahre alter Männer und einer jungen Frau abqualifiziert. Und doch hätte Captain Jack jederzeit auf seine Truppe gewettet. Er zückte das Feuerzeug und verbrannte den Zettel zu Asche.

Nach dem letzten Gebet des Tages stand Djamila vor ihrem Badezimmerspiegel und besah sich ihre Gesichtszüge. Heute war ihr vierundzwanzigster Geburtstag; allerdings hatte sie den Eindruck, älter auszusehen. In den letzten Jahren war das Leben schwer für sie gewesen. Nie hatte sie genug gegessen, immer hatte es zu wenig sauberes Wasser gegeben, und in viel

zu vielen Nächten hatte sie ohne Dach über dem Kopf geschlafen. Und wenn ringsum Bomben fielen, wenn man von Kugeln umschwirrt wurde, alterte man schneller als unter sämtlichen anderen Umständen. Jetzt hatte sie wenigstens genügend zu essen. Amerika war wirklich so, wie man es ihr erzählt hatte: das Land des Überflusses. Sie haben hier so viel, dachte Djamila. Es ist ungerecht. Es hieß, es gäbe hier Obdachlose und hungernde Kinder, aber das glaubte sie nicht. Es konnte unmöglich wahr sein. Das war nichts als amerikanische Propaganda. Die Amerikaner wollten gern bemitleidet werden. Bei dieser Vorstellung stieß Djamila einen arabischen Fluch aus. Sie bemitleiden?

Sie war vierundzwanzig Jahre alt, allein und einen halben Erdball von der Weltgegend entfernt, in die sie gehörte. Ihre gesamte Familie war tot. Dahingemordet. Sie spürte, wie ihr die Kehle eng wurde, und sie rang mit den Tränen. Rasch ergriff sie ein Handtuch und presste es sich aufs Gesicht, ließ den kühlen Stoff die Tränen trocknen.

Als sie die Fassung wiedererlangt hatte, nahm sie Geldbörse und Autoschlüssel zur Hand, verließ die Wohnung und achtete gewissenhaft darauf, die Tür gut abzuschließen.

Man hatte ihr gesagt, dass immer einer von Captain Jacks Männern den Lieferwagen unter Beobachtung hielt, wenn er irgendwo geparkt stand. Sie konnten es sich nicht leisten, den Wagen stehlen zu lassen. Um ein zweites solches Fahrzeug vorzubereiten, wäre keine Zeit mehr.

Captain Jack war, so überlegte Djamila, ein sonderbarer Mann. Man traf selten einen Amerikaner, der fließend das Arabische beherrschte. Manches Mal hätte man meinen können, er wäre in Geschichte und Brauchtum des Islam besser bewandert als viele Moslems. Djamila war instruiert worden, allen seinen Anweisungen bedingungslos zu gehorchen. Anfangs hatte sie es als falsch empfunden, Befehle von einem Amerikaner annehmen zu sollen. Doch als sie ihn persönlich kennen lernte, hatte sie sich eingestehen müssen, dass dem

Mann eine Aura der Autorität anhaftete, der sie sich nicht verweigern konnte.

Am Abend mit dem Lieferwagen durch die Gegend zu fahren war für Djamila zu einer Art Ritual geworden. Es entspannte sie nach einem langen Tag als Kindermädchen dreier überaus lebhafter Jungen; außerdem hatte sie Gelegenheit, sich während der Fahrt die für ihre bevorstehende Aufgabe bedeutsamen Straßenzüge und Abkürzungen einzuprägen. Sie durchfuhr Brennans Ortsmitte und kam am Mercy Hospital vorbei. Adnan al-Rimi hatte keinen Dienst, doch sein Anblick hätte Djamila ohnehin nichts gesagt. Sie hatte auch keinen Grund, den Blick nach rechts zu wenden und hinauf zu der Wohnung zu schauen, in der in diesem Moment aus Übungsgründen zwei getarnte M-50-Scharfschützengewehre auf die Klinik gerichtet wurden.

Während der weiteren Fahrt kam sie an der Autowerkstatt vorüber. Aus Gewohnheit fuhr sie durch die Gasse, in der sich mehrere hohe Tore mit schwarz überstrichenen Fenstern aneinanderreihten. Sie sollte an dem großen Tag die Route durch den Südzipfel des Ortszentrums nehmen und dann Brennan auf der Hauptstraße nach Westen verlassen. Nach dreißig Minuten würde sie ihren Teil des Einsatzes erledigt haben. Sie betete zu Gott, dass Weisheit und Mut sie leiteten.

Djamila setzte die Rundfahrt fort und gelangte bald zum Festplatz. Sie wusste lediglich, dass der Präsident hier vor einer großen Zuschauermenge eine Rede halten würde. Ansonsten hatte das Rasengrundstück keine Bedeutung für sie.

Die Spritztour hatte sie auch am Haus ihrer Herrschaft vorbeigeführt, an der Villa von George und Lori Franklin. Wenn man die traditionelle Architektur mochte, war es ein ausgesprochen hübsches Haus. Doch am besten gefiel Djamila der Garten dahinter. Dort konnte sie über grünes Gras laufen, auf Bäume klettern und sogar in Verstecke schlüpfen, wenn sie mit den Jungen spielte. Da sie in einem Wüstenkli-

ma aufgewachsen war, musste Djamila zugeben, dass Amerika ein sehr schönes Land war. Zumindest die Fassade.

Auf dem Rückweg zu ihrer Wohnung fuhr Djamila noch einmal am Haus der Franklins vorbei. Während sie im Lieferwagen vorüberrollte, huschte Djamilas Blick unwillkürlich hinauf zu den oberen Schlafzimmerfenstern, hinter denen in zwei Zimmern die drei Jungen schliefen. Djamila war sicher, diese wundervollen Kinder würden lernen, den Islam zu hassen – und damit alles, woran sie glaubte. Wären es ihre eigenen Kinder, hätte sie ihnen die Wahrheit beigebracht und ihnen das wahre Licht ihres Glaubens und ihrer Welt gezeigt. Vielleicht würden die Kinder dann erkennen, dass die Ähnlichkeiten viel größer waren als die Unterschiede.

Djamila grübelte, bis sie den Wagen anhielt. Immer wieder war ihr gesagt worden, Amerika und der Islam stünden sich unversöhnlich gegenüber. Und stimmte das nicht auch? *Sie verwüsten meine Heimat*, vergegenwärtigte sie sich. *Sie sind eine gewalttätige Nation mit der stärksten Militärmacht der Welt. Sie haben immer schon getan, was sie wollten, ob es nun darum ging, sich Öl zu nehmen oder Menschenleben auszulöschen.* Und doch konnte sie sich so etwas nur schwer vorstellen, wenn sie die friedliche Nachbarschaft betrachtete.

Alex schaute sich das Innere von Kate Adams' Wohnung an, und was er sah, gefiel ihm sehr. Es war nicht zu ordentlich; da und dort war es sogar ziemlich durcheinander. Alex war das durchaus sympathisch, denn auch er war kein Ordnungsfanatiker. Und es gab sehr viele Bücher – noch ein positives Vorzeichen. Während seiner Schulzeit hatte Alex wenig gelesen, doch als er beim Secret Service angefangen hatte, war er zur Leseratte geworden. Auf ausgedehnten Flügen konnte man ausgiebig schmökern. Und offensichtlich war Kate keine snobistisch-intellektuelle Leserin. Zwar standen reichlich Klassiker im Regal, doch Alex erblickte auch eine erfreuliche Anzahl gängiger Unterhaltungsromane.

Familienfotos zierten Wandtische und Wände. Alex nahm sich ein bisschen Zeit, um Kates Werdegang vom schlaksigen, schüchternen Mädchen zur reizenden jungen Frau zu verfolgen.

In einer Ecke des Wohnzimmers, das einen Großteil des Parterres beanspruchte, stand ein schwarzer Konzertflügel.

Als Kate aus dem Schlafzimmer barfuß nach unten kam, hatte sie sich umgezogen und trug jetzt Jeans und Pullover.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Nach einem Tag in Kleid und Schuhen bin ich jedes Mal froh, wenn ich es mir bequem machen kann.«

»Lassen Sie sich von meinem Tausenddollaranzug und dem exquisiten Haarstyling nicht täuschen. Ich bin selbst ein Typ, der Jeans und T-Shirt bevorzugt.«

Sie lachte. »Bier?«

»Das ist immer ein glänzender Absacker nach Mokka-Pfefferminz-Eis.«

Kate holte zwei Corona aus dem Kühlschrank und schnitt eine Zitrone in Scheiben; dann setzten sie sich auf die Couch, von der aus man einen Blick in den rückwärtigen Garten genoss.

Kate nahm den Schneidersitz ein. »Was wollen Sie als Nächstes tun?«

Er zuckte die Achseln. »Weiß ich noch nicht. Offiziell gehöre ich jetzt wieder zur Personenschutzabteilung des Weißen Hauses, und darüber darf ich noch froh sein. Nicht dass ich im Zuge der Ermittlungen irgendwas verbrochen hätte, aber ich hab mich der dienstlichen Anweisung des Direktors widersetzt, einen Namen zu nennen. Ich kann es selbst kaum glauben, dass ich mich zu so etwas verstiegen habe.«

»Der ›alte Bekannte‹, den Sie erwähnt haben, war also Oliver Stone?«

Alex warf Kate einen Blick zu, der die Frage auch ohne Worte beantwortete. »Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Sie sind nicht der einzige Anwesende, der eins und eins zusammenzählen kann.«

»Offenbar nicht.« Alex trank einen Schluck Bier und lehnte sich in die Kissen. »Zurzeit sind mir die Hände gebunden. Wie kann ich melden, dass der Kahn entdeckt wurde, ohne zu verraten, dass ich genau das getan habe, was der Direktor mir ausdrücklich verboten hat? Wenn er davon erfährt, bedeutet es für mich das Aus. Das kann ich nicht riskieren.«

»Ich verstehe Ihr Dilemma.« Als Kate ihr Bier auf dem Couchtisch abstellte, streifte sie Alex' Schulter. Diese an sich harmlose Berührung jagte ihm wie ein Elektroschock durch den Körper. Kate setzte sich an den Flügel und spielte ein Musikstück, das Alex als *Rhapsodie über ein Thema von Paganini* erkannte. Offenbar war die Frau ausgebildete Pianistin. Nach einigen Augenblicken schob er sich neben sie auf den Hocker und tappte mit dem Fuß eine Begleitmelodie. »Das ist Ray Charles«, sagte Kate. »Ich dachte, Sie wären Gitarrenspieler.«

»Mein Alter hat gesagt, wenn man mit Klavierspielen anfängt, kann man später so gut wie alles spielen.«

»War nicht Clint Eastwood der Klavier spielende Secret-Service-Agent in dem Film *Die zweite Chance?*«

»Ja, und neben ihm saß Rene Russo.«

»Bedaure, aber ich bin keine Rene Russo.«

»Und ich bin kein Clint Eastwood. Und offen gestanden, Rene Russo kann Ihnen nicht das Wasser reichen.«

»Schwindler.«

»Bei der Gelegenheit: Im Gegensatz zu Eastwood bin ich nicht der Typ, der schon beim ersten Rendezvous die Klamotten von sich wirft.« Alex grinste. »Bedaure.«

Kate schmunzelte. »Schade.«

»Diese Regel gilt aber nicht zwangsläufig für das zweite Treffen.«

»Oho, Sie sind sich schon sicher, dass es zu einem zweiten Treffen kommt?«

»Was denn, ich fahre doch voll auf Sie ab. Und wenn ich nach Lucky gehe, bin ich unwiderstehlich.«

Er klimperte mit den Fingern die Tasten entlang, bis er Kates Hand berührte.

Im Vergleich zu dem Kuss, den sie ihm daraufhin gab, war das einem Elektroschock ähnliche Gefühl, das er vorhin erlebt hatte, nur ein schwaches Kribbeln gewesen. Ehe sie aufstand, küsste sie ihn ein zweites Mal. »Irgendwie ist es vielleicht ein bisschen ungerecht, wenn man an andere Leute denkt, aber ich finde Ihr Prinzip fürs erste Mal gut.« Allerdings merkte man ihr bei dieser Äußerung eine gewisse Halbherzigkeit an, und sie schaute fort. »Sie machen's nicht beim ersten Mal, weil Sie befürchten, dass es sonst keine Fortsetzung gibt.«

Alex legte ihr die Hand auf die Schulter. »Ich komme jeden Abend wieder, an dem du es wünschst, Kate.«

»Wie wär's morgen?«, schlug sie vor. »Falls ich so lange warten kann.«

Alex ließ den Motor seines alten Cherokee an und fuhr los, beschwingt und in Hochstimmung. Er kehrte auf die 31th Street zurück und machte sich auf die lange, kurvenreiche Abfahrt ins Zentrum Georgetowns. Eine erste Ahnung drohender Schwierigkeiten befiel ihn, als er bremsen wollte und die Bremsen nicht reagierten. Und er fasste es als klares Anzeichen akuter Gefahr auf, dass das Bremspedal, als er es fester trat, bis auf den Fahrzeugboden sank. Als das Gefälle zunahm, gewann er rasch an Geschwindigkeit. Außerdem parkten an beiden Straßenseiten Autos, und der Asphalt war gewölbt, als würde er den Rücken einer Schlange befahren.

Alex kurbelte am Lenkrad, um in Geradeausrichtung zu bleiben, und schaltete herunter – beides ohne sonderlichen Erfolg. Obendrein durchschnitten nun die Scheinwerferkegel eines anderen Autos, das ihm entgegenkam, die Dunkelheit.

»Scheiße!« Er riss das Steuerrad scharf nach rechts, und der Cherokee schlitterte zwischen zwei geparkte Fahrzeuge hindurch und gegen einen dicken Baum. Der Anprall löste den

Airbag aus, und Alex blieb für einen Moment benommen. Als er wieder halbwegs klar war, drückte er den Airbag beiseite, löste den Sicherheitsgurt und torkelte aus dem Auto. Auf den Lippen schmeckte er Blut, und sein Gesicht brannte, wahrscheinlich vom heißen Gas des Airbags.

Er kauerte sich auf den Bordstein, rang nach Atem und gab sich alle Mühe, sich nicht zu übergeben, obwohl das Mokka-Pfefferminz-Eis und das Corona-Bier ihm schon im Hals schwappten.

Dann gewahrte er, dass ein Mann sich neben ihn kniete. Gerade wollte er sagen, dass ihm nichts Ernstes zugestoßen sei, als der Mann ihm einen harten, kalten Gegenstand an den Hals drückte. Reflexhaft streckte Alex den Arm aus und rammte ihn dem Fremden in die Kniekehlen.

Der Mann knickte ein und stieß einen Schmerzensschrei aus, doch als Alex aufzuspringen versuchte, fing er sich einen wuchtigen Hieb auf den Schädel ein. Dann hörte er rasche Schritte, gefolgt vom Aufheulen eines Motors und dem Kreischen von Autoreifen. Gleich darauf erkannte Alex den Grund für die überstürzte Flucht des Mannes, denn nun stoppten weitere Autos. Leute umringten ihn.

»Sind Sie verletzt?«, fragte jemand. »Ist alles in Ordnung?«

Nach wie vor glaubte Alex die eisige Berührung der Pistolenmündung im Nacken zu spüren. Da wurde ihm unversehens etwas klar. Die Bremsen!

Alex schob die Leute zur Seite, griff sich ungeachtet seiner Kopfschmerzen die Taschenlampe aus dem Cherokee und richtete den Lichtkegel unter die Radlagerung des linken Vorderrads. Überall schimmerte Bremsflüssigkeit. Jemand hatte die Bremsen manipuliert. Und das konnte nur vor Kates Haus geschehen sein.

Kate!

Alex langte in die Jackentasche, wollte das Handy herausholen, doch es war verschwunden. Er riss die Tür des verbeulten Cherokee auf. Das Handy lag auf dem Fahrzeugboden,

zerschmettert von der Wucht des Aufpralls. Alex stieß einen Wutschrei aus. Die Leute, die ihm zu Hilfe geeilt waren, wichen zurück. Sein seltsames Verhalten verängstigte sie, wie man an ihren Mienen ablesen konnte.

Einer von ihnen sah die Dienstwaffe, als Alex herumfuhr, wobei sich der Blazer öffnete. »Er hat eine Pistole!«, rief der Mann. Augenblicklich stoben die Leute davon wie aufgescheuchte Tauben.

Alex lief ihnen nach. »Ich brauche ein Handy«, rief er verzweifelt. »Ein Handy!« Doch sie waren auf und davon.

Alex machte kehrt und rannte die 31th Street hinauf. Von der verletzten Kopfhaut troff ihm Blut aufs Hemd, und er hatte das Gefühl, Arme und Beine hätten sich auf unerklärliche Weise vom Rumpf getrennt. Dennoch lief er die steile Steigung empor, bis er glaubte, ihm müssten die Lungen platzen. Er erreichte die R Street, wandte sich nach links und verdoppelte die Geschwindigkeit, fand neue Kraftreserven und entfaltete eine Willenskraft, von der er gar nicht geahnt hatte, dass er sie besaß. Als die Villa in Sichtweite kam, zog er die Pistole.

Am Vorgarten wurde er langsamer und duckte sich. Im Hauptgebäude war es dunkel. Lautlos huschte er zu dem Tor, durch das man auf das rückwärtige Grundstück und zum einstigen Fahrzeugschuppen gelangte. Das Tor war verschlossen, also klomm er über die Mauer und gelangte auf eine Rasenfläche. Er ging in die Hocke, um mit angehaltenem Atem die Umgebung zu erkunden. Sein Schädel brummte, und er hatte solches Ohrensausen, dass er nicht wusste, ob er überhaupt noch hören konnte. Im Entengang bewegte er sich durch die Sträucher auf das Haus zu. Im Obergeschoss brannte Licht. Alex atmete mehrere Male tief durch, zwang sich zur Ruhe und behielt die SIG in festem Griff.

Während er sich langsam vorwärtsschob, suchte er durchs Gesträuch das Gelände ab. *Wenn da draußen jemand lauert…*

Plötzlich flammte auch im Erdgeschoss Licht auf. Durch ein Fenster erblickte er Kate. Sie hatte sich das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und trug nur noch ein langes T-Shirt. Indem Alex noch näher ans Haus schlich, lenkte er den Blick von Kate hinüber zu den stattlichen Leyland-Zypressenhecken, die das hintere Grundstück säumten. Hätte Alex den Vorsatz gehabt, hier jemanden zu erschießen, wäre dort das günstigste Versteck gewesen.

Er holte ein weiteres Mal tief Atem und beobachtete mit festem Blick abschnittweise das Umfeld, wobei Kate den Mittelpunkt der gedachten Schutzsphäre bildete. Es hieß, Secret-Service-Agenten könnten bei dieser Methode konzentrierter Observation die Flügelschläge eines Kolibris zählen – was natürlich eine völlig lächerliche Vorstellung war. Alex wollte lediglich verhindern, dass Kate etwas zustieß. Er wollte nur die Waffe sehen, bevor der Schuss fiel. Dafür hatte man ihn jahrelang ausgebildet. *Lass es klappen, lieber Gott, lass es klappen.*

Und da sah er es, gewahrte auf der anderen Seite, hinter einem großen Rhododendron, das kaum sichtbare Funkeln einer Zieloptik. Ohne zu zaudern, riss er die Waffe hoch und schoss. Für eine Handfeuerwaffe war die Entfernung ziemlich groß, doch es sollte ihm egal sein, wenn er den Schützen nicht traf. Ihn zu vertreiben wäre genug.

Alex zielte direkt hinter die Optik. Er hatte kaum abgedrückt, als der gesamte Gewehrlauf zum Vorschein kam und nach oben ruckte. Es knallte noch einmal. Einen Sekundenbruchteil später feuerte Alex sechs weitere Kugeln in dieselbe Zielzone. Er hörte, wie Kate einen Schrei ausstieß. Das Gewehr verschwand außer Sicht, und Alex hörte jemanden in aller Eile davonrennen. Anscheinend hatte er den Schützen verfehlt, aber immerhin das Gewünschte erreicht. *Trotzdem, der Mistkerl hat noch einen Schuss abgegeben!*

Alex rannte zum Fahrzeugschuppen. Als er durch die Haustür hineinstürmte, schrie Kate ein zweites Mal, verstummte

jedoch, als sie ihn erkannte. Er stürzte zu ihr, umschlang mit dem Arm ihre Hüfte, riss sie zu Boden und warf sich auf sie.

»Bleib unten, draußen treibt sich ein Scharfschütze rum!«, keuchte er ihr ins Ohr. Auf dem Bauch robbte er zur Wand, kippte den Lichtschalter und tauchte das Haus in Dunkelheit. Dann kroch er zurück zu Kate. »Hast du was abgekriegt?«, fragte er, noch immer außer Atem. »Du bist doch nicht getroffen?«

»Nein«, antwortete sie im Flüsterton. Dann betastete sie sein Gesicht. »Mein Gott, blutest du?«

»Keine Bange, ich bin auch nicht getroffen. Aber jemand hat meinen Kopf als Amboss missbraucht.«

»Wer?«

»Ich hab keinen blassen Schimmer.« Alex holte tief Luft und lehnte sich, den Blick auf die Tür geheftet, die Pistole fest in der Faust, an den Herd der Küchenzeile. Kate kroch heran, streckte den Arm in die Höhe und nahm eine Rolle Papierhandtücher von der Arbeitsfläche. »Kate«, sagte Alex heiser, »bleib um Himmels willen in Deckung. Der Kerl kann noch in der Nähe lungern.«

»Aber du blutest«, entgegnete sie, riss mehrere Papiertücher ab, knüllte sie zusammen und tränkte den Ballen in Wasser. Dann wischte sie Alex das Gesicht sauber und befühlte die Beule auf seinem Schädel. »Kaum zu glauben, dass du davon nicht bewusstlos geworden bist.«

»Furcht ist in einer solchen Situation ein wirksames Gegenmittel.«

»Ich hab deinen Wagen gar nicht gehört.«

»Der wurde außer Gefecht gesetzt. Jemand hat die Bremsleitung durchtrennt. Meine Fahrt die Einunddreißigste runter verlief wie auf der Achterbahn.«

»Wie bist du denn zurückgekommen?«

»Ich bin gerannt.«

Erstaunt blickte Kate ihn an. »Du bist gerannt? Die ganze Strecke?«

»Mir war gleich klar, dass hier der einzige Ort ist, wo jemand sich an meinen Bremsen zu schaffen gemacht haben konnte. Ich musste mich beeilen. Ich wollte wissen, ob dir nichts passiert ist.«

Kate hörte auf, sein Gesicht abzutupfen. Ihre Lippen bebten. Dann umarmte sie Alex und lehnte das Gesicht an seine Brust. Alex drückte sie an sich.

Es war wirklich ein aufregendes erstes Date.

Der Camel Club war zu Fuß zur Foggy Bottom Station zurückgekehrt und mit der U-Bahn zur Union Station gefahren, wo die Freunde in der Fressmeile des Untergeschosses ein spätes Abendessen einnahmen und die Lage besprachen. Anschließend begaben sie sich in das angeschlossene Parkhaus zu ihren jeweiligen Fahrzeugen. Stone beschloss, sich wieder in Reubens Motorradseitenwagen zu setzen. Zuvor wandte er sich an Caleb und Milton, ehe die beiden in den Malibu stiegen.

»Ihr zwei könnt zu dir gehen, Caleb. Ich glaube, dort seid ihr in Sicherheit. Aber haltet die Augen auf.«

»Moment mal«, sagte Caleb. »Wohin wollt denn ihr, du und Reuben?«

Stone zögerte. »Reuben setzt mich zu Hause ab.«

Caleb forschte aufmerksam in Stones Miene. »Du lügst. Ihr wollt nach Purcellville, wo dieser Drecksack wohnt.«

»Tyler Reinke«, sagte Milton, der Stone ebenfalls musterte.

»Jawohl, genau dahin fahrt ihr«, bekräftigte Caleb seine Schlussfolgerung. »Und ihr wollt uns nicht dabeihaben, weil ihr befürchtet, wir könnten im Weg sein.«

»Überleg doch, Caleb, dass ihr in solchen Dingen überhaupt keine Erfahrung habt. Reuben und ich dagegen…«

»Ganz egal!«, unterbrach Caleb ihn schroff. »Wir fahren zusammen hin.«

»Das kann ich einfach nicht erlauben«, widersprach Stone ruhig, aber fest. »Werden wir ertappt, erwischen sie nicht nur uns zwei, sondern alle vier.«

»›Nicht erlauben!‹«, wiederholte Caleb entrüstet. »Wir sind *erwachsen*, Oliver. Und Vollmitglieder im Camel Club. Und wenn du nicht einwilligst, fahre ich euch trotzdem nach und drück unterwegs pausenlos auf die Hupe. Und eins sag ich dir, meine Hupe klingt wie ein ganzes Fanfarenkorps.«

»Und ich hab schon am Computer mit MapQuest den Standort seiner Anschrift lokalisiert«, sagte Milton. »Ohne genaue Kenntnis der Route ist sie schwer zu finden, aber zufällig hab ich den Ausdruck in der Tasche.«

Stone blickte der Reihe nach Caleb, Milton und schließlich Reuben an, der mit den Achseln zuckte.

»Alle für einen und einer für alle«, sagte er.

Stone rang sich widerwillig zu einem Nicken durch.

»Sollten wir dann nicht alle mit meinem Wagen fahren?«, fragte Caleb.

»Nein.« Stone heftete den Blick auf das Kradgespann. »Inzwischen hab ich mich dran gewöhnt, mit dieser Schaukel zu fahren. Außerdem könnte sie uns heute Abend nützlich sein.«

Sie fuhren nach Westen, bogen in Virginia auf die Route 7 nach Nordwesten ab und kamen bei der Durchquerung Leesburgs ganz nahe am NIC-Hauptquartier vorbei. An den Kreuzungen verwiesen Schilder auf Richtung und Entfernung der Geheimdienstzentrale. Es hatte Stone schon immer verwundert, dass es tatsächlich *Hinweisschilder* auf den Weg zur NSA, CIA und ähnlichen hochwichtigen staatlichen Organisationen gab. Vermutlich lag es ganz einfach daran, dass auch sie gelegentlich Besuch erhielten. Dennoch bewertete er so etwas als eindeutige Lücke in der Geheimhaltung der Geheimdienste.

Reinkes Wohnsitz lag, um es schlicht auszudrücken, auf dem flachen Land. Nach der Abfahrt von der Route 7 ratterten sie eine halbe Stunde lang verschiedene entlegene Landstra-

ßen auf und ab, bis Milton endlich ein entsprechendes Schild sah. Er ließ Caleb am Straßenrand halten. Reuben hielt dahinter; dann stiegen er und Stone vom Kradgespann ins Auto um.

»Das Haus steht gut dreihundert Meter voraus an dieser Straße. Ich habe nach benachbarten Anschriften gesucht, aber keine gefunden. Sein Haus ist hier das einzige weit und breit.«

»Ist ja am Arsch der Welt.« Reuben sah sich nervös um.

»Mörder sind dafür bekannt, dass sie gern ungestört bleiben«, sagte Stone.

»Und wie gehen wir nun vor?«, fragte Caleb.

»Ich möchte, dass du mit Milton im Wagen bleibst…«

»Oliver!«, brauste Caleb auf.

»Hör erst mal zu, Caleb. Ich möchte, dass du mit Milton im Wagen bleibst, aber vorher fahren wir weiter und erkunden, ob jemand sich in dem Haus aufhält. Falls ja, blasen wir die Aktion ab. Falls nicht, macht ihr mit dem Auto kehrt und bezieht hier Posten. Diese Straße ist die einzige Zufahrt, stimmt's, Milton?«

»Ja.«

»Wir verständigen uns per Handy. Sobald ihr jemanden kommen seht, ruft ihr uns an, und wir tun das Nötige.«

»Was habt ihr denn vor?«, wollte Caleb wissen. »Wollt ihr in das Haus einbrechen?«

»Wahrscheinlich hat der Mann 'ne Alarmanlage, Oliver«, gab Reuben zu bedenken.

»Ich wäre überrascht, wenn er keine hätte.«

»Wie kommen wir dann rein?«, fragte Reuben.

»Das lass mal meine Sorge sein.«

Tatsächlich war das Haus dunkel und daher wohl niemand daheim, zumal kein einziges Auto am Haus parkte und es keine Garage gab. Während Milton und Caleb im Malibu an einer versteckten Stelle nahe der Einmündung zur Landstraße Posten bezogen, fuhren Reuben und Stone mit dem Kradgespann wieder zu dem Haus, stellten das Gefährt dahinter in einem Hain ab und gingen zu Fuß weiter.

Das Haus war ein zweistöckiger, alter Schindeldachbau, dessen rissige weiße Farbe abblätterte. Stone führte Reuben zum Hintereingang. Die Tür war aus massivem Holz; daneben befand sich ein Fenster. Stone lugte hinein und winkte Reuben heran, weil auch er einen Blick ins Gebäude werfen sollte.

Von einem ziemlich neu aussehenden Objekt an der gegenüberliegenden Wand ging ein grünlicher Schimmer aus.

»Er hat eine Alarmanlage, kein Zweifel«, stellte Reuben mit gedämpfter Stimme fest. »Was nun?«

Stone schwieg zunächst und spähte noch angestrengter durch das Fenstergitter. »Wahrscheinlich ist die Anlage mit Bewegungsmeldern ausgestattet. Das verkompliziert die Sache…«

Plötzlich leuchteten zwei schmale smaragdgrüne Schlitze auf, und aus dem Innern des Hauses schoss etwas auf sie zu, flog gegen das Fenster und prallte ab. Beide Männer schreckten zurück. Reuben hätte um ein Haar das Weite gesucht, wäre er nicht von Stone aufgehalten worden. »Schon gut, Reuben«, raunte Stone. »Mr. Reinke hat eine Katze.«

Reuben rang nach Atem, wankte zurück ans Fenster und äugte wieder ins Haus. Eine schwarze Katze mit weißer Brust und großen, funkelnden grünen Augen erwiderte seinen Blick. Das Fenster gewährte Sicht in die Küche. Offenbar hatte das Tier einen Sprung von der Arbeitsfläche zum Fenster vollführt, als es die zwei Männer bemerkt hatte.

»Blödes Vieh«, schimpfte Reuben, indem er eine Fratze schnitt. »Bestimmt ein Weibchen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil Frauen mir schon immer Herzanfälle verursacht haben.«

»Zum Glück erleichtert die Anwesenheit der Katze unser Vorhaben erheblich«, sagte Stone.

»Wieso denn das?«

»Alarmanlagen mit Bewegungsmeldern vertragen sich schlecht mit Katzen.«

Reuben schnippte mit den Fingern. »Es muss für das Tier Schneisen geben, wo die Bewegungsmelder nicht reagieren.«

»Genau.« Stone holte den kleinen Lederkoffer, den er aus seiner Geheimkammer mitgenommen hatte, aus dem Rucksack und öffnete ihn. Im Innern befand sich ein komplettes Sortiment von Einbruchswerkzeugen.

Reuben betrachtete sie; dann schaute er seinem Freund ins Gesicht. »Ich will gar nichts Näheres darüber wissen«, sagte er. Innerhalb von zehn Sekunden hatte Stone das Küchenfenster geknackt. »Woher hast du gewusst, dass das Fenster nicht an die Alarmanlage angeschlossen ist?«

»Alarmgesicherte Fenster *und* Bewegungsmelder wären ein bisschen übertrieben«, antwortete Stone. »Und ein so altes Haus hat verputzte Wände, durch die sich neue Kabel nur mit großem Aufwand verlegen lassen. Ich bezweifle, dass Mr. Reinke gern hohe Handwerkerrechnungen berappt. Und auf *drahtlose* Sensorelemente habe ich das Fenster vor dem Aufbrechen überprüft.«

»Woher, zum Henker, weißt du über Sachen wie drahtlose Sensorelemente Bescheid?«

Stone blickte ihn mit Unschuldsmiene an. »Es gibt öffentliche Bibliotheken, Reuben.« Durchs Fenster kletterten sie ins Haus und wurden unverzüglich von der Katze begrüßt, die sich an ihren Beinen rieb und geduldig darauf wartete, gestreichelt zu werden. »So, bevor wir andere Zimmer betreten, müssen wir jeweils den Bewegungsmelder finden«, sagte Stone. »Dann schicke ich die Katze vor, und wir folgen ihr. Mach dich darauf gefasst, auf dem Bauch zu kriechen.«

»Herrlich«, spöttelte Reuben. »Das könnte wieder so werden wie in Vietnam.«

Eine halbe Stunde bevor Stone und Reuben in Tyler Reinkes Haus eindrangen, hatten Peters und Reinke die Hintertür von Miltons Haus aufgebrochen, waren hineingeschlüpft und hat-

ten die Tür hinter sich geschlossen. Weil Milton jede Tür mit sechs Schlössern gesichert hatte, war ihnen der Einbruch weniger leicht gefallen; zudem waren sämtliche Fenster mit Brettern vernagelt, was die örtliche Feuerwehr ohne Zweifel missbilligt hätte. Zuvor hatten die zwei Männer den am Haus installierten Verteilerkasten auf Anzeichen einer Alarmanlage untersucht, aber nichts festgestellt.

Reinke humpelte, weil Alex Ford ihm den Arm in die Kniekehlen gerammt hatte, und Peters hatte im Ärmel des Jacketts, wo die Kugel des Secret-Service-Agenten beinahe ihr Ziel gefunden hatte, einen Durchschuss. Sie hatten Alex und Kate Adams gesehen, als diese nach Georgetown fuhren, um erneut nach dem Ruderboot zu suchen, und beobachtet, dass das Paar ihnen zuvorkam.

Beide Männer kochten vor Wut, weil es ihnen nicht gelungen war, das Paar zu liquidieren. Milton Farb konnte sich glücklich schätzen, derzeit nicht daheim zu sein.

Die zwei NIC-Mitarbeiter zückten die Taschenlampen und durchsuchten Miltons Haus. Es war nicht sonderlich groß, aber voller Bücher, teurer Computer und Videoausrüstungen, die Milton für seine Webdesign-Firma brauchte. Außerdem entdeckten Reinke und Peters etwas, mit dem sie nicht gerechnet hatten: eine drahtlose, als Deckenstrahler-Installation getarnte Infrarot-Überwachungsanlage. Es gab sie in jedem Zimmer. Die Anlage zeichnete die Bewegungen der Eindringlinge auf und hatte bei einer Sicherheitsdienstfirma, die Milton wegen mehrerer früherer Einbruchsversuche mit dem Schutz seines Hauses betraut hatte, augenblicklich stummen Alarm ausgelöst. Den lauten Alarmgeber, den er vorher besessen hatte, hatte Milton abgeschafft, weil es die Polizei in dieser Gegend einige Zeit kostete, bis sie an seinem Haus erschien, und jedes Mal hatten die Einbrecher längst Fersengeld gegeben.

Als die Männer das Haus durchsuchten, wuchs ihr Staunen mit jeder neuen Entdeckung.

»Der Bursche hat wirklich einen an der Waffel«, sagte Peters, als sie sich in der Küche umschauten. Die Konserven im Vorratsschrank waren allesamt mit zusätzlichen Etiketten beklebt und in peinlich genauer Anordnung einsortiert. Die Utensilien an der Wandleiste hingen der Länge nach aufgereiht da. Auf einem großen Regal über dem Herd hatte Milton die Töpfe und Pfannen nach demselben Prinzip geordnet. Gleiches galt für das Geschirr im Schrank, und sogar die Küchenhandschuhe hatte er mit absoluter Korrektheit aufgehängt. Miltons Küche präsentierte sich als Musterbeispiel eines fanatischen Ordnungssinns.

Als die beiden Beamten ins Obergeschoss stiegen und sich Miltons Schlafzimmer und das Bad ansahen, fanden sie dort ähnliche Verhältnisse vor.

Reinke schüttelte den Kopf, als er das Bad verließ. »Du wirst es nicht glauben. Dieser Bekloppte hat sämtliche Blätter Toilettenpapier von der Rolle abgerissen und sie neben dem Klo in einem Weidenkorb gestapelt, an dem ein Schild die ›Entsorgung‹ erklärt. O Mann, was macht man denn sonst mit Klopapier, als es runterzuspülen?«

»Komm mal her und guck dir das hier an«, sagte Peters, der im Schlafzimmer vor dem Kleiderschrank stand. »Verrate mir mal, welcher normale Mensch Socken an Kleiderbügel hängt?«

Gleich darauf betrachteten beide fassungslos die Socken, die dreifach gefaltete Unterwäsche und die Hemden; alles war in präziser Aufteilung an Holzkleiderbügeln befestigt. Die Hemden waren vollständig zugeknöpft, auch die Manschetten. Außerdem hatte Milton die Kleidung nach Jahreszeiten geordnet. Peters und Reinke mussten es nicht erraten, denn Milton hatte im Schrank unmissverständliche Poster mit Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbildern angebracht.

Da sie im Schlafzimmer auf nichts Aufschlussreiches stießen, begaben sich die beiden NIC-Mitarbeiter in das zweite, als Büro eingerichtete Zimmer. Sofort interessierten sie sich

für Miltons Schreibtisch, auf dem sich sämtliche Gegenstände in rechtem Winkel zueinander befanden.

Schließlich entdeckten sie in diesem Haus der perfekten Ordnung etwas Verwertbares. In einem Regal hinter dem Schreibtisch stand ein Kistchen mit der Beschriftung »Rezepte«; dass sie nach Monat und Produkt sortiert waren, ließ sich schnell ersehen. Reinke entnahm dem Behältnis einen Kassenbon, der einen Namen enthielt.

»Chastity Hayes«, las Reinke ab. »Wollen wir wetten, dass sie seine Freundin ist?«

»Falls so ein Vogel überhaupt eine Freundin haben *kann*.«

Beide Männer dachten ungefähr das Gleiche, als sie mit den Taschenlampen die Wände des Büroraums ableuchteten. Die Bilder an den Wänden waren nach einem höchst sonderbaren Muster verteilt. Peters erkannte es als Erster. »Das ist die Doppelhelix. DNS. Dieser Vogel ist total übergeschnappt.«

Reinkes Lichtkegel glitt über ein Bild und kehrte sofort wieder dorthin zurück.

»›In Liebe, Chastity‹«, las Reinke am unteren Rand des Fotos, das Chastity Hayes in freizügiger Badekleidung zeigte, während sie dem Fotografen, vermutlich Milton, eine Kusshand schenkte. »Das ist seine Freundin?« Entgeistert betrachtete Peters eine Aufnahme Miltons, die neben dem Foto hing, das Chastity im Bikini zeigte. »Wie kommt ein solcher Spinner an so eine Traumfrau?«

»Liegt am Mutterinstinkt«, sagte Peters. »Manche Frauen stehen drauf, Männer zu verhätscheln.« Er holte ein elektronisches Gerät heraus, das Ähnlichkeit mit einem vergrößerten BlackBerry-Kommunikator hatte, und tippte den Namen Chastity Hayes ein. Eine Minute später wurden ihm drei Treffer gemeldet. Peters begrenzte die Suche auf das Gebiet des District of Columbia und geriet an Chastity Hayes, Beruf Buchhalterin, Besitzerin eines Häuschens in Chevy Chase, Maryland. Zudem wurde er über ihre Schul- und Ausbildung,

den beruflichen Werdegang, die Finanzen und ihre Krankheitsgeschichte informiert. Während Peters' Blick über die Daten auf dem winzigen Bildschirm glitt, deutete Reinke plötzlich auf eine bestimmte Zeile.

»Sie ist mal in einer Klapsmühle in Behandlung gewesen. Wahrscheinlich hat sie 'nen ähnlichen Rappel wie Farb.«

»Wenigstens wissen wir jetzt, wo sie wohnt. Und wenn Farb sich nicht hier aufhält, besteht eine gewisse Aussicht, dass er bei ihr rumhängt.« Peters starrte erneut auf Chastitys reizvolles Foto. »*Ich* würd's jedenfalls tun, wenn ich er wäre.«

Unruhe an der Rückseite des Hauses ließ beide Männer innehalten. Erst hörten sie Schritte; dann erklangen ein Ächzen und ein dumpfer Aufprall.

Beide zogen die Pistolen und schlichen in die Richtung, aus der sie die Geräusche vernommen hatten.

Als sie die Küche erreichten, sahen sie einen Fremden reglos auf dem Fußboden liegen. Sie zuckten zusammen, als sie erkannten, dass er eine Uniform trug.

»Ein Wachmann«, konstatierte Reinke. »Wir müssen irgendeinen Alarm ausgelöst haben.«

»Ja, aber wer hat den Typen umgehauen, verdammt noch mal?«

Nervös spähten sie nach allen Seiten ins Dunkel.

»Verziehen wir uns«, flüsterte Reinke.

Sie huschten zur Hintertür hinaus und gelangten bald zu ihrem Wagen, der am nächsten Häuserblock geparkt war.

»Kümmern wir uns noch diese Nacht um die Tussi?«, fragte Peters.

»Nein«, erklang eine Stimme. Beide Männer fuhren zusammen, drehten sich um und erblickten Tom Hemingway, der sich soeben auf der Rückbank des Autos aufgerichtet hatte. Er wirkte sehr unzufrieden. »Ihr habt einen einzigartig unersprießlichen Abend gehabt«, fügte er in unheilvollem Ton hinzu.

»Du bist uns gefolgt?«, fragte Peters mit leiser, zittriger Stimme.

»Was habt ihr anderes erwartet, nachdem ich durch eure letzte Meldung von einem glatten Fehlschlag erfahren hatte?«

»Also hast du den Wachmann unschädlich gemacht«, schlussfolgerte Reinke. »Ist er tot?«

Hemingway ignorierte die Frage. »Lasst mich noch mal ganz klar die Bedeutung unseres Vorhabens klarstellen. Im Norden habe ich ein kleines Heer an der Arbeit, das sich abrackert und weit mehr leistet, als euch zugemutet wird. Und im Gegensatz zu denen werdet ihr sehr gut bezahlt. Aber sie haben sich bisher keine Patzer erlaubt.« Er musterte die beiden NIC-Mitarbeiter so durchdringend, dass sie unwillkürlich den Atem anhielten. »Vielleicht hattet ihr heute Abend bloß eine Pechsträhne. Aber in Zukunft räume ich euch keinen solchen Bonus mehr ein.«

»Was sollen wir jetzt tun?«, erkundigte Reinke sich nervös.

»Fahrt nach Hause und gönnt euch Ruhe. Ihr könnt es brauchen.« Hemingway streckte die Hand aus. »Gib mir den Wisch mit dem Namen der Frau.«

»Woher weißt du…?«, setzte Reinke zu einer Frage an. Doch Hemingway warf ihm einen dermaßen geringschätzigen Blick zu, dass Reinke den Mund zuklappte und ihm den Kassenbon aushändigte. Binnen weniger Sekunden war Hemingway verschwunden.

Beide Männer lehnten sich zurück und atmeten tief durch.

»Bei dem Burschen durchläuft es mich immer eiskalt«, gestand Peters.

Reinke nickte. »Schon bei der CIA war er eine lebende Legende. Selbst die Drogenbarone in Kolumbien hatten vor ihm die Hosen voll. Niemand hat ihn je kommen oder gehen sehen.« Er verstummte. »Ich hab ihn mal im NIC in der Sporthalle beim Trainieren gesehen. Sein Körper könnte aus Granit sein, und er ist schnell wie eine Katze. Er hat mit bloßen Händen zwei Fünfundsiebzig-Pfund-Sandsäcke zum Zerplatzen

gebracht. Und an den schweren Sandsäcken darf er nicht mehr mit den Beinen üben, denn wenn er mal richtig zutritt, fliegen die Dinger in Fetzen.«

»Und was machen wir nun?«, fragte Peters.

»Du hast es doch gehört. Wir können uns ausruhen. Und nach drei Pleiten an einem Abend sollten wir uns keine vierte Schlappe leisten. Du kannst bei mir übernachten.«

Nach seiner Beobachtung auf dem Friedhof Arlington hatte Gray sich geradewegs zum CIA-Hauptquartier in Langley fahren lassen. Es gab in dem Gebäude eine Räumlichkeit, die ausschließlich amtierende und ehemalige CIA-Direktoren betreten durften. Jeder Ex-Direktor konnte dort Dokumente und Materialien aus der Zeit in Augenschein nehmen, in der er die Organisation geleitet hatte. Man verwahrte diese Hinterlassenschaften in Stahlkammern mit Schließfächern. Wegen der Geheimnisse, die hier gehütet wurden, war der Tresor die am schärfsten bewachte Örtlichkeit in Langley.

Vor der Stahlkammer, die sein Namensschild trug, senkte Gray die Hand in einen biometrischen Scanner. Die Tür rollte zur Seite. Gray trat ein und holte den Schlüssel heraus. Er wusste genau, an welches Fach er wollte: Nummer 10.

Er schloss es auf, entnahm den Inhalt, setzte sich und breitete alles auf dem diesem Zweck vorbehaltenen Tisch aus.

Die Akte, die er aufschlug, war mit »J. C.« gekennzeichnet. Diese Initialen hätten für alles stehen können, einschließlich Jesus Christus; jedoch bezogen sie sich keineswegs auf den Gottessohn, sondern waren schlichtweg die Initialen eines aus Fleisch und Blut geschaffenen, aber höchst außergewöhnlichen Menschen mit Namen John Carr.

Während Gray las, welchen Verlauf Carrs Karriere bei der CIA genommen hatte, schüttelte er angesichts der Leistungen dieses Mannes immer wieder staunend den Kopf. Am erstaunlichsten war, dass Carr das alles überlebt hatte.

Die letzten Seiten verzeichneten das Ende seiner CIA-Karriere, so wie Gray es kannte, nämlich die Bestattung auf dem Friedhof Arlington, obwohl John Carr damals streng genommen schon jahrelang kein Militärangehöriger mehr gewesen war und in CIA-Diensten keine Uniform getragen hatte. Danach war seine Vergangenheit vollständig aus allen Akten und Datenbanken der Vereinigten Staaten getilgt worden. Aufgrund strikter Anweisungen aus der CIA-Chefetage hatte Gray persönlich dafür gesorgt.

Obwohl John Carr gar nicht in dem Grab auf dem Friedhof Arlington beigesetzt war, galt er als tot. Der erste Liquidierungsversuch hatte lediglich seine Frau das Leben gekostet. Den zweiten Versuch stufte man als erfolgreich ein, wenngleich keine Leiche geborgen worden war; doch man ging davon aus, dass John Carr mitten im Ozean den Fischen als Futter gedient hatte. Gray fragte sich, ob er vorschnelle Rückschlüsse gezogen hatte: Der Mann, den er gesehen hatte, war ziemlich mager und anscheinend gebrechlich gewesen. Und das sollte der gewaltige John Carr gewesen sein? Sicher, die Jahre forderten von jedem Menschen ihren Tribut, aber von einem Mann wie John Carr stellte Gray sich unwillkürlich vor, dass das Alter an ihm abglitt. Aber der Mann *hatte* unzweifelhaft vor der Grabstätte gestanden, die John Carrs Namen aufwies. Und war er nicht plötzlich verschwunden, genau wie der legendäre John Carr es während seiner Laufbahn immer wieder praktiziert hatte?

Grays Puls wummerte, als er daran dachte, wie nahe er möglicherweise einem Mann gekommen war, der sein Vaterland verraten hatte. Und nicht irgendeinem Mann, sondern jemandem, der sich damals als perfekter Killer für die Regierung der Vereinigten Staaten betätigt hatte – bis er zu einem Risiko geworden war, wie oft bei solchen Außenseitern.

Carter Gray legte den Behälter ins Schließfach zurück und verließ die Stahlkammer alter Geheimnisse mit einem ungewohnten Gefühl in der Brust. Er verspürte Furcht vor einem

Toten, der auf unerklärliche Weise vielleicht noch unter den Lebenden weilte.

Später zündete Carter Gray in seinem Schlafzimmer Kerzen an und betrachtete die Fotos auf dem Kaminsims. In wenigen Minuten war es Mitternacht, und dann holte der 11. September ihn abermals ein. Er nahm im Sessel neben dem Bett Platz und schlug die Bibel auf. Gray war katholisch getauft worden, war mit sieben Jahren brav zur Erstkommunion gegangen und sogar Messdiener gewesen. Als Erwachsener allerdings hatte er nie mehr den Fuß in eine Kirche gesetzt, außer aus opportunistischen politischen Erwägungen. In seinem Beruf, dem Geheimdienstgewerbe, hatte er Religion als nicht mehr sonderlich bedeutsam empfunden. Doch seine Frau war fromme Katholikin gewesen, und auch ihre Tochter Maggie war in diesem Glauben erzogen worden.

Seit er beide verloren hatte, griff Gray wieder regelmäßig zur Bibel. Er tat es nicht zum eigenen Seelenheil, sondern um für seine gleichsam im Krieg gefallene Familie das Banner hochzuhalten, obwohl er einräumen musste, dass die Worte der Heiligen Schrift ihm einen gewissen Trost spendeten. Heute las er laut ein paar Abschnitte aus den Korintherbriefen sowie aus dem Dritten Buch Mose; dann vertiefte er sich in die Psalmen. Lange nach Mitternacht kniete er sich vor die Fotos und betete, wenngleich seine Gebete stets eher zu einem Dialog mit seiner toten Familie gerieten. Während dieses Rituals stand er fast jedes Mal am Rande des Zusammenbruchs und der Tränen. Er fühlte sich zu Tränen berechtigt, und sie hatten in gewissem Umfang eine heilsame Wirkung. Doch als Gray sich wieder mit der Bibel in den Sessel setzte, kehrten seine Gedanken erneut zu dem mit einem leeren Zinksarg veranstalteten Scheinbegräbnis zurück. *Ist John Carr tot, oder ist er am Leben?*

Den Kassenbon mit Chastity Hayes' Namen wohl verwahrt in der Tasche, fuhr Tom Hemingway nach Hause. Wie gewohnt bereitete er sich Tee zu und nippte an der Tasse, während er

barfuß am Fenster stand und aufs Kapitol blickte. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sich viel ereignet, und aus seiner Sicht durchaus nichts Positives.

Reinke und Peters, diese beiden Pfeifen, hatten zwei Aufträge verbockt, und nun war damit zu rechnen, dass Alex Ford und Kate Adams zu ihren jeweiligen Vorgesetzten liefen und eine gründliche Untersuchung forderten. Hinzu kam, dass Carter Gray über die »Auferstehung der Toten« schwafelte. Für Hemingways Begriffe war das eine hinlänglich deutliche Anspielung auf die vorgeblich von Gesinnungsgenossen getöteten Terroristen. Grays Gefasel hatte Hemingway zu der eiligen Kurierbotschaft an Captain Jack veranlasst.

Er wandte sich vom Fenster ab und richtete den Blick auf ein Porträtgemälde an der Wand. Das abgebildete Gesicht besaß große Ähnlichkeit mit dem seines Vaters, dem Diplomaten Franklin T. Hemingway. Doch sein letzter Botschafterposten hatte sich selbst für ihn als zu hohe, zu gewaltgeladene Herausforderung erwiesen: In China hatte eine Kugel die Karriere eines Mannes beendet, der sein Dasein dem Anliegen gewidmet hatte, Frieden zu stiften, wo niemand sonst es mehr für möglich gehalten hätte.

Tom Hemingway war vor allem deshalb nicht in die Fußstapfen seines Vaters getreten, weil er glaubte, nicht die unentbehrlichen Eigenschaften zu haben, die ein erfolgreicher Staatsmann brauchte. Überdies war er damals noch ein zorniger junger Mann gewesen. Mit den Jahren war der Zorn schwächer geworden, aber niemals ganz erloschen. Und wieso auch? Bei Franklin T. Hemingways Begräbnis hatten zahlreiche angesehene Politiker aus aller Welt beteuert, man würde ihn als globalen Friedensbringer schmerzlich vermissen. Tom Hemingway fühlte den Verlust seines Mentors heute noch genauso wie in dem Moment, als die Kugel eines Meuchlers seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Bei ihm hatte die Zeit die Wunden nicht geheilt. Sie hatte das Leid, das er empfand,

seit das treue, tapfere Herz seines Vaters nicht mehr schlug, stets nur vertieft.

Tyler Reinkes Heim war spartanisch eingerichtet. Reuben und Stone robbten bäuchlings in jedes einzelne Zimmer und hofften irgendetwas Erhellendes zu finden, erlebten aber jedes Mal eine Enttäuschung. Sie krochen an der ebenfalls durch einen Bewegungsmelder gesicherten Vorderhaustür vorbei und folgten der dicken Katze ins Obergeschoss.

Als sie ins Schlafzimmer gelangten, sagte Reuben: »Sieh mal an, unser Mr. Reinke ist Hubschrauberpilot.« Er ergriff das einzige Foto, das auf dem Nachttisch stand. Es zeigte Tyler Reinke an den Kontrollen eines schnittigen schwarzen Helikopters.

»Sind irgendwelche Kennzeichnungen zu sehen?«, fragte Stone, der andere Winkel des Zimmers durchsuchte.

»Keine.« Reuben stellte das Bild auf den Nachttisch zurück, nachdem er mit einem Zipfel des Bettzeugs seine Fingerabdrücke abgewischt hatte.

Inzwischen kramte Stone im Kleiderschrank und brachte eine Schachtel zum Vorschein.

Wortlos schaute Reuben ihn an. »Finanzunterlagen«, sagte Stone. Er nahm einen Stapel Papiere heraus, blätterte sie durch und überflog jede Seite.

»Irgendwas Interessantes dabei?«

Stone hob ein Blatt hoch. »Anscheinend unterhält er sein Konto unter falschem Namen, nur die Anschrift passt zu diesem Haus. Leider verstehe ich wenig von Finanzangelegenheiten.«

»Lass mich mal sehen.« Reuben schaute eine Weile die Dokumente und diverse handschriftliche Aufzeichnungen durch. »Falls das Reinkes Kontoauszüge sind, hat er sich kürzlich offenbar in eine langfristige Option auf Marge eingekauft«, sagte er schließlich.

»Langfristige Option auf Marge? Was ist denn das?«

»Auf Marge bedeutet, er hat Wertpapiere auf Kredit erworben und die Option, sie bei einem gewissen Kurs zu verkaufen. Diesen handgeschriebenen Notizen zufolge setzt er im Grunde genommen darauf, dass die Börsenkurse fallen. Es geht also darum, die Gewinnspanne aus dem Unterschied zwischen An- und Verkaufskursen einzustreichen. Man kann dabei riesige Gewinne machen. Die Summen, um die es hier geht, sind viel höher, als man sie in der Regel bei jemandem erwartet, der ein Regierungsgehalt bezieht. Darum operiert er auf Pump.«

»Ich wusste gar nicht, dass du so viel von Finanzpolitik verstehst.«

»Ab und zu muss man sein Glück versuchen. Und ich hab nicht vor, in dem Scheißhafen zu schuften, bis ich den Löffel abgebe.«

»Aber wie kann Reinke im Voraus wissen, dass die Kurse fallen? Bei einer bestimmten Aktie ist es möglich, Informationen von Insidern zu erhalten, aber beim gesamten Aktienmarkt?« Einen Moment lang überlegte Stone. »Allerdings ist es ja so, dass die Finanzmärkte bei unvorhergesehenen Katastrophen fast immer einbrechen.«

»Meinst du so was wie ein Erdbeben?«, fragte Reuben.

»Auch bei Katastrophen, die von Menschen verursacht werden. Ich erinnere mich, dass man am elften September die Börse schließen und alle Anleger abwiegeln musste. Man hatte gehofft, dass die Kurse nicht sinken, wenn die Börse geschlossen bleibt. Doch die Kurse fielen trotzdem, als die Börse wieder öffnete. Skrupellose Typen mit Vorwissen hätten ein Vermögen einheimsen können.«

»Dann weiß Reinke vielleicht von einer bevorstehenden Katastrophe?«, fragte Reuben beunruhigt.

»Oder er beteiligt sich daran, eine herbeizuführen«, erwiderte Stone.

Als Caleb und Milton in ihrem Versteck neben der Landstraße ein Auto kommen sahen, griff Milton zum Handy, um Reuben

anzurufen. Doch egal, welche Tasten er drückte, er hörte keinen Rufton. Er warf einen Blick auf das Handy, und ihm wurde flau.

Befremdet musterte Caleb ihn, während die Scheinwerferkegel näher kamen.

»Nun ruf sie doch schon an!«

»Ich krieg keine Verbindung.«

»Was?«

»Ich bekomme keine Verbindung zustande. Wir sind offenbar in einem Funkloch. Ich kann sie nicht erreichen.«

Caleb deutete auf das Auto. »In der Karre sitzt wahrscheinlich ein Mörder.«

»Ich kann's nicht ändern.«

»Verdammtes technisches Scheißspielzeug!«, wetterte Caleb. »Wenn man es am nötigsten braucht, taugt es nichts.« Der Wagen bog von der Landstraße ab und fuhr auf Reinkes Haus zu. »Das ist Tyler Reinkes Kiste«, sagte Caleb. »Ich hab sie erkannt.«

»Ich weiß, ich auch.« Milton drohte wieder einmal in Panik zu geraten. »Was sollen wir nun anfangen?«

Caleb ließ den Motor an. »Jedenfalls lasse ich nicht zu, dass Oliver und Reuben abgemurkst werden, während wir hier sitzen und uns über nutzlose technische Scheiße ärgern. Halt dich fest!«

Milton klammerte sich an den Haltegriff, als Caleb aufs Gaspedal trat und der Malibu vorwärtsschoss. Mit kreischenden Reifen jagte der Wagen auf die Landstraße. In einem Höllentempo folgte Caleb dem anderen Wagen. Während der Malibu die Landstraße entlangschleuderte, drückte Caleb auf die Hupe. Was er Stone über diese Hupe gesagt hatte, war kein Scherz gewesen: Sie war ohrenbetäubend laut und klang wie eine Mischung aus Luftschutzsirene und Zugsignal.

Reinke blickte über die Schulter, als der Malibu in rasender Fahrt heranjagte und mit gellender Hupe überholte. »Das sind mal wieder bekloppte Teenies, die Spritztouren durch die

Pampa machen«, brummte er Peters zu. »Kommt hier andauernd vor.«

In Reinkes Haus stürzten Stone und Reuben ans Schlafzimmerfenster, als sie Calebs Gehupe hörten, und sahen auf der Zufahrt Autoscheinwerfer.

»Ach du Schande, das ist Reinke«, rief Reuben.

»Und sein Komplize«, sagte Stone, als die beiden Männer aus dem Wagen stiegen. Dann sah er auf der Landstraße den Malibu vorübersausen. »Ich hatte doch gesagt, sie sollen uns *anrufen*, nicht wie die gesengten Säue durch die Landschaft jagen«, fügte er gereizt hinzu. Sie stürmten hinunter. In letzter Sekunde grapschte Stone nach Reubens Hemd und hielt ihn fest, ehe er in den Erfassungsbereich des an der vorderen Haustür installierten Infrarot-Bewegungsmelders laufen konnte. Auf dem Fußboden setzten sie die Flucht kriechend fort, während Reinke die Haustür aufsperrte. Sie hatten die Küche erreicht, als die Tür aufschwang und die Alarmanlage zu piepsen begann. Reinke tippte den Code ein, und das Piepen verstummte.

»Alles klar«, raunte Stone. »Die Anlage ist abgeschaltet, wir können uns durch die Hintertür verziehen.«

Reuben bewegte sich, so leise er konnte. Unterdessen tappten Schritte durchs Haus. Stone und Reuben schlüpften ins Freie, schlossen die Tür und bogen um die Hausecke.

Und liefen Warren Peters in die Arme, der eine Mülltonne hinter das Haus rollte.

»Was zum…« Weiter kam Peters nicht, denn Reubens Faust traf den NIC-Mitarbeiter mit solcher Wucht, dass der sich überschlug. Reuben und Stone flitzten zum Kradgespann und saßen auf. Reuben warf den Motor an, als plötzlich Reinke, der den Lärm gehört hatte, aus dem Haus gestürmt kam.

Er sah Stone und Reuben, rannte auf sie zu und schob unterwegs die Hand unters Jackett. Er hatte freies Schussfeld. Womit er nicht rechnete, war ein rostiger Malibu, der auf zwei Reifen auf ihn zuschlingerte, an dessen Steuer ein auf-

gebrachter Antiquar saß und auf dessen Beifahrersitz ein zwangskrankes Genie hockte, das in panischem Entsetzen an den Fingern abzählte.

»Heilige Mutter Gottes!«, rief Milton, als Reinke über die Windschutzscheibe rollte, übers Fahrzeugdach rutschte und hinter dem Heck auf den Rasen segelte. Dann setzte Milton das ritualisierte Abzählen fort.

Inzwischen hatte Peters sich aufgerappelt. Doch schon hatte Caleb – dessen Körper und Geist anscheinend ein jugendlicher Dämon begeistert in Besitz genommen hatte – den Rückwärtsgang eingelegt. Nun trat er den Gashebel bis zum Bodenblech durch. Der Malibu schoss mit röhrendem Motor rückwärts, und die Räder spritzten den Kies der Zufahrt umher, als ratterte ein Maschinengewehr.

Peters schrie auf, als der Wagen heranjaulte. Er feuerte einen Schuss ab; dann musste er zur Seite springen. Gerade wollte er ein zweites Mal zielen, da ratterte das Kradgespann an ihm vorbei. Reuben lenkte, während Stone im Seitenwagen saß und den am Kinnriemen gehaltenen Motorradhelm schwang. Der Helm traf Peters an der Schläfe, und er stürzte der Länge nach auf den Rasen.

Volle zehn Minuten verstrichen, bis Peters und Reinke sich rührten. Als sie wieder zu Bewusstsein kamen, war der Camel Club längst fort.

Die Reaktion der Behörden auf die Erlebnisse von Alex Ford und Kate Adams trug nicht eben zur Ermutigung der beiden bei. Der Polizei zufolge war die Bremsleitung von Alex' Wagen von allein gerissen. Bei einem so alten Auto käme so was schon mal vor, hieß es. Und abgesehen von dem, was Alex – seiner Aussage zufolge – gesehen und gehört hatte, gäbe es keinerlei Beweise für die Anwesenheit eines Scharfschützen vor Kate Adams' Wohnsitz. Es wären keine fremden Projektile oder Patronenhülsen gefunden worden.

Am nächsten Morgen saß Alex in Jerry Sykes' Büro und musste sich die offizielle Version der Ereignisse des Vorabends anhören.

Sykes stellte das Umherstapfen ein und schaute Alex an. »Die Augenzeugen, die dir nach deinem ›Unfall‹ gern Hilfe geleistet hätten, haben ausgesagt, dein Verhalten wäre hochgradig absonderlich gewesen, und dann wärst du einfach wie ein Irrer fortgelaufen. Alex, das alles sieht dir überhaupt nicht ähnlich. Gibt es in deinem Leben irgendetwas, über das du im Vertrauen mit mir sprechen möchtest?«

»Nichts anderes«, antwortete Alex verbissen, »als dass irgendwer meinen Tod wünscht.«

Sykes setzte sich in seinen Sessel und nahm den Kaffeebecher zur Hand. »Warum sollte jemand deinen Tod wünschen?«

»Irgendein Dreckskerl hat mir eine Knarre an den Kopf gesetzt, Jerry. Ich hatte keine Zeit, ihn höflich nach dem Grund zu fragen.«

»Aber außer dir hat kein Mensch ihn gesehen. Deshalb frage ich dich noch einmal: Was ist zwischen gestern und heute geschehen, das jemanden veranlassen könnte, deinen Tod für erstrebenswert zu halten?«

Alex zögerte. Er hätte Sykes gern über die Entdeckung des Kahns informiert, befürchtete aber, dass es das endgültige Ende seiner Karriere bedeutete, wenn er zugab, ein weiteres Mal einer direkten Anweisung des Direktors zuwidergehandelt zu haben.

»Hinter mir liegen viele Jahre redlichen und guten Dienstes. Weshalb sollte ich mir plötzlich irgendwelche wilden Geschichten ausdenken?«

»Du sagst es. Du hast 'ne Menge erfolgreiche Dienstjahre angesammelt. Der Direktor hat gestern wirklich ein Herz für dich gehabt. Er hätte dich vom Fleck weg rausschmeißen können. Ich an seiner Stelle hätte es wahrscheinlich getan,

zum Donnerwetter. Schau einem geschenkten Gaul nicht ins Maul, Alex. Eine zweite Gnadenchance kriegst du nicht.«

»Schön. Kannst du trotzdem wenigstens veranlassen, dass Kate Adams' Haus unter Bewachung gestellt wird? Ich habe mir den Lichtreflex auf der Zieloptik nicht bloß eingebildet.«

Sykes lehnte sich zurück. »Ich rufe die Polizei des D.C. an und bitte darum, dass der zuständige Streifenwagen ein paar Extrarunden dreht. Mehr kann ich nicht tun. Und das solltest du schon als Gunst bewerten.« Sykes warf einen Blick auf die Uhr. »So, ich muss in eine Konferenz, und du hast auf Posten zu gehen.«

»Ja, im Weißen Haus«, sagte Alex matt.

»Nein. *Vor* dem Weißen Haus. Den Dienst drinnen musst du dir erst wieder verdienen.«

Am frühen Morgen veranstaltete der Camel Club in Calebs Behausung eilig eine Mitgliederversammlung. Der erste Tagesordnungspunkt bestand darin, dem qualifizierten Antiquar und mutigen Autolenker zu seinem Schneid zu gratulieren. Die Gratulation selbst musste allerdings ein wenig auf sich warten lassen, weil Caleb sich im Bad übergab, da er erst nachträglich begriffen hatte, wie leicht er vom Leben zum Tode hätte befördert werden können.

»Ich gebe zu Protokoll«, sagte Stone, als Caleb endlich aus der Toilette zurückkehrte, »dass Caleb Shaw für seine Tapferkeit und seinen Einfallsreichtum den tiefsten Dank aller Mitglieder des Camel Clubs verdient.«

Caleb war blass, doch er lächelte, als er jedem die Hand schüttelte. »Ich weiß selber nicht, was über mich gekommen ist. Ich wusste nur, dass ich etwas tun musste. Solchen Bammel hab ich nicht mehr gehabt, seit ich die Ehre hatte, eine Ausgabe von Tocquevilles *De la Démocratie en Amérique* im Originalumschlag in der Hand halten zu dürfen.«

Reuben mimte ehrfürchtiges Erzittern. »Mein Gott, einen Tocqueville in der eigenen Hand halten! Allein der Gedanke lässt mich erbeben!«

»Allerdings müssen wir davon ausgehen«, sagte Stone warnend, »dass Reinke und sein Komplize uns jetzt identifiziert haben.«

»Da wäre ich nicht so sicher«, widersprach Caleb. »Während wir die Straße beobachtet haben, war ich so frei, meine Nummernschilder abzuschrauben«, erklärte er, als die anderen ihn erstaunt anschauten. »Nachdem Milton anhand des Nummernschilds so leicht an Reinkes Anschrift gekommen war, hatte ich die Befürchtung, mir könnte es andersherum genauso ergehen.«

In diesem Augenblick summte Miltons Handy.

»Ja?«, meldete er sich. Er lauschte eine Zeit lang; dann trennte er die Verbindung und blickte in die Runde. »Jemand ist in mein Haus eingebrochen und hat den Wachmann niedergeschlagen, der nach dem stillen Alarm dort nach dem Rechten sehen wollte.«

»Wurde etwas entwendet?«, fragte Stone.

»Anscheinend nicht. Aber ich habe im Haus ein als Deckenstrahler-Installation getarntes Überwachungssystem. Die Sicherheitsfirma weiß davon nichts.«

»Wäre interessant zu sehen, wer die Einbrecher waren«, meinte Stone.

»Ich müsste nach Hause, um die Aufzeichnung zu holen. Der DVD-Recorder ist hinter dem Kühlschrank versteckt.«

»Das Risiko müssen wir eingehen«, sagte Stone. »Wenn es Reinke und sein Kumpan waren, hätten wir etwas gegen sie in der Hand.«

Reuben legte einen Arm um Caleb. »Also, wenn die beiden uns noch einmal in die Quere kommen, sind sie dran, was, du Held?«

Der erste Tag seiner Rückversetzung in die Personenschutzabteilung des Präsidenten gestaltete sich für Alex ein wenig peinlich, denn alle anderen Angehörigen der Abteilung waren sich offenbar bewusst, dass die Versetzung, zumal bei einem Veteranen wie Alex, eine Art Bestrafung darstellte. Dennoch

gingen sie kollegial mit ihm um. Und außerhalb des Weißen Hauses Dienst tun zu müssen hatte auch einen Vorteil: Alex konnte durch den Lafayette Park patrouillieren.

Stone traf er nicht an, aber Adelphia. Sie schlenderte im Park umher und warf wiederholt Blicke in die Richtung, wo Stones Zelt stand.

»Hallo, Adelphia«, begrüßte Alex sie höflich. »Ich habe Oliver gesucht.« Zu seinem maßlosen Erstaunen brach Adelphia in Tränen aus. So etwas hatte Alex bei dieser Frau noch nie erlebt. »Adelphia, was ist denn los?« Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Alex trat näher. »Adelphia, was ist mit Ihnen? Sind Sie verletzt? Oder krank?«

Sie schüttelte den Kopf, holte tief Atem und nahm die Hände vom Gesicht. »Ist schon gut«, beteuerte sie. »Ist gut alles.«

Alex führte sie zu einer Parkbank. »Offensichtlich geht es Ihnen nicht gut. Erzählen Sie mir, was passiert ist. Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein.«

Adelphia atmete noch mehrmals tief durch; dann lenkte sie den Blick wieder hinüber zu Stones Zelt. »Ich nicht lüge. Mir geht gut, Agent Ford.«

»Nennen Sie mich Alex. Aber wenn Ihnen nichts fehlt…« Alex bemerkte ihre Blickrichtung. »Ist vielleicht Oliver etwas zugestoßen?«

»Ich nicht weiß.«

»Das begreife ich nicht. Warum weinen Sie dann?«

Sie schaute ihn mit einer Miene an, die er bei ihr noch nie gesehen hatte: Ihr Gesichtsausdruck spiegelte nicht den gewohnten Argwohn und Missmut. Diesmal bezeugte er Hoffnungslosigkeit. »Er Ihnen traut. Oliver hat selbst gesagt es mir, er sagt, Agent Ford ist guter Mann.«

»Ich finde Oliver auch sympathisch und respektiere ihn.« Alex schwieg kurz. »Als ich ihm das letzte Mal begegnet bin, hatte er Prellungen im Gesicht. Besteht da irgendein Zusammenhang?«

Adelphia nickte und schilderte ihm den Zusammenstoß im Park. »Er hat mit Finger«, sagte sie, indem sie den Mittelfinger hob, »gebohrt der Mann in Seite. Und dieser große Mann, er fiel um wie Kind.« Kummervoll holte sie abermals Luft. »Und dann Oliver genommen hat das Messer, und er griff…« Sie schauderte. »Er es hielt wie einer, der auskennt sich mit Messer. Ich dachte, er Mann will Hals abschneiden…« Mit der Hand vollführte sie eine ruckartige Bewegung. Dann musterte sie Alex mit einer Miene, in der sich Trübsinn und Erleichterung mischten. »Aber er nicht getan. Er nicht geschlitzt Mann Kehle auf. Er fortgegangen, als Polizei kam, Oliver keine Polizei mag.«

»Und seitdem haben Sie ihn nicht mehr gesehen?«

Adelphia schüttelte den Kopf. Alex lehnte sich auf der Parkbank zurück und dachte über das Gehörte nach.

»He, Alex«, rief eine Stimme. Alex erblickte seinen Gruppenleiter. »Würdest du dich uns wieder anschließen, falls es nicht zu anstrengend ist?«, fragte der Mann leicht ungehalten.

Alex sprang auf, wandte sich aber noch einmal an Adelphia, bevor er ging. »Wenn Sie Oliver sehen, richten Sie ihm aus, dass ich gern mit ihm sprechen würde.« Adelphia wirkte wenig angetan. »Ich plaudere nicht aus, was Sie mir anvertraut haben. Ich muss mich einfach mal mit ihm besprechen.«

Schließlich nickte Adelphia, und Alex eilte davon.

In Brennan wurden die Vorbereitungen für den Besuch des Präsidenten beschleunigt vorangetrieben, und Captain Jack hatte sehr viel zu tun. In der Werkstatt verlief der Umbau des Fahrzeugs nach Zeitplan, und die verschiedenen Fahrer kannten ihre Aufgaben. Das Scharfschützennest hatte Jack nicht mehr aufgesucht. Er wollte nicht riskieren, zu häufig beim Betreten der Wohnung gesehen zu werden. Captain Jack hatte mit al-Rimi und seinem Kollegen in der Klinik einige Zeit verbracht, als sie dienstfrei hatten. Er befürchtete ihrerseits keine Probleme.

Gestern hatte er sich nach ihrer abendlichen Rundfahrt durch Brennan nochmals mit Djamila getroffen. Nach wie vor sorgte er sich um ihre emotionale Verfassung, doch es blieb nicht mehr genug Zeit, um sie durch jemand anders zu ersetzen. Er hatte ihr noch einmal eingeschärft, welche wichtige Rolle sie bei dem gesamten Projekt einnahm, wie viele Männer davorstanden, ihr Leben zu opfern, und dass alle diese Opfer vergeblich wären, sollte sie versagen.

Vor dem großen Tag hatte er noch zwei Treffen, eines davon am heutigen Abend, weil morgen früh die Secret-Service-Vorausgruppe eintraf. Und nach der letzten Absprache mit seiner Truppe wollte er sich noch einmal persönlich mit seinem nordkoreanischen Kontaktmann über alle Einzelheiten verständigen, die zu beachten waren.

Mittlerweile hatte Carter Gray allerdings die Fährte aufgenommen. Tatsächlich wunderte es Captain Jack, dass der Alte so lange gebraucht hatte, um misstrauisch zu werden. Um diese Operation in die Wege zu leiten, hatten sie jede Verbindung genutzt, die sie in der moslemischen Welt besaßen. Doch aus Captain Jacks Sicht war Tom Hemingways Plan ohnehin nur eine sinnlose Übung, obwohl Hemingway sich verstockt weigerte, dies einzusehen. Hemingways Hauptproblem bestand nach Captain Jacks Meinung darin, dass er noch immer an das Gute im Menschen glaubte. Jack glaubte nicht daran, weil es den Leuten, die das Sagen hatten, an allem Guten mangelte. Bei jedem Auftrag, den Captain Jack je erledigt hatte, war er stets auf sämtliche Eventualitäten vorbereitet gewesen, und bei dieser Operation machte er keine Ausnahme. Sich nach seiner alten Maxime zu richten hatte ihn auch dieses Mal auf den richtigen Weg geführt. In Wahrheit drehte sich alles nur um Geld.

In den gemieteten Räumen am Ortsrand befassten der Techniker und der Chemiker sich gemeinsam mit dem Ex-Nationalgardisten fortlaufend mit den Funktionen der Handprothese.

Inzwischen kam er mit der Kunsthand sehr gut zurecht. Die beiden anderen Männer beobachteten, wie er mit der neuen Hand eine Reihe von Greif- und Schwenkbewegungen sowie sonstigen Manipulationen vollführte. Auch die Entleerung des zu Übungszwecken in die Innentasche gefüllten Wassers bewerkstelligte er einwandfrei. Bevor der Amerikaner sich verabschiedete, dankte er den beiden Männern.

Danach packten sie eine Tragetasche und gingen ins Ortszentrum, wo sie in den Einkaufsstraßen ein halbes Dutzend Einkäufe tätigten. In jedem Geschäft hinterließen sie ein kleines Geschenk. Auch diese Geschenke sollten dazu beitragen, Brennan in Pennsylvania einen Platz in der Geschichte zu sichern – wenn auch nicht auf eine Weise, wie die Einwohner des Ortes es sich gewünscht hätten.

Später erfuhr Alex, dass man ihn der Präsidenten-Vorausgruppe für die Veranstaltung in Brennan zugeteilt hatte. Das verdarb ihm gehörig die Laune, weil es bedeutete, dass er vorläufig von Kate getrennt sein musste. Im Übrigen hatte er jedoch keinen Grund zur Klage. Nach dem Stand der Dinge war seine Secret-Service-Pension ihm noch einmal mit knapper Not erhalten geblieben. Allerdings sah er voraus, dass er nun den Präsidenten auf dessen Wahlkampftournee durch Amerika begleiten durfte – in jedes Kuhdorf, das der Mann im Interesse seiner Wiederwahl anzusteuern beliebte. Wenn Alex das hinter sich hatte, war er vermutlich zum Zombie geworden.

Er und Kate trafen sich in einem Restaurant im Dupont Circle. Kate hatte sich von den schrecklichen Ereignissen des Vorabends gut erholt und zeigte sich jetzt wild entschlossen, die Wahrheit aufzudecken. Diese Anwandlung löste bei Alex gleichermaßen Bewunderung und Entsetzen aus.

»Ich kann nachvollziehen, wie dir zumute ist, Kate, aber lass dich zu keiner Leichtfertigkeit hinreißen. Diese Typen haben Schusswaffen, und offenkundig zögern sie keine Sekunde, sie zu benutzen.«

»Umso wichtiger ist es, ihnen das Handwerk zu legen«, entgegnete Kate entschieden. »Wann fliegst du nach Brennan?«

»In aller Frühe. Der Flug ist kurz, aber es liegt viel Arbeit vor mir und den anderen. Es macht mich verrückt, dass ich nicht hier sein kann, falls du mich brauchst.«

Kate legte die Hand auf Alex' Finger. »Lass mich dir sagen, dass du dich gestern ganz toll bewährt hast.« Während Kate sprach, kam der junge Kellner mit den bestellten Gerichten zum Tisch und hörte sie. Anscheinend deutete er den Sinn der Worte falsch, denn er zwinkerte Alex zu und schmunzelte.

»Was gibt's Neues?«, erkundigte sich Kate, als sie sich ans Essen machten.

Alex erzählte ihr von dem Gespräch, das er mit Adelphia über Stone geführt hatte.

»Du hast erwähnt, Stone hätte keine Vergangenheit, die du recherchieren kannst. Aber nach dem, was Adelphia gesehen hat, *muss* er eine Vergangenheit haben, die vielleicht sogar höchst interessant ist.«

Alex nickte und zog ein nachdenkliches Gesicht. »Was hältst du davon, wenn wir nach dem Essen einen kleinen Spaziergang in die Gegend um die 16th Street und Pennsylvania Avenue machen?«

»Ich habe gehört, da steht ein richtig mondänes Haus. Kannst du mich hineinbringen?«

»Zurzeit hab ich Zweifel, ob man *mich* reinlässt. Aber ich meine sowieso die *andere* Straßenseite.«

Fünfundvierzig Minuten später erreichten sie den Lafayette Park.

»Ich habe nicht den Eindruck, dass er da ist«, meinte Alex, sobald er Stones unbeleuchtetes Zelt erblickte. Seine Vermutung bestätigte sich, als sie gleich darauf das Zelt öffneten und sahen, dass sich niemand darin aufhielt.

»Kennst du einen anderen Wohnsitz?«, fragte Kate.

»O ja.«

Weitere zwanzig Minuten später lenkte Alex seinen Wagen vor dem Friedhof Mt. Zion an den Bordstein.

Im Friedhofswärterhäuschen brannte Licht.

»Hier wohnt er?«, vergewisserte sich Kate. »Auf einem Friedhof?«

»Was hast denn du gedacht? In einem Penthouse am MCI Center?«

Das Friedhofstor erwies sich als abgeschlossen, und so half Alex Kate hinüber und kletterte ihr dann hinterher.

Als Stone auf ihr Klopfen die Haustür öffnete, konnte er seine Überraschung nicht verheimlichen. »Alex?« Dann fiel sein neugieriger Blick auf Alex' Begleiterin.

»Hallo, Oliver. Das ist meine Freundin Kate Adams. Sie ist Anwältin im Justizministerium und außerdem die beste Barkeeperin, die ich kenne.«

»Freut mich, Sie kennen zu lernen, Mrs. Adams«, sagte Stone und drückte ihr die Hand. Wortlos forschte er in Alex' Miene.

»Wir dachten uns, wir schauen mal bei Ihnen vorbei«, sagte Alex.

»Ah. Na, dann treten Sie doch bitte ein.«

Er ging voraus und setzte in der Küche Kaffee auf, während Alex und Kate sich umsahen. Kate zog ein Buch aus dem Regal und blätterte darin. »Haben Sie alle diese Bücher gelesen, Oliver?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete Stone, »aber ich muss gestehen, die meisten nicht mehr als zweimal. Leider findet man nie so viel Zeit zum Lesen, wie man gern hätte.«

Kates Blick streifte Alex. »Solschenizyn. Keine leichte Lektüre.«

»Wenn ich mich recht entsinne«, sagte Alex, »habe ich am College Cliffs Erläuterungen gelesen.«

Kate hob das Buch hoch. »Ja, aber auf Russisch?« Stone kehrte mit zwei Tassen Kaffee aus der Küche wieder. »Ihr

Zuhause gefällt mir, Oliver«, sagte Kate. »So habe ich mir immer die Bude eines Collegelehrers vorgestellt.«

»Ja, unordentlich, staubig, voller Gerümpel und alter Schwarten.« Stone schaute Alex an. »Wenn ich es richtig mitgekriegt habe, sind Sie der Voraustruppe für Brennan in Pennsylvania zugeteilt worden?«

Alex sank der Unterkiefer herab. »Ja. Mensch, woher wissen Sie das?«

»Der Wachdienst vor dem Weißen Haus kann manchmal ziemlich langweilig sein, und die Leute vertreiben sich die Zeit durch Tratschen. Wenn man die Ohren spitzt, kann man die Stimmen ziemlich weit hören. Leider haben die Menschen das Zuhören weitgehend verlernt.«

Kate lächelte Stone zu, während sie alle drei am Kamin Platz nahmen. »Alex hat behauptet, Sie wären ein ganz ungewöhnlicher Mann, Oliver. Jetzt sehe ich, dass ich mich auf seine Menschenkenntnis verlassen kann.«

»Tja, Mrs. Adams, ich kann Ihnen versichern, dass Alex selbst ein außergewöhnlicher Zeitgenosse ist.«

»Bitte nennen Sie mich Kate.«

»Ja, und wenn ich meine Außergewöhnlichkeit noch steigere«, unkte Alex, »darf ich demnächst an einer Tankstelle arbeiten.« Er betrachtete Stone. »Ihr Gesicht sieht aus, als würde es verheilen.«

»Es war sowieso nichts Ernstes. Ein bisschen Eis hat mir sehr geholfen. Ich hab schon Schlimmeres erlebt.«

»Tatsächlich?«, sagte Kate. »Möchten Sie uns aus Ihrem Leben erzählen?«

»Ich bin sicher, so was würde Sie schrecklich langweilen.«

»Versuchen Sie ’s ruhig«, entgegnete Alex.

Von der Straße drang eine Stimme ins Haus. Alle sprangen auf und gingen zur Tür. Vor dem abgeschlossenen Friedhofstor stand Adelphia und rief nach Stone.

»Adelphia?« Stone eilte hinaus und ließ sie ein. Als alle wieder am Kamin saßen, stellte Stone sie Kate vor. Kate

reichte Adelphia die Hand, doch diese nickte ihr bloß zu. Offenbar hatte sie nicht erwartet, bei Stone Gäste anzutreffen. »Ich wusste gar nicht, dass Sie wissen, wo ich wohne, Adelphia«, sagte Stone.

»Sie wissen, wo ich wohne«, antwortete sie mürrisch. »Geht auch andersrum.«

Nach dieser Abfuhr lehnte Stone sich in den Sessel und betrachtete seine Hände.

»Oliver hat gerade versichert, dass die Prellungen in seinem Gesicht sich merklich gebessert haben«, sagte Alex rasch, weil er hoffte, damit Adelphias Sorgen zu zerstreuen.

Doch Adelphia äußerte sich dazu nicht, und so entstand wieder peinliches Schweigen, bis Kate in die Stille sagte: »Ich kannte einen der Anwälte der ACLU, der Ihre Klage auf Wiederzulassung des Zelts im Lafayette Park vertreten hat. Er sagte, das wäre eine harte juristische Nuss gewesen.«

»Ich glaube«, erwiderte Stone, »der Secret Service hat sich aus Sicherheitsbedenken sehr aggressiv dagegen gewehrt, uns wieder vor dem Weißen Haus zu dulden.«

»Aber die Rechte der Menschen im Vordergrund stehen«, sagte plötzlich Adelphia. »Hier das Volk hat wertvolle Rechte. Darum dies Land ist großes Land.« Stone nickte. »Ja, und mein Freund Oliver«, fügte Adelphia hinzu, »er hat Schild. Darauf steht: ›Ich will die Wahrheit wissen.‹«

»Wir alle wissen gern die Wahrheit«, merkte Kate an und lächelte.

»Aber Wahrheit muss kommen aus Innern«, sagte Adelphia nachdrücklich und tippte sich auf die Brust. »Wer Wahrheit sucht, muss auch haben selber Wahrheit innen drin, oder nicht?« Sie blickte in die Runde.

Stone hatte eindeutig Missfallen am Verlauf der Konversation. »Die Wahrheit zeigt sich in vielerlei Gestalt. Aber manchmal kann jemand sie dicht vor der Nase haben, und er sieht sie trotzdem nicht.« Unvermittelt stand er auf. »Wenn Sie nun entschuldigen… Ich muss heute noch außer Haus.«

»Tja, es ist schon ziemlich spät, Oliver«, sagte Alex.

»Ja, es ist spät, und ich hatte heute nicht mit Besuch gerechnet.«

Das war unmissverständlich. Eilends erhoben sich die drei Besucher, murmelten einen Gruß und verließen das Haus.

Alex und Kate fuhren Adelphia nach Hause.

»Er Ärger hat«, sagte Adelphia, die auf der Rückbank saß. »Ich weiß es, es ist so.«

»Wieso sind Sie da so sicher?«, fragte Alex.

»Er kam zum Park heute mit Freund, dem Großen. Fuhr Motorrad. Saß im Seitenwagen.« Den letzten Satz sprach Adelphia aus, als wäre ein Verbrechen verübt worden.

»Der Große?«, wunderte sich Alex. »Ach, Sie meinen Reuben.«

»Ja, Reuben. Ich ihn nicht so gern mag. Er hat, wie sagt man…? Unstet Stieren.«

»Sie meinen unstete Augen«, versuchte Alex eine Berichtigung.

»Nein, nein. Unstet *Stieren*.«

»Ist schon klar, Adelphia«, sagte Kate. »Ich weiß, was Sie meinen. Er balzt mit den Augen.«

Adelphia warf ihr einen dankbaren Blick zu.

»Trotzdem haben Sie uns noch nicht erklärt«, beanstandete Alex, »warum Sie glauben, dass Oliver in Schwierigkeiten steckt.«

»Wegen allem! Er nicht der Alte ist. Irgendwas ihm arge Sorge macht. Ich dachte, ich mit ihm rede, aber er nicht will. Er einfach nicht will!«

Verblüfft über die Vehemenz ihrer Auskunft, sah Alex sie von der Seite an, und mit einem Mal verstärkte sich sein Verdacht. »Gibt es noch etwas, das Sie uns sagen möchten, Adelphia?«

Im ersten Moment wirkte sie erschrocken; dann zog sie ein zutiefst gekränktes Gesicht. »Was das heißen soll? Dass ich lüge?«

»Nein, so hab ich ’s nicht gemeint.«

»Ich keine Lügnerin bin. Ich versuche Gutes tun, sonst nichts.«

»Ich unterstelle doch gar nicht…«

Adelphia unterbrach ihn. »Ich nichts mehr sage. Schluss mit Lügen!«

Alex musste an einer Ampel halten. Adelphia riss die Wagentür auf, stieg aus und stapfte davon.

»Adelphia«, rief Alex ihr nach.

»Lass sie sich erst mal abregen«, empfahl Kate. »Sie hat sich bald wieder beruhigt.«

»Dafür bleibt mir keine Zeit. Ich fliege morgen früh ab.«

»Und ich habe ab morgen Urlaub.«

»Was? Seit wann denn das?«

»Nach dem gestrigen Abend hatte ich das Gefühl, Urlaub zu brauchen, also habe ich mir eine Woche frei genommen. Vielleicht sehen wir uns in Brennan. Wie ich höre, soll da richtig was abgehen.«

»Wahrscheinlich ist es eine Kuhweide, auf der zufällig ein späterer Präsident geboren wurde.«

»Und möglicherweise finde ich die Zeit, mir genauer anzusehen, was Mr. Stone und seine Freunde eigentlich treiben.«

Beunruhigt sah Alex sie an. »Kate, ich halte das für keinen guten Einfall.«

»Oder ich kann versuchen, die Typen zu finden, die uns beseitigen wollten. Ich richte mich nach dir.«

In gespielter Verzweiflung warf Alex die Hände hoch. »Also gut, also gut. Sieh Oliver und seinen Freunden auf die Finger. Das dürfte wohl das kleinere Übel sein, verdammt.«

»Jawohl, Sir.« Kate tippte sich wie bei einem militärischen Gruß an die Schläfe.

Die Secret-Service-Vorausgruppe landete um sieben Uhr morgens in Pittsburgh, und aus den Flugzeugen rollte das Äquivalent einer kleinen Armee, um schnurstracks nach Brennan zu fahren. Jedes Jahr reiste der Präsident hunderte Male, und jedes Mal musste der Secret Service einige Tage vorher mit einer umfangreichen Truppe an dem vorgesehenen Bestimmungsort zur Stelle sein, an dem die Agenten dann gemeinschaftlich Tausende Stunden investierten, um zu gewährleisten, dass der Aufenthalt des Präsidenten, was die Sicherheit betraf, ohne besondere Vorkommnisse verlief.

Im derzeitigen Wahlkampf hatte der Präsident zahlreiche Reisen geplant; er wollte fast pausenlos von einem Bundesstaat zum nächsten fliegen, sodass bereits mehrere Vorausgruppen unterwegs waren – ein Umstand, der an die Personalstärke des Secret Service erhöhte Anforderungen stellte. Unter normalen Umständen hatte eine Vorausgruppe für ihre Vorarbeit eine volle Woche Zeit, doch in Anbetracht der vielen Auftritte, die Präsident Brennan auf dieser Wahlkampftour plante, musste der Secret Service Prioritäten setzen. Für Veranstaltungen, denen man einen geringen Risikofaktor beimaß, legte man eine kürzere Vorbereitungsfrist fest. Bei höherer Risikoeinstufung konnte sich die Vorausgruppe für die Vorbereitungen mindestens eine Woche Zeit nehmen. Aus verschiedenen Gründen hatte man den Event in Brennan, Pennsylvania, als weitgehend ungefährlich eingeschätzt. Für Alex Ford und den Rest der Vorausgruppe hatte das allerdings nur eine Konsequenz: Sie mussten die Arbeit einer Woche binnen weniger Tage bewältigen.

Der Secret Service quartierte sich in Brennans größtem Hotel ein und nahm eine ganze Etage in Beschlag. Zu Ehren des Präsidenten war das Hotel erst kürzlich nach Brennans Vornamen in *Sir James Hotel* umbenannt worden. Das entlockte den Agenten der Vorausgruppe ungefähr zehn Minuten lang

allerlei ironische Seitenhiebe, bis ihre Vorgesetzten in Hörweite kamen. Ein Zimmer baute man in ein Kommunikationszentrum um; dafür wurden sämtliche Möbel entfernt, und man untersuchte die Räumlichkeit mit aller Sorgfalt auf Wanzen. Von nun an gab es dort bis zur Abreise des Secret Service keinen Zimmerservice und keine Putztätigkeit mehr.

Am Nachmittag besprach sich der Secret Service mit Angehörigen der örtlichen Schutzpolizei. In Alex' Anwesenheit wies der Chef der Vorausgruppe die Polizeikader in die Lage ein, während Informationsmappen verteilt wurden.

»Denken Sie immer daran«, ermahnte er die Polizisten. »In einem anderen Saal dieser Ortschaft, vielleicht gar nicht weit von hier, könnte eine andere Gruppe von Menschen sitzen, die das genaue Gegenteil von dem erreichen will, was wir erreichen wollen.«

Alex hatte solche Sprüche schon oft gehört. Und als er unauffällig durch den Saal blickte, konnte er sich nicht vorstellen, dass allzu viele andere sie für bare Münze nahmen. Dennoch wollte Alex schon aufgrund seiner Erfahrung nichts ausschließen. Secret-Service-Agenten waren von Natur aus paranoid. Zwar erweckte Brennan keineswegs den Eindruck einer unter sicherheitsrelevanten Aspekten kritischen Örtlichkeit, aber niemand hatte erwartet, das Bobby Kennedy in einer Hotelküche erschossen wird. James Garfield hatte es auf einem Bahnhof erwischt; William McKinley wurde an einer Zuschauerabsperrung von einem Mann erschossen, der seinen Revolver in einem »Verband« versteckt hatte. Lincoln trafen die tödlichen Kugeln in einer Theaterloge, JFK in einer offenen Limousine. *Aber nicht in meiner Schicht*, schwor Alex sich immerzu. *Nicht in meiner Schicht.*

Man diskutierte bezüglich des Autokorsos alternative Fahrtrouten vom Fughafen nach Brennan sowie mögliche Gefahrenpunkte. Dann teilte die Vorausgruppe sich in kleine Teams. Alex richtete die üblichen Fragen an die örtliche Polizeibehörde. Hatte der Waffenhandel erhöhten Umsatz zu ver-

zeichnen? Vermisste man Polizeiuniformen? Hatte ein Einwohner Drohungen gegen den Präsidenten ausgestoßen? Wo lagen die nächsten Kliniken, und wo standen für den Notfall potenziell sichere Häuser?

Danach besichtigten die Secret-Service-Agenten den Veranstaltungsort. Alex nahm den Festplatz gründlich in Augenschein und wirkte dann bei der Aufstellung der Scharfschützen mit. Dafür musste er bei der Besichtigung die beim Secret Service so genannte Killerperspektive berücksichtigen. Er musste denken wie ein Attentäter. Wo, wie und wann könnte ein Killer zuschlagen?

Zum größten Teil hatte man den Veranstaltungsort schon vorbereitet; zurzeit fanden nur noch die letzten Arbeiten an der Verkabelung und am Aufbau zweier riesiger Großbildflächen statt, die es dem Publikum ermöglichen sollten, den Präsidenten wenigstens digital aus der Nähe zu sehen.

Aus Alex' professioneller Sicht war der Festplatz nach Sicherheitsmaßstäben eine halbwegs vertretbare Örtlichkeit. Aus offenkundigen Gründen hatte die einzige Ein- und Ausfahrt für Autos sowohl Vor- wie Nachteile. Aber der Präsident sollte sich hier ja nicht lange aufhalten. Höchstens zwei Stunden.

Alex fuhr zurück nach Brennan und sah sich in der Kleinstadt um. Seit langem galt es im Secret Service als Mythos, dass es der günstigste Zeitpunkt für einen Bankraub sei, wenn der Präsident zu Besuch kam, weil dann alle Polizisten aus einem Umkreis von dreißig Kilometern ihn und nicht die Banken schützten. Alex hatte den Eindruck, dass Brennan jetzt in genau diese Situation geriet. Weit und breit war kein Polizist zu sehen.

Im Hotelzimmer angelangt, beschloss Alex zu joggen. Ungeachtet seiner Halswirbelverletzung hatte er stets gejoggt, wann immer sich die Gelegenheit bot. Das Laufen zählte zu den wenigen Aktivitäten, die verhinderten, dass er sich körperlich völlig ausgelaugt fühlte. Er lief auf der Hauptstraße

ostwärts, kam an der Klinik vorbei, wandte sich schließlich nach links und legte, indem er nordwärts joggte, an Tempo zu. Ein Lieferwagen fuhr vorbei. Alex hatte keinen Anlass, ihm Beachtung zu schenken, und tat es folglich nicht. Er hätte die Fahrerin ohnehin nicht gekannt. Ebenso wenig hatte Djamila, die mit den drei Franklin-Jungs des Weges fuhr, einen Grund, ihn zu beachten.

Alex joggte an einer Autowerkstatt mit schwarz angemalten Fenstern vorüber. Dahinter wurden erhebliche Umbauten an einem Fahrzeug vorgenommen. Hätte Alex davon gewusst, wäre er spornstreichs hineingerannt und hätte alle Anwesenden verhaftet. Doch er hatte keine Ahnung, deshalb joggte er weiter. Eigentlich blieb Brennans Ortszentrum für Alex von geringem Interesse, weil der Präsident keinen Fuß dorthin setzen sollte. Das gesamte Besuchsprogramm sollte auf dem Festplatz abgewickelt werden.

Nachdem Alex im Hotelzimmer geduscht hatte, meldete er sich freiwillig für am Abend anfallende Erledigungen. Möglicherweise war es ratsam, sich nach Kräften ins Zeug zu legen, um beim Secret Service schön Wetter zu machen.

Während Alex in Brennan seinen Aufgaben nachging, blieb auch Kate Adams nicht untätig. Auch sie war am selben Morgen sehr früh aufgestanden und hatte mit Lucky gefrühstückt. Sie bat die alte Dame um eine Gefälligkeit, die Lucky ihr sofort gewährte.

Anschließend kehrte Kate ins eigene Haus zurück, setzte sich an ihren kleinen Schreibtisch und plante ihr Vorgehen in Sachen Oliver Stone. Alex hatte erwähnt, sämtliche ihm zugänglichen Datenspeicher nach Stones Fingerabdrücken durchsucht und kein einziges Ergebnis gefunden zu haben. Für Kate konnte das nur eines bedeuten: Entweder hatte der Mann nie eine so wichtige Stellung gehabt, dass man seine Fingerabdrücke genommen hätte, oder seine Identität war dermaßen gründlich aus den Datenbanken gelöscht worden, dass Oliver Stone offiziell praktisch nicht mehr existierte.

Kate schrieb sich einige mögliche Methoden des Recherchierens auf und legte sich ihre Strategie auf ähnliche Weise zurecht, wie sie sich auf ein Gerichtsverfahren vorbereitete. Als sie mit dem Ergebnis zufrieden war, duschte sie und verließ das Haus.

Kurz darauf hielt sie so nahe am Friedhof Mt. Zion, wie sie es als ratsam erachtete, und wartete. Obwohl es erst halb acht morgens war, kam Stone aus seinem Friedhofswärterhäuschen und strebte die Straße entlang. Kate duckte sich im Wageninnern, sodass er sie nicht bemerkte. Als er sich fast außer Sichtweite befand, geschah etwas Überraschendes. Hinter einigen auf der Q Street geparkten Autos hervor erschien Adelphia und folgte Stone. Einen Moment lang überlegte Kate; dann ließ sie den Motor an. Rasch holte sie Adelphia ein und senkte das Seitenfenster.

Zuerst tat Adelphia so, als wäre Kate ihr unbekannt, doch Kate ließ nicht locker. »Ach ja, ach ja«, sagte Adelphia schließlich verlegen, »jetzt ich Sie erkenne.« Besorgt spähte sie in Stones Richtung. Fast war er aus dem Blickfeld verschwunden.

»Möchten Sie irgendwo hin?«, erkundigte sich Kate, wobei sie in dieselbe Richtung schaute.

»Ich nirgends muss hin«, entgegnete Adelphia in abweisendem Ton. »Ich Freiheit habe nichts zu tun.«

»Wie wäre es dann, wenn ich Sie zu einem Kaffee einlade? Alex hat mir erzählt, Sie trinken gern Kaffee.«

»Ich kann selber mir Kaffee leisten. Ich Geld verdiene. Brauche nicht Almosen.«

»Ich wollte bloß freundlich zu Ihnen sein. Unter Freunden verhält man sich so. Deshalb hat Oliver Ihnen ja geholfen, als dieser Mann im Park brutal zu Ihnen geworden ist.«

Argwöhnisch forschte Adelphia in Kates Gesicht. »Woher Sie wissen?«

»Sie sind nicht die Einzige, die sich um Oliver Sorgen macht, Adelphia. Alex ist auch besorgt. Ich versuche ihm zu

helfen, während er auf Dienstreise ist. Also, steigen Sie ein, und wir trinken zusammen einen Kaffee. Bitte.«

»Warum Sie helfen Agent Ford?«, fragte Adelphia misstrauisch.

»Soll ich es Ihnen von Frau zu Frau sagen? Weil er mir etwas bedeutet. So wie Oliver Ihnen etwas bedeutet. Das weiß ich.«

Bei diesen Worten Kates blickte Adelphia ein letztes Mal in Stones Richtung und rümpfte ein wenig die Nase. Doch sie stieg ins Auto und ließ sich in einem nahen Starbucks von Kate einen Kaffee spendieren.

»Was ist es, das Sie tun?«, fragte Adelphia.

»Ich arbeite im Justizministerium.«

»Machen Gerechtigkeit für Regierung?«

»So ähnlich. Wenigstens gebe ich mir Mühe.«

»In meiner Heimat wir hatten jahrzehntelang keine Gerechtigkeit. Die Sowjets gesagt, was zu tun. Ob wir durften atmen oder nicht, sie sagten uns. Ist wie Hölle so was.«

»Ja, das hört sich schrecklich an.«

»Dann ich kam in dies Land, kriegte Arbeit und hab gutes Leben.«

Kate zauderte, hatte jedoch das Gefühl, die Frage stellen zu müssen. »Wie kommt es dann, dass Sie Dauerprotestlerin im Lafayette Park sind?«

Zuerst trat ein trotziger Ausdruck in Adelphias Miene, der allerdings schnell wich. »Danach noch nie wer hat mich gefragt.« Ihre Stimme zitterte. »Nur Sie jetzt. Nach so viele Jahre fragen jetzt Sie mich.«

»Mir ist klar, dass Sie mich nicht gut kennen, aber Sie sind ja auch nicht verpflichtet, darauf zu antworten.«

»Das gut. Ich nicht möchte darüber reden. Ich nicht will.« Für kurze Zeit tranken beide stumm ihren Kaffee. »Sie recht haben«, gestand Adelphia schließlich ein. »Ich krank vor Sorge um Oliver. Er viele Probleme. Ich es weiß.«

»Und woher?«

Adelphia griff in den Ärmel, zupfte ein Taschentuch heraus und wischte sich die Augen. »Letztens ich hab abends TV geguckt. Ich nie gucke TV. Ich nie lese Zeitung. Sie wissen, warum nicht?« Kate schüttelte den Kopf. »Weil sie lügen. Voller Lügen sie sind.«

»Aber vorgestern haben Sie Fernsehen geguckt?«

»Ja, aber Nachrichten, nur Nachrichten. Da ich gesehen.«

»Was haben Sie gesehen?«

Plötzlich wirkte Adelphia verängstigt, als würde ihr plötzlich klar, dass sie schon zu viel dahergeredet hatte. »Es nichts, das ich kann erzählen. Es nicht richtig wäre, zu sagen. Sie Anwältin. Sie für Regierung arbeiten. Ich möchte nicht Oliver machen noch mehr Schwierigkeiten.«

»Adelphia, glauben Sie, Oliver hat etwas Unrechtes getan?«

»Nein! Nein, nicht glaube. Ich sag Ihnen, er guter Mensch.«

»Na schön, dann hat er ja von der Regierung nichts zu befürchten. Also auch nicht von mir.« Doch Adelphia bewahrte Schweigen. »Adelphia, wenn Sie sich wirklich Sorgen um Oliver machen, dann lassen Sie mich helfen. Sie können ihm doch unmöglich überallhin nachlaufen und aufpassen, dass ihm nichts passiert.«

Endlich seufzte Adelphia und tatschte Kates Hand. »Was Sie sagen, ist richtig. Ich Ihnen erzähle.« Sie nahm sichtlich allen Mumm zusammen. »Im TV ich hab gesehen, dass Toter gefunden wurde auf Flussinsel…«

»Auf Roosevelt Island?«, fragte Kate schnell dazwischen.

»Ja, die.«

»Aber was hat der Leichenfund mit Oliver zu tun?«

»Ja, also… Ich wollte trinken Kaffee mit Oliver, aber er musste zu Sitzung.«

»Sitzung? Was denn für eine Sitzung?«

»Na eben, genau das ich auch dachte. Was für Sitzung mitten in Nacht? Ich gewesen ärgerlich. Sitzung und kein Kaffee? Also ich so getan, als ob ich gehe, aber gesehen hab ihn

in Taxi steigen. Ich gestiegen auch in Taxi. Ich Geld, kann Taxi fahren.«

»Natürlich, natürlich«, sagte Kate. »Und was ist dann passiert?«

»Ich ihm gefolgt nach Georgetown. Er ist gestiegen aus, ich bin gestiegen aus. Er ging zu Fluss. Ich ging zu Fluss. Und dann seine Freunde sich getroffen mit ihm. Ich gesehen, was sie tun.«

»Was?« Kate stieß das Wörtchen so laut aus, dass Adelphia zusammenzuckte.

»Sie sind gestiegen in alten Kahn und gerudert zu Insel.«

»Und wie haben Sie sich verhalten?«

»Ich wieder genommen Taxi und gefahren zurück. Ich nicht gewartet habe auf sie. Und nicht geschwommen bin ich zur Insel. Ich Taxi gefahren. Dann ich getrunken Kaffee und gesehen Agent Ford, er kam, um zu fragen nach Oliver.« Wieder traten Adelphia Tränen in die Augen. »Und dann ich geguckt TV habe und gehört von Leiche.«

»Sie sind ganz sicher, dass es am selben Abend war?«

»So es hieß in TV. Selbe Nacht.«

»Adelphia, Sie beteuern, dass Sie glauben, Oliver habe nichts Unrechtes angestellt. Dennoch haben Sie gesehen, dass er mit seinen Freunden zu der Insel gerudert ist, und anschließend ist dort ein Mensch umgebracht worden.«

»Es hieß, er erschossen wurde. Oliver keine Pistole hat.«

»Das können Sie nicht hundertprozentig wissen. Und was ist mit den anderen Männern? Mit seinen Freunden?«

Adelphia lachte. »Ich diese Männer kenne. Sie kleine ängstliche Mäuse, nur der große Mann nicht. Einer arbeitet in Bibliothek. Er hat gern Bücher. Ich welche bekommen von ihm. Anderes Mann immer am Zählen.«

»Am Zählen?«

»Ja, zählen. Und dabei er summt und pfeift und brummt. Ich nicht weiß warum, aber Oliver, er hat gesagt, ist Zwanggestörung oder so.«

»Zwangsgestörtheit?«

»Das wird sein, ja.«

»Kennen Sie ihre Namen? Die Namen seiner Freunde?«

»O ja, ich kenne. Der Büchermann, er Caleb Shaw heißt. Manchmal er zieht altmodische Sachen an. Oliver sagt, das sein Hobby. Ich sage, der kleine Büchermann verrückt.«

»Und die anderen?«

»Der eine, der immer zählt, er heißt Milton Farb. Schlauer Bursche. Er mir schon hat erzählt Sachen über die Welt, ich nicht wusste vorher.«

»Und der ›Große‹?«

»Unstet Stierer. Heißt Reuben Rhodes. Ich mir kann gut merken, weil Name ähnlich klingt wie Insel Rhodos in Griechenland.«

»Und was glauben Sie, was sich auf der Insel abgespielt hat? Wenn wir mal unterstellen, dass keiner von ihnen den Mann erschossen hat?«

»Das Ihnen nicht klar?«, fragte Adelphia fast atemlos und senkte die Stimme. »Sie gesehen haben, wer es getan. Sie gesehen haben Mörder.«

Kate lehnte sich zurück. Ihr erster Gedanke war, schleunigst Alex zu informieren. Dann aber fragte sie sich, ob das klug wäre. Ohne Zweifel käme er sofort nach Washington zurück und würde sich beim Secret Service noch mehr Ärger einhandeln. Und noch wusste sie ja gar nicht, ob das, was Adelphia erzählte, wirklich stimmte.

Plötzlich kam ihr eine Idee. »Adelphia, hätten Sie etwas dagegen, mich zu begleiten und sich etwas anzuschauen?«

»Wohin?«, fragte Adelphia argwöhnisch.

»Nach Georgetown. Ich verspreche Ihnen, dass es nicht lange dauert.« Adelphia erklärte sich einverstanden, wenn auch widerwillig, und Kate fuhr mit ihr nach Georgetown ans Flussufer. »Können Sie das Boot beschreiben, in dem Sie die Männer beobachtet haben?«, fragte Kate, als sie dort waren.

»Langes Boot, vielleicht sieben Meter. Und alt. Ganz morsch.« Adelphia zeigte nach Süden. »Sie Boot haben geholt von Schrottplatz da hinten.«

Kate führte sie zur Ufermauer. »Bitte bleiben Sie hier stehen.« Sie schlitterte zu einigen Steinen hinunter, die vor dem Ufergemäuer aus den Fluten ragten, und gelangte so zum Ausfluss des Abwassergrabens. »Wenn Sie sich vorbeugen, müssten Sie es sehen können.« Sie bog ein paar Zweige zur Seite, als sich Adelphia vorbeugte, und ermöglichte ihr einen Blick auf den Bug des Bootes. »Ist das der Kahn, in dem Sie die Männer gesehen haben?«

»Ja, das ist Kahn.«

O Gott.

Oliver Stone lungerte vor dem hohen Wohngebäude, sah gut gekleidete Menschen herauskommen und wahrscheinlich – wie er nach der Anzahl der Aktentaschen urteilte – zur Arbeit eilen. Dann kam Jackie Simpson aus dem Haus. Sie hatte nur eine kleine Handtasche um die Schulter gehängt. Sie sah Stone im Vorbeigehen nicht an. Er wartete einen Moment, ehe er ihr folgte. Da er große Schritte machte, sie hingegen kleine, musste er immer wieder kürzer treten. Mehrmals erwog er, sie anzusprechen, doch jedes Mal geschah etwas, das er noch nie erlebt hatte: Er verlor die Nerven. Als sie an einem Zeitungskasten stehen blieb, um ein Exemplar zu kaufen, fiel ihr Kleingeld aus den Fingern. Oliver sprang hinzu, war ihr beim Auflesen behilflich und legte ihr die Münzen in die Hand. Sein Atem ging schneller, als er sie aus der Nähe sah, doch als sie sich bedankte, lächelte er nur, und sie setzte den Weg fort.

Als sie das WFO erreichte, blieb er zurück und blickte ihr nach, während sie das Gebäude betrat.

Klein, dunkle Haut, eigensinnig. Er hatte einmal eine Frau dieses Typs gekannt.

Er wandte sich ab und ging zu einer U-Bahn-Station. Ihm stand ein sehr wichtiges Treffen bevor. Als er die U-Bahn an

einer vorher verabredeten Station verließ, warteten dort schon die übrigen Mitglieder des Camel Clubs auf ihn.

Sie waren übereingekommen, dass es für Milton die ungefährlichste Methode war, an die Aufzeichnung des Einbruchs zu gelangen, wenn Mitarbeiter der Sicherheitsfirma, die auf den stummen Alarm reagiert hatte, ihn in sein Haus eskortierten. Milton vereinbarte es so mit der Firma, traf sich vor dem Eingang mit zwei Wachmännern und begab sich mit ihnen ins Haus, während die restlichen Mitglieder des Camel Clubs in Calebs Malibu saßen und aus diskretem Abstand beobachteten.

Ungefähr dreißig Minuten später stieß Milton zu seinen Freunden und setzte sich zu ihnen in Calebs Wagen.

»Hast du die DVD?«, fragte Stone.

Milton nickte und nahm sie aus seinem Ranzen. »Der Recorder war eingeschaltet, also gehe ich davon aus, dass etwas aufgezeichnet worden ist.«

Er schob die DVD in sein Notebook, und einen Moment später erhielten sie nachträglichen Einblick in das dunkle Innere von Miltons Wohnsitz.

»Da!« Stone deutete auf einen Mann, der um eine Ecke bog.

»Das ist Reinke«, stellte Caleb fest.

»Und da ist auch sein Kumpel«, sagte Reuben. »Der Kerl, dem du den Motorradhelm an die Rübe gedonnert hast, Oliver.« Sie beobachteten, wie die beiden Eindringlinge verstohlen von Zimmer zu Zimmer schlichen. »Meine Güte, Milton«, meinte Reuben ironisch, »das ist ja der reinste Saustall bei dir.«

»Was holt er da raus?«, fragte Caleb.

Milton ließ den Ausschnitt ein zweites Mal laufen. »Sieht aus wie mein Rezeptaufbewahrungskistchen, aber man kann nicht erkennen, welches Rezept er in die Hand nimmt.«

»Seht mal, da kommt der Wachmann«, sagte Stone.

Sie sahen, wie der Mann das Haus betrat. Plötzlich sauste aus der Dunkelheit etwas auf ihn zu, und er sackte zusammen.

»Alle Wetter, was war das?«, fragte Reuben.

»Ein Maskierter«, antwortete Stone. »Wenigstens war einer von ihnen so intelligent, bei einem Einbruch nicht das Gesicht zur Schau zu tragen.«

»Aber es war nicht Reinke«, konstatierte Milton, »und auch nicht der andere Bursche.«

»Demnach ist noch jemand darin verwickelt«, folgerte Stone. »Auf alle Fälle ist diese Aufzeichnung für uns ein wirksames Mittel, um…« Miltons Handy summte und unterbrach Stone.

Milton meldete sich. »Ach, hallo, Chastity.« Schlagartig änderte sich sein Mienenspiel. »Was? Ach du lieber Gott! Wovon reden Sie…?«

Stone entriss seinem Freund das Handy. »Chastity?«

Doch eine Männerstimme antwortete.

»Ich glaube, unter den jetzigen Umständen kann man von einem Patt sprechen. Solange Sie stillhalten, tun wir es auch.«

Die Verbindung endete.

Stone blickte Milton an, dem aus Panik Tränen in die Augen traten. »Tut mir leid, Milton.«

Kate hatte den folgenden Vor- und Nachmittag darauf verwandt, in Bezug auf Milton Farb, Reuben Rhodes und Caleb Shaw zu recherchieren. Bei Google hatte sie sogar Informationen über Milton und seinen aufsehenerregenden Auftritt bei *Riskant!* entdeckt. Oliver Stone dagegen blieb ein Rätsel. In einem allerdings war Kate sich mittlerweile sicher: Diese Männer waren Augenzeugen der Ermordung Patrick Johnsons geworden. Das Einschussloch und die Blutspuren an dem Kahn deuteten darauf hin, dass sie beinahe selbst ums Leben gekommen wären.

Mit diesem Wissen gewappnet, fuhr sie noch am selben Nachmittag erneut zum Friedhof Mt. Zion und traf zum Glück Stone an, der gerade friedhofsgärtnerische Arbeiten erledigte.

»Hallo, Oliver. Kate Adams. Wir sind uns vorgestern Abend kurz begegnet.«

»Ich entsinne mich«, gab Stone kurz angebunden zur Antwort.

»Geht es Ihnen gut? Sie sehen besorgt aus.«

»Es ist nichts Wichtiges.«

»Tja, wie Sie wissen, ist Alex auf Dienstreise. Ich hoffe, Sie empfinden es nicht als aufdringlich, aber ich würde Sie gern zum Abendessen einladen.«

»Zum Abendessen?« Stone musterte sie, als redete sie in einer unbekannten Sprache mit ihm.

»In mein Haus. Das heißt, an sich ist es nicht mein Haus, ich wohne zur Miete im umgebauten Fahrzeugschuppen. Eigentlich gehört das ganze Anwesen Lucille Whitney-Houseman und ist in Georgetown. Kennen Sie die Frau?«

»Leider hatte ich noch nicht das Vergnügen«, sagte Stone zerstreut.

»Und ich möchte auch Adelphia und Ihre anderen Freunde einladen.«

Stone stopfte Unkraut in einen Müllsack. »Das ist sehr nett von Ihnen, aber zu meinem Bedauern…« Er verstummte und sah Kate scharf an. »Welche anderen Freunde?«

»Sie wissen schon: Reuben Rhodes, Caleb Shaw und Milton Farb. In Zukunft möchte ich antiquarische Bücher sammeln; deshalb dürfte es faszinierend sein, mit Caleb zu fachsimpeln. Und ich bin ein großer Fan der Quizsendung *Riskant!*, obwohl ich mich nicht erinnern kann, Miltons Auftritt gesehen zu haben. Und Reubens Tätigkeit bei der DIA vor vielen Jahren… wie könnte so etwas mich nicht in den Bann ziehen? Und dann sind da natürlich auch noch *Sie*.« Sie ließ diese Äußerungen einige Augenblicke lang auf Stone einwirken. »Ich bin sicher, es wird ein wunderbar interessantes Abendessen. Es gab in Georgetown schon früher aufregende gesellschaftliche Ereignisse, hat mir Lucky… Mrs. Whitney-Houseman erzählt.« Kate sprach die beiden letzten Sätze ohne

Pause, weil sie hoffte, auf diese Weise Stone zu überrumpeln, sodass er, und sei es auch nur aus erwachter Neugierde, die Einladung annahm.

Doch er blieb lange Sekunden stumm, während er auf der Erde kniete, und ließ sich anscheinend alles, was Kate gesagt hatte, gründlich durch den Kopf gehen. »Wenn jemand die Zeit abzweigt, so viel über einen anderen in Erfahrung zu bringen, gibt es meistens einen Grund für dieses Interesse, der nicht auf Anhieb ersichtlich ist.«

»Dem kann ich schwerlich widersprechen«, räumte Kate ein.

»Allerdings glaube ich, heute Abend wäre ein ungünstiger Termin. Wir haben… nun, wir haben heute schlechte Nachrichten erhalten.«

»Tut mir leid, das zu hören. Alex und ich hatten auch reichlich unschöne Erlebnisse. Jemand hat versucht, uns umzubringen. Seltsamerweise unmittelbar nachdem wir in Georgetown in einem Abwassergraben am Fluss einen alten Kahn entdeckt hatten, der ein Einschussloch und Blutspuren aufwies.«

»Aha.« Stones gelassene Reaktion auf diese für ihn eigentlich erschreckende Neuigkeit erhöhte nicht nur Kates Respekt vor diesem Mann, sondern ließ auch ihre Neugier wachsen. »Nun, dann sollten wir *doch* wohl zusammen zu Abend essen. Ich kann meine Freunde verständigen.«

»Gegen neunzehn Uhr wäre großartig. Muss ich Ihnen die Anschrift geben?«

»Ja. Zweifellos wohnt Mrs. Whitney-Houseman in einem Viertel, in das die gemeinen Volksmassen sich selten verirren.«

Kate nannte ihm die Anschrift. »So, und nun schaue ich noch rasch bei Adelphia vorbei, um sie einzuladen. Bestimmt können Sie und Ihre Freunde sie abholen.«

»Kate, ich weiß wirklich nicht, ob das eine gute Idee ist…«

»Oh, ich finde, es ist eine sehr gute Idee«, sagte Kate mit Nachdruck.

»Und wieso?«

»Weil ich das Gefühl habe, Oliver, dass Sie jemand sind, der zurzeit alle Freunde nötig hat, die er finden kann.«

Caleb, Milton und Adelphia fuhren im Malibu vor Luckys großer Villa vor. Weil der Wagen überlastet war, schepperte der Auspuff, die Federung knirschte, und die Stoßdämpfer ächzten. Gleich dahinter kamen Reuben und Stone mit dem Kradgespann.

Kate hatte schon ein Auge nach draußen gehabt und öffnete dem Camel Club die mit kunstvollen Schnitzereien verzierte Haustür. »Tolles Motorrad«, sagte sie zu Reuben, der eine abgewetzte Lederjacke, eine zerknitterte Khakihose, ein Oberhemd und seine geliebten Mokassins trug. In Anbetracht des bevorstehenden Abendessens hatte er sich jedoch ein blaues Tuch als Krawatte um den Hals gebunden. Wohlgefällig erfasste Reubens Blick die Figur der jungen Frau. Sie trug eine schwarze Hose, farblich passende Pumps, eine weiße Bluse und um den Hals eine Perlenkette. Das blonde Haar hatte sie zu einem Knoten geknüpft, sodass man ihren schlanken Hals sah.

»Ich lade Sie mal zu einer Spritztour ein«, sagte er. »Der Seitenwagen hat schon einiges erlebt, das können Sie mir glauben.«

Adelphia nickte Kate mürrisch zu, als sie das Haus betrat. Hinter ihr kam Milton, gekleidet in makellosem grünem Blazer, tadellos gebügelter Hose und gestreiftem Schlips. Er überreichte Kate einen kleinen Blumenstrauß.

»Milton, nicht wahr? Oh, vielen Dank, das sind wunderschöne Blumen.« Kate sah, dass ihm bei ihren Worten Tränen in die Augen schossen.

Als Nächster erschien Caleb, der auf Stones Zureden darauf verzichtet hatte, in sein Abraham-Lincoln-Kostüm zu steigen, denn Oliver wollte vermeiden, dass ihre Gastgeberin ihn für

einen gefährlichen Irren hielt. Doch als kleines Zeichen feingeistigen Trotzes hatte Caleb sich mit seiner dicken Herrentaschenuhr ausgestattet. »Freut mich, Sie kennen zu lernen, Caleb«, begrüßte Kate ihn freundlich. »Gehen Sie gleich durch.«

Als Letzter kam Oliver Stone. Er hatte einige der neuen Kleidungsstücke angelegt und trug unter dem Arm den Motorradschutzhelm. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, mich vorab über die Tagesordnung zu informieren?«

Kate schaute ihm ins Gesicht und zwinkerte ihm zu. »Aber das würde ja den ganzen Spaß verderben.«

»Leider geht es in unserer Spaßgesellschaft nicht immer gar so spaßig zu.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Aber ich glaube, der Abend wird eine Bereicherung für Sie.«

Lucky empfing die Gäste mit einer großen Bowlenschüssel Sangria. Während die alte Dame umherflitzte, allen einschenkte und unablässig charmant plauderte, zeigte sich, dass sie sich ganz in ihrem Element befand. Die Anwesenden munterten sich mit dem Getränk tüchtig auf und verbrachten eine feucht-fröhliche Stunde, bevor das Essen serviert wurde.

Reuben und Caleb langten herzhaft zu. Stone, Milton und Adelphia dagegen beschränkten sich vorwiegend darauf, im Essen zu stochern. Anschließend gab es in der Bibliothek Kaffee. Lucky bot Zigarren an, doch nur Reuben griff zu. »Es gefällt mir, wenn ein Mann raucht«, sagte Lucky, während sie neben ihm Platz nahm und ihn auf die breite Schulter klopfte. »Sie sehen mir wie ein Mannsbild von rechtem Schrot und Korn aus.« Reuben starrte sie ein wenig ratlos an.

Schon bald befasste sich die von Kate geschickt gelenkte Konversation mit Geheimdienstinterna.

»Ich will mal was sagen«, meinte Reuben. »Alle Sicherheitsvorkehrungen der Welt können durch einen knurrenden, weil leeren Magen beeinträchtigt werden.«

»Wie das?«, fragte Kate.

»Ganz einfach. Ich wusste früher als jeder andere, zu genau welcher Zeit die Bombardierungen in Afghanistan und im Irak anfangen sollten.«

»Waren Sie damals bei der DIA?«

»Ach was, da hatte man mich längst weggemobbt. Nein, ich wusste die genauen Zeiten, weil ich als Fahrer bei der Pizzeria Domino beschäftigt war. Jedes Mal, bevor die Bomben fielen, schnellten die Pizzabestellungen des Pentagons gigantisch in die Höhe. Deshalb wusste ich früher als Leute wie Dan Rather oder Tom Brokaw Bescheid, wahrscheinlich sogar eher als der Präsident.«

Während Reuben erzählte, schlenderte Caleb unter Luckys Führung an den riesigen Bücherschränken entlang.

Calebs Miene erhellte sich bei jeder neuen Entdeckung. »Oh, das ist eine ganz wundervolle Ausgabe von *Moby Dick*! Und *Der Hund von Baskerville*, englische Erstausgabe mit Originalumschlag. Sehr hübsch. Und das da – sind das etwa Jeffersons *Bemerkungen über den Staat Virginia* aus dem Jahre siebzehnhundertfünfundachtzig? Ja, wahrhaftig! Wir haben in unserer Raritätenabteilung auch ein Exemplar. Lucky, Sie sollten sich von mir säurefreie, vom Computer genau auf die Buchabmessungen zugeschnittene Schuber besorgen lassen.«

Lucky hing an jedem Wort Calebs. »Oh, vom Computer zugeschnittene, säurefreie Schuber! Wie aufregend! Das würden Sie für mich tun, Caleb?«

»Es soll mir eine Ehre sein.«

Reuben schenkte sich Kaffee nach und verstärkte ihn mit einem Spritzer einer Spirituose aus einem Flachmann, den er aus der Jackentasche holte. »Ja, Sie werden sehen, Bruder Caleb ist in der Abteilung für Aufregendes ein echter Dynamo.«

»Lucky«, sagte Kate schließlich, »wir ziehen jetzt zu mir um. Ich muss mit meinen Freunden ein paar Dinge besprechen.«

»Schon gut, mein Lieber«, sagte Lucky zu Caleb und tätschelte ihm den Arm. »Aber vorher müssen mir alle versprechen, später wiederzukommen.«

Unverzüglich hob Reuben das Glas. »Lucky, nicht einmal eine Gruppe Spezialeinsatzkräfte könnte mich von Ihnen fernhalten.«

Kate ging voraus und führte ihre Gäste in den einstigen Fahrzeugschuppen. Dort nahmen sie auf der Couch und in zwei Ohrensesseln am Tisch Platz.

»Ich nehme an, Sie haben Ihre Freunde in den Inhalt unseres Gesprächs und die Entdeckung des Ruderboots eingeweiht?«, wandte Kate sich in geschäftsmäßigem Ton an Stone.

»Ja, habe ich«, bestätigte Stone und warf einen Blick in Adelphias Richtung. »Und Sie glauben aus irgendeinem Grund, wir wären in dem Boot und auf der Insel gewesen?«

»Ich glaube es nicht, ich weiß es. Und nun möchte ich wissen, was Sie beobachtet haben.«

»Es gibt keinen Beweis, dass wir überhaupt etwas beobachtet haben«, entgegnete Stone ruhig. »Selbst wenn Adelphia uns, wie sie Ihnen erzählt hat, zum Fluss gefolgt ist und uns zur Insel hat rudern sehen, beweist das keineswegs zwangsläufig, dass wir Augenzeugen gewesen sind, als der Mann den Tod fand.«

»Dennoch bin ich der Überzeugung, dass Sie alles gesehen haben. Und ich glaube, dass der Mörder Patrick Johnsons auf Sie aufmerksam geworden ist. Deshalb mussten Sie fliehen. Das wäre eine Erklärung für das Einschussloch im Boot und den Blutfleck. Ich begreife allerdings nicht, weshalb Sie nicht einfach zur Polizei gegangen sind und ihr die Beobachtungen gemeldet haben.«

»So was ist leicht gesagt«, hielt Reuben ihr vor. »*Ihnen* würde man Glauben schenken, aber sehen Sie sich uns an. Wir sind ein schäbiger Haufen von zweifelhaftem Ruf.«

»Sie räumen also ein, dass Sie den Mord beobachtet haben?«

Caleb setzte zu einer Antwort an, doch Stone kam ihm zuvor. »Wir räumen gar nichts ein.«

»Oliver, ich versuche Ihnen zu helfen«, sagte Kate. »Und vergessen Sie nicht, jemand wollte auch Alex und mich beseitigen, nachdem wir das Boot gefunden hatten.«

Caleb blickte Stone befremdet an. »Das hast du uns verschwiegen, Oliver.«

»Und was wird aus Chastity?«, erregte sich Milton. »Man hat Chastity entführt.«

Alle starrten ihn an, während ihm Tränen über die zuckenden Wangen rannen.

»Wenn jemand entführt worden ist«, stellte Kate klar, »muss es sofort der Polizei gemeldet werden.«

»Ganz so einfach ist das alles nicht«, sagte Caleb, wobei er Stone ansah, der den Blick auf den Fußboden gesenkt hatte. »Eigentlich können wir uns nicht an die Polizei wenden.«

Auch Kate richtete den Blick auf Stone. »Oliver«, sagte sie leise, »als Team können wir vielleicht etwas erreichen.«

»Ja, verdammt, da ist was dran«, pflichtete Reuben ihr bei. »Sie arbeitet für das Justizministerium, und wir armen Schweine erhalten bloß immer Informationen aus zweiter und dritter Hand.«

»Vielleicht ist es an der Zeit zur Zusammenarbeit«, gestand Caleb ein.

Stone schwieg.

Reuben legte die Zigarre im Aschenbecher ab. »Na schön, da unser großer Vorsitzender momentan von seltener Schweigsamkeit befallen ist, beantrage ich hiermit eine außerordentliche Mitgliederversammlung des Camel Clubs. Und ich schlage als Tagesordnungspunkt vor, Kate in alles einzuweihen. Ist jemand dafür?«

»Ich«, sagte Caleb sofort.

»Wir sind alle dafür«, sagte Reuben, ohne den Blick von Stone zu wenden. Die Jastimmen genügten. »Die außerordentliche Mitgliederversammlung des Camel Clubs ist eröffnet«, konstatierte Reuben.

»Was *ist* denn der Camel Club?«, fragte Kate.

»Das ist eine lange Geschichte«, ergriff Stone schließlich das Wort.

»Du hast *was?*«, rief Alex ins Handy. Es war frühmorgens, und er hatte sich in seinem Hotelzimmer gerade die Dienstwaffe umgeschnallt, als Kate anrief.

»Siehst du, deshalb rufe ich erst heute Morgen an«, sagte Kate. »Ich wusste gleich, dass du dich komisch anstellst.«

»Zum Donnerwetter, was erwartest du denn? Dass ich sage: Glänzende Arbeit, Kate, ich bin froh, dass du nicht im Leichenschauhaus liegst?«

»Ich habe dir *angekündigt*, dass ich mich mit Stone und seinen Freunden beschäftigen will, und du warst dafür.«

»Da wusste ich aber noch nicht, dass sie Augenzeugen der Ermordung Johnsons gewesen sind, und ich wollte, dass du von genau diesem Fall die Finger lässt.«

»Ich konnte doch nicht ahnen, dass sie mit drinhängen. Am besten hörst du mir erst mal zu. Ich habe eine Menge zu erzählen.«

Als sie es getan hatte, schüttelte Alex fassungslos den Kopf. »Gut, gut… Lass mich rekapitulieren. Sie haben den Mord beobachtet, aber bei der Polizei keine Anzeige erstattet, weil sie befürchteten, man könnte ihnen was am Zeug flicken?«

»Ich habe den Eindruck, Oliver ist kein großer Freund der Polizei. Die Gründe liegen vielleicht in seiner Vergangenheit.«

»Und sie haben einen der Täter aufgespürt, waren in seinem Haus und wären fast auch umgebracht worden?«

»Ja.«

»Und während sie sich im Haus des Mörders umgeschaut haben, sind die Täter gleichzeitig in Milton Farbs Haus eingebrochen und wurden dabei gefilmt?«

»Anschließend haben sie allerdings Miltons Freundin entführt, und nun können sie erst recht nicht zur Polizei gehen.«

»Die Namen der Täter haben sie dir aber nicht verraten?«

»Ich glaube, sie kennen nur einen Namen.«

»Aber sie haben die Täter auf Film. Hast du sie erkannt?«

»Sie haben mir den Film nicht gezeigt.«

»Wieso nicht?«

»Zuerst wollen sie ihn dir zeigen.«

»Prächtig, aber ich bin vier Fahrtstunden weit weg, habe dienstlich alle Hände voll zu tun, und morgen kommt der Präsident.«

»In der Beziehung geben sie nicht nach, Alex. Ich habe sie umzustimmen versucht. Sie zeigen die Aufzeichnung zuerst ausschließlich dir. Was willst du auch erwarten? Ich arbeite im Justizministerium, und sie kennen mich kaum. Es hat mich schon alle Überredungskunst gekostet, nur das zu erfahren, was ich jetzt weiß. Oliver vertraut dir, nicht mir.«

Alex strich sich übers Haar, klemmte das Handy unters Kinn und schnallte den Halfter zu. »Also gut, und was schwebt dir vor?«

»Ich hab mir überlegt, wir könnten morgen bei dir sein.«

»Morgen? Morgen ist der Präsident hier, und der hat Vorrang. Das weißt du doch, Kate.«

»Ja. Aber ich möchte, dass du dich mit dem Camel Club triffst und…«

»Dem was?«

»Oh, Entschuldigung. So nennen sich Oliver und seine Freunde. Camel Club. Das ist eine Art konspirative Wachhund-Organisation, die sie seit langer Zeit betreiben. Kannst du dir vorstellen, dass sie vor Jahren als Erste den Skandal um den Verteidigungsminister aufgedeckt haben? Du erinnerst dich, ja? Dass er gegen Schmiergelder bestimmten Industrie-

unternehmen Regierungsaufträge zugeschanzt hat? Der Camel Club war dahintergekommen, weil er Hinweise vom Bürovorsteher des Weißen Hauses erhielt. Ich erfahre hier ganz erstaunliche Sachen, Alex.«

Alex legte sich aufs Bett und schloss die Augen. »Ein Bürochef des Weißen Hauses bespitzelt für einen Klüngel namens Camel Club den Verteidigungsminister? Das ist doch wohl ein Scherz. Bitte sag mir, dass es ein Witz ist, Kate.«

»Lassen wir 's gut sein. Das ist jetzt überhaupt nicht wichtig.«

Alex sprang auf. »Nicht wichtig?«

»Alex, würdest du mir bitte mal zuhören? Der Club hat in dieser Angelegenheit außerordentlich wertvolle Ermittlungen angestellt, das darfst du mir glauben.«

Mit Mühe beruhigte sich Alex. »Gut, ihr kommt also alle nach Brennan. Und was dann?«

»Wir sehen uns die Festveranstaltung an, und danach setzen wir uns zusammen. Sie zeigen dir den Film und sagen dir den Namen. Auf dieser Grundlage machen wir dann weiter.«

»Das soll heißen, ich lege alles dem Secret Service vor?«

»Genau. Die Aufzeichnung und der Name sind konkrete Voraussetzungen für amtliche Ermittlungen. Und wir müssen Chastity befreien. Milton bricht es schier das Herz.«

»Wer zum Teufel ist Chastity?«

»Oh, Entschuldigung, das ist Miltons Freundin. Sie ist es, die entführt worden ist.«

»Für Kidnapping ist das FBI zuständig. Und mit jeder Sekunde, die verstreicht, wächst die Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht mehr lebend gefunden wird.«

»Das sind doch keine gewöhnlichen Entführer. Denen geht es um viel mehr. Alle paar Stunden rufen sie an und lassen Milton kurz mit ihr sprechen, um zu zeigen, dass sie noch lebt. Ich bezweifle, dass sie Chastity etwas antun, zumindest vorerst nicht. Im Moment haben wir eine Pattsituation.«

»Und wie passt Patrick Johnson in das Ganze?«

»Dazu hat der Camel Club sich nur vage geäußert. Dir wird man die Sache bestimmt genauer erklären. Nach den Andeutungen, die ich gehört habe, ist man wohl der Meinung, es zu wissen.« Gedehnt ließ Alex den Atem entweichen. Vor ihm lag ein Tag, an dem er am laufenden Band letzte Vorbereitungen zu treffen hatte. Er müsste sich vollständig auf seine Aufgaben als Secret-Service-Agent konzentrieren. Doch ihm war jetzt schon klar, dass seine Gedanken sich den ganzen Tag hindurch um den Camel Club drehen würden. *Gott steh mir bei.* »Alex, bist du noch da?«

»Ja, klar«, sagte er missmutig.

»Also, was meinst du? Können wir kommen?« Alex senkte den Blick auf die Dienstwaffe und überlegte, ob es nicht klüger wäre, auf der Stelle mit allem ein Ende zu machen. »Alex?«

»Ja, einverstanden. Kommt her.«

»Dürfen wir auch Adelphia mitbringen? Sie plagt sich mit schweren Sorgen um Oliver.«

Endlich platzte Alex der Kragen. »Aber natürlich, Kate, bring Adelphia mit! Und selbstverständlich auch den Giraffen- und den Affen-Club! Und da du gerade dabei bist, warum gehst du nicht ins Weiße Haus und schleppst auch den Präsidenten ab? Er wird von dem ganzen Zirkus hellauf begeistert sein. Wahrscheinlich dürft ihr alle mit ihm in der Air Force One eine Runde fliegen. Und vergiss auf keinen Fall, ihm meinen Namen zu nennen, damit er weiß, wen er hochkant rausschmeißt, wenn er wieder in Washington ist.«

Kates Antwort klang aufreizend ruhig. »Schön, dann lege ich jetzt auf, Alex. Wir sehen uns morgen.«

Die Verbindung endete, und Alex ließ sich wieder rücklings aufs Bett fallen, als jemand an die Tür pochte.

»Alex, wir müssen los. Komm.« Es war der Gruppenleiter. »Bist du fertig, Alex?«, fragte er lauter. Alex sprang auf und öffnete die Tür. Der Gruppenleiter musterte ihn. »Alles klar mit dir?«

»Ging mir nie besser«, antwortete Alex.

Die Abenddämmerung senkte sich herab, als Tom Hemingway durch die Sträßchen einer Kleinstadt schritt, etwa eine Fahrtstunde von Frankfurt am Main entfernt. Er durchquerte das malerische Ladenviertel rings um die gotische Kirche, bog in eine abseitige Gasse ein und betrat ein Wohnhaus. Mit dem Lift fuhr er in die dritte Etage, klopfte im Flur an die vierte Tür und erhielt Einlass.

In der Wohnung brannte kein Licht, doch Hemingway richtete seine Aufmerksamkeit fast augenblicklich in die Ecke, in der die tiefste Dunkelheit herrschte.

»Ich sehe, Sie haben noch immer den sechsten Sinn, Tom«, sagte der Mann, der mit lächelndem Gesicht aus dem Dunkeln zum Vorschein kam. Wenngleich er Araber war, trug er keine *djeballa*, sondern einen herkömmlichen Straßenanzug. Um den Kopf allerdings hatte er einen Turban. Mit einem Wink gab er Hemingway zu verstehen, sich auf einen Stuhl neben einem kleinen Tisch zu setzen. Gegenüber nahm der Araber Platz. Hemingway spürte die Anwesenheit weiterer Personen, sagte aber nichts. Der Araber lehnte sich zurück und stützte die Hände auf die Armlehnen des Stuhls. »Ihr Vater war ein außergewöhnlicher Mann und fast dreißig Jahre lang ein guter Freund. Er kannte uns. Er hatte sich die Zeit genommen, unsere Sprache zu lernen, sich über unsere Religion und Kultur zu informieren. Leider hält es heute im Westen niemand mehr so.«

»Ja, mein Vater war etwas Besonderes«, sagte Hemingway. »Er war ein ganz besonderer Mensch.«

Der Mann nahm ein Glas Wasser vom Tisch und trank einen Schluck. Er bot auch Hemingway Wasser an, aber der lehnte ab. Der Araber reichte Hemingway ein Papier. »Wie vereinbart«, sagte er. Hemingway steckte das Papier in die Tasche, ohne es eines Blickes zu würdigen.

»Bestimmt haben Sie die Sache lange erwogen«, sagte er.

»Über solche Angelegenheiten denke ich schon mein Leben lang nach.«

»Sie garantieren, dass niemand in die Welt hinausposaunt, die Verantwortung zu haben?«

Der Araber nickte. »Dafür ist gesorgt. Ich nehme an, die Zusammenarbeit mit meinen Leuten hat Sie zufriedengestellt?«

»Es gilt mir als ehrenvoller Beweis ihrer Treue, dass sie sämtliche Anordnungen befolgt haben, ohne Fragen zu stellen.«

»Es ist nicht allein zu Ihrem Vorteil geschehen. Al-Zawahiri und andere Menschen seines Schlages sind von Ihrem Land verführt worden. Ihre Bindung an den Islam ist zerrissen.« Einen Moment lang schwieg der Araber; dann fragt er: »Sind Sie zuversichtlich, was den morgigen Tag angeht?«

»Ja.«

»Ein Angriff auf eine Supermacht ist kein leichtes Unterfangen.«

»Auch eine Supermacht besteht nur aus Menschen.«

Der Araber schüttelte den Kopf. »Wir sind ganz verschiedene Menschen. Wir unterscheiden uns auf eine Weise, wie Ihr Land sie nicht anerkennen will.«

»Je unterschiedlicher wir sind, umso ähnlicher sind wir uns möglicherweise.«

»Verzeihen Sie bitte, aber da reden Sie wieder mal Ihren buddhistischen Unsinn.« Erneut trank der Mann einen Schluck Wasser. »Amerika gibt mehr Geld für das Militär aus als die gesamte übrige Welt *zusammen*. Kein Land tut so etwas zu seinem Schutz, sondern ausschließlich zum Zweck der Aggression. Ihr Präsident braucht nur auf den Knopf zu drücken, und die gesamte arabische Welt verschwindet in einem Atompilz.«

»Wir haben keinen Grund, so etwas zu tun. Im Nahen Osten werden große Fortschritte gemacht. Diktaturen werden von Demokratien abgelöst.«

»Ja, sie löst Diktaturen ab, die mit *Amerikas* Hilfe entstanden sind und die von Amerika gestützt wurden. Deshalb hassen die Demokratien, die jetzt im Entstehen begriffen sind, die Amerikaner stärker, als die Diktaturen sie je gehasst haben. Sie sind in den Irak eingedrungen, ohne etwas von seiner Geschichte oder Kultur zu verstehen. Offenbar ruft es in Amerika großes Erstaunen hervor, wenn man erfährt, dass Großbritannien einmal ein Land namens Mesopotamien besetzt und dort ein Staatswesen namens Irak gegründet hat und dass die Bevölkerung aus Schiiten, Sunniten, Kurden und Dutzenden sonstiger Volksgruppen besteht, die dafür bekannt sind, dass sie nicht allzu gut miteinander auskommen. Haben Sie wirklich geglaubt, Sie können mit Panzern ins Land walzen, die Iraker von ihrem Diktator befreien, und schon würde alles gut?« Der Araber hob die Hand. »Man kann einem Volk die Demokratie nicht herbeibomben. Sie muss von Grund auf wachsen, sie kann nicht vom Himmel fallen. Auf dem Weg zum Wahllokal kommen die Moslems an den Trichtern der Bomben vorüber, die ihre Familien getötet haben. Bilden Sie sich ein, dass sie nur wegen der Aussicht auf eine Demokratie amerikanischen Stils jemals vergessen, wer ihre Männer, Frauen und Kinder umgebracht hat?«

»Mein Heimatland muss irgendwann anerkennen, dass es viele Wege zur Freiheit gibt. Leider ist es immer noch so, dass wir allein unsere Mittel der Problemlösung für die richtigen halten.«

Nochmals genehmigte der Araber sich einen Schluck Wasser. »Sie sollten nicht den Standpunkt vertreten, Tom, den auch die Führer Ihrer Nation einnehmen. Der allmächtige Gott könnte Ihre Armeen mit einem Fingerschnippen vertilgen. Wir sterblichen Araber jedoch können Sie wegen Ihres vielen Geldes und all der Waffen militärisch nicht besiegen. Und wir sehen den starken amerikanischen Truppen amerikanische *Geschäftsleute* und amerikanische *Pipelines* folgen. Sie behaupten, Ihr Ziel ist eine freie Welt. Doch in Schwarzafrika

gibt es mehr Diktatoren als im Nahen Osten, und dort wird ein viel schlimmerer Völkermord betrieben. Dennoch sehe ich keine amerikanischen Panzer durch Schwarzafrika rollen. Aber natürlich gibt es im Nahen Osten viel mehr Öl. Glauben Sie nicht, Tom, wir armen Wüstenwilden wären uns nicht bewusst, dass Amerikas Motive alles andere als menschenfreundlicher Natur sind? Bringen Sie uns wenigstens so viel Achtung entgegen.«

»Freiheit ist etwas Erstrebenswertes, mein Freund. Und Amerika ist das freieste Land der Welt.«

»Tatsächlich? Ein Land, das zweihundertfünfzig Jahre lang Sklaven hielt und die schwarze Bevölkerung noch weitere hundert Jahre de facto als Sklaven gehalten hat? Aber ich kenne die Demokratie Ihrer Couleur auch aus eigener Anschauung. Vor über fünfzig Jahren gab es im Iran einen *demokratisch* gewählten Premierminister, der wahrhaftig so vermessen war, die Ölindustrie zu verstaatlichen. Ich sage ›vermessen‹, weil die amerikanischen Ölfirmen sich gar nicht darüber gefreut haben. Also half die CIA beim Sturz der Regierung, und das Marionettenregime des Schah wurde an die Macht gehievt. Seine jämmerliche Vernarrtheit in den westlichen Lebensstil führte zur iranischen Revolution, und als einige Zeit später die Ayatollahs die Macht ergriffen, war jede Hoffnung auf wahre Demokratie dahin. Amerika hat derartige Machenschaften überall auf dem Erdball veranstaltet, von Chile bis Pakistan. Die Politik des Westens hat auf der ganzen Welt das Abschlachten ungezählter Millionen Menschen verursacht.« Der Araber verstummte und betrachtete Hemingway aufmerksam. »Und wenn nun auch die neue Regierung des Irak nicht nach dem Geschmack Amerikas ist?«

»Trotzdem bin ich der Ansicht, dass Sie an den Wert der Freiheit glauben«, entgegnete Hemingway gelassen. »Als Junge habe ich dabeigesessen, als Sie und mein Vater über solche Themen diskutiert haben.«

»Es stimmt, dass ich mein Leben lang für gewisse Freiheiten gestritten habe, die mit dem Wort Gottes vereinbar sind. Jeder Mensch sollte das Recht haben, für sein Anliegen die Stimme zu erheben. Ich missbillige es, wie moslemische Frauen in manchen arabischen Ländern behandelt werden. Und ich empfinde Abscheu, wenn neben Lehmhütten riesige Paläste erbaut werden. Die moslemische Welt hat vielfältige Probleme, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Aber ist es wirklich Freiheit, wenn Fremde uns vorschreiben, was wir anstreben sollen? In Amerika leben weniger als fünf Prozent der Weltbevölkerung, aber sie verbrauchen ein Viertel aller Energie. Armen Nationen hingegen mangelt es daran, und ihre Bürger leiden und sterben, weil Amerika so viel an sich rafft. Sollten diese Länder dann nicht Truppen zum großen Energiediktator Amerika schicken und ihn zwingen dürfen, weniger Öl und Gas zu verbrauchen? Wie würde den Vereinigten Staaten so etwas gefallen?«

»Wenn Sie so empfinden, weshalb unterstützen Sie mich dann?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Ganz einfach. Weil für jeden Amerikaner, der getötet wird, Hunderte von Arabern sterben. Derzeit metzeln arabische Selbstmordattentäter ihre Brüder zu Tausenden nieder. Mit jeder neuen Bombenexplosion schwächen wir uns selbst und arbeiten den Vereinigten Staaten geradewegs in die Hände.« Hemingways Gesprächspartner schwieg kurz und gönnte sich abermals einen Schluck Wasser. »Die westlichen Medien sind auf derlei Selbstmordattentäter fixiert, die durch Freitod ins Paradies eingehen wollen. Aber Gott sagt, dass es etwas Großes ist, Leben zu retten. Rettet man ein Leben, rettet man viele Leben. Wieso sollten wir gewaltsam sterben müssen, um ins Paradies zu gelangen? In der westlichen Welt wächst die Jugend in Frieden auf. Haben *unsere* Kinder nicht das gleiche Recht?«

»Selbstverständlich«, versicherte Hemingway.

»Ihr Land fordert Unmögliches, und Sie wissen das. Vor der Energiekrise der Siebzigerjahre hat sich Amerika, außer im Zusammenhang mit dem arabisch-israelischen Konflikt, nie für den Nahen Osten interessiert. Dann kam der elfte September, und Sie haben die Taliban angegriffen. Ich sehe überhaupt nichts Problematisches darin. An Ihrer Stelle hätte ich ebenso gehandelt. Aber das Ziel, das Sie jetzt verfolgen, nämlich den gesamten Nahen Osten gleichsam über Nacht in eine Demokratie umzuwandeln, ist Wahnsinn. Sie verlangen von uns, dass wir in Jahren schaffen, wozu Sie selbst *Jahrhunderte* gebraucht haben.« Für einen Moment schwieg der Araber. »Es ist nicht schlichtweg der Islam gegen den Westen. So einfach ist das nicht. Über Tausende von Jahren hinweg haben arabische Nationen Kulturen entwickelt, deren Brauchtum untrennbar mit dem Wüstenklima verbunden ist. Es sind Länder, in denen es kaum natürliche Ressourcen gibt, wo das Stammesgesetz die Lebensgrundlage bildet und wo Männer die Führer sind. Über sehr lange Zeit hinweg hat Amerika kein Problem darin gesehen. Doch jetzt auf einmal verhält es sich anders, und schon verlangen Sie, dass wir uns ändern. Sofort, auf der Stelle. Deswegen sind bisher hunderttausend Iraker gestorben, und das Land befindet sich im Chaos. Diese Art Fortschritt kann ich unmöglich bejubeln, Tom, wirklich nicht.«

»Ich kann nur mein Bestes tun. Falls es nicht klappt… was verlieren wir?«

»Viele Menschen werden sterben, Tom«, antwortete der Araber streng.

»Das ist jetzt schon so«, entgegnete Hemingway.

»Sie haben auf alles eine Antwort. Genau wie Ihr Vater. Hat man ihn nicht in Beijing ermordet?« Hemingway nickte. »Aber sicherlich waren es nicht die Chinesen. Die sind zwar voller Hinterlist, aber nicht dumm.«

Hemingway hob die Schultern. »Ich habe da einen Verdacht. Offiziell ist der Fall allerdings nie aufgeklärt worden.«

»Es ist interessant, wie es sich mit den Chinesen verhält, Tom. Eines Tages werden sie Amerika als größte Wirtschaftsmacht der Welt ablösen. Ihre Armee ist zehnmal so groß wie Ihre, und mit jedem Tag wird sie stärker und technisch moderner. Sie haben die Möglichkeit, die Vereinigten Staaten mit Atomwaffen zu treffen. Sie töten und versklaven Millionen ihrer Einwohner, aber trotzdem nennen Sie die Chinesen Ihre Freunde, während Sie die arabische Welt unter dem Vorwand unterdrücken, ihr die Freiheit zu bescheren. Wissen Sie, was wir Araber sagen? Geh hin, Amerika, und ›befreie‹ deine Freunde, die Chinesen. Aber das tut Amerika nicht. Und warum nicht? Weil die Chinesen sich nicht mit Gewehren, Nissan-Pritschenwagen und Autobomben widersetzen würden, wie wir Moslems es tun müssen. Deshalb lassen Sie sie in Ruhe und bezeichnen sie als Freunde.«

»Mein Vater hat sie weniger als Freunde betrachtet.«

»Weil er ein kluger Mann war. Er weilt jetzt in einer besseren Welt.«

»Ich bin Atheist. Ich weiß nicht, ob er irgendwo ist.«

Traurig betrachtete ihn der Araber. »Sie erniedrigen sich selbst, wenn Sie nicht an Gott glauben, Tom.«

»Ich glaube an mich selbst.«

»Aber wo stehen Sie, wenn Ihr körperliches Dasein endet?« Erwartungsvoll schwieg der Araber. »Vor einem Nichts«, sagte er dann.

»Es ist Teil meiner Freiheit«, entgegnete Tom, »diese Überzeugung zu vertreten.«

Der Araber erhob sich vom Stuhl. »Leben Sie wohl, und viel Glück. Wir sehen uns nicht wieder.«

Ein paar Minuten später befand sich Hemingway auf dem Rückweg zu seinem Mietwagen. Unterwegs warf er einen Blick auf den Zettel, den sein Bekannter ihm gegeben hatte, und las den arabischen Text. Der Mann hatte *wirklich* alles genau durchdacht.

Noch am selben Abend flog Hemingway in Frankfurt ab. Acht Stunden später würde er in New York eintreffen. Er blickte in den klaren Himmel und fragte sich, ob es so viele Götter gab, wie man Sterne sehen konnte. In einigen Religionen war es so. Für Tom aber zählten solche Postulate nicht. Kein Gott hatte je auf seine Gebete geantwortet – für ihn der ausreichende Beweis, dass keine höhere Macht existierte.

Mehrere tausend Kilometer entfernt, auf der anderen Seite des Atlantiks, schaute auch Captain Jack zum Himmel und machte sich Gedanken über die Ereignisse des nächsten Tages. Sämtliche Vorbereitungen waren abgeschlossen; man wartete nur noch auf Präsident Brennan und seinen Tross. Als letzte Maßnahme waren alle Notebooks vernichtet worden, die die Mitwirkenden der Operation benutzt hatten. Damit entfiel die Beteiligung an den Chatroom-Diskussionen. Captain Jack würde sie vermissen.

Am späten Abend fuhr Captain Jack zum Parkplatz des Pittsburgh International Airport. Er stieg aus dem Auto und begab sich zum Terminal. Offiziell hatte er eine recht übersichtliche Reiseplanung: von Pittsburgh nach Chicago, von dort nach Honolulu, und von Honolulu auf den amerikanischen Teil Samoas, von wo aus ein Kleinflugzeug ihn zu seiner geliebten Insel befördern sollte.

Seine Aufgabe in Brennan war abgeschlossen. Während der eigentlichen Aktion wollte er nicht vor Ort sein. Das würde sogar für ihn ein wenig zu eng. Und während er dort seine Arbeit getan hatte, fing sie in anderer Beziehung erst an. Nun kam sein Alternativplan zum Zuge. Seine Partnerschaft mit Tom Hemingway war jetzt beendet, auch wenn Hemingway es noch nicht ahnte. *Wenigstens hat es mir Spaß gemacht.* Nun arbeitete er für die Nordkoreaner.

Captain Jack checkte sich für den gebuchten Flug ein, behielt die Reisetasche aber bei sich, die klein genug war, um sie jederzeit bei sich zu tragen. Er suchte ein Lokal auf, um etwas zu trinken. Danach ging er zur Toilette. Anschließend

schlenderte er durch das Flughafengebäude und zuletzt zur Warteschlange. Doch statt an Bord der Maschine zu gehen, verließ er das Gebäude, strebte zu einem anderen Parkplatz und stieg in ein für ihn bereitgestelltes Auto. Er fuhr nach Süden.

Djamila saß am Küchentisch ihrer Wohnung und schrieb Datum und Uhrzeit ihres Todes in ihr Notizbuch. Sie fragte sich, wie genau sie damit wohl lag. Wenn sie morgen ums Leben kam, würde man ihr Notizbuch finden. Vielleicht erwähnte man die Notiz in den Zeitungen – mitsamt ihrem vollen Namen, den sie danebenschrieb. Dann aber strich sie ihn durch. Gab es eine Aussicht, dass sie den morgigen Tag überlebte?

Sie stand am offenen Fenster und blickte hinaus, ließ den leichten Wind hereinwehen, roch den für sie nahezu unbekannten Duft gemähten Rasens. Hier war es still und friedlich. Keine Bomben, keine Schießereien. Sie sah Menschen ihres Weges gehen und sich dabei unterhalten. Auf der Eingangstreppe eines Nachbarhauses saß ein alter Mann, rauchte eine Zigarette und trank ein Bier. Von dem kleinen Spielplatz in der Nähe hörte Djamila Kinderlachen herüberschallen. Sie war jung; vor ihr lag noch das ganze Leben. Dennoch schloss sie langsam das Fenster und zog sich in die Dunkelheit der Wohnung zurück.

»Gewähre mir, dass ich dich morgen nicht enttäusche«, betete Djamila leise. »Gewähre mir, dass ich dich nicht enttäusche.«

Kaum zwanzig Fahrtminuten von Djamilas Wohnung entfernt hatte Adnan al-Rimi soeben sein letztes Tagesgebet beendet. Ähnlich wie Djamila hatte auch er sich heute für jedes Gebet mehr Zeit genommen als sonst.

Er rollte den Gebetsteppich ein und räumte ihn fort. Adnan betete nur zweimal täglich, am Morgen und am Abend. Den Ramadan beachtete er nur widerwillig, weil er zu viele Jahre mit leerem Bauch hatte leben müssen, um am Fasten noch

Geschmack zu finden. Im Laufe der Jahre hatte er gelegentlich Zigaretten und Alkohol konsumiert. Die Pilgerfahrt nach Mekka war ihm nie vergönnt gewesen, weil er sich keine solche Reise leisten konnte. Und doch betrachtete er sich als gläubigen Moslem, weil er fleißig arbeitete, Bedürftigen half, nie betrog und nie log. Allerdings hatte er getötet. Er hatte im Namen Gottes getötet, um den Islam zu verteidigen, seine Lebensweise. Manchmal hatte er den Eindruck gehabt, dass sein gesamtes Dasein nur aus Arbeiten, Beten und Kämpfen bestand. Er hatte geschuftet, damit seine Kinder nicht zum Kämpfen gezwungen waren, nicht sich und andere Menschen in die Luft sprengen mussten, um etwas zu beweisen. Doch alle seine Kinder waren tot. Trotz aller Anstrengungen ihres Vaters, für ihren Schutz zu sorgen, war die Gewalt nicht an ihnen vorübergegangen.

Nun stand Adnan vor nur noch einer Aufgabe.

Mit geschlossenen Augen schritt er in Gedanken die Räumlichkeiten der Klinik ab. In der Phantasie durchmaß er den Flur, wandte sich nach rechts, ging vierzehn Schritte und bog wieder rechts ab, öffnete die Tür und nahm acht Stufen abwärts, betrat einen Treppenabsatz, stieg nochmals acht Stufen hinab, durchquerte den Flur und erreichte den Hinterausgang. Dann wiederholte er diese geistige Übung. Und wiederholte sie ein weiteres Mal.

Anschließend zog Adnan das Hemd aus und betrachtete im Badezimmerspiegel seinen Körper. Wenngleich er noch eine beeindruckende Statur hatte, spürte er unter den Muskeln eine Art Hinfälligkeit, die eher zu einem Greis als zu einem Mann in den besten Jahren gepasst hätte. Die vielen äußeren Verletzungen, die er mit den Jahren davongetragen hatte, waren verheilt. Die Narben seiner Seele jedoch blieben.

Er setzte sich aufs Bett, entnahm seiner Brieftasche zehn Fotos und breitete sie vor sich aus. Die Fotos waren zerknitterte, verblichene Andenken an seine Familie. Er besah sich jedes Bild ausgiebig, erinnerte sich an Augenblicke des Frie-

dens und der Liebe. Und des Grauens. Als die Saudis seinen Vater enthauptet hatten, obwohl er sich nur ein geringfügiges Vergehen hatte zuschulden kommen lassen. Meistens brauchte es zwei Schwerthiebe, um jemandem den Kopf abzuschlagen. Adnans Vater jedoch hatte einen kräftigen Hals gehabt, und drei Hiebe waren erforderlich gewesen, denen Adnan, damals acht Jahre alt, hatte zwangsweise zuschauen müssen. Wenige Menschen hätten sich solchen Erinnerungen hingeben können, ohne zumindest ein paar Tränen zu vergießen; doch Adnans Augen blieben trocken. Aber als er die ausgeblichenen Bilder seiner toten Kinder küsste, zitterten ihm die Finger.

Einige Minuten später zog Adnan den Sakko an und verließ die Wohnung. Mit dem Fahrrad gelangte er zügig in Brennans Ortszentrum. Er kettete das Fahrrad an einem Fahrradständer fest und setzte den Weg zu Fuß fort. Er kam er am Mercy Hospital vorüber. Kurz streifte sein Blick seine Arbeitsstätte; wenigstens bis morgen sollte dort noch sein Arbeitsplatz sein. Dann huschte sein Blick hinüber zu dem Wohnhaus auf der anderen Straßenseite, in dem, wie er wusste, die beiden Afghanen immer wieder ihre Waffen überprüften, weil sie systematisch und perfektionistisch dachten, wie man es von guten Scharfschützen erwarten musste.

Kurz darauf bog Adnan in eine andere Straße ein und gelangte schließlich in eine Gasse. Zweimal pochte er an eine Tür. Er hörte nichts. Dann rief er etwas auf Farsi. Schritte näherten sich, und ihm antwortete – ebenfalls auf Farsi – Achmeds Stimme.

»Was willst du, Adnan?«

»Mit dir reden.«

»Ich bin beschäftigt.«

»Es müsste alles fertig sein, Achmed. Gibt es ein Problem?«

Die Tür wurde geöffnet, und Achmed sah ihn mit finsteren Blicken an. »Ich habe keine Probleme«, erwiderte Achmed. Er trat beiseite und ließ Adnan in die Autowerkstatt.

»Ich halte es für sinnvoll, noch einmal alles durchzusprechen«, sagte Adnan und ließ sich neben der Werkbank auf einem Stuhl nieder. Sein Blick erfasste das Fahrzeug, das am folgenden Tag eine so wichtige Rolle spielen sollte. Er nickte. »Es sieht gut aus, Achmed. Du hast vorzügliche Arbeit geleistet.«

»Der morgige Tag wird zeigen, ob wir vorzügliche Arbeit geleistet haben oder nicht«, antwortete Achmed. Er und Adnan brauchten zwanzig Minuten, um sich abermals genau über die ihnen zugeteilten Aufgaben zu verständigen. »Um uns mache ich mir keine Sorgen«, äußerte Achmed verdrossen. »Beunruhigt bin ich nur wegen der Frau. Wer ist sie? Welches Training hat sie absolviert?«

»Das geht uns nichts an«, meinte Adnan. »Sie wurde auserwählt, also wird sie ihre Aufgabe gut erfüllen.«

»Frauen taugen nur zum Gebären, Kochen und Hausputz.«

»Du lebst in der Vergangenheit, mein Freund«, hielt Adnan ihm vor.

»Die moslemische Vergangenheit war glorreich. Wir hatten von allem das Beste.«

»Die Welt hat uns überholt, Achmed. Um wieder Größe zu erringen, müssen wir Moslems mit der Welt gehen, ihr zeigen, wozu wir fähig sind. Und wir sind zu großen Dingen imstande.«

Achmed spie auf den Fußboden. »*Das* ist meine Haltung zur Welt. Sie soll uns in Ruhe lassen.«

»Wenn der morgige Tag vorbei ist, werden wir sehen, wer recht hat.«

Langsam schüttelte Achmed den Kopf. »Du bist zu leichtgläubig. Du vertraust zu sehr diesem Amerikaner, der uns befehligt.«

»Er mag Amerikaner sein, aber er ist mutig und weiß, was er tut.« Adnan musterte den Iraner streng.

»Ich *kenne* meine Aufgabe«, sagte Achmed nach kurzem Schweigen.

»Ja, du wirst sie ausführen«, sagte Adnan, stand auf und wandte sich zum Gehen. »Und ich will dabei sein und darauf achten.«

»Bildest du dir ein, ich bräuchte einen Iraker, um mir auf den rechten Weg zu helfen?«, ereiferte sich Achmed.

»Morgen sind wir keine Iraker, Iraner oder Afghanen«, äußerte Adnan. »Wir sind Moslems, die Gott die Treue halten.«

»Zweifle nicht an meiner Gläubigkeit, Adnan«, warnte Achmed ihn mit bedrohlicher Stimme.

»Ich zweifle nicht. Nur Gott hat das Recht, die Seele seiner Anhänger zu prüfen.« Adnan ging zur Tür, drehte sich aber noch einmal um. »Wir sehen uns morgen, Achmed.«

»Wir sehen uns im Paradies«, verhieß Achmed.

Air Force One landete um 13 Uhr auf dem Pittsburgh International Airport. Der übrige Flugverkehr war vollständig umgeleitet worden, und so würde es wieder sein, wenn Air Force One später abflog. Die lange Fahrzeugkolonne stand zur Abfahrt bereit. Für den Autokorso des Präsidenten galt eine grundlegende Regel, die man nur auf eigenes Risiko ignorierte: Sobald sich im Ungetüm das Gesäß des Präsidenten auf das Sitzpolster senkte, fuhr die Kolonne los. Wer dann nicht seinen Platz in einem der anderen Wagen belegt hatte, blieb schlicht und einfach zurück.

Die Straße, die der Autokorso des Präsidenten nach Brennan nehmen sollte, war längst vom Secret Service gesperrt und abgeriegelt worden, und etliche Autofahrer saßen schlecht gelaunt in ihren Wagen und sahen irgendwann das Ungetüm und die restlichen 26 Fahrzeuge vorüberrollen. In der Präsidentenlimousine saßen Brennan, seine Gattin, die Wahlkampfleiterin, der Gouverneur von Pennsylvania und Carter Gray.

Als der Autokorso auf den Festplatz fuhr, hatten sich dort schon über 10000 Zuschauer versammelt, die Fähnchen und Schilder schwangen, um ihre Solidarität mit dem Heimatort

und dessen Namenspatron zu bekunden. Außerhalb der Umzäunung standen Fahrzeuge regionaler und überregionaler Berichterstatter, und zu den tadellos frisierten Moderatoren und Moderatorinnen hatten sich erheblich jüngere und coolere, aber ebenso makellos frisierte Nachrichtenhäppchen-Quasselstrippen der mehr auf hip getrimmten Kabelsender gesellt. Gemeinsam gedachten sie der Nation und der Welt das Ereignis zu übertragen, wenn auch mit unterschiedlichen Ansätzen; die jüngeren Sprecher nahmen zu der ganzen Veranstaltung eine habituell zynischere Haltung ein, wie sich leicht absehen ließ.

Alex Ford hatte seinen Platz nahe des Podiums, rückte aber zur Seite und hinter die Absperrung, als der Autokorso langsam aufs Gelände rollte. Flüchtig verkrampfte er sich, als er im Publikum Kate, Adelphia und den so genannten Camel Club erspähte, die sich langsam nach vorn schoben. Kate winkte, um zu zeigen, dass sie ihn gesehen hatte. Alex winkte nicht zurück, nickte nur kaum merklich; dann konzentrierte er sich wieder auf seine Umgebung, um etwaige Schwierigkeiten möglichst früh im Voraus zu erkennen, was in einer so großen Menschenmenge aber nahezu unmöglich war. Doch an sämtlichen Personeneingängen waren Magnetometer installiert worden, was dem Secret Service zusätzliche Sicherheit gab. Flüchtig schaute Alex hinüber zur Baumgrenze, wo die Scharfschützen postiert waren, doch sehen konnte er sie natürlich nicht. *Wenn es darauf ankommt, schießt bloß nicht daneben, Jungs*, dachte er.

Nachdem der Präsident aus dem Wagen gestiegen war, umringte die A-Team-Schutzmannschaft ihn von allen Seiten, umgab ihn mit einem Wall aus Kevlar und Fleisch. Alle diese Agenten waren Alex bekannt; sie bildeten eine felsenfest verlässliche Spezialgruppe.

Der Präsident stieg auf das Podium und schüttelte die Hände einiger bedeutender Einheimischer, während seine Ehefrau, der Gouverneur, die Wahlkampfleiterin und Gray im

Hintergrund des Podiums Platz nahmen. Eine Minute später setzte sich auch Brennan.

Die Feierlichkeit fing pünktlich an. Zuerst hielten der Bürgermeister und ein paar andere örtliche Würdenträger Ansprachen, versuchten sich in Lobeshymnen über ihre Kleinstadt und den Präsidenten zu überbieten. Danach schwadronierte der Gouverneur länger, als die Planung ihm eigentlich gestattete, sodass der Stabschef die Stirn runzelte und mit dem Fuß wippte. Air Force One sollte die nächste Landung in Los Angeles einlegen, wo es Wahlkampfspenden einzustreichen galt, und so ein Vorhaben war – zumindest aus ihrer Sicht – wesentlich wichtiger als die zwar ehrenvolle, jedoch belanglose Tatsache, dass diese ehrgeizige kleine Stadt sich den Namen des Präsidenten zulegen wollte.

Alex' Blick schweifte ununterbrochen durch die Menschenmasse. In der ersten Reihe hinter der Absperrung bemerkte er eine Anzahl von Militärangehörigen. Den Uniformen nach zählte die Mehrheit zur regulären Armee. Einigen fehlten Arme oder Beine, wahrscheinlich infolge des im Nahen Osten geleisteten Kriegsdienstes. Auch ein paar Nationalgardisten waren anwesend; einem fehlte die linke Hand, an deren Stelle sich nun ein Haken befand. Beim Anblick dieser Versehrten empfand Alex Mitgefühl. Bestimmt kam Brennan später, wenn er seine Rede gehalten hatte, zu ihnen, um ein paar Worte mit ihnen zu wechseln. In dieser Hinsicht hatte er sich stets von seiner besten Seite gezeigt.

Während seiner ständigen Beobachtung der vielen tausend Gesichter fielen Alex auch etliche Personen auf, deren Äußeres auf eine Herkunft aus dem Nahen Osten hindeutete. Gekleidet waren sie wie alle anderen Zuschauer. Sie trugen Schilder und Buttons, auf denen sie zu Brennans Wiederwahl aufriefen, und auch sonst wirkten sie so stolz, patriotisch und gut gelaunt wie das restliche Publikum. Alex konnte nicht ahnen, dass eine gewisse Anzahl dieser Leute weder fröhlich

gestimmt war, noch Stolz empfand oder gar patriotische Gefühle hegte.

Captain Jacks Männer hatten sich in kleinen Gruppen so im Publikum verteilt, dass sie im Bereich vor dem Podium ein optimales Schussfeld überblickten. Alle hatten den Ex-Nationalgardisten mit dem Haken gesehen und behielten ihn im Auge. Das vereinfachte alles, denn der Mann stand beharrlich an der Absperrung und erwartete den Händedruck des Präsidenten.

Alle warteten auf James Brennan.

Ungefähr um den Zeitpunkt, als Air Force One in Pittsburgh einflog, startete von einem Helikopterdeck in New York City ein schnittiger schwarzer Hubschrauber und nahm südlichen Kurs. Neben dem Piloten saß ein zweiter Mann in Fliegerkombination. Auf einem der hinteren Sitzplätze hatte Tom Hemingway Platz genommen, ein tragbares Fernsehgerät auf den Knien. Gespannt verfolgte er eine Sendung. In Brennan hatte sich eine große Zuschauermenge versammelt; auf dem Festplatz herrschte dichtes Gedränge. Genau das machte Hemingway die größten Sorgen: die Zuschauermenge.

Er blickte auf die Uhr und rief dem Piloten zu, auf Geschwindigkeit zu gehen. Der Hubschrauber jagte über Manhattan hinweg.

Djamila hatte mit den Kindern einen zweistündigen Ausflug unternommen. Als sie den Lieferwagen auf der Zufahrt ausrollen ließ, hatte sie die Absicht, rasch für alle ein Mittagessen zuzubereiten; danach war es Zeit zum Aufbruch. Doch als sie die Haustür öffnete – den Kleinsten trug sie auf dem Arm, die beiden größeren Jungen folgten ihr auf dem Fuße –, durchfuhr sie ein derartiger Schreck, dass sie das Kind um ein Haar fallen gelassen hätte.

Im Hausflur telefonierte Lori Franklin. Sie trug die Tennisklеidung und war barfuß. Nun lächelte sie Djamila zu und gab

ihr mit einem Wink zu verstehen, dass sie das Telefonat gleich beenden würde.

»Ich dachte, Sie sind nicht daheim, Mrs. Franklin«, sagte Djamila, kaum dass Lori aufgelegt hatte. »Sie haben gesagt, Sie gehen zum Tennis in den Club und essen auch dort.«

Lori kauerte sich hin und schloss ihre Söhne, die zu ihr liefen, in die Arme. Dann nahm sie Djamila den Jüngsten ab.

»Ich weiß, Djamila, aber ich hab's mir anders überlegt. Ich habe mit einigen Bekannten im Club gesprochen, sie sind heute alle auf der Umbenennungsfeier. Deshalb habe ich umdisponiert. Ich fahre auch hin.« Sie beugte sich zu ihren zwei älteren Söhnen hinab. »Und ihr kommt mit.«

Djamila schnappte nach Luft. »Sie nehmen sie mit?«

Lori richtete sich auf, fasste die winzige Faust des Kleinsten und winkte damit. »Und diesen kleinen Mann auch.« Sie lächelte das Kind an. »Möchtest du den Präsidenten sehen, ja? Möchtest du?« Ihr Blick fiel auf Djamila. »Das wird bestimmt ein Spaß. Es ist ja nicht so, dass der Präsident jeden Tag in unseren Heimatort kommt.«

»Sie besuchen die Feier?«, vergewisserte Djamila sich mit leiser, ungläubiger Stimme.

»Wieso nicht. Ich habe ihn ja gewählt, obwohl George ihn für einen Idioten hält. Aber das bleibt unter uns.«

»Aber da ist ein riesiges Gedränge, Mrs. Franklin, ich hab's in der Zeitung gelesen. Glauben Sie, dass so was für die Jungs das Richtige ist? Sie sind noch so klein und…«

»Ja, das ist mir auch durch den Kopf gegangen. Dann aber ist mir klar geworden, dass es ein wunderbares Erlebnis für sie wäre, selbst wenn sie sich später nicht daran erinnern. Jedenfalls können sie später von sich sagen, dass sie dabei gewesen sind. Ich dusche mal schnell, ja? Ich hab mir überlegt, dass wir noch rasch zu Mittag essen, bevor wir alle…«

»Wir alle?«, wiederholte Djamila. »*Ich* soll Sie begleiten?«

»Ja, natürlich. Ich brauche Hilfe, wenn ich auf zwei Kleinkinder und einen Säugling aufpassen muss. Und es stimmt ja,

was du über das Menschengewimmel sagst. In dem Gedränge muss ich jemanden dabeihaben, damit die Jungs mir nicht verloren gehen.«

»Aber ich habe hier viel zu tun«, entgegnete Djamila trotzig, als wäre ihr gerade heute besonders viel an der Hausarbeit gelegen.

»Sei nicht albern. Es wird auch für dich ein Erlebnis, Djamila. Du kannst mit eigenen Augen sehen, was dieses Land so großartig macht. Stell dir vor, vielleicht lernen wir den Präsidenten sogar kennen. George würde vor Neid platzen, auch wenn er behauptet, dass er Brennan nicht ausstehen kann.«

Lori stieg hinauf ins Obergeschoss, um zu duschen und sich umzukleiden. Djamila ließ sich auf einen Stuhl sinken und rang um Fassung. Der Älteste zupfte an ihrem Ärmel. Er wollte, dass sie mit ihnen ins Spielzimmer ging. Erst sträubte sich Djamila, gab dann aber nach. Sie hörte im Bad der Franklins die Dusche rauschen. Djamila wurde klar, dass sie ein wenig Zeit zum Nachdenken brauchte.

Sie setzte den Jüngsten ins Laufgitter und spielte eine Zeit lang mit den beiden Älteren. Danach suchte sie das Bad im Erdgeschoss auf und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Oben rauschte noch immer die Dusche. Djamila wusste, dass Lori Franklin niemals kurze Duschen nahm.

Schließlich sah Djamila ein, dass es keinen anderen Weg gab. Sie ging ihre Handtasche holen.

»Ein Unwetter naht«, murmelte sie vor sich hin, als müsste sie den Satz noch üben, bevor sie ihn ins Handy sprach. Drei einfache Wörter, und ihre Probleme waren ausgestanden – und doch kribbelte ihr die Haut. Für Lori Franklin, die sich ausgerechnet den heutigen Tag ausgesucht hatte, mit ihren Söhnen etwas zu unternehmen, war die Lösung vielleicht weniger günstig.

Als Djamila die Bescherung sah, stockte ihr der Atem. Die Handtasche lag verkehrt herum auf dem Fußboden. Sie war so unachtsam gewesen, sie auf dem Stuhl abzulegen, statt sie an

einer höheren Stelle zu deponieren. Djamila ließ sich auf die Knie fallen und durchsuchte die auf dem Boden verstreuten Gegenstände. Das Handy! Wo war das Handy?

Sie eilte ins Spielzimmer, zu Timmy, dem Ältesten, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, ihre Handtasche auszuräumen. »Timmy, du freches Bürschchen«, sagte sie, so ruhig sie konnte, »wo ist Djamilas Handy? Hast du wieder Djamilas Handy genommen?« Der Junge nickte und grinste, offensichtlich sehr mit sich zufrieden. »Na schön, du unartiger Kerl, dann zeig Djamila ihr Handy. Djamila braucht das Handy. Zeig's mir, ja?«

Doch der Junge erinnerte sich nicht mehr, wo er es gelassen hatte. Djamila suchte zehn Minuten, während der Junge sie von einer Ecke zur nächsten führte. Bei jedem Misserfolg sank Djamilas Mut. Dann verstummt das Rauschen der Dusche. Sie schaute auf die Uhr. Sie musste sich in aller Kürze auf den Weg machen, oder der Zeitplan geriet durcheinander! Djamilas Gedanken rasten. Dann fiel ihr eine andere Möglichkeit ein: Sie konnte mit dem Telefon der Franklins ihr Handy anrufen und anhand des Läutens feststellen, wo es sich befand. Sie wählte die Nummer und irrte durchs Haus. Doch sie hörte nichts. Timmy musste das Handy unwissentlich stummgeschaltet haben, als er damit gespielt hatte. Djamila kam noch eine Möglichkeit in den Sinn: den Anruf einfach am Telefon der Franklins zu tätigen. Doch beim Wählen wurde ihr klar, dass es keinen Sinn hatte. Der Kontaktmann würde sich nicht melden. Er meldete sich nur – so hatte man ihr erklärt –, wenn er auf dem Display Djamilas Namen und Handynummer sah. Sie lief zu einem vorderen Fenster und blickte hinaus. War er irgendwo zu sehen? Gab es Gelegenheit, ihm ein Zeichen zu geben? Doch sie sah niemanden. Niemanden. Sie war ganz allein.

Djamila hörte Schritte im Obergeschoss, rannte in die Küche, zog eine Schublade heraus und packte ein Steakmesser.

Dann stieg sie leise die Treppe hinauf, klopfte verhalten an die Schlafzimmertür.

»Ja?«

»Mrs. Franklin?«

»Du kannst reinkommen.«

Djamila trat ein, schloss die Tür und sperrte sie ab. Lori Franklin hatte sich mit einem Badetuch umwickelt und breitete gerade einige Kleider auf dem Bett aus.

Sie sah Djamila an. »Eigentlich bräuchte ich mehr Zeit, um mir was zum Anziehen auszusuchen. Sind die Jungs fertig?«

»Mrs. Franklin…«

»Ja?«

»Ich halte es wirklich für besser, Sie fahren allein, und die Jungs bleiben bei mir.«

»Unsinn, Djamila«, erwiderte Lori. »Wir fahren alle.« Sie hob zwei Kleider hoch. »Was meinst du, das Grüne oder das Blaue?«

»Das Blaue«, sagte Djamila zerstreut.

»Finde ich auch schöner. Und nun zu den Schuhen.«

Lori stellte sich vor den Schuhschrank und sah ihre Schuhe durch.

»Mrs. Franklin, es wäre wirklich besser, Sie fahren allein.«

Mit einem Ausdruck leichter Verärgerung wandte Lori sich ihr zu. »Djamila, dich kann ich nicht *zwingen*, die Veranstaltung zu besuchen, aber die Jungs kommen mit.« Sie verschränkte die Arme und maß ihr Kindermädchen missbilligend. »Ist es ein Problem für dich, unseren Präsidenten zu begrüßen? Liegt es daran?«

»Nein, das ist es nicht…«

»Ich weiß, dass es zwischen Amerika und deinem Teil der Welt Spannungen gibt, aber du könntest unserem Präsidenten trotzdem Achtung zollen. Schließlich bist du freiwillig in die Vereinigten Staaten übergesiedelt. Du hast hier viele neue Möglichkeiten. Leute, die zu uns ins Land drängen, viel Geld verdienen und sich dann darüber beklagen, wie böse wir sind,

machen mich sehr wütend. Wenn diese Leute uns so sehr hassen, sollen sie doch dahin zurück, woher sie gekommen sind.«

»Ich hasse Ihr Land nicht, Mrs. Franklin, trotz allem, was es meinem Volk angetan hat. Ich hasse euch nicht.« Sofort erkannte Djamila, dass sie einen Fehler gemacht hatte.

»Verflixt noch mal, was haben *wir* denn Saudi-Arabien getan? Mein Heimatland steckt viel Zeit und Geld in den Nahen Osten, um die Freiheit dorthin zu bringen, und was haben wir davon? Leid, Kummer und Steuererhöhungen.« Lori atmete tief ein, um sich zu beruhigen. »Hör zu, Djamila, mir liegt nichts daran, mich wegen so was zu zanken. Ich dachte bloß, es würde Spaß machen, wenn wir zusammen mal nett zu Mittag essen und dann zu der Veranstaltung fahren. Wenn das Gedränge zu groß ist und wir uns nicht wohl fühlen, fahren wir einfach wieder nach Hause. Einverstanden? So, würdest du nun bitte dafür sorgen, dass die Jungs fertig sind? Ich bin in zwanzig Minuten unten.« Lori wandte sich ab und befasste sich wieder mit ihrem Sortiment an Schuhen. Djamila zog das Steakmesser aus der Tasche und nahm allen Mut zusammen, um zu tun, was sie tun musste. Sie trat einen Schritt vor, blieb aber plötzlich stehen. Unvermittelt hatte Lori sich umgedreht und blickte Djamila offenen Mundes an. »Djamila…«, sagte sie leise und furchtsam und starrte auf das Messer in der Faust ihres Kindermädchens. Doch Djamilas Miene enthüllte alles, was Lori wissen musste. »O Gott…!« Lori versuchte, in den Kleiderschrank zu flüchten und die Tür von innen zu schließen, doch Djamila war schneller. Sie griff Lori ins Haar und setzte ihr das Messer an den Hals.

Lori verfiel in hysterisches Schluchzen. »Warum tust du das?«, kreischte sie. »Du willst meinen Kindern etwas antun! Wenn du sie anrührst, bring ich dich um!«

»Ich tu Ihren Söhnen nichts, ich schwöre es.«

»Was hast du dann vor?«

»Sie dürfen nicht zum Präsidenten fahren«, fauchte Djamila. »Legen Sie sich auf den Boden. Los! Oder Sie erleben

nicht mehr, wie Ihre Söhne aufwachsen!« Sie drückte die Schneide gegen Loris Hals.

Bäuchlings streckte Lori sich auf dem Fußboden aus. Sie zitterte am ganzen Körper. »Fass ja nicht meine Kinder an!«

Djamila riss das Telefonkabel aus der Wand und benutzte es, um Lori zu fesseln. Sie schnürte ihr Hände und Füße zusammen und band sie so aneinander, dass Lori sich kaum noch bewegen konnte. Dann riss sie aus dem Bettlaken einen Streifen Stoff und verpasste ihr einen Knebel.

Gerade als Djamila fertig war, klopfte jemand an die Schlafzimmertür, und sie hörte Timmys leise Stimme. »Mama? Djamila?«

»Schon gut, Timmy«, sagte Djamila, so ruhig sie konnte, während Lori trotz des Knebels etwas zu rufen versuchte. »Ich komme gleich. Geh zu deinen Brüdern.«

Sie wartete, bis das Geräusch seiner Füßchen sich die Treppe hinunter entfernte, dann senkte sie den Blick wieder auf Lori. Djamila nahm ein kleines Fläschchen aus der Tasche, schüttete ein wenig der darin enthaltenen Flüssigkeit auf einen Zipfel des Badetuchs und drückte es Lori auf Mund und Nase.

Lori zappelte und stieß dumpfe Laute aus, verlor aber schnell die Besinnung.

Djamila schleifte die Betäubte zum Kleiderschrank, verstaute sie darin und schloss die Tür ab.

Dann eilte sie hinunter, machte die Jungen für die zweite Ausfahrt des Tages fertig und setzte sie in den Lieferwagen. Als nun alles in Gang kam, dachte Djamila gar nicht mehr nach. Sie handelte so, wie sie es eingeübt hatte.

Eine Minute nachdem sie abgefahren war, klingelte im Hausflur der Franklins das Telefon. Und klingelte.

Im Büro legte George Franklin den Hörer auf; dann versuchte er, seine Frau per Handy zu erreichen. Als er auch damit keinen Erfolg hatte, wählte er Djamilas Handynummer. In der Küche blinkte in einem Fach voller Kochtöpfe Djamilas

Handy, doch es läutete nicht. Timmy hatte es tatsächlich unbeabsichtigt stummgeschaltet, als er es im Küchenschrank versteckte.

George Franklin legte das Handy beiseite. Er sah keinen Grund zur Sorge, war lediglich ein wenig verstimmt. Es war nicht das erste Mal, dass er seine Frau nicht erreichte, allerdings ging dann normalerweise wenigstens Djamila ans Telefon. Beim Verlassen des Hauses hatte George etwas vergessen; nun hatte er Lori bitten wollen, es ihm zu bringen. Wenn er nicht bald eine der beiden Frauen erreichte, musste er es selber holen.

George wandte seine Aufmerksamkeit wieder den Papieren auf dem Schreibtisch zu.

Brennan beendet seine Rede und nahm unter dem Jubel des Publikums einen symbolischen Stadtschlüssel vom Bürgermeister entgegen. Kurz darauf stieg der Präsident, immerzu lächelnd und winkend, die Treppe des Podiums hinunter und wurde augenblicklich wieder von einem Ring aus Secret-Service-Agenten umschlossen.

Ungefähr zwanzig Meter entfernt stand Alex in der Nähe des »Ungetüms« und beobachtete die Zuschauer – die mit Sicherheit größte Menschenmenge, die man jemals in diesem Kaff gesehen hatte.

»Also los, Leute«, gab der Gruppenleiter durch, ehe der Präsident zur Absperrung gelangte, »macht alles so, wie wir es besprochen haben. Jeder von euch muss ihn ständig im Auge behalten.«

Zuerst ging Brennan zu den Veteranen. Es waren Invaliden der regulären Armee, zwei Versehrte des Marinekorps, eine jüngere Frau in blauer Ausgehuniform und mehrere Nationalgardisten. Er gab Händchen, dankte den Soldaten, lächelte und schob sich an der Absperrung entlang, während Fotos gemacht wurden. Bei einem Veteranen, der im Rollstuhl saß, beugte Brennan sich vor, um ihm die Hand zu schütteln – zum

Entsetzen der Secret-Service-Agenten, deren Blicke blitzartig zwischen sämtlichen Personen hin- und herzuckten, die Brennan tätlich angreifen oder aus der Nähe hätten erschießen können. Einer der Agenten versuchte sogar, Brennan diskret am Jackett zurückzuhalten. Dann trat der Präsident vor einen schwerbeschädigten Ex-Nationalgardisten.

Brennan streckte die Hand aus, und der Mann drückte sie fest mit seiner Prothese. Die Berührung der Kunsthand hatte zur Folge, dass Brennan – der anscheinend nicht gemerkt hatte, dass die Hand nicht echt war – ein wenig stutzte, aber nur flüchtig. Offenbar waren seine Finger irgendwie feucht geworden, denn er wischte sie unauffällig mit der anderen Hand, während er dem Mann für dessen Dienst am Vaterland dankte. Der Ex-Nationalgardist salutierte vor seinem Oberbefehlshaber. Der Präsident wirkte noch immer verblüfft, als er weiterging und seinen hinter der Absperrung aufgereihten Anhängern die üblichen Sprüche sagte. Er schüttelte einem zweiten Nationalgardisten, zwei älteren Männern, der jüngeren Frau sowie einer ältlichen Dame die Hand, die ihm einen Kuss auf die Wange schmatzte.

Unterdessen hatte die First Lady ebenfalls ihren Sitzplatz verlassen, stieg in Begleitung des Gouverneurs und der Wahlkampfleiterin langsam die Treppe des Podiums hinunter und blieb einige Male stehen, um zu winken und ein paar Worte zu plaudern. Auch Gray war aufgestanden; sein Blick huschte zerstreut über die Zuschauermenge. Er machte den Eindruck eines Mannes, der viel lieber woanders gewesen wäre als hier. Plötzlich erstarrte sein Blick, als er im Publikum Oliver Stone erkannte. Stone bemerkte es nicht.

Gray setzte zu einer Äußerung an, doch sie blieb unausgesprochen.

Der Agent zur Linken des Präsidenten bemerkte es als Erster. Brennan sah plötzlich gar nicht mehr gut aus. Seine Stirn glänzte vor Schweiß. Er griff sich an den Kopf. Dann drückte

er sich – noch unheilschwangerer – den Handteller auf die Brust.

»Sir?«, sprach der Agent ihn an.

»Ich bin…« Brennan verstummte. Sein Atem ging schneller, als ob Beklemmungen ihn packten.

Sofort tuschelte der Agent, indem er Brennans Codenamen verwendete, eine Meldung in sein Handgelenkmikrofon. »Huckebein ist krank. Ich wiederhole: Huckebein ist…«

Mehr brachte der Agent nicht heraus, weil er auf einmal der Länge nach am Boden lag. Während die erste Salve krachte, sanken rings um den Präsidenten sechs weitere Agenten und fünf Polizeibeamte zusammen.

»Beschuss!«, brüllte ein Dutzend Secret-Service-Agenten gleichzeitig ins Mikrofon, und die Präsidenten-Leibgarde verlegte sich augenblicklich auf Notfallschutzmaßnahmen.

Die Zuschauer gerieten in Panik, traten nach allen Seiten die Flucht an und suchten vor der unvermittelt ausgebrochenen Gewalt das Weite.

Sekunden nachdem sie gefeuert hatten, starben vier Araber durch die Kugeln der Scharfschützen, die an der Baumgrenze postiert waren. Angesichts des Chaos, das sie durch die Fernschuss-Zieloptik sahen, waren diese Treffer wahre Wunder des Präzisionsschießens.

Nun rannten drei Fedajin inmitten des Gewimmels auf die Fahrzeugkolonne zu. Jeder entzündete unterwegs ein Sturmfeuerzeug und hielt das Flämmchen an ein kleines, unter dem Jackett verstecktes Paket. Einen Moment später brannte das Trio lichterloh. Ein Fedajin kroch unter den Ambulanzwagen, der sofort in Flammen aufging. Aus Furcht, jeden Moment könnte der Benzintank explodieren, spritzten die Menschen in sämtliche Richtungen davon.

Im Dutzend stürmten Secret-Service-Agenten voran, kämpften sich durch das Getümmel, bildeten einen Schutzring um den Präsidenten, der kreidebleich auf der Erde lag. Die zweite Salve riss weitere fünf Agenten von den Beinen. Die

anderen packten den Präsidenten und schleppten ihn zum Ungetüm. Sie handelten so schnell und mit solcher Gleichzeitigkeit, als wären sie Bestandteile einer großen robotischen Mechanik. Weitere zwei Agenten stürzten zu Boden, als die Schützengruppe den Beschuss fortsetzte. Sie fielen neben die hingestreckte Gestalt Edward Bellamys, Leibarzt des Präsidenten, den schon die erste Salve erwischt hatte.

Als die Agenten mit dem Präsidenten das Ungetüm erreichten, waren nur noch zwei Mann einsatzfähig. Ein Trupp Polizeibeamte kam zu ihrer Verstärkung herbei, doch eine dritte Salve setzte fast alle außer Gefecht. Die restlichen Polizisten versuchten, die Menschenmenge einigermaßen unter Kontrolle zu bringen, während die Leute über die Umzäunung kletterten, an sämtlichen Ausgängen hinausströmten und dabei vor Angst und Entsetzen schrien. Ehemänner zerrten ihre Frauen mit, Eltern trugen ihre Kinder so schnell wie möglich fort vom Schauplatz des albtraumhaften Geschehens.

Scharfschützen schalteten drei weitere Gegner durch Kopfschüsse aus und rannten herbei, in Richtung des Präsidenten, doch das Durcheinander der verstörten Menschen, die voller Panik vom Festplatz fliehen wollten, hielt sie auf.

Inzwischen war die zweite Fedajin-Gruppe zum Angriff übergegangen, und aus weiteren Fahrzeugen der Autokolonne loderten helle Flammen.

Carter Gray stand wie versteinert auf dem Podium. Seine kurze, durch Oliver Stones Anwesenheit in der Zuschauermenge verursachte Verwirrung war verflogen und grellem Entsetzen gewichen. Die Präsidentengattin schrie nach ihrem Mann, doch der Lärm der Menschenmenge übertönte ihre Schreie. Mit gezückten Pistolen schirmten Gray, seine Wahlkampfleiterin sowie drei Secret-Service-Agenten sie ab. Der unglückselige Gouverneur, der das Podium schon verlassen hatte, war von der Woge menschlicher Leiber mitgerissen worden, die inzwischen eine fast so ernste Gefahr darstellte wie die Schützen oder die brennenden Fedajin. In ihrer pani-

schen Eile, den Platz zu verlassen, brandeten die Menschen gegen die Umzäunung; die Holzpfosten knarrten und wankten unter dem Druck.

Während der Rede des Präsidenten hatten sich Kate, Adelphia und der Camel Club allmählich nach vorn gepirscht, sodass sie fast alle in der zweiten Reihe hinter der Absperrung gestanden hatten, als Brennan seine Ausführungen beendete. Daher befand Reuben Rhodes sich an der Seite eines Mitglieds der ersten Schützengruppe. Dennoch merkte er nichts, weil seine Aufmerksamkeit dem Großbildschirm galt, auf dem man den Präsidenten Hände schütteln sah, bis neben ihm ein Schuss fiel.

»Attentat!«, rief Reuben, als er erkannte, was geschah, packte den Arm des Schützen und entwand ihm die Waffe. Im nächsten Moment tötete ein überschallschnelles Projektil den Mann durch Kopfschuss. Reuben warf die Waffe fort, packte Kate und Adelphia bei den Händen und zog sie mit sich. Sie und der Rest des Camel Clubs eilten in fliegender Hast auf die Umzäunung zu.

»Vorwärts!«, rief Stone. »Wir sind gleich am Zaun.«

Kate sah sich um, spähte hinüber zum Ungetüm. Sie versuchte Alex zu entdecken, um sich davon zu überzeugen, dass ihm nichts zugestoßen war; aber schon drängelten Fliehende nach, und sie musste sich nach vorn wenden.

Alex hatte bei der ersten Salve augenblicklich reagiert. Mit gezückter Dienstwaffe zwängte er sich zu der kleinen Gruppe seiner Kollegen durch, die die schlaffe Gestalt des Präsidenten zum Ungetüm beförderten. Als ein Agent durch einen Treffer ausfiel, nahm Alex sofort dessen Stelle ein. Sie gelangten zum Ungetüm und schoben den Präsidenten hinein. Zwei Agenten stiegen hinterdrein. Der Agent, der das Ungetüm steuern sollte, riss die Fahrertür auf und wollte sich hinters Lenkrad schwingen, als er getroffen wurde und ins Gras sank.

Ohne zu überlegen, rannte Alex um den Wagen, schnappte sich die Autoschlüssel vom Fahrersitz, warf sich ins Polster,

ließ den Motor an, trat aufs Gaspedal und drückte gleichzeitig auf die Hupe. Zum Glück war der größte Teil der Menschenmenge von der Autokolonne weg geflüchtet, zur anderen Seite des Festplatzes, wo es mehr Ausgänge gab. Dennoch liefen immer noch Dutzende von Leuten wild durcheinander. Doch einen Moment lang hatte Alex freie Bahn und jagte das schwere Fahrzeug in Richtung der Ausfahrt. Der starke Motor beschleunigte das Ungetüm so rasant, dass es wie ein tonnenschweres Geschoss durch das schmale Tor schrammte und über den Parkplatz zur Landstraße schleuderte. Unablässig musste Alex fliehenden Menschen ausweichen, die zu ihren Wagen rannten; er streifte einen Kleinbus am Kühler, sodass der Bus von der Wucht des Aufpralls um die eigene Achse gewirbelt wurde.

Auf dem Festplatz wurden die Motoren anderer Fahrzeuge des Autokorsos angelassen. Wagen rollten an, um sich in aller Eile dem Ungetüm anzuschließen. Doch bevor das erste Fahrzeug, ein Wagen der Bundespolizei, die Ausfahrt erreichte, zündete der letzte Fedajin sich an und sprang auf die Windschutzscheibe. Die Beamten konnten gerade noch aus dem Fahrzeug entkommen, bevor es vollständig in Flammen aufging. Da das brennende Auto dicht vor dem Tor der Ausfahrt stand, versperrte es den anderen Fahrzeugen den Weg vom Festplatz. Unter anderen Umständen hätten sie in voller Fahrt die Umzäunung durchbrochen, doch die Zuschauer, die sich noch zu Tausenden an den Zäunen drängten, hinderten sie daran.

Wenigstens hatte das Ungetüm vom Ort der Katastrophe fliehen können. Wenigstens war der Präsident in Sicherheit, tröstete sich ein getroffener Secret-Service-Agent, ehe ihm die Sinne schwanden.

Die beiden Agenten auf der Rückbank der Limousine untersuchten Brennan.

»Fahr sofort zur Klinik!«, rief der eine Agent. »Ich glaube, er hat einen Herzanfall.«

Brennan krümmte sich vor Schmerzen, hielt sich Brust und Arm.

»Wo ist Dr. Bellamy?«, fragte Alex.

»Niedergeschossen.«

Und der Ambulanzwagen ist abgefackelt worden. Alex blickte in den Innenspiegel. Es waren keine Verfolger zu sehen. Von den 27 Wagen des Autokorsos war nur noch die Präsidentenlimousine im Einsatz. Alex konzentrierte sich auf die Landstraße. Bis zum Mercy Hospital waren es etwa zehn Minuten Fahrt, doch Alex wollte es in fünf Minuten schaffen. Er hoffte nur, dass der Präsident lange genug durchhielt.

Der schwarze Hubschrauber flog röhrend über die Landschaft Pennsylvanias hinweg. Tom Hemingway nannte dem Piloten genaue Landekoordinaten, während er per Satelliten-TV beobachtete, was in Brennan auf dem Festplatz geschah. Obwohl alles so ablief, wie er es geplant hatte, spürte er einen schrecklichen Druck in der Brust, während die Ereignisse in Echtzeit abliefen. Trotz all seiner vorherigen Überlegungen, trotz all der Planung, als er sich den Ablauf des Geschehens Tausende Male vorgestellt hatte, wirkte die Realität viel stärker, überwältigender auf sein Inneres. Schließlich schaltete er den Fernseher aus. Er konnte einfach nicht mehr hinsehen.

Zügig fuhr Djamila durch Brennans Straßen, bog schließlich nach links und dann scharf nach rechts ab. Sie lenkte das Auto in eine enge Gasse, während die Kinder auf der Rückbank kicherten und lachten. Djamila warf ihnen einen kurzen Blick zu; dann musste sie kräftig auf die Bremse treten. Beinahe hätte sie das Tor verpasst.

Die Torflügel wurden geöffnet, und ein Mann winkte sie hinein. Djamila steuerte den Wagen in die Autowerkstatt, und hinter ihr wurde das Tor geschlossen.

Einen halben Häuserblock vom Mercy Hospital entfernt kam ein Traktor mit Anhänger aus einer Gasse getuckert. Der Fah-

rer wollte in westliche Richtung abbiegen, als aus unerfindlichen Gründen plötzlich der Motor aussetzte. Der Fahrer sprang ab und klappte die Kühlerhaube auf. Das Gespann versperrte beide Fahrbahnen.

Mehrere Querstraßen weiter jagte das Ungetüm auf derselben Straße, jedoch in Gegenrichtung, um eine Ecke. Alex hätte gern einen Streifenwagen vor sich gehabt, der ihm die Strecke hätte freimachen können, doch derzeit waren keine Polizeifahrzeuge abkömmlich. Allerdings vermutete er, dass man mittlerweile auf allen Landstraßen, die in den Ort hinein- und hinausführten, Straßensperren errichtet hatte, und zweifellos war längst ein Heer verschiedener Polizei- und Bundesbeamter auf dem Weg nach Brennan.

Das Ungetüm jagte an einer Ecke vorüber, an der Brennans alter, seit kurzem mit dem Sternenbanner verzierter Wasserturm stand. Erst eine halbe Stunde zuvor hatten in diesem Straßenabschnitt zwei Männer in der braunen Kluft städtischer Arbeiter eine Baustelle gekennzeichnet. Orangefarbene Kegel und rotes Absperrband verwehrten die Benutzung der Bürgersteige und zwangen die Passanten zum Umweg durch eine Nebenstraße. Niemand wusste, welche Bauarbeiten hier ausgeführt werden sollten, doch die wenigen Leute, die sich derzeit noch im Ortszentrum aufhielten, richteten sich nach den Markierungen.

Sobald das Ungetüm am Wasserturm vorüber war, detonierten zwei Sprengladungen, die an den beiden vorderen Stützpfeilern angebracht waren. Das Bauwerk knickte ein, und der Wasserturm kippte auf die Straße und zerbarst mit ohrenbetäubendem Krachen. 45000 Liter schmutzigen Wassers überfluteten die Straße und machten sie unpassierbar.

Zehn Sekunden später quoll an verschiedenen Stellen der Avenue Rauch aus Ladengeschäften. Leute stürmten ins Freie, Feueralarm wurde ausgelöst. Ursache waren Rauchbomben, die von den beiden Arabern, dem Chemiker und dem Techniker, in den Läden versteckt worden waren. So irrte nun ein

großer Teil der Einwohner, die es vorgezogen hatten, der Feierlichkeit fernzubleiben, in Panik durch die Straßen.

Mit kreischenden Reifen brachte Alex das Ungetüm dicht vor dem Mercy Hospital zum Stehen. Die hintere Seitentür flog auf, und die beiden Secret-Service-Agenten schwangen sich aus dem Fahrzeug, den Präsidenten in den Armen. Kaum hatten sie vor der Klinik den Fuß auf die unterste Stufe der Eingangstreppe gesetzt, wurden sie von Schüssen getroffen und von den Beinen gerissen. Der Präsident stürzte auf den Gehweg und blieb neben dem Ungetüm liegen.

»Verfluchte Schweinehunde!«, rief Alex, der an der Beifahrerseite aus dem Wagen kroch. »Heckenschützen an der Klinik!«, keuchte er ins Mikrofon. »Ich wiederhole… Heckenschützen an der Klinik. Wir sind in einen Hinterhalt geraten! Agenten platt, Agenten platt. Huckebein…« Er verstummte. »Huckebein…«, begann er noch einmal, beendete den Satz aber auch diesmal nicht, weil er nicht wusste, was er über »Huckebein« melden sollte.

In höchster Konzentration spähte Alex in die Runde, hielt nach Mündungsfeuern Ausschau. Ihm war klar, dass er Brennan um jeden Preis ins Krankenhaus schaffen musste. Von der Straßenhöhe huschte sein Blick aufwärts. Dann erkannte er den Standort der Schützen: Sie lauerten in einem Obergeschoss des Wohnhauses auf der anderen Straßenseite, direkt gegenüber. Keine Zieloptik verriet sie, nur ein doppeltes Mündungsfeuer – ein Hinweis auf zwei Heckenschützen.

Als Alex die Dienstwaffe zog, spürte er, dass Kugeln die Reifen des Ungetüms trafen, doch die Einschusslöcher schlossen sich sofort und wurden automatisch versiegelt. Weitere Projektile schlugen dröhnend gegen Heck, Bug und Seite des Fahrzeugs. Eine Kugel traf das Glas, ohne es zu beschädigen. Das Ungetüm konnte weit mehr überstehen, als man momentan aufbot, um es zu erlegen. Doch der Präsident der Vereinigten Staaten lag auf dem Bürgersteig und schien dem Tod nahe. *Schutz des Präsidenten, des Symbols, des Amtes.* Und

Alex Ford war nun der einzige Agent, der sich hier, an Ort und Stelle, nach diesem Mantra des Secret Service richten konnte. Doch Alex wusste: Sobald er versuchte, den Präsidenten die Treppe hinauf und ins Innere des Hospitals zu schaffen, gab er ein leichtes Ziel für die deutlich höher positionierten Heckenschützen ab. Noch atmete Brennan, noch schlug sein Herz. Und das allein zählte für Alex. *Nicht in meiner Schicht, Sir. Nicht in meiner Schicht.*

Er packte Brennan unter den Schultern, nahm alle Kraft zusammen und zog, bis Brennan vollständig im Schutz des Stahls und Karbons lag, aus dem das Ungetüm zu großen Teilen bestand.

»Wir bringen Sie durch, Sir«, sagte Alex, so ruhig er konnte.

»Ich sterbe…«, flüsterte der Präsident mit schwacher Stimme.

Obwohl das Ungetüm ihnen als Schutzschild diente, hatte Alex instinktiv, weil er darauf gedrillt war, zusätzlich seinen Körper zwischen den Präsidenten und die Heckenschützen geschoben. Millimeter um Millimeter hob er den Kopf über das Fahrzeugheck. Er duckte sich, als ein Geschoss vorbeipfiff, und erwiderte das Feuer augenblicklich mit ein paar Schüssen aus der SIG. Doch er hatte nicht die Absicht, allzu viel Munition zu verschwenden. Aus diesem Abstand und bei solch einer Schussbahn eine Kugel auch nur in die Nähe einer seiner Gegner zu bringen, würde an ein Wunder grenzen.

Als Alex zur Klinik blickte, sah er plötzlich am Eingang einen Mann vom Sicherheitsdienst. »In Deckung!«, rief er ihm zu. »Drüben sind Heckenschützen!«

Augenblicklich verschwand der Mann im Gebäude – um zwei Sekunden später ins Freie zu springen. Er beschoss die oberen Stockwerke des Wohnhauses, warf sich regelrecht die Treppe hinunter und rollte neben Alex aus, während es ringsum Kugeln hagelte.

»Verdammt!«, entfuhr es Alex. »Wollen Sie sterben, Mann?«

»Ist das der Präsident?«, fragte Adnan al-Rimi außer Atem und deutete mit dem Kinn auf Brennan, der nach wie vor ausgestreckt hinter seiner Limousine lag.

»Ja, und er muss schnellstens in die Klinik.« Alex wies mit der Waffe auf das Gebäude. »Das zweitnächste Krankenhaus ist in Pittsburgh, aber er braucht sofort einen Arzt.«

»Sind Sie der einzige Leibwächter?«, fragte Adnan ungläubig.

Grimmig nickte Alex. »Sieht im Moment ganz so aus.«

»Wir haben im Fernsehen gesehen, was passiert ist.«

Alex betrachtete den Mann. »Und Sie? Sind Sie hier der einzige Sicherheitsmitarbeiter?« Adnan nickte. »Was haben Sie für eine Waffe?«

»Scheißachtunddreißiger.«

Der Präsident stöhnte laut. »Wie heißen Sie?«, fragte Alex schnell.

»Farid Schah«, antwortete Adnan.

»Also, Farid, hiermit ernenne ich Sie zum Hilfspolizisten.« Alex streckte sich, drückte an der Rücklehne der hinteren Sitzbank eine Taste und öffnete auf diese Weise eine Klappe. Dahinter gab es ein Fach mit verschiedenen Waffen, darunter eine MP-5-Maschinenpistole und ein Scharfschützengewehr. Alex brachte die MP-5 und ein Reservemagazin an sich. Dann wandte er sich an seinen frischernannten Kollegen. »Farid, ich habe den Eindruck, Sie sind ein ziemlich kräftiger Kerl.«

»Ich bin sehr stark.«

»Gut. Können Sie den Präsidenten die Treppe hinauf in die Klinik tragen? Schaffen Sie das?«

Adnan nickte.

»Gut, dann zähle ich bis drei, und Sie versuchen es. Ich stelle die MP auf Zwei-Schuss-Feuerstöße ein. Dann haben Sie ungefähr zehn Sekunden, um die Treppe raufzukommen. Und noch was, Farid…«

»Ja?«

»Sie müssen mir etwas versprechen.«

»Und was?«

»Ich bleibe zwischen Ihnen, dem Präsidenten und den Heckenschützen. Bevor die Kerle Sie erwischen können, müssen sie mich abknallen.« Alex schluckte schwer. »Aber wenn die mich umlegen – und das wird wahrscheinlich geschehen –, sind nur noch Sie zwischen denen und dem Präsidenten. Das heißt, Sie müssen ihn *vor sich* tragen, damit jederzeit jemand *zwischen* dem Präsidenten und den Heckenschützen ist, haben Sie kapiert?« Adnan schwieg. »Haben Sie mich verstanden?«, schnauzte Alex.

»Klar.«

»Viel Glück.« Alex wartete, bis Adnan den Präsidenten in der richtigen Haltung gepackt hatte; dann drehte er sich um. »Eins, zwei, drei…« Alex sprang auf und betätigte den Abzug, bestrich mit Feuerstößen aus der MP-5 die beiden Fenster, an denen er das Mündungsfeuer beobachtet hatte. Er hatte den verzweifelten Wunsch, sich umzublicken, ob der Wachmann es schaffte, konnte es sich aber nicht erlauben. Als er schließlich beide Magazine leergeschossen hatte, nahm er wieder die Dienstpistole zur Hand und feuerte sie ebenfalls leer. Während Kugeln ihn umschwirrten, ging er wieder in Deckung, lud nach und wandte sich um. Er hatte damit gerechnet, dass der Wachmann sich mit dem Präsidenten längst ins Krankenhaus gerettet hatte, aber das war nicht der Fall. Stattdessen sah es ganz so aus, als ließe der Wachmann sich Zeit, die Treppe hinaufzusteigen, ganz so, als bestünde gar keine Notwendigkeit, sich vor…

»Scheiße!«, brüllte Alex. Er zielte auf den breiten Rücken des Sicherheitsmannes. »Stehen bleiben!«

Augenblicklich drehte der Mann sich um, sodass Brennan zwischen ihn und Alex geriet. Dann bewegte er sich mit dem Präsidenten langsam rückwärts, während Alex verzweifelt eine Schussbahn suchte, die es ihm ermöglichte, Adnan zu

treffen, ohne den Präsidenten zu gefährden. Doch er sah keine solche Möglichkeit, und die beiden verschwanden im Gebäude. »Sie haben den Präsidenten!«, rief Alex ins Mikrofon. »Ich wiederhole, Huckebein ist am Krankenhaus entführt worden. Das ganze Scheißkaff muss umstellt werden!«

Obwohl er damit rechnen musste, niedergeschossen zu werden, machte Alex Anstalten, die Treppe hinaufzustürmen, als endlich eine glücklichere Fügung eintrat: Polizeiverstärkung erschien. Alex wartete einen Moment ab, bis die Polizisten auf die Heckenschützen feuerten; dann stürmte er die Eingangstreppe des Mercy Hospitals hinauf. Während ringsum Schüsse peitschten, warf er sich seitlich durch die Glastür, dass es Splitter hagelte.

Einen Sekundenbruchteil später hörte er im Innern der Klinik eine Bombe detonieren.

Reuben half Kate und Adelphia beim Überklettern des Zauns. Sie stießen zu den restlichen Mitgliedern des Camel Clubs. Während rechts und links noch immer entsetzte, schreiende Menschen vorüberrannten, gönnten sie sich ein paar Augenblicke des Verschnaufens, um wieder zu klarem Verstand zu kommen.

»Mein Gott«, sagte Kate, die leichenblass und voller Furcht nach Alex Umschau hielt.

»Schrecklich das«, klagte Adelphia. »Wie Polen und Sowjets.«

Stone verschaffte sich einen Überblick des Festplatzes, auf dem etliche Tote lagen. An zahlreichen Stellen war das Gras rot von Blut. Inzwischen hatten die Regierungsscharfschützen die Lage im Griff, sicherten die Örtlichkeit und eilten von einem Terroristen zum anderen, um sich davon zu überzeugen, dass diese auch wirklich tot waren. Doch Stone konnte selbst vom Rand des Platzes aus erkennen, dass sich in keinem der am Boden Liegenden noch Leben regte.

Alle Männer Captain Jacks waren tot, viele Fedajin bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.

In der Ferne heulten Sirenen. Wenige Minuten später rollte ein Löschwagen auf den Festplatz; kurz darauf folgten weitere Feuerwehrfahrzeuge. Rasch erstickte das Wasser aus ihren Schläuchen das Feuer der entflammten Autos, bis nur noch schwarzer Qualm emporquoll.

Stone beobachtete, wie das Wrack des ausgebrannten Regierungsfahrzeugs, das die Ausfahrt blockierte, zur Seite geräumt wurde, sodass der Autokorso – oder was davon übrig war – endlich vom Platz fahren konnte. Man brachte Mrs. Brennan und die Wahlkampfleiterin im zweiten Ungetüm in Sicherheit. Den zerzausten Gouverneur, den man inzwischen gefunden und der Schrammen und Blutergüsse erlitten hatte, fuhr man in einem Lieferwagen davon.

Stone spürte eine schwere Pranke auf der Schulter, wandte sich um und blickte in Reubens Gesicht.

»Wir sollten uns schleunigst verziehen«, meinte Reuben. »Es könnte sein, dass die Scheißbullen verdächtige Gestalten erst umlegen, ehe sie Fragen stellen.«

Stones Miene bezeugte eine gewisse Ratlosigkeit. »Reuben, du hast doch die Waffe eines Attentäters in der Hand gehabt. Ist dir etwas Ungewöhnliches daran aufgefallen?«

Reuben überlegte kurz. »Tja, weißt du, ich wollte sie nicht länger als nötig in der Flosse halten, sonst hätte ich wohl auch ’nen Kopfschuss abgekriegt, aber jetzt, da du es sagst… Sie war leichter, als ich erwartet hätte.« Er blickte forschend in Stones Gesicht. »Warum fragst du?«

Stone gab keine Antwort. Wieder ließ er den Blick über die vielen toten Araber schweifen.

Sekunden nach Betreten der Klinik lud Adnan den noch immer stöhnenden Präsidenten auf eine fahrbare Trage, die gleich hinter dem Eingang bereitgestellt war. Das Feuergefecht, das vor dem Krankenhaus tobte, hatte im Innern des Gebäudes sämtliche Personen aus dem Eingangsbereich ver-

trieben. Aus dem hintersten Winkel des Foyers sah Adnan eine Schar Krankenschwestern, Ärzte und Pfleger furchtsam herüberstarren.

»Was ist los?«, rief ein Arzt und wagte sich ein paar Schritte vor.

Adnan gab keine Antwort, sondern nickte einem Mann zu, der in diesem Moment neben ihm auftauchte. Der Mann war der neue Arzt des Krankenhauses, der sich befremdet darüber geäußert hatte, dass man im Mercy Hospital die Einschätzung vertrat, Wachleute zu brauchen.

»Ein Verwundeter«, rief der Arzt. »Ich versorge ihn.«

»Halten Sie sich vom Eingang fern«, warnte Adnan die anderen Mitarbeiter. »Draußen wird geschossen.«

Der Arzt holte eine Spritze aus der Kitteltasche, entfernte die Kappe und gab dem Präsidenten eine Injektion in den Arm. Brennan versank in Bewusstlosigkeit. Der Arzt breitete eine Decke über Brennans Körper und schnallte ihn auf der Trage fest; anschließend rollte er ihn in den seitlichen Korridor. Dort stieg er mit dem Besinnungslosen in den Lift und fuhr ins Untergeschoss.

Adnan hatte abgewartet; nun wandte er sich wieder dem Klinikpersonal zu.

»He, Sie«, rief ein anderer Arzt ihm zu. »Wer ist der Mann auf der Trage?« Die ganze Gruppe bewegte sich auf Adnan zu.

Adnan griff unter die Jacke, holte eine Gasmaske hervor, streifte sie über und ging den Leuten entgegen. Dabei zog er etwas aus der Tasche, das wie eine Handgranate aussah, und hob es in die Höhe.

»Vorsicht!«, schrie eine Krankenschwester, und die gesamte Gruppe machte kehrt und flüchtete in Gegenrichtung.

»Ruft die Polizei!«, rief ein Arzt, während er eilends Abstand zu gewinnen versuchte.

Gleich darauf betrat Adnan den Korridor der benachbarten Pflegestation und schleuderte die Granate gegen die Wand,

wo sie zerbarst. Augenblicke später wogte dichter Rauch durch den Flur. Die Klimaanlage verteilte ihn durch das ganze Gebäude. Unmittelbar bevor die Rauchgranate detoniert war, hörte Adnan Glas splittern, konnte den Grund dafür aber nicht erkennen. Er wusste nicht, dass Alex mit einem waghalsigen Sprung durch die Glastür am Eingang ins Gebäude eingedrungen war, doch war ihm klar, dass er sich beeilen musste. Deshalb wandte Adnan sich der Vorderseite des Krankenhauses zu und zählte seine Schritte, orientierte sich inmitten des dichten, dunklen Qualms ausschließlich mit seinem geschärften Gedächtnis. Unweit des Ausgangs spürte Adnan, wie irgendetwas gegen sein Schienbein stieß, doch er ließ sich nicht aufhalten.

Im nächsten Moment explodierte die Bombe, die er in der Stromzentrale der Klinik versteckt hatte. Infolge des vollständigen Stromausfalls hüllte der Rauch das Innere des Gebäudes in fast undurchdringliche Finsternis.

Adnan wechselte die Richtung, durchquerte den Seitenflur, erreichte die Zwischentür, öffnete sie und schlüpfte hindurch. Er nahm eine lange Metallstange, die er beizeiten hinter einem Heizungsrohr verborgen hatte, und verkeilte damit die Griffe der geschlossenen Türflügel. Dann verfiel er in Laufschritt.

Kaum war die Rauchgranate detoniert, vollführte Alex einen Hechtsprung auf den Fußboden und schlitterte auf dem Bauch über den Belag. Er kam sich vor wie unter Wasser, und der Qualm verursachte ihm Brechreiz. Dann prallte er gegen irgendetwas aus Fleisch und Knochen und grabschte danach, jedoch vergeblich. Er wälzte sich herum und robbte in die andere Richtung, folgte dem Geräusch der Schritte. Sie klangen gleichmäßig und fest. Wie konnte jemand so ruhig durch diesen Rauch gehen? Dann dämmerte Alex die Erklärung: Wer immer da ging, trug eine Gasmaske. Und die Regelmäßigkeit der Schritte erklärte sich daraus, dass die Person sich im Qualm orientierte, indem sie ihre Schritte abzählte. Im

Secret-Service-Trainingszentrum Beltsville hatte Alex früher selbst genau das geübt.

Alex kroch so schnell über den Fußboden, wie er konnte. Plötzlich wurden die Schritte leiser, und Alex verdoppelte seine Anstrengungen, wand sich über den Boden wie eine Schlange, die sich einem Beutetier nähert. Zum Glück hörte er gleich darauf die Schritte wieder deutlicher. Er gelangte in einen anderen Flur, drehte sich ein wenig und robbte unentwegt weiter. Dann hörte er, dass eine Tür geöffnet und geschlossen wurde. Alex beschleunigte das Tempo, warf sich nach rechts und tastete nach der Wand. Als seine Hand Metall berührte, langte er nach oben und fasste den Türgriff, doch diesmal ließ die Tür sich nicht öffnen. Er zückte die Pistole und feuerte in Hüfthöhe durch die Tür. Eine Kugel traf einen Griff, der daraufhin zersprang, und die von Adnan eingeschobene Eisenstange rutschte heraus. Alex stieß die Tür auf und kroch über die Schwelle. Hinter der Tür herrschte weniger dicke Luft, doch inzwischen war offenbar der Strom ausgefallen, denn es war stockdunkel.

Alex stand auf, fingerte nach dem Geländer und tappte die Treppe hinunter, wobei er mehrere Male auf den Stufen ausglitt. Dann trat er vollends daneben und stürzte kopfüber auf den nächsten Treppenabsatz, holte sich Prellungen und blutete. Doch er rappelte sich auf und taumelte das Geländer entlang das letzte Stück des Treppenhauses hinunter, erreichte endlich das Untergeschoss und rannte durch einen Gang. Er stürmte zum Hinterausgang hinaus, gerade als Adnan in den Ambulanzwagen stieg. Alex vermutete, dass der Präsident in dem Fahrzeug lag.

Er verzichtete auf einen Warnruf, eröffnete sofort das Feuer und traf Adnan in den Arm. Adnan schoss zurück. Alex musste zur Seite springen, verlor das Gleichgewicht und taumelte mehrere Betonstufen hinunter. Er raffte sich auf, schoss ein weiteres Mal und wurde selbst in Rippenhöhe von einer Kugel getroffen, die Achmed abfeuerte, der auf der Fahrerseite des

Ambulanzwagens stand. Zum Glück konnte Achmeds kleinkalibriges Geschoss die hochmoderne Kevlar-Weste, die alle im Personenschutz eingesetzten Secret-Service-Agenten trugen, nicht durchschlagen. Dennoch spürte Alex den Einschlag mit solcher Wucht, als hätte Muhammad Ali ihm einen kurzen Haken in die Rippen verpasst, sodass er sich vor Schmerz krümmte. Im gleichen Augenblick erwischte ihn eine weitere Kugel Adnans am linken Arm.

Mit heulenden Sirenen jagte das Ambulanzfahrzeug davon, während Alex' fast schlagartig taub gewordenen Beine unter ihm einknickten. Sein Brustkasten tat mörderisch weh, der Arm blutete heftig, und seine Lungen brannten vom Rauch. Schon auf den Knien, feuerte Alex dem Ambulanzwagen hinterher, was das Magazin hergab, konnte das Fahrzeug aber nicht zum Stehen bringen. Er wollte eine neue Meldung ins Mikrofon schreien, stellte jedoch fest, dass es nicht mehr funktionierte. Vermutlich hatte die Kugel, die ihm den Arm verletzt hatte, auch das Kabel des Mikrofons durchtrennt. Bevor er das Bewusstsein verlor, sah er noch einmal das Ambulanzfahrzeug, ehe es außer Sicht verschwand.

Und mit ihm der Präsident.

In meiner Schicht.

George Franklin lenkte das Auto auf die Zufahrt. Er kam von der anderen Seite Brennans, gegenüber dem Veranstaltungsort, und hatte unterwegs das Autoradio nicht eingeschaltet.

»Lori?«, rief er. »Djamila?« Er warf die Schlüssel in der Küche auf die Arbeitsfläche und suchte das Haus ab, rief wiederholt die Namen der beiden Frauen. Schließlich öffnete er das Garagentor und fand zu seiner Verwunderung sowohl das Cabrio seiner Frau wie auch den großen Navigator SUV vor. Waren alle in Djamilas Lieferwagen weggefahren?

»Lori? Jungs?« George wurde mulmig, als er hinauf ins Obergeschoss stieg. Als er die Schlafzimmertür öffnete, wuchs sein Unbehagen sich zum Entsetzen aus, als er das Te-

lefon auf dem Fußboden und das zerrissene Bettlaken sah. »Lori? Schatz?« Dann hörte er ein Geräusch aus dem Kleiderschrank. Er sprang hin, riss die Tür auf und entdeckte seine gefesselte Gattin. Loris Augen wirkten verschleiert, doch anscheinend sah sie ihn. Eilends bückte sich George und befreite sie vom Knebel. »Mein Gott, Lori, was ist denn passiert?«, sprudelte er hervor. »Wer hat das getan?« Sie raunte etwas, doch er konnte es nicht verstehen.

»Wer?«

»Djamila«, sagte Lori kaum vernehmlich. »Sie hat die Kinder.« Dann brach Lori in den Armen ihres Mannes in Schluchzen aus.

Das Ambulanzfahrzeug raste in die Autowerkstatt, und das Tor wurde geschlossen. Adnan und Achmed sprangen aus dem Fahrerhaus, öffneten die Hecktür und luden den Präsidenten aus.

Djamila hatte unterdessen das Heck ihres Lieferwagens geöffnet, stand an der hinteren Seitentür und versuchte die Kinder zu beruhigen. Natürlich waren sie völlig verängstigt und kaum zu bändigen, aber Gott sei Dank zu jung, um sich der Sicherheitsgurte zu entledigen.

Djamila eilte zum Heck des Lieferwagens, beugte sich in den Laderaum und drückte die in einer Vertiefung versteckte Taste. Der Innenboden hob sich, und ein Behältnis kam zum Vorschein. Es hatte eine Beschichtung aus Blei und Kupfer und war in zwei Behältnisse unterteilt: Eines besaß die Gestalt eines Menschen mit angezogenen Knien, das andere die eines kleineren, zylindrischen Gegenstands. Das erste Behältnis entsprach in den Abmessungen der Körpergröße Präsident Brennans, ließ rundum allerdings etwa drei Zentimeter Raum.

Djamila starrte den jungen Mann an, der soeben zur Seite gewichen war, damit der Arzt, Adnan und der vierte Mann Brennan von der Trage heben konnten.

»Achmed?«, fragte Djamila ungläubig. Er schaute sie an. »Achmed, ich bin's, Djamila.« Der junge Mann war tatsäch-

lich Achmed, ihr iranischer Poet, der schon vor langer Zeit das genaue Datum und die Uhrzeit seines Todes niedergeschrieben hatte; der Mann, der ihr so viele gute Ratschläge erteilt hatte; der Mann, von dem sie hoffte, mit ihm im Paradies weilen zu dürfen.

Doch in seinen Augen stand ein Ausdruck, den Djamila noch nie bei ihm gesehen hatte, nicht einmal, wenn sein Geist und seine Reden vom leidenschaftlichsten agitatorischen Schwung durchdrungen gewesen waren. Sein Blick flößte ihr Angst ein.

»Ich kenne dich nicht, Weib«, sagte er kalt. »Sprich nicht mit mir.«

Djamila wich einen Schritt zurück. Seine Antwort brach ihr das Herz.

Während man Brennan in den Lieferwagen umlud, trat Achmed näher an das Ambulanzfahrzeug. Djamila beobachtete, dass er die Hand ins Heck ausstreckte, sah aber nicht, was er tat. Als er sich wegdrehte, um zu den anderen Männern zu gehen, wandte Djamila sich noch einmal an ihn.

»Achmed, wir waren zusammen in Pakistan im Ausbildungslager. Du musst dich doch erinnern.«

Diesmal würdigte Achmed sie keiner Antwort. Stattdessen hielt er plötzlich ein Messer in der Faust und setzte die Spitze an den Hals des Präsidenten. Djamila schrie auf.

Adnan war schneller, rammte Achmed von der Seite und warf ihn von den Beinen.

»Du Narr!«, brüllte Achmed und erhob sich, während Adnan eine Pistole auf ihn richtete. »Ist dir nicht klar, wen wir da haben?« Achmed zeigte auf Brennan. »Das ist der amerikanische Präsident. Der König des Bösen. Er hat alles zerstört, was wir besessen haben.«

»Du wirst ihn nicht ermorden«, sagte Adnan.

»Hör zu!«, schnauzte Achmed ihn an. »So eine Gelegenheit erhalten wir nie wieder. Begreifst du denn nicht? Die Amerikaner werden uns weiter massakrieren. Mit ihren Panzern und

Flugzeugen bringen sie uns alle um. Aber *wir* können *ihn* töten. Das wird Amerika in den Untergang stürzen.«

»Nein«, sagte Adnan mit Nachdruck.

»Warum nicht? Wegen des Plans?«, fragte Achmed verächtlich. »Wer hat ihn ausgedacht? Ein Amerikaner. Wir nehmen Befehle von Amerikanern an, Adnan! Begreifst du denn nicht, was das bedeutet? Das Ganze ist eine Verschwörung mit dem Ziel, uns zu liquidieren. Ich wusste es auf Anhieb. Ich habe es von Anfang an durchschaut. Aber jetzt können wir Vergeltung üben.« Er hob das Messer. »Jetzt sofort.«

»Ich will dich nicht töten, Achmed, aber wenn es sein muss, tu ich 's.«

»Dann tu's!«

Achmed sprang vor, und Adnan feuerte.

Wieder entfuhr Djamila ein Schrei, als Achmed mit einer Schusswunde in der Brust zu Boden stürzte. Adnan steckte die Waffe zurück ins Halfter und schob Achmeds Leichnam beiseite. Tränen rannen Djamila über die Wangen, während sie auf ihren toten Dichter starrte.

Die anderen Männer arbeiteten unbeeindruckt weiter, als wäre kein Mensch, sondern eine Küchenschabe getötet worden. Sie betteten Brennan in das erste Behältnis; in das zweite legten sie eine Sauerstoffflasche. Der Arzt streifte Brennan eine Atemmaske übers Gesicht und schloss die Sauerstoffflasche an.

Adnan klappte das Behältnis zu und wandte sich an die schluchzende Djamila.

»Er *hat* mich erkannt«, jammerte sie. »Das war mein Achmed.«

Adnans Reaktion bestand darin, ihr eine schallende Ohrfeige zu verpassen. Djamila war so betroffen, dass sie zu weinen aufhörte.

»Steig in den Wagen«, wies Adnan sie mit fester Stimme an, »und tu deine Pflicht.«

Ohne noch ein Wort zu sagen, gehorchte Djamila. Das Tor wurde geöffnet, und sie lenkte den Lieferwagen zügig hinaus.

Adnan blickte die beiden anderen Männer an und nickte hinüber zu Achmeds Leiche. Sie hoben den Toten auf und warfen ihn in die Reparaturgrube, während Adnan sich den blutigen Arm verband, wo Alex' Schuss ihn getroffen hatte.

Adnan hatte stets den Verdacht gehegt, dass Achmed irgendeine Extratour plante. Sobald der Präsident im Ambulanzwagen lag, hatte Adnan den Iraner unter ständiger aufmerksamer Beobachtung gehalten. Dennoch war es knapp geworden.

Gleich darauf stieg das Trio ins Ambulanzfahrzeug, wo Adnan den Patienten und der Arzt den Behandelnden spielte; der dritte Mann fungierte als Fahrer. So sah der ursprüngliche Fluchtplan es vor, der eigentlich auch für Achmed gegolten hatte.

Doch Adnan wusste, dass man sie in der Klinik gesehen hatte. Außerdem hatte er eine Schussverletzung. Die Aussicht war gering, dass sie durch die Straßensperren gelangten. Doch sie gaben einen guten Köder ab, um für Ablenkung zu sorgen. Und dann war alles bald vorüber. Adnan sah den Arzt an, einen Mann um die fünfzig, und folgerte aus seiner Miene, dass auch er Bescheid wusste. Adnan ließ die Lider sinken und hielt sich den verwundeten Arm. Die Schmerzen waren nicht schlimm; er hatte schon anderes durchstehen müssen. Doch Adnan ahnte, dass dies seine letzte Narbe bleiben sollte. Er hatte nicht vor, in einem amerikanischen Gefängnis zu vergammeln oder sich von den Amerikanern durch einen Stromstoß töten zu lassen, als wäre er ein Stück Vieh.

Sobald das Wohnhaus geräumt worden war und sich nur noch die Heckenschützen darin aufhielten, feuerte die Bundespolizei mehrere Raketen in die Wohnung der sechsten Etage. Erst dadurch wurden die Schützen zum Schweigen gebracht, nachdem das wütendste Feuergefecht Pennsylvanias seit der Schlacht von Gettysburg stattgefunden hatte. Als die Woh-

nung gestürmt wurde, waren beide Schützen tot, hatten inzwischen aber die gesamte M-50-Munition und Tausende von Projektilen aus ihren Maschinenpistolen verfeuert, die noch vor Hitze glühten.

Während man das Mercy Hospital evakuierte, entdeckte man Alex Ford blutüberströmt auf dem Asphalt. Als man ihn zur Besinnung brachte, schilderte er, was er gesehen hatte, woraufhin eine Großfahndung nach dem Ambulanzwagen eingeleitet wurde.

Kaum fünf Minuten nach der Abfahrt gelangte Djamila am Ortsrand Brennans an eine Straßensperre. Drei Streifenwagen standen quer auf der Fahrbahn, und die Polizisten wiesen die Leute an, aus ihren Autos zu steigen.

Djamila sah sich nach den Kindern um. Der Kleinste war eingeschlafen, doch die beiden anderen flennten noch immer lautstark vor sich hin. Auch Djamila spürte wieder Tränen auf den Wangen.

Achmed hatte behauptet, sie nicht zu kennen. Er hatte sie aufgefordert, nicht mit ihm zu sprechen. Und er war vor ihren Augen erschossen worden. Er hatte den Präsidenten erstechen wollen. Er hatte gegen den Plan verstoßen, und dafür war er getötet worden. Doch was Djamila am meisten schmerzte, war dieser eine Satz: *Ich kenne dich nicht.* Der Hass hatte Achmed umnachtet und sein Dichterherz erstickt. Anders konnte Djamila sich nicht erklären, was mit ihm geschehen war.

Ein Pochen gegen die Seitenscheibe schreckte sie aus ihren Gedanken. Die Polizei. Sie ließ das Fenster herunter, und das Plärren der Kinder drang an die Ohren der Beamten.

»Was ist denn mit den Kindern, Lady?«

»Sie haben Angst«, gab Djamila die auswendig gelernte Antwort. »Ich habe auch Angst. Überall hört man Sirenen, und überall ist Polizei. Die Leute rennen herum und schreien. Es ist Wahnsinn. Man könnte meinen, die Welt ist verrückt geworden. Ich bin mit den Kindern nach Hause unterwegs.«

Djamila führte diese Erklärungen an, obwohl es wahrscheinlich nicht nötig gewesen wäre. »Ich bin Kindermädchen.« Wieder wurde sie von Schluchzen geschüttelt, und die beiden älteren Jungen krakeelten umso lauter. Damit weckten sie den Jüngsten, der daraufhin mit seinen kräftigen Lungen den Lärm weiter verschlimmerte.

»Schon gut, schon gut«, sagte der Polizeibeamte, »wir fertigen Sie ganz schnell ab.« Er nickte seinen Untergebenen zu. Sie durchsuchten den Wagen, und dabei trennten nur Zentimeter sie vom bewusstlosen Präsidenten. Doch er blieb für sie unsichtbar, und sie hatten es eilig, sich mit dem nächsten Auto zu befassen. Dem üblen Geruch nach zu urteilen, der sich von der Rückbank ausbreitete, hatten die drei Jungen alles unter sich gehen lassen.

Die Polizeibeamten knallten die Wagentüren zu. »Gute Fahrt«, rief einer von ihnen Djamila zu und winkte sie durch.

Knapp eine Minute später erhielt George Franklin nach zahllosen vergeblichen Versuchen endlich Verbindung mit dem Polizeinotruf und meldete, was sich ereignet hatte; außerdem beschrieb er Djamila, seine Söhne und den Lieferwagen. Doch lange bevor diese Informationen die Einsatzkräfte der Polizei erreichten, war Djamila unterwegs zum Treffpunkt.

Zehn Minuten später ratterte ein schwarzer Hubschrauber über dem verwüsteten Veranstaltungsort, kam dröhnend vom Himmel herab und landete auf dem Parkplatz. Eine Tür schwang auf. Heraus sprang Tom Hemingway und lief zu Carter Gray, der sich gerade mit einigen FBI-Agenten unterhielt.

»Mein Gott, Sir, wir waren auf dem Rückflug von New York, als wir hörten, was vorgefallen ist. Lebt der Präsident noch?«

Gray hatte wieder einen festen Blick, und sein Verstand war auf die Prioritäten gerichtet. »Wie wir eben erfahren mussten, ist der Präsident entführt worden«, sagte er. »Des-

halb ist es dringend erforderlich, dass ich schnellstmöglich nach Washington zurückkehre.«

Eine Minute später hob der Hubschrauber ab und nahm Kurs nach Süden.

Langsam fuhr Djamila vom Treffpunkt zurück zum Wohnsitz der Franklins. Den Präsidenten aus dem Lieferwagen in sein letztes Transportmittel umzuladen war reibungslos vonstatten gegangen und hatte lediglich eine Minute beansprucht. Djamila hatte das Radio eingeschaltet, um das Gezeter der Kinder auf der Rückbank zu übertönen, aber auch, um zu hören, was in den Nachrichten gebracht wurde. Sämtliche Sender schalteten ständig Sondermeldungen ins Programm, doch dem Geschnatter der Sprecher und Kommentatoren ließ sich wenig Sinn entnehmen. Es war von zahlreichen Toten die Rede, doch die ganze Nation, die zu einem beträchtlichen Teil den Vorfall ohnehin live vor dem Fernseher verfolgt hatte, schien sich momentan ausschließlich dafür zu interessieren, dass man den Präsidenten ins Krankenhaus gebracht hatte. Dass die Wahrheit ganz anders aussah, sollte die Öffentlichkeit erst in Kürze erfahren.

Djamila war so sehr in Gedanken vertieft, dass sie die Streifenwagen, die hinter ihr aufschlossen, anfangs nicht bemerkte. Sie blickte erst in den Innenspiegel, als das Flackern der Warnleuchten auf den Fahrzeugdächern ihre Aufmerksamkeit erregte. Dann hörte Djamila eine laute, dröhnende Stimme, als die Polizei sich durch das Megafon eines Streifenwagens an sie wandte.

»Halten Sie am Straßenrand, und steigen Sie unverzüglich aus!«

Weder lenkte Djamila den Wagen an den Straßenrand, noch hatte sie die Absicht, ihn zu verlassen. Stattdessen beschleunigte sie leicht.

Im vorderen Streifenwagen warfen die Polizeibeamten einander verwunderte Blicke zu. »Sieht ganz so aus, als hätte sie noch die Kinder dabei.«

Der andere Polizist nickte. »Wir könnten sie einkeilen und versuchen, sie zur Aufgabe zu überreden.«

»Ja, aber was machen wir, wenn sie nicht mitspielt? Fordere lieber ein paar Scharfschützen an.«

»Ich bezweifle, dass welche abkömmlich sind. Herrje, hier hat es seit vier Jahren keinen Mord mehr gegeben, und jetzt erleben wir an einem einzigen Tag ein Attentat auf den Präsidenten und eine Kindesentführung durch ein übergeschnapptes Kindermädchen.«

Knapp einen Kilometer weiter versperrte ein anderer Streifenwagen die Landstraße. Als Djamila ihn sah, fuhr sie von der Straße auf eine Wiese. Die Streifenwagen wollten folgen, hielten jedoch, als Djamila den Lieferwagen wieder in Richtung Straße wendete. Sie hakte den Sicherheitsgurt auf und kletterte auf die Rückbank.

»Verdammt, was macht sie da?«, murmelte ein Polizeibeamter. »Ob sie den Kindern was antut?«

»Wer weiß. Was ist jetzt mit den Scharfschützen?«

»Ich hab's als schlechtes Zeichen aufgefasst, als der zuständige Beamte über meine Anfrage gelacht hat.«

»Schießen dürfen wir auf keinen Fall, solange die Kinder in dem Wagen sind.«

»Und was sollen wir tun?«

»Schau mal! Da geht 'ne Tür auf.«

Vor ihren Augen wurde ein Arm aus dem Lieferwagen gestreckt und ein kleines Kind mitsamt seinem Kindersitz auf der Wiese abgesetzt. Anschließend senkte der Arm nacheinander auch die beiden älteren Kinder hinab ins Gras.

»Das kapiere ich nicht«, gestand der Polizist auf dem Beifahrersitz.

»Falls irgendwas darauf hindeutet, dass sie die Kinder platt fahren will«, sagte sein Kollege, »schießt du auf die Reifen,

und ich versuch's mit einem Kopfschuss durch die Windschutzscheibe.«

Beide Männer stiegen aus dem Streifenwagen. Einer hielt die Pistole schussbereit, der andere hatte eine Flinte in den Fäusten.

Aber Djamila hatte keineswegs die Absicht, den Kindern ein Leid zuzufügen. Als sie sich wieder auf dem Fahrersitz zurechtrückte, schaute sie die Jungen einen nach dem anderen an. Dem Ältesten winkte sie sogar zu.

»Leb wohl, Timmy«, sagte sie zum Seitenfenster hinaus. »Alles Gute, du frecher kleiner Schlingel.«

»Djamila…«, schluchzte der Kleine mit tränenüberströmtem Gesicht und winkte ebenfalls.

Sosehr Djamila auch Lori Franklin verabscheute, so stimmte es sie doch froh, dass sie die Frau nicht hatte töten müssen. Kinder brauchten ihre Mutter. Ja, Kinder brauchten ihre Mutter.

Sie nahm sich noch einen Moment Zeit, um einen Zettel aus der Handtasche zu holen und etwas aufzuschreiben. Sie faltete den Zettel sorgsam zusammen und behielt ihn fest in der Faust.

Dann legte sie den ersten Gang ein, gab Gas und fuhr zur Landstraße zurück.

Inzwischen war ein weiterer Streifenwagen zu den Verfolgern gestoßen. Djamila steuerte geradewegs auf die beiden Polizeibeamten zu, die neben ihrem Dienstfahrzeug standen.

»Anhalten!«, rief der eine Beamte ins Megafon. Djamila bremste nicht, vielmehr beschleunigte sie. »Stopp, oder wir schießen!« Beide Beamten legten an. Ein Streifenwagen näherte sich nun dem Lieferwagen von hinten, während ein anderes Polizeifahrzeug ausscherte und die Kinder aufnahm. »Auf die Reifen feuern«, rief der eine Polizist, als Djamila heranraste. Die beiden Männer feuerten und trafen die Vorderreifen; dennoch fuhr Djamila weiter. Sie gab noch mehr Gas, und der Lieferwagen schlingerte trotz der zerfetzten Rei-

fen mit hoher Geschwindigkeit auf die Männer zu. »Anhalten!«, brüllte der eine Polizist nochmals ins Megafon.

Die Polizisten im Streifenwagen hinter Djamila zerschossen die Hinterreifen, doch der Wagen schlingerte immer schneller auf die Polizisten zu.

»Die ist durchgedreht!«, rief der eine. »Die will uns über den Haufen fahren!«

»Halten Sie sofort an!«, forderte der Beamte mit dem Megafon sie ein letztes Mal auf. »Oder wir schießen!«

Im Lieferwagen hörte Djamila seine Warnung nicht einmal. »Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Gott«, sang sie pausenlos auf Arabisch. Flüchtig schweiften ihre Gedanken zu einem jungen Mann namens Achmed, der sie nicht mehr hatte kennen wollen, obwohl er ihr Herz erobert hatte – zu ihrem Dichter Achmed, der jetzt tot war und gewiss im Paradies weilte.

Djamila malte sich aus, wie der Prophet Mohammed damals in jener schicksalsschweren Nacht die *miraj* erklomm, die Himmelsleiter, bis er die Höchste Moschee erreichte, den heiligen Siebten Himmel, der das verheißene Paradies war und über alle Maßen schön. Viel schöner als alles auf Erden.

Sie trat das Gaspedal bis auf den Fahrzeugboden durch, und der beschädigte Lieferwagen schoss mit einem Ruck noch einmal geradeaus.

Pistole und Flinte knallten gleichzeitig. Die Windschutzscheibe des Lieferwagens zerbarst, und Splitter prasselten ins Innere des Fahrzeugs.

Der Lieferwagen geriet aus der Fahrtrichtung, rollte noch ein Stück über die Wiese und prallte gegen einen Baum.

Die Hupe dröhnte. Die Polizisten stürmten zu dem Wagen und rissen die Fahrertür auf. Djamilas blutiger Kopf ruhte auf dem Lenkrad, ihre Augen standen offen, sahen aber nichts mehr. Als die Polizisten zurücktraten, wehte ein Stück Papier aus dem Fahrerhaus. Der eine Mann bückte sich und hob den Zettel auf.

»Was ist das?«, fragte sein Kollege. »Ein Abschiedsbrief?«

Der Beamte betrachtete das Schriftstück, zuckte mit den Achseln und gab es seinem Kollegen. »Ich kann kein Chinesisch.«

In Wirklichkeit war der Zettel auf Arabisch beschriftet. Djamila hatte etwas aufgeschrieben.

Den Tag und die genaue Stunde ihres Todes.

Während des gesamten Hubschrauberflugs nach Washington sprach Carter Gray kein Wort. Hemingway verzichtete darauf, den Alten beim Grübeln zu stören; er musste sich selbst über genügend Fragen Gedanken machen.

Sie landeten beim NIC, und Gray stieg aus dem Helikopter.

»Fahren Sie heim, Sir?«, fragte Hemingway.

Entgeistert blickte Gray ihn an. »Der Präsident wird vermisst. Ich habe Pflichten.«

Er betrat das NIC-Hauptquartier, während der Hubschrauber abhob. Über Bordfunk wandte Hemingway sich an den Piloten.

Tyler Reinke bestätigte die Anweisung, und sie flogen nach Westen.

Hemingway senkte den Blick auf den Innenboden des Helikopters. Im Stauraum unter seinen Füßen lag Präsident James Brennan in tiefem Schlummer.

Binnen weniger Stunden wusste man auch in den entlegensten Regionen der Welt, was sich in der Kleinstadt Brennan, Pennsylvania, abgespielt hatte.

Der Secret Service hatte für eine reibungslose Fortführung der Regierungstätigkeit gesorgt und alle hohen Amtsträger, darunter sämtliche Minister, unter strengsten Personenschutz gestellt. Gemäß Artikel 25 der Verfassung der Vereinigten Staaten hatte Vizepräsident Ben Hamilton die Regierungsgeschäfte übernommen. Es war das erste Mal, dass dieser Arti-

kel wegen der Entführung eines Präsidenten zur Anwendung kam.

Der neue amtierende Präsident fühlte sich in dieser Situation äußerst unwohl.

Als Erstes hatte Hamilton dem Direktor des Secret Service eine mündliche Standpauke gehalten. Als Nächstes rief er die Chefs sämtlicher Geheimdienstorganisationen ins Weiße Haus und rügte sie in aller Schärfe, weil ihnen ein terroristischer Anschlag entgangen war, der eindeutig eine umfassende Planung und die Beteiligung zahlreicher Menschen erfordert hatte. Man wusste allgemein, dass Hamilton sich immer schon Hoffnung gemacht hatte, einst Brennans Nachfolge anzutreten. Offensichtlich empfand er es als nachteilig, auf diesem Weg an die Spitze zu gelangen – von dem Schaden, den das Kidnapping der Nation zufügte, ganz zu schweigen.

Noch am Abend beorderte er Carter Gray zu sich ins Oval Office.

Späteren Gerüchten zufolge ließ Gray die Schelte gelassen über sich ergehen. Als Hamilton verstummte, stellte Gray ihm die Frage, ob er sich nun endlich an die Aufgabe machen dürfe, den Präsidenten zu suchen und wohlbehalten zurück nach Washington zu bringen. Die Erwiderung Hamiltons hatte verschiedenen Quellen zufolge Äußerungen umfasst, die keine Zeitung zu drucken gewagt hätte.

Nach der Heimkehr aus Brennan trafen sich auf Kates Einladung der Camel Club und Adelphia ein zweites Mal an ihrem Wohnsitz im ehemaligen Fahrzeugschuppen der Whitney-Houseman-Villa. Auf Adelphias Gesicht war noch immer ein Nachhall des Grauens zu erkennen. Kate reichte ihr ein Glas Wasser und machte ihr einen kalten Wickel, doch Adelphia hockte nur da, starrte auf ihre Hände und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Alex geht es gut«, sagte Kate. »Sehen durfte ich ihn allerdings noch nicht, nur kurz am Telefon mit ihm sprechen.«

»Wahrscheinlich wurden ihm bis auf weiteres Kontakte verboten«, meinte Reuben. »Er war ja mittendrin in dem ganzen Schlamassel. Er könnte allerdings etwas gesehen haben, das von Nutzen für uns wäre.«

»Und was haben wir selbst beobachtet, das nützlich für uns sein könnte?«, fragte Stone.

»Eine gewaltige Schießerei, sehr viele Sterbende und jede Menge brennende Autos«, fasste Caleb zusammen.

»Und der Präsident wurde weggeschafft«, sagte Milton.

»Aber mit ihm stimmte schon vorher etwas nicht«, erklärte Caleb. »Ich hab's auf dem Großbildschirm gesehen. Er hat sich an die Brust gegriffen.«

»Herzanfall?«, spekulierte Reuben.

»Möglicherweise«, sagte Stone.

»Es waren Araber, die geschossen haben«, sagte Reuben. »Einem hab ich die Waffe aus der Hand gewunden, bevor 's ihn erwischt hat.«

»Auf jeden Fall war es ein bestens koordinierter Anschlag«, erklärte Stone. »Man konnte es sogar in all dem Chaos deutlich erkennen. Erst fielen Schüsse, dann haben Männer sich in Brand gesetzt, und dann folgten wieder Schüsse. Es wurde in zeitlich versetzten Salven gefeuert, die jeweils auf eine bestimmte Gruppe von Zielen gerichtet waren.«

»Wenigstens ist die Präsidentenlimousine entkommen«, sagte Kate. »Nur wurde der Präsident anschließend entführt.«

»Wahrscheinlich war das Entkommen der Limousine von den Attentätern so und nicht anders geplant«, behauptete Stone. »Sie haben sie vom Rest der Autokolonne getrennt.« Er blickte zu Milton, der mit fliegenden Fingern in sein Notebook tippte. »Irgendwelche Neuigkeiten, Milton?«

»Nur dass die Entführung des Präsidenten endgültig feststeht und dass es vor dem Mercy Hospital in Brennan ein fürchterliches Feuergefecht gegeben hat.«

»Mercy Hospital«, wiederholte Stone nachdenklich. »Wenn der Präsident plötzlich erkrankt ist, muss man ihn dorthin ge-

bracht haben. Die Einlieferung ins nächstgelegene Krankenhaus ist in einem solchen Fall das routinemäßige Verfahren.«

»Denn der Ambulanzwagen des Autokorsos war ja in Brand gesetzt worden«, rief Kate in Erinnerung.

»Ja. Auch das gehörte mit Sicherheit zum Plan«, sagte Stone.

Caleb blickte in die Runde. »Und was nun?«

»Wir müssen unbedingt mit Alex reden«, stellte Kate fest. »Er muss sich den Film anschauen.«

»Er dürfte derzeit sehr beschäftigt sein«, bemerkte Reuben.

»Ich gehe zu ihm, sobald er zu Hause ist«, versprach Kate. »Er wird uns helfen, ich weiß es.«

Stone wirkte längst nicht so zuversichtlich.

Im Krisenzentrum des Secret Service herrschte emsige Geschäftigkeit. Zwar betrieb offiziell das FBI die Ermittlungen, doch der Secret Service hatte nicht die Absicht, den Fall einfach abzugeben.

Alex Ford, der Verbände am Arm und um die Rippen trug und dessen Lungen sich noch immer anfühlten, als hätten sie sich in Holzkohle verwandelt, war inzwischen zum zehnten Mal vernommen worden. Wenigstens erhielt er im Gegenzug Informationen über die jüngsten Geschehnisse.

»Wir haben diesen Wachmann des Krankenhauses erwischt«, sagte Wayne Martin, Direktor des Secret Service. »Die beiden anderen Männer, die in der Ambulanz gesessen haben, wurden bei dem Schusswechsel getötet, aber wenigstens diesen einen Schweinehund haben wir gefasst.«

»Und der Präsident?«, fragte Alex sorgenvoll.

»Von dem gibt es keine Spur«, entgegnete Martin. »Wir vermuten, dass er in ein anderes Fahrzeug verfrachtet wurde. Möglichweise war eine Frau mit Namen Djamila Salem daran beteiligt. Sie hat als Kindermädchen bei einem Ehepaar namens Franklin gearbeitet. Salem hat Mrs. Franklin gefesselt und ist mit den Kindern in einem Lieferwagen weggefahren. Später hat sie die Kinder abgesetzt, wurde dann aber erschos-

sen, als sie mit dem Wagen zwei Streifenpolizisten über den Haufen fahren wollte.«

»Und was soll diese Frau mit der Entführung des Präsidenten zu tun haben?«, fragte ein anderer Secret-Service-Agent.

»Wir nehmen an, dass sie die Kinder benutzt hat, um durch die Straßensperren zu gelangen. Ein Kindermädchen mit drei plärrenden kleinen Jungs im Auto nimmt auf einer Verdächtigenliste keinen allzu hohen Rang ein.«

»Ich verstehe den Zusammenhang noch immer nicht«, gestand der Agent.

»Beim Durchsuchen des Lieferwagens hat die Polizei im Heck einen versteckten Stauraum entdeckt. Er hat eine Blei- und Kupferbeschichtung und kann für eine Person von der Statur des Präsidenten sehr wohl ausgereicht haben. Außerdem gab es zusätzlichen Platz für eine Sauerstoffflasche, die später auch gefunden wurde. Lori Franklin hat ausgesagt, ihr Kindermädchen habe sich sehr erregt, als es erfuhr, dass sie, Lori Franklin, ihre Absichten geändert hatte und mit ihren Söhnen die Festveranstaltung besuchen wollte. Dadurch wäre der Plan der Attentäter stark beeinträchtigt worden, also musste Lori Franklin aus dem Verkehr gezogen werden.«

»Hat er geplaudert?«, fragte Alex. »Ich meine, der Wachmann?«

»Das FBI hat die Vernehmung an sich gezogen«, erwiderte Martin mürrisch. »Wir haben die Fingerabdrücke des Mannes überprüft, leider ohne Ergebnis.«

»Der Mann ist bestimmt kein Anfänger, Sir«, versicherte Alex. »Ich kann nicht glauben, dass es sein erster Einsatz war.«

»Vielleicht haben Sie recht«, gestand Martin ihm zu. »Dann ist er aber noch nie ertappt worden.«

Schließlich stellte Alex die Frage, die auszusprechen er sich bisher gescheut hatte. »Wie viele Tote hat es gegeben, Sir?«

Martin musterte ihn mit seltsamer Miene. »Auf dem Festplatz und im Ort wurden insgesamt einundzwanzig Terroristen getötet.«

»Ich frage nach unseren Leuten, Sir.«

Martin blickte in die Runde. »Die Öffentlichkeit weiß es bis jetzt nicht, und wir werden es nicht verlauten lassen, bevor wir wissen, was das alles zu bedeuten hat.« Kurz schwieg der Secret-Service-Direktor. »Wir hatten keine Verluste.«

Alex sprang auf und starrte seinen Chef an. »Was reden Sie denn da, zum Donnerwetter? Rings um mich her wurden die Leute niedergemäht! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen! Ist das irgendeine verdammte politische Scharade? Falls ja, stinkt es zum Himmel.«

»Nun mal halblang, Alex«, sagte Martin. »Ich weiß, Sie haben starke Medikamente zur Schmerzlinderung erhalten, aber schlagen Sie nicht einen solchen Ton an.«

Alex atmete tief durch und nahm wieder Platz. »Sir, wir hatten Verluste.«

»Unsere Mitarbeiter *sind* niedergeschossen worden, über fünfundzwanzig an der Zahl, außerdem fünfzehn Schutzpolizisten. Und Dr. Bellamy.« Martin zögerte. »Aber sie wurden mit Betäubungspfeilen niedergestreckt. Alle haben sich inzwischen erholt. Deshalb konnten die Attentäter die Waffen an den Magnetometern vorbeischmuggeln. Die Waffen und die Pfeile wurden aus Kompositmaterialien gefertigt.« Er zauderte erneut. »Was ich hier sage«, fügte er dann hinzu, »bleibt unter uns.«

Sämtliche Agenten blickten einander an. »Betäubungswaffen?«, meinte Alex gedehnt. »Am Krankenhaus haben sie nicht mit Betäubungspfeilen geschossen. Das waren richtige Kugeln.«

»Die beiden Agenten, die wir außer Ihnen dort gefunden haben, waren auch von Betäubungspfeilen erwischt worden. Nur die Verstärkung hat man dann mit scharfer Munition in Schach gehalten. Doch obwohl die Schützen den Vorteil einer

erhöhten Position und die besten Scharfschützengewehre hatten, die es gibt, haben sie niemanden mit scharfer Munition getroffen. Augenzeugen haben ausgesagt, die Männer hätten bloß in die *Nähe* unserer Leute gefeuert. Sie haben das Vorfeld des Hospitals mit Geschossgarben bestrichen, um unsere Männer fernzuhalten. So viel steht inzwischen fest. Anscheinend haben sie nie wirklich auf jemanden gezielt, obwohl sie reichlich Gelegenheit dazu hatten, wie unsere Leute selbst sagen. Ich behaupte nicht, dass ich das Ganze begreife, aber so ist derzeit die Sachlage.«

Alex berührte seinen verletzten Arm. »Auf mich jedenfalls wurde *scharf* geschossen.«

»Gratuliere, Sie sind der Einzige. Ich vermute, man hat nicht erwartet, dass Sie in die Klinik vordringen und denen in die Quere kommen.«

»Ja, aber einen Strich durch die Rechnung habe ich denen offensichtlich nicht gemacht.«

Martin blickte ihn aufmerksam an. »Sie haben getan, was ein Agent nur tun konnte.« Alex schwieg zu diesem zweifelhaften Lob. »Offenbar sah der Plan vor, den Präsidenten vom normalen Kontingent an Sicherheitskräften zu trennen und zur Klinik schaffen zu lassen. Die Täter kannten unsere Methoden und Vorgehensweisen und haben sie gegen uns angewendet. Dass sie die Personenschützer und Polizisten geschont haben, werten wir als gutes Zeichen, was das weitere Schicksal des Präsidenten betrifft. Sie hätten ihn leicht umbringen können.«

»Also geht es um Erpressung«, schlussfolgerte ein Agent, »und wahrscheinlich werden sie kein Geld fordern.«

»Genau so sehen wir die Sache«, erwiderte Martin. »Fragt sich nur, was sie verlangen.«

»Aber warum hat man so darauf geachtet, niemanden zu töten, Sir?«, fragte Alex verwirrt. »Ich meine, was tun diese Burschen denn sonst? Sie *töten*. Denken Sie an den elften September, an die *USS Cole*, die Grand Central Station. Und

immer sind sie dabei selbst in den Tod gegangen. Die Sache ergibt keinen Sinn.«

»Stimmt, einen Sinn ergibt das Ganze nicht. Anscheinend betreten wir in diesem Fall Neuland.« Martin ergriff eine Fernsteuerung und richtete sie auf einen großen, an der Wand befestigten Plasmabildschirm. »Wir haben vorhin dieses Video erhalten. Ich möchte, dass jeder es sich ansieht. Falls jemand etwas Auffälliges bemerkt, soll er sofort die Klappe aufmachen.«

Der Bildschirm wurde hell, und Alex konnte die schrecklichen Ereignisse in Brennan gewissermaßen von außen beobachten.

Die Versammlung schaute sich die Aufzeichnung dreimal an. Zwar machten einige Agenten diese oder jene Anmerkung, doch niemandem fiel irgendetwas Besonderes auf. Die Terroristen waren augenscheinlich gründlich organisiert und äußerst diszipliniert vorgegangen.

»Sie haben den Ambulanzwagen abgefackelt und Dr. Bellamy ausgeschaltet, damit wir den Präsidenten geradewegs zur Klinik befördern«, lautete Martins Zusammenfassung. »Dann haben sie einen Traktor mit Anhänger und einen alten Wasserturm benutzt, um Verstärkungen den Weg zu versperren. Ganz schön raffiniert. Ein Glück, dass wir es beim Attentat auf Ronnie Reagan nicht mit so gerissenen Typen zu tun hatten. Er war damals mit nur einer Hand voll Begleiter im Krankenhaus angelangt. Sie wären leichte Opfer gewesen, hätte jemand ihnen dort aufgelauert. Das bedeutet, wir müssen uns von nun an auf völlig neuartige Gefahren einstellen.«

»Aber der Präsident sah *tatsächlich* krank aus«, gab Alex zu bedenken. »Ich habe gesehen, wie er sich an die Brust gegriffen hat. Und auf der Fahrt zur Klinik sprach er davon, sterben zu müssen. Ich habe seinen Puls gefühlt. Nach meinem Empfinden war er normal, aber ich bin kein Arzt.«

»Dem Klinikpersonal zufolge wurde Brennan im Krankenhaus irgendetwas injiziert«, sagte Martin. »Daraufhin ist er bewusstlos geworden.«

»Die Attentäter konnten doch nicht einfach darauf spekulieren, dass er plötzlich erkrankt und ins Mercy Hospital eingeliefert wird«, meinte Alex. »Sie mussten dafür sorgen, dass ihm während des Festakts etwas zustößt – was es auch sein mag.«

»Stimmt. Leider wissen wir nicht, wie sie das hingekriegt haben.«

»Vielleicht hat man auch auf ihn einen Pfeil abgeschossen«, meinte ein anderer Agent.

»Das wäre möglich, zumal ein Luftgewehr wenig Lärm verursacht, aber niemand hat eine Waffe gesehen, ehe die erste Salve fiel. Man hat sich den Film schon hundertmal angeschaut, aber kein einziges Mal zuckt der Präsident oder gibt durch irgendeine andere Reaktion zu erkennen, dass irgendetwas ihn getroffen hätte. Doch selbst beim Schuss eines Luftgewehrs würde man den Treffer spüren.«

In diesem Moment kam Jerry Sykes mit einem Blatt Papier herein. »Das hier ist soeben eingegangen, Sir.«

Martin las den Text und schaute dann wieder seine Mitarbeiter an. »Die Klinik in Brennan teilt uns mit, dass fünf Personen eingeliefert wurden, die über Atembeschwerden und Symptome eines Herzanfalls klagen. Daten und andere Details werden nachgereicht. Die Personen sind in Behandlung, doch die ersten Untersuchungen zeigen, dass keine organische Erkrankung vorliegt.«

»Es könnte ein biologisches Agens in der Luft freigesetzt worden sein, Sir«, mutmaßte Sykes.

»Und das hat nur beim Präsidenten und einigen anderen Personen gewirkt?«, wandte Martin skeptisch ein. »Das wäre ein ziemlich unwirksamer Stoff.«

Alex' Blick ruhte noch immer auf dem Großbildschirm. »Sind die Leute, die man ins Krankenhaus gebracht hat, ein

Nationalgardist, zwei ältere Männer sowie eine jüngere und eine ältere Frau?«

Martin hob den Blick von der Mitteilung. »Woher wissen Sie das?«

Alex deutete auf die Bildfläche. »Spulen Sie bitte zurück zu der Szene, als der Präsident den Veteranen die Hand gibt, und stellen Sie auf Zeitlupe.« Sämtliche Anwesenden beobachteten, wie Brennan an der Absperrung Händchen gab. »Halt«, rief Alex. Martin stoppte die Wiedergabe. »Beachten Sie mal die Hand«, sagte Alex und wies auf die Prothese des Nationalgardisten.

»Das ist eine künstliche Hand«, stellte Sykes fest. »Sie war mehreren unserer Agenten aufgefallen.«

»Ja, mir auch«, gab Alex zur Antwort. »Der Mann reicht dem Präsidenten die rechte, also die unechte Hand. Danach schüttelt Brennan noch fünf weitere Hände. Lassen Sie mal weiterlaufen.« Der Nationalgardist salutierte vor dem Präsidenten. »Halt«, rief Alex. »Sehen Sie? Er salutiert mit der Linken, beziehungsweise mit dem Haken am linken Armstumpf. Wieso hat er eine Hand und einen Haken?«

»Vielleicht ist die zweite Prothese noch nicht fertig«, sagte Martin ungeduldig.

»Aber warum gibt er die Rechte und salutiert mit links?«

»Ich bin Linkshänder«, erklärte Sykes, »die meisten Menschen sind Rechtshänder. Deshalb schüttle ich die Hand eines anderen immer mit der Rechten, salutiere allerdings mit der Linken. Na und?«

»Hat sonst jemand etwas Ungewöhnliches bemerkt?«, fragte Martin.

Alex wandte den Blick nicht von der Prothese. »Können Sie die Kunsthand mal vergrößern?« Martin und Sykes schauten ihn verdrossen an. »Tun Sie mir den Gefallen«, bat Alex. »Es ist ja nicht so, dass hier allzu viele Beobachtungen zur Diskussion stehen.« Martin betätigte die Zoomfunktion, bis die Handprothese fast den gesamten Bildschirm ausfüllte.

»Achten Sie mal auf das da«, sagte Alex, wobei er nochmals auf die Bildfläche deutete.

»Auf *was?*«, fragte Martin.

»Der Handteller des Mannes ist feucht.«

Sykes musterte Alex verständnislos. »Das wird Schweiß sein. Es war ein warmer Tag.«

»Stimmt, aber künstliche Hände schwitzen nicht.«

»Ach du Schande!«, rief Martin und starrte auf den Großbildschirm.

Martin sprach Alex nochmals an, als die Versammlung den Saal verließ.

»Sie haben keinen Grund, sich zu schämen. Im Gegenteil, Sie sind ein Held.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht«, entgegnete Alex. »Und ich glaub's erst recht nicht.«

Vierundzwanzig Stunden waren verstrichen, und ein in Panik geratenes Amerika wartete noch immer auf Neuigkeiten über den verschwundenen Präsidenten. Man hatte den Wohnsitz des verdächtigen Nationalgardisten ermittelt, doch erwartungsgemäß war der Mann längst über alle Berge. Bei den ins Hospital eingelieferten Erkrankten wurde eine Vergiftung durch ein starkes synthetisches Halluzinogen diagnostiziert, die durch die Haut erfolgt war. Untersuchungen ergaben, dass dieses Gift einem Herzinfarkt ähnliche Symptome, partielle Lähmungen und Todesangst auslöste. Die Klinik zog Wissenschaftler und Spezialisten der CIA heran, um die Substanz zu identifizieren. Die CIA beeilte sich, jedermann zu versichern, sie hätte dieses Mittel noch nie eingesetzt, doch von Dreckskerlen wie den Feinden Amerikas dürfe man so viel Anstand natürlich nicht erhoffen. Immerhin gab es auch eine gute Neuigkeit: Die Droge wirkte nicht tödlich, und den Symptomen konnte man mittels verschiedener Medikamente leicht entgegenwirken. Anscheinend war die Substanz vom Präsidenten

buchstäblich weitergereicht worden, als er an der Absperrung den nächsten fünf Personen die Hand drückte.

Im Zentrum Brennans war in einer Autowerkstatt eine weitere Leiche gefunden worden. Alex erkannte in dem Toten den Mann, der hinter dem Mercy Hospital den Ambulanzwagen gefahren hatte. Die Werkstatt gehörte einem amerikanischen Geschäftsmann, doch auch von ihm ließ sich keine Spur entdecken. Anhand der ballistischen Untersuchung wurde festgestellt, dass die Kugel, die den Mann getötet hatte, aus derselben Waffe stammte, mit der Alex verwundet worden war: Das Geschoss, das den Arm des Secret-Service-Agenten gestreift hatte, war aus einem Holzgeländer geborgen worden. Diese Umstände – sowie die geringe Entfernung zwischen Klinik und Autowerkstatt – legten die Vermutung nahe, dass man das Umladen des Präsidenten vom Ambulanzwagen in Djamila Salems Lieferwagen in der Werkstatt vollzogen hatte. In dem Lieferwagen war der Präsident dann fortgebracht worden; vielleicht hatte man ihn in ein drittes Fahrzeug verfrachtet, in dem man ihn dann aus der Gegend um Brennan weggeschafft hatte.

Der amtierende Präsident Hamilton hatte sich mit mehreren Reden an das amerikanische Volk gewandt und beteuert, die Lage sei stabil, die Regierung arbeitsfähig und die Täter bekämen die volle Härte des Gesetzes zu spüren. Die Terroristengruppe, die James Brennan entführt hatte, forderte er auf, ihn auf der Stelle unversehrt freizulassen, oder die Vergeltung der USA für die brutale Tat würde zur völligen Eliminierung der Verantwortlichen und sämtlicher Staaten führen, die ihnen Unterstützung gewährten.

Dennoch hatte das Kidnapping die USA unübersehbar aus dem Gleis geworfen. An der Börse ging es abwärts; die Menschen hatten Angst, das Haus zu verlassen; die Nation kam zu einer Art Stillstand. Es trug nicht eben zur Beschwichtigung bei, dass einige moslemische Extremisten die Entführer auf-

riefen, Brennan zu töten, falls er noch lebte, und der ganzen Welt seine Leiche zu zeigen.

Für die Streitkräfte war Alarmstufe DEFCON 2 ausgegeben. Es war erst das zweite Mal, dass das Strategic Air Command, die höchste militärische Befehlsgewalt des Landes, diese Alarmstufe ausrief. Das erste Mal war es während der Kuba-Krise 1962 gewesen. Selbst die Vorfälle des 11. September hatten nur Alarmstufe DEFCON 3 ausgelöst. Militärexperten warnten, je nach dem weiteren Verlauf der Ereignisse könnte DEFCON bald die höchste Stufe 1 erhalten – und von da an war nichts mehr undenkbar.

Die Geheimdienste unternahmen, was sie konnten, um die Identität der Entführer zu ermitteln. Auch auf diplomatischer Ebene wurden auf allen Seiten Erkundigungen eingeholt. Und dem Pentagon juckten gewissermaßen die Finger, seine Hightech-Waffen auf irgendein Ziel loszulassen.

»Wir haben keine Lust mehr, im Kampf gegen solche Leute Soldaten um die halbe Welt zu schicken«, sagte ein Dreisternegeneral im Gespräch mit einem Senator. »Wir schicken bloß noch Raketen. Diesmal können sie einpacken.«

Der Senator widersprach ihm nicht.

Die ohnehin starken Spannungen zwischen der islamischen Welt und Amerika steigerten sich auf ein noch bedrohlicheres Niveau. Zwar übernahm keine terroristische Organisation die Verantwortung für den Anschlag, doch die in Brennan umgekommenen Attentäter waren allesamt Araber, Iraner oder Afghanen gewesen. Erstaunlicherweise waren ihre Fingerabdrücke und sonstige personenbezogenen Daten anhand der umfassenden, als vollständig eingeschätzten NIC-Datenbanken überprüft worden, doch ohne ein Ergebnis. Es schien unvorstellbar, dass sämtliche Geheimdienstorganisationen der Vereinigten Staaten über keinen der Täter ein einziges Byte an Informationen hatten, und doch verhielt es sich offenbar so.

Derzeit beschäftigten sich allerdings die wenigsten Menschen in den Vereinigten Staaten mit dieser Ungereimtheit.

Sie wollten ihren Präsidenten wiederhaben. Und sie wollten Klarheit darüber, wie so etwas überhaupt hatte passieren können.

Am späten Abend des Tages nach der Entführung klopfte Kate Adams in Manassas an Alex' Haustür, nachdem sie etliche Male vergeblich versucht hatte, ihn telefonisch zu erreichen.

Irgendwo im Haus ertönten schwermütige Gitarrenklänge. Sie verstummten, und Schritte näherten sich der Tür.

»Ja?«

»Alex, ich bin's, Kate.«

Alex öffnete die Haustür. Sein Haar war wirr, das Kinn unrasiert. Er trug eine rissige Jeans und ein schmuddeliges T-Shirt, aber keine Schuhe. Er hatte gerötete Augen, und in seinem Atem roch Kate Alkohol. In der Rechten hielt er eine Akustikgitarre.

»Du hast nicht zurückgerufen«, sagte Kate. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«

»Tut mir leid«, antwortete er knapp. »War beschäftigt.«

Kate betrachtete das Instrument in seiner Hand. »Wie kannst du mit einer Schussverletzung am Arm Gitarre spielen?«

»Wer Jack Daniels hat, braucht keine Schlinge.«

»Darf ich hereinkommen?«

Alex zuckte mit den Achseln, trat beiseite und schloss hinter Kate die Tür.

»Es wundert mich«, sagte Kate, »dass die Medien nicht dein Haus belagern.«

»Mein Name ist ungenannt geblieben. Ich bin der unbekannte Secret-Service-Agent, der Bockmist gebaut und die Entführung des Präsidenten nicht verhindert hat.« Er führte Kate in ein kleines, spärlich möbliertes Wohnzimmer, und sie nahmen Platz. Das Zimmer wirkte dermaßen kahl, als zöge gerade jemand ein oder aus. Das einzige Ungewöhnliche war ein Regal mit Hunderten von Schnapsgläsern. »Von jedem Ort, an dem ich als Personenschützer gewesen bin, verwahre

ich als Andenken ein Schnapsglas.« Kate drehte sich um und sah Alex' Blick auf sich ruhen. »Keine tolle Bilanz nach so vielen Jahren, was?«, fügte er hinzu. Peinliches Schweigen folgte. »Möchtest du was trinken?«, fragte Alex schließlich.

»Aber nichts so Starkes, wie du es getrunken hast.« Alex stand auf und kehrte einen Moment später mit einem Glas Cola und Eis zurück. »Da ist doch kein Whiskey drin?«, vergewisserte Kate sich vorsichtshalber.

»Nein, ich sitze sowieso auf dem Trockenen. Gestern hab ich 'ne ganze Flasche geschlappt.«

»Willst du jetzt nur noch zu Hause hocken, Johnny-Cash-Balladen klimpern und dich besaufen, bis du tot vom Sofa fällst?«

»Immerhin eine Möglichkeit«, gab Alex ihr matt zur Antwort.

»Das ist keine gute Idee.«

»Hast du eine bessere?«

»Du hast mir versprochen, dich mit Oliver und den anderen zu treffen.«

»Ach ja«, sagte Alex zerstreut, »dem Camera Club.«

»Nein, dem *Camel* Club.«

»Egal«, meinte Alex und schlug auf der Gitarre ein paar Saiten an.

Kate schaute sich im Wohnzimmer um, bis ihr Blick auf ein Foto fiel. Sie nahm es zur Hand. Der Mann auf dem Bild war groß und hager, hatte ein vom Wetter gegerbtes Gesicht und glattes schwarzes Haar, das er zu einem schwungvollen Entensteiß geschniegelt hatte. Er hatte eine Zigarette im Mundwinkel und hielt eine Gitarre. Kate erwiderte Alex' Blick, der sie aufmerksam beobachtete. »Dein Vater?«

»Der einzige und wahre Freddy Ford, genannt Hobelhengst«, bestätigte Alex.

»Eigentlich hat er gar keine Ähnlichkeit mit Johnny Cash.«

»Ich weiß. Mehr mit Hank Williams senior.« Kate stellte das Foto hin und sah sich wieder im Zimmer um. »Nicht be-

sonders gemütlich, was?«, meinte Alex. Kate wandte sich ihm zu. Er behielt sie ununterbrochen im Auge. »Der Beruf eines Secret-Service-Agenten«, sagte er, »verträgt sich schlecht mit luxuriöser Häuslichkeit.«

Kate lächelte. »Keine Bange. Ich hab's nicht wegen deines Geldes auf dich abgesehen.«

»Umso besser.«

»Du musst dich mit Oliver treffen, Alex.« Kate trank einen Schluck Cola. »Denk daran, eine Frau ist entführt worden.«

»Dann verständigt das FBI. Allerdings hab ich den Eindruck, es hat sich zurzeit volle Pulle hinter die Aufklärung eines anderen Kidnappings geklemmt.«

»Sie wollen, dass du dich mit der Sache befasst.«

Alex tippte sich an die Brust. »Sieh mich doch an, Kate. Würde deine Schwester vermisst, wärst du bereit, *mich* mit dem Fall zu betrauen?«

»Ja.«

»Quatsch!«

»Bitte, Alex, triff dich mit ihnen, ja?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Ich bin weder dir noch sonst wem irgendeine Scheißerklärung schuldig.«

Kate stellte das Glas ab und stand auf. »Ich bedaure sehr, dass du so denkst.« Sie wandte sich zum Gehen, doch Alex legte ihr eine Hand auf die Schulter und drehte sie zu sich herum.

»Ich hab's versaut, Kate«, sagte er kurz und bündig. »Ich hab meine Pflicht nicht erfüllt.«

»Du hast keine Schuld. Die hätten dich fast umgebracht.«

»Nein, sie haben mich über den Tisch gezogen wie einen jämmerlichen Anfänger. Dieser Wachmann, ein Kerl aus dem Nahen Osten, kam *zufällig* gerade aus der Klinik gelatscht? Und bietet mir an, mir trotz Gefahr für das eigene Leben zu

helfen, und ich lasse den Dreckskerl mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten abhauen…?«

»Du hast ihn nicht abhauen lassen. Du hast Lunte gerochen.«

»Ja, aber sechzig Sekunden zu spät, und in meinem Beruf ist so was ein verdammtes Versäumnis.« Alex lehnte sich gegen die Wand. »Erinnerst du dich noch, was Clint Hill, Kennedys Secret-Service-Leibwächter, zu mir gesagt hat?«

»Dass du dir nicht wünschen solltest, so wie er zu sein, weil er seinen Präsidenten nicht hatte schützen können.«

»Stimmt«, sagte Alex. »Und jetzt verstehe ich genau, was er gemeint hat.«

Seit Brennans Entführung hatte Carter Gray kaum geschlafen, doch trotz aller Bemühungen konnte der NIC-Chef bislang kaum Ergebnisse vorweisen. 36 Stunden nach dem Verschwinden des Präsidenten saß er im NIC an einem Konferenztisch. Ihm gegenüber, flankiert von zwei bulligen Wachleuten und an den Stuhl gekettet, saß ein Mann, der vorgab, auf den Namen Farid Schah zu hören, der auch in seinen Ausweispapieren stand. Gray wusste, dass er es mit nichts als Lügen und Fälschungen zu tun hatte, und es war ihm gelungen – vor allem, weil er dunkle Geheimnisse des FBI-Direktors kannte –, Schah der Zuständigkeit des FBI zu entreißen.

»Farid Schah aus Indien«, sagte Gray. »Aber Sie sind kein Inder.«

»Mein Vater war Inder, meine Mutter Saudi«, erklärte der Gefangene ruhig. »Ich bin nach ihr geraten.« Man hatte ihm den verletzten Arm mit Klebeband an der Körperseite befestigt. Er durfte den Arm nicht in einer Schlinge tragen, weil diese ein hervorragendes Selbstmordwerkzeug abgegeben hätte.

»Ein Hindu hat eine Muslima geheiratet?«

»Sie wären überrascht, wie oft so etwas unter einer Milliarde Menschen vorkommt.«

»Und wie sind Sie von Indien nach Amerika gelangt?«

»Amerika ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten«, lautete die unbestimmte Antwort.

»Werben die Moslems neuerdings Hindus als Terroristen an?«

»Ich bin praktizierender Moslem. Sicherlich haben Sie gesehen, dass ich in der Zelle meine Gebete verrichte.«

»Wissen Sie was, Mr. Schah? Sie kommen mir irgendwie bekannt vor.«

»Für die meisten Amerikaner sehen wir alle gleich aus.«

»Ich bin nicht wie die meisten Amerikaner. Wie haben Sie eigentlich die Stelle als Sicherheitsmann in der Klinik bekommen?« Der Gefangene senkte den Blick auf seine Hände und schwieg. »Und wer sind diese Personen?«, fragte Gray, wobei er mehrere Fotos auf dem Tisch ausbreitete. »Ist das Ihre Familie?« Keine Antwort. »Die Fotos wurden in Ihrer Wohnung beschlagnahmt, also gehe ich davon aus, dass Sie wissen, wer diese Leute sind. Es sind interessante Fotos. Auf der Rückseite jedes Bildes steht etwas auf Arabisch. Anscheinend sind es Geburts- und Todesdaten sowie andere Angaben.« Gray hielt das Foto eines Teenagers hoch. »Dem Vermerk zufolge war er sechzehn, als er starb. Außerdem steht da, dass er während des iranisch-irakischen Kriegs den Tod gefunden hat. War er Ihr Bruder? Auf welcher Seite hat er in dem Krieg gekämpft? Und auf welcher Seite haben *Sie* gestanden?« Gray wartete nicht auf Antwort, weil er wusste, dass er keine bekommen würde. Er hob ein anderes Foto hoch, diesmal das einer Frau. »Hier steht, sie sei während der ›ersten amerikanischen Invasion des Irak‹ ums Leben gekommen. Ich nehme an, damit ist der Erste Golfkrieg gemeint, als die Vereinigten Staaten Kuwait zu Hilfe kamen, nachdem der *Irak* Kuwait überfallen hatte. War sie Ihre Frau? Haben Sie für Saddam Hussein gekämpft?« Wieder bekam er

keine Auskunft. Er ergriff ein weiteres Foto, das ein junges Mädchen zeigte, und drehte es um. »Getötet während der zweiten amerikanischen Invasion des Irak«, las er ab. »War sie Ihre Tochter?« Immer noch starrte der Gefangene auf seine Hände. »Sie haben alle diese Menschen, Ihre Familie, Ihre Freunde, in Kriegen und Aufständen verloren. Moslems gegen Moslems, dann Moslems gegen Amerikaner. Um was geht es dabei?« Gray beugte sich vor. »Geht es um Rache?« Er schob die Fotos zusammen und nickte den Wächtern zu. »Ich komme in Kürze wieder«, sagte er zu dem Gefangenen und erhob sich. »Dann *werden* Sie mir alles erzählen.«

Am nächsten Morgen musste die Nation aufgrund ohnehin schon kursierender Gerüchte darüber informiert werden, dass die Terroristen bei der Entführung Präsident Brennans lediglich Betäubungswaffen benutzt hatten. Deshalb waren keine Amerikaner ums Leben gekommen, obwohl beim Chaos auf dem Festplatz zahlreiche Menschen verletzt worden waren. Die Welt war fassungslos angesichts der bestätigten Tötung von einundzwanzig Arabern, Afghanen und Iranern. Die Schlagzeile der *New York Times* brachte das Befremden auf den Punkt: *Selbstmordattentäter, die nur sich selbst töten?* In der *Washington Post* warf man die Frage auf, ob eine Erklärung darin gesehen werden könnte, dass echte Waffen den Magnetmetern nicht entgangen seien. Doch niemand konnte begreiflich machen, wieso die Heckenschützen am Mercy Hospital ebenfalls Betäubungswaffen verwendet hatten.

Die *New York Post* stellte offen die Frage: *Was ist eigentlich los?*

In den Straßen Amerikas und auf dem Rest der Erdkugel griff neue Gewalt um sich. Man spürte, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis etwas Weltbewegendes geschah.

Tatsächlich gingen noch am selben Vormittag aufregende Meldungen im Weißen Haus ein. Sämtliche großen amerikanischen Fernsehsender hatten von den arabischen Kollegen bei Al Dschazira eine Nachricht erhalten, dass in aller Kürze

ein soeben von den Entführern übermitteltes Erpresserschreiben der Welt bekannt gegeben werden sollte. In dem Schreiben stünden aufsehenerregende Mitteilungen, ließen Al-Dschazira-Sprecher verlauten. Niemand, nicht einmal der amerikanische Präsident, dürfe vorab von den Forderungen der Kidnapper Kenntnis haben. Die Entführer wünschten, dass Regierung und Bevölkerung der USA zur selben Zeit informiert wurden.

Der Kommentar, den Hamilton dazu abgab, hätte bei einer Live-Übertragung im Fernsehen mit zahlreichen Pieptönen gespickt werden müssen und hätte ihm voraussichtlich trotzdem eine Rüge wegen Fäkalsprache in den Medien eingetragen. Doch was hätte er tun können? Hamilton rief das Kabinett, seine Berater und die Militärbefehlshaber zusammen, um sich gemeinsam mit ihnen die Übertragung anzuschauen.

»Woher sollen wir überhaupt wissen, dass diese Leute den Präsidenten *wirklich* haben?«, warnte der Nationale Sicherheitsberater. »Das Ganze kann von vorn bis hinten Humbug sein.«

»Ganz recht«, stimmte Verteidigungsminister Decker ihm zu. Als Kabinettsmitglied genoss er hohe Achtung; Decker galt als ein Mann, der seine Hausaufgaben machte, die politischen Karten ausreizte und keine Bedenken hatte, das militärische Übergewicht Amerikas voll auszuschöpfen. In Brennans Regierung war er stet ein Betonkopf gewesen, und in der jetzigen Krise verließ auch Hamilton sich sehr auf ihn.

Hamilton zog ein Blatt Papier aus der Tasche. »Wenige Minuten vor der Fernsehmeldung ist dem Weißen Haus das hier zugespielt worden. Es ist gewissermaßen eine Anlage zu dem Erpresserbrief.«

»Und was ist es, Sir?«, erkundigte sich Decker.

»Es heißt, es ist der Code für unsere Atomwaffen, den Brennan bei sich hatte. Allerdings müssen wir die Richtigkeit der Angaben erst überprüfen. Gültig sind die Codes natürlich nicht mehr.«

Zwei Minuten später blickte Verteidigungsminister Decker, nachdem er telefoniert und einen Rückruf erhalten hatte, mit düsterer Miene in die Runde. »Die Angaben stimmen.«

Die anderen Frauen und Männer im Sitzungssaal starrten zu Boden, mieden jeden Blickkontakt. Alle dachten das Gleiche: Die Forderungen der Entführer liefen auf etwas hinaus, in das die Vereinigten Staaten unmöglich einwilligen konnten. Und damit war das Schicksal des Pechvogels James Brennan leider besiegelt.

Auf dem Plasmabildschirm erschien ein bekannter Fernsehmoderator. »Ich schwöre bei Gott«, sagte Hamilton und fasste damit die Gedanken aller Anwesenden in Worte, »wenn diese Halunken jetzt Brennans Enthauptung zeigen, bleibt da drüben kein Stein auf dem anderen.«

Der Medienveteran wirkte verstört, als er die Nachrichten verlas. Erstens sollten Amerika und die restliche Welt den Islam als bedeutende Weltreligion anerkennen und ihm künftig den verdienten Respekt zollen. Zweitens müssten die Vereinigten Staaten für jeden Dollar, der nach Israel oder Ägypten floss, einen Dollar Wirtschaftshilfe an die Palästinenser zahlen. Drittens hätte der vollständige Rückzug aller ausländischen Truppen aus dem Irak und Afghanistan zu erfolgen; nur UN-Soldaten dürften bleiben. Viertens wären sämtliche militärischen Stützpunkte in Afghanistan zu räumen. Fünftens sollte die gesamte private Ölförderung im Nahen Osten an jene Länder abgetreten werden, in denen das Öl gefördert wurde, und die Pipeline in Afghanistan sollte verstaatlicht werden. Die sechste Forderung lautete, die ausländischen Firmen im Nahen Osten ausnahmslos in mehrheitlich arabische Hand zu übereignen und in den nächsten beiden Jahrzehnten sämtliche Unternehmensgewinne in der dortigen Region zu reinvestieren. Siebtens wurde eine Erklärung der USA und ihrer Verbündeten verlangt, auf militärische Aktionen gegen souveräne Staaten zu verzichten, solange diese Staaten sie nicht militärisch angriffen oder keine glaubhaften Beweise

vorlagen, dass diese Nationen terroristische Attacken gegen die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten unterstützten. Achtens wurde gefordert, dass die Vereinigten Staaten künftig davon absahen, ihre Militärmacht einzusetzen, um die Welt nach ihrem Ebenbild umzugestalten, und fortan die unterschiedlichen Kulturen des Nahen Ostens respektierten. Neuntens müsse in einer gesonderten Erklärung eingestanden werden, dass ein großer Teil der Probleme des Nahen Ostens auf irregeleiteter Außenpolitik des Westens und kolonialer Ausplünderung beruhten.

Als dieser Forderungskatalog verlesen wurde, verdüsterte sich die Stimmung im Sitzungssaal noch mehr. »Immer der gleiche Mist«, rief ein General. »Es enttäuscht mich, dass sie nicht endlich mal kreativer werden.«

»So oder so, wir können uns *unmöglich* einer Erpressung beugen«, sagte Hamilton und ließ den Blick in die Runde schweifen.

»Auf keinen Fall«, kam Rückhalt von der NSA.

»Um keinen Preis«, trumpfte Verteidigungsminister Decker auf.

Rings um den Konferenztisch machten die Anwesenden sich Notizen zum neuesten Verlauf der Ereignisse. Derweil scharten die Generale und Admirale sich in einer Ecke zusammen, um erste Überlegungen hinsichtlich eines Militärschlags anzustellen.

Außenministerin Andrea Mayes ergriff das Wort. »Einen Moment bitte, Gentlemen. Wir können doch James Brennan nicht einfach abschreiben.« Mayes war eine gute Freundin des verschleppten Präsidenten.

Die Mitarbeiter aus dem Pentagon musterten sie ungläubig.

»Glauben Sie etwa, die bringen uns Brennan irgendwann zurück?«, fragte jemand grob.

An der Konferenztafel brach wildes Gezeter los, bis eine sehr laute Stimme dröhnte. Schlagartig wurde es still, und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf Carter Gray, der

am einen Ende der Tafel saß. Obwohl seine Aura der Unbezwingbarkeit gelitten hatte, war sein Durchsetzungsvermögen geblieben.

»Vielleicht sollten wir uns erst einmal den Rest anhören«, sagte Gray und wies auf den Wandfernseher.

Im Sitzungssaal breitete sich Stille aus.

»Es folgt ein neuer Abschnitt«, sagte der Moderator, der sein Blatt auffällig fest in den Händen hielt. Er räusperte sich und las weiter. »Zivilisierte Länder, die ihren Willen einseitig mit Kugeln und Bomben geltend machen, sind Terroristen und haben kein Recht, anderen Ländern die Anwendung der gleichen Mittel abzusprechen. Wer das Schwert erhebt, wird oft durch das Schwert sterben.« Erneut verstummte der Moderator. »Obwohl alles, was bisher geschehen ist, die wohl unglaublichste Kette von Ereignissen sein dürfte, die ich während meiner zweiunddreißigjährigen Tätigkeit in der Nachrichtenredaktion erlebt habe, kommt der absonderlichste Teil der Verlautbarung erst jetzt.« Er legte eine dritte Kunstpause ein, um diesem Augenblick das angemessene Gewicht zu verleihen.

»Verdammt!«, brauste Verteidigungsminister Decker auf. »Raus mit der Sprache!«

»Unabhängig davon, ob die Forderungen erfüllt werden oder nicht«, verlas der Moderator, »wird Präsident Brennan heute in genau einer Woche an einem sicheren Ort unversehrt freigelassen. Die zuständigen Behörden werden unverzüglich verständigt, sodass er geborgen werden kann. Dessen ungeachtet legen wir der Welt nahe, unsere Forderungen mit größtem Ernst zu betrachten, wenn es je *salaam* geben soll.« Hastig fügte der Moderator eine Erklärung an. »Das ist das arabische Wort für ›Frieden‹.«

Im Weißen Haus starrten die Teilnehmer der Krisensitzung entgeistert auf den Bildschirm.

»Was hat er gerade gesagt?«, fragte Hamilton.

»Er hat gesagt«, antwortete Gray mit artikulierter Stimme, »dass der Präsident unversehrt freigelassen wird, ob die Forderungen nun erfüllt werden oder nicht.«

»Blödsinn!«, brüllte Decker. »Halten die uns eigentlich alle für Idioten?«

Nein, dachte Gray, *dass* sie *euch alle für Idioten halten, bezweifle ich.*

»Das ist lachhaft«, fuhr Decker zornig fort. »Ich wüsste zu gern, wo sie die Burschen rekrutiert haben, um so etwas durchzuziehen.«

Gray warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Es gibt über eine Milliarde Moslems. Unsere geheimdienstlichen Erkenntnisse besagen, dass Hunderttausende von ihnen bereit sind, für ihre Sache zu sterben. Moslems sind leidenschaftliche Anhänger ihres Glaubens. Bilden Sie sich wirklich ein, es wäre unter diesen Voraussetzungen schwierig, knapp zwei Dutzend Freiwillige aufzutreiben, die bereit sind, ihr Leben zu opfern? Wir stehen gegen diese Menschen im Krieg, Joe. Wenn Sie nicht einmal den Feind kennen, übersteigt es möglicherweise Ihre Fähigkeiten, das Verteidigungsministerium zu leiten.«

»Was ist denn jetzt in Sie gef…«, setzte Decker zu einer Erwiderung an, doch Gray fiel ihm ins Wort.

»Die Frage, die wir beantworten müssen«, stellte er ungehalten fest, »lautet ganz anders: Wer hat sich den Plan ausgedacht? Ich bezweifle, dass eine der mir bekannten Terroristengruppen dahintersteckt. Und das bedeutet, es mischt jemand anders mit. Und diesen Jemand gilt es aufzuspüren.«

Nach Bekanntwerden des befremdlichen Erpresserschreibens ging Carter Gray mit frischer Zielstrebigkeit ans Werk. Weil die NIC-Datenbanken keine Informationen über Farid Schah enthielten, hatte Gray sich überlegt, wo sonst er suchen könnte. Das FBI hatte seine Fingerabdruck-Datenbank AFIS, doch Gray war fast sicher, dass sich auch dort nichts finden ließ.

Niemand nahm einen falschen Namen an, dem Vorstrafen anhingen. Und tatsächlich blieb das Nachforschen in den AFIS-Datenbanken ohne Ergebnis, wie Gray es erwartet hatte.

Anschließend stieg Gray in einen Hubschrauber und flog nach Brennan, Pennsylvania. Dort war eine provisorische Leichenhalle eingerichtet worden. Gray sah sich jeden Toten genau an. Der Arzt aus dem Mercy Hospital kam ihm irgendwie bekannt vor, doch er konnte den Mann nicht unterbringen. Zweifellos war es ein Problem, dass viele Fotos in den Terroristendateien des NIC zwischen fünf und fünfzehn Jahre alt waren, und Menschen veränderten sich mit der Zeit.

Anschließend besichtigte Gray den Festplatz, die Autowerkstatt, das Krankenhaus und zuletzt das Wohngebäude, von dem aus die Heckenschützen die Polizei in Schach gehalten hatten. Doch der NIC-Chef gewann keinerlei Einsichten; er konnte nur über die äußerst komplexe Planung der Terroristen staunen. Wer hatte diesen Plan ausgeheckt?

Auf dem Rückflug im Hubschrauber zog er noch einmal die Fotos hervor, die aus Schahs Wohnung stammten. Plötzlich hatte er eine Idee. Er ließ den Hubschrauber nach Langley fliegen.

Dort übergab Gray die Fotos sowie eine aktuelle, für das Verbrecheralbum angefertigte Porträtaufnahme Farid Schahs dem CIA-Direktor und bat ihn, unverzüglich zu recherchieren, um die Identität wenigstens einer der abgelichteten Personen aufzuklären.

Als Gray am späten Abend wieder in seinem Büro saß, bekam er einen Anruf aus Langley.

Man hatte einen arabischen Informanten, der eine der Personen auf den Fotos zu kennen glaubte: das junge Mädchen. Sie war die Tochter einer Mannes, mit dem der Informant gemeinsam im Irak gekämpft hatte, erst im Untergrund gegen Saddam Hussein, dann gegen die amerikanischen Besatzungstruppen. Als der Informant Schahs Porträtfoto sah, erkannte er

auch ihn, obwohl der Mann sich sehr verändert hatte. Er war der Vater des Mädchens.

»Wie heißt denn der Vater?«, erkundigte Gray sich ungeduldig.

»Adnan al-Rimi«, antwortete der CIA-Direktor. »Aber das kann nicht stimmen. Der Mann ist tot.«

Gray bestätigte ihn in dieser Ansicht, bedankte sich und beendete das Telefonat. Unverzüglich griff er auf die Datenbanken zu, lud al-Rimis Datei und verglich das gespeicherte Bild mit dem Porträtfoto des Mannes, der sich Farid Schah nannte. Es bestand eine gewisse Ähnlichkeit, doch selbst unter Berücksichtigung gekürzten Kopf- und Barthaars sowie möglicher Gewichtsschwankungen waren und blieben es eindeutig zwei verschiedene Personen.

Gray lehnte sich in seinen Chefsessel und warf das Foto auf den Schreibtisch. In den NIC-Datenbanken war herumgepfuscht worden; man hatte Fotos und Fingerabdrücke gefälscht. Patrick Johnson war dafür bezahlt und anschließend getötet worden. Jetzt fügte sich aus all den Merkwürdigkeiten allmählich ein Bild. Aber wie stand er, Carter Gray, nun da? Er hatte den ganzen verdammten Krieg gegen den Terrorismus mit falschen Daten geführt. Das war mehr als ein Desaster; es war der schlimmste berufliche Rückschlag, den Gray je hatte hinnehmen müssen.

Er ging ins Freie und nahm am Springbrunnen auf einer Sitzbank Platz. Während Gray dem beruhigenden Plätschern des Wassers lauschte, starrte er auf das NIC-Gebäude, Sitz der größten Geheimdienstorganisation der Welt. Und ausgerechnet jetzt, das war ihm klar, hatte er keinerlei Nutzen von ihr. Und diese Schlappe hatte ein Insider ihm beigebracht. Sein Misstrauen gegenüber dem Phänomen, dass Terroristen plötzlich Terroristen töteten, und sein Verdacht, dass die Toten später auferstanden, hatten sich als berechtigt erwiesen.

Aber wer war der Verräter? Wie weite Kreise hatte der Verrat gezogen? Trotz der gewaltigen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, war Carter Gray mit einem Mal ganz allein.

Tom Hemingway saß auf dem Betonboden, die Beine unter sich gekreuzt. Er hatte die Lider geschlossen. Sein Pulsschlag und die Atmung waren dermaßen verlangsamt, dass man ihm auf den ersten Blick kein Leben mehr anmerkte. Schließlich aber erhob er sich, durchmaß mit raschen Schritten einen Flur und betrat einen anderen Raum. Er schloss eine schwere Tür auf, ging hindurch, öffnete eine zweite Tür und gelangte in eine Kammer.

In dieser Kammer lag auf einem Feldbett, Arme und Beine an die Mauer gekettet, Chastity Hayes. Ihre gleichmäßigen Atemzüge ließen erkennen, dass sie fest schlief. Hemingway ließ Hayes allein und suchte eine andere Kammer auf, in der sich sein zweiter, viel wichtigerer Gefangener befand, der ebenfalls in tiefem Schlaf lag. Hemingway verweilte an der Tür und betrachtete James Brennan eine Zeit lang. Dabei dachte er über die jüngsten Geschehnisse nach.

Als alle Welt mit einem Ausbruch von Gewalt rechnete, hatte Hemingway Zurückhaltung bewiesen. Als jedermann glaubte, dass sich auch diesmal das Stereotyp vom fanatischen Moslem wiederholte, hatte er der Welt einen Steilpass historischen Ausmaßes zugespielt. Doch seine Politik war keineswegs ohne Vorbild. Gandhi hatte durch Gewaltlosigkeit das Schicksal eines riesigen Subkontinents beeinflusst. Brutale Befürworter der Rassentrennung im amerikanischen Süden waren am Ende durch Sit-ins und Friedensmärsche bezwungen worden. Hemingways »neue« Politik bestand aus nichts anderem als dem Grundsatz, auch die andere Wange hinzuhalten. Er hatte keine Ahnung, ob er damit Erfolg hatte, war aber der Überzeugung, dass der Versuch die Mühe wert war. Denn ohne Alternative sah er den unausweichlichen Untergang zweier Welten voraus, die ihm beide etwas bedeuteten.

Lange hatte Hemingway sich mit der Frage gequält, in welchem Umfang er die ausländischen Beteiligten in Sinn und Zweck der Aktion einweihen sollte. Würden sie Anweisungen befolgen, wenn sie wussten, dass ihre Feinde nicht zu Schaden kamen? Schlussendlich hatte Hemingway entschieden, dass sie umfassend Bescheid wissen sollten, wenn sie schon für das Vorhaben sterben mussten. Also hatten die Männer – und eine Frau – in Brennan, Pennsylvania, ihr Leben in dem Bewusstsein geopfert, dass ihren Gegnern nichts Schlimmes zustieß. Ihre Disziplin iertheit ließ einen Mut erkennen, wie Hemingway ihn selten erlebt hatte.

Hemingway sah auf die Armbanduhr. In Kürze sollte eine neue Nachricht an die Welt ergehen. Sie betraf den Ort, an dem der Präsident freigelassen werden sollte. Und diese Nachricht würde die Welt nicht weniger überraschen als die vorherige Mitteilung.

Kate Adams traf sich in Oliver Stones Friedhofswärterhäuschen mit dem Camel Club und berichtete von dem Misserfolg bei Alex Ford.

»Er gibt sich die Schuld daran, was dem Präsidenten widerfahren ist«, erklärte sie.

»Mit den Jahren hab ich Ford ganz gut kennen gelernt, deshalb wundert mich das nicht«, sagte Stone. »Er hat seinen Stolz und nimmt die Arbeit ernst.«

»Zu viel Stolz ist manchmal hinderlich«, meinte Kate.

»Egal, uns läuft jedenfalls die Zeit davon«, sagte Milton. Er hatte das Notebook an und deutete nun auf den Bildschirm. »Inzwischen geht's in der Welt ganz schön hässlich zu.« Die anderen Anwesenden drängten sich um ihn und schauten sich die neuesten Nachrichten an. »Obwohl in dem Erpresserschreiben angekündigt wird, dass man den Präsidenten auf alle Fälle freilassen will«, fügte Milton hinzu, »herrscht immer brutalere Gewalt. Überall auf der Welt werden Moslems von Mob verprügelt oder gar totgeschlagen. Und die Moslems zahlen mit gleicher Münze heim. In Kuwait wurden fünf

Amerikaner in einen Hinterhalt gelockt und geköpft. Und im Irak hat sich die Lage wieder völlig destabilisiert.«

»Auch gemäßigte islamische Kreise appellieren jetzt an Brennans Entführer, den USA für seine Freilassung eine hohe Gegenleistung abzunötigen«, sagte Stone.

»Und eine Gruppe ruft die Kidnapper auf, im Austausch für Brennan Atomwaffen zu verlangen«, stellte Caleb fest. »Mein Gott, die ganze Welt steht vor dem Zusammenbruch. Warum können die Leute nicht einfach im Sessel sitzen, Bücher lesen und nett zueinander sein?«

Ob dieser naiven Bemerkung wölbte Reuben die buschigen Brauen. »Das amerikanische Militär ist einsatzbereit und auf alles vorbereitet. Es wartet bloß auf den Befehl zum Handeln.«

»Daraus kann ein Weltkrieg gegen den Islam werden«, befürchtete Caleb.

»Vielleicht wollen manche Leute Krieg«, mutmaßte Stone. *Und vielleicht zählt Carter Gray zu diesen Leuten.*

»Aber wenn der Präsident doch bald freigelassen wird…«, äußerte Kate.

»Bis dahin spielt es möglicherweise gar keine Rolle mehr«, sagte Stone. »Bei einer so scharfen Spaltung der Welt genügt ein winziger Funke, und der Endscheidungskampf bricht los.«

»Aber wenn wir herausfinden können, wer die Täter sind?«, wandte Kate ein.

»Wir?«, rief Reuben. »Wir haben nicht den Hauch einer Chance, so was zu schaffen.«

»Du irrst dich, Reuben«, hielt Stone ihm mit Nachdruck entgegen. Alle sahen ihn an. »Alex Ford hat mir kürzlich hier einen Besuch abgestattet. Vielleicht ist es an der Zeit, dass der Camel Club diesen Besuch erwidert.«

Carter Gray schritt im NIC den Korridor einer streng abgesonderten Zellenabteilung ab. Er nickte den Wachen zu, und eine Zellentür rollte zur Seite.

»Mr. al-Rimi«, sagte Gray triumphierend, »wollen wir uns jetzt noch einmal unterhalten?«

Der stämmige Gefangene, der auf der Pritsche ruhte und die Decke über den Kopf gezogen hatte, rührte sich nicht. Gray gab den Wachen einen Wink.

Die zwei Männer packten al-Rimi an den Schultern und wollten ihn hochstemmen.

»Ach du Scheiße!«, rief der eine Wächter.

Beide ließen von al-Rimi ab, dessen Körper schlaff auf den Betonboden sank.

Gray betrachtete die leblose Gestalt. Aus al-Rimis Mund hingen Klebestreifen. Er hatte sich selbst erstickt, indem er das Klebeband vom verletzten Arm gelöst, es zusammengeballt und es sich in den Rachen gestopft hatte. Der Leichnam war schon kalt.

Gray hob den Blick zu der Videokamera, die oben in einem Winkel hing. »Ein Mann erstickt sich mit Klebestreifen«, brüllte er, »und Sie merken *nichts!* Idioten!«

Er schleuderte die Akte in Adnan al-Rimis Zelle. Die Fotos wurden über die Leiche verstreut.

Während er davonstapfte, schienen die glasigen Augen des Leichnams jeden Schritt des Geheimdienstzars zu verfolgen. Wäre ein Toter dazu imstande gewesen – Adnan al-Rimi hätte jetzt wohl gelächelt.

Eine halbe Stunde später landete Carter Grays Hubschrauber vor dem Weißen Haus. Gray sah der Zusammenkunft mit dem Präsidenten nicht gerade frohen Herzens entgegen. Er beschloss, die Unerfreulichkeiten zuerst auf sich zu nehmen. Gray und Hamilton hatten sich nie besonders nahegestanden. Hamilton war ein alter politischer Gefolgsmann Brennans und hatte das gute Verhältnis, das Brennan zu seinem obersten Geheimdienstchef pflegte, stets mit unverhohlener Distanz betrachtet. Und es wurmte Hamilton, dass der Präsident nicht ihn, sondern Gray gebeten hatte, ihn zu der Veranstaltung in Brennan zu begleiten. Und doch hatten dieser Termin und

seine Konsequenzen die Beziehung zwischen Hamilton und Gray drastisch verändert, denn Hamilton hatte jetzt die Oberhand. Gray vermutete, dass sein neuer Boss nur auf die Gelegenheit lauerte, ihn zu feuern, und eine solche Möglichkeit wollte der NIC-Chef ihm partout nicht einräumen.

Er informierte Hamilton über den Selbstmord eines Gefangenen, ohne ihm al-Rimis wahre Identität zu offenbaren. Dieses Geheimnis gedachte Gray mit ins Grab zu nehmen. »Dennoch erzielen wir meines Erachtens Fortschritte, Sir«, sagte er schließlich.

»Und worauf stützen Sie diese Ansicht, Gray?« Hamilton hielt eine islamische Zeitung in die Höhe. »Sie können doch Arabisch, oder?«

Gray übersetzte ihm die Schlagzeile. »›Endlich büßen sie für ihre Sünden.‹«

Hamilton zeigte eine andere Zeitung vor. »Da steht: ›Vielleicht *kann* der Islam die andere Wange hinhalten.‹ Das bezieht sich auf eine Diskussion in einer großen italienischen Tageszeitung. Und nun ergeht sich die internationale Presse in Andeutungen, das Ganze könnte auch noch unsere Schuld sein, während unser Präsident Gott weiß wo abgeblieben ist.« Er nahm ein langes Stück Papier zur Hand. »In den vergangenen zwanzig Minuten wurde mir mitgeteilt, dass in New York City ein moslemischer Taxifahrer am helllichten Tag aus seinem Wagen gezerrt und gelyncht worden ist. Und wissen Sie was? Er hatte sechs Jahre lang in der Armee gedient. In *unserer* Armee! Und dass zwei Mitarbeiter von Halliburton in Riad aus dem Hotel verschleppt worden sind und dass man sie aufgeschlitzt einen Kilometer entfernt in einer Gasse gefunden hat. Den nackten Leichen wurde die Parole ›Tod den Amerikanern‹ ins Fleisch geschnitten. Und das sind nur die beiden neuesten von ungefähr einem Dutzend ähnlicher Vorfälle, von denen ich im Laufe des heutigen Tages erfahren musste. Das Pentagon wartet nur darauf, dass ich den Befehl erteile, irgendwen oder irgendwas zu atomisieren, und meinen

Geheimdienstlern bleiben offensichtlich die für unsere Sicherheit wichtigsten Geheimnisse permanent verborgen. Es gibt keine verfluchte Scheißspur, die uns zu Brennan führen könnte.« Er musterte Gray und hoffte sichtlich auf eine lahme Ausrede, um ihn vollends zur Schnecke machen zu können.

Seit der Entführung schien Ben Hamilton um mindestens vier Jahre gealtert zu sein. Gray hatte nie einen Präsidenten gekannt, der zu Beginn seiner Amtszeit das Weiße Haus mit dunklen Haaren betreten und es am Ende nicht mit grauem Haar verlassen hätte. Präsident der Vereinigten Staaten zu sein war der schikanöseste Posten der Welt – und doch zugleich das begehrteste aller Ämter.

»Egal, wie die Tat geschehen ist, und ungeachtet des Gefasels der internationalen Presse«, sagte Gray, »verhält es sich so, dass Hunde nicht das Revier wechseln. Wenn das Unvermeidliche geschieht, haben wir freie Hand.«

Hamilton drosch die Faust auf den Schreibtisch. »Ich will James Brennan lebend! Ich pfeife auf Ihre früheren Leistungen für unser Land. Das Kidnapping ist unter Ihrer Ägide verübt worden, und Sie tragen die volle Verantwortung. Eine Hand voll Araber hat die Vereinigten Staaten zutiefst gedemütigt. Wenn der Präsident nicht lebend und wohlbehalten wieder in Freiheit kommt, sind Sie die längste Zeit Chef der Geheimdienste gewesen. Haben Sie verstanden?«

»Vollkommen«, antwortete Gray gelassen. Er wusste, dass sein Gegenüber bloß heiße Luft abließ. Dass der Präsident während einer solche Krise den Geheimdienstchef austauschte, war völlig ausgeschlossen. »Aber gestatten Sie mir den Hinweis, dass die Vereinigten Staaten nach Maßgabe ihrer gegenwärtigen Außenpolitik auf keine einzige Forderung der Entführer eingehen können. Ebenso wenig dürfen wir eine Woche lang auf Brennans Freilassung warten, abgesehen davon, dass ich nicht an die angekündigte Freilassung glaube. Das amerikanische Volk würde eine solche Zögerlichkeit

nicht tolerieren. Derweil greift die Gewalt immer mehr um sich…«

»Dann müssen Sie den Präsidenten schleunigst mit geheimdienstlichen Mitteln aufspüren!«, schnauzte Hamilton.

Aufmerksam betrachtete Gray den Mann. Er wusste genau, was sein Widersacher dachte; Politiker waren leicht zu durchschauen. Ben Hamilton hatte es seit eh und je auf das Präsidentenamt abgesehen. Er hatte geduldig seinen Job gemacht und abgewartet, dass Brennan seine zwei Amtszeiten hinter sich brachte, um dann selbst König von Amerika zu werden. Jetzt saß er auf dem Thron, aber war er den Anforderungen gewachsen? Aus Grays Warte nicht im Geringsten. Ben Hamilton taugte nicht einmal zum Vizepräsidenten.

Unvermittelt kam die Wahlkampfleiterin ins Büro gestürmt, gefolgt von einem Secret-Service-Agenten. »Sir«, rief sie, »das hier ist gerade von Al Dschazira eingetroffen. Die Entführer haben den Ort bekannt gegeben, an dem der Präsident freigelassen werden soll.«

»Wo denn?«, fuhr Hamilton auf.

»In Medina.«

»Medina?«, tönte Hamilton lautstark. »Verdammt, wie ist es ihnen nur gelungen, Brennan außer Landes und nach Saudi-Arabien zu bringen?«

»Mit einem Privatflugzeug von einem privaten Flugplatz aus«, gab Gray zur Antwort. »Kann nicht besonders schwierig gewesen sein.«

Hamiltons Gesicht lief rot an. »Wir geben Milliarden für die Sicherheit unserer Flughäfen und Grenzen aus, und diese Leute verschleppen den Präsidenten der Vereinigten Staaten in den Nahen Osten?« Er starrte Gray an, als wollte er im nächsten Moment dessen Entlassung verkünden.

»Die Wahl des Ortes ist erklärbar«, sagte Gray unbeeindruckt. »Nach Mekka ist Medina die zweitheiligste Stadt der moslemischen Welt.«

Hamilton blickte seine Wahlkampfleiterin an. »Kontaktieren Sie die Saudis, und teilen Sie ihnen mit, dass die Vereinigten Staaten Medina besetzen und besetzt halten werden, bis Brennan wieder bei uns ist.« Dann richtete er den Blick auf Gray. »Ich wünsche, dass alle geheimdienstlichen und militärischen Kräfte, die wir in der dortigen Region verfügbar haben, umgehend in Medina konzentriert werden.«

»Wird sofort erledigt, Sir.« Gray erhob sich aus dem Sessel. Ihm war ohnehin nichts lieber, als schnellstens aus dem Büro zu verschwinden.

Stets zu Diensten, Sir, dachte Gray, als er aus dem Oval Office eilte.

Captain Jack lehnte sich zurück und lächelte; er hatte auch allen Grund dazu. In der Hand hielt er das Losungswort, das es ihm ermöglichte, seinen endgültigen Plan auszuführen. Obwohl seine nordkoreanischen Verbindungsleute auf solchen Fachgebieten sehr versiert waren, hatte der Gefangene länger als erwartet gefoltert werden müssen. Aber zuletzt war er doch weich geworden; alle wurden letzten Endes weich. Captain Jack las den arabischen Text und lächelte.

An einem selbstgebastelten Telefon, dessen Standort sich nicht ermitteln ließ, tätigte er einen Anruf. In fließendem Arabisch mit perfekten Betonungen sagte er, was es zu sagen galt, und nannte zum Schluss das unentbehrliche Losungswort. Es bestätigte seinem Gesprächspartner die Authentizität der Worte, die Captain Jack gesprochen hatte, und stellte sicher, dass man unverzüglich die ganze Welt informierte.

Captain Jack trennte die Verbindung und benutzte das Feuerzeug, um den Zettel zu verbrennen. Wenn Tom Hemingway glaubte, er habe die Welt aufgerüttelt, sollte er erst einmal abwarten, was sein alter Kumpel der Welt mitzuteilen hatte.

Über den Schreibtisch hinweg musterte Verteidigungsminister Joe Decker den amtierenden Präsidenten. Soeben hatten sie

über Al Dschazira ein neues Statement erhalten. Und beide waren außer sich vor Wut.

»Uns bleibt nur eine Wahl, Sir«, sagte Decker. »Wir haben im Nahen Osten zu wenig Truppen, um sie auch noch dort einzusetzen, und selbst im gegenteiligen Fall könnte daraus schnell ein neuer Irak werden. Das müssen wir unbedingt vermeiden. Wir können es uns nicht leisten.«

Außenministerin Andrea Mayes, die im Hintergrund des Oval Office stand, trat vor. Sie war eine große, hagere Frau mit angegrautem Haar. »Minister Deckers Vorschlag ist ein Verstoß gegen den Atomwaffensperrvertrag, Sir. So dürfen wir nicht vorgehen.«

»Doch, dürfen wir«, widersprach Decker.

»Wieso?«, fragte Hamilton streng.

»Unser Land hat nie einen Zweifel daran gelassen, dass der Vertrag gegenüber einem Angreifer außer Kraft tritt, der biologische, chemische oder nukleare Massenvernichtungswaffen gegen uns einsetzt.«

»Syrien hat uns nicht angegriffen!«, rief Mayes.

»Die Scharia-Gruppe hat die Verantwortung für die Entführung Präsident Brennans übernommen. Ihren Sitz und ihre Finanzen hat die Scharia-Gruppe in Syrien. Nach den außenpolitischen Kriterien, die ich vorhin genannt habe, wurden wir in Gestalt der Scharia-Gruppe von Syrien angegriffen, und bei der Verschleppung des Präsidenten wurde ein chemischer Wirkstoff benutzt. Außerdem gibt es Hinweise darauf, dass Syrien kürzlich ein Programm zur Entwicklung von Massenvernichtungswaffen eingeleitet hat. Und selbst wenn Syrien bislang keine Massenvernichtungswaffen gegen uns eingesetzt hat, haben die Vereinigten Staaten keine Verpflichtung, stillzuhalten und darauf zu warten. Wenn wir dies berücksichtigen und im Zusammenhang mit der Tatsache sehen, dass dort ansässige Terroristen unseren Präsidenten entführt haben und es uns frech ins Gesicht sagen, ist unser Standpunkt mehr als gerechtfertigt.«

Fassungslos schüttelte Mayes den Kopf. »Hinsichtlich der Entwicklung von Massenvernichtungswaffen stellt Syrien überhaupt keine Bedrohung dar. Es ist eine Mischnation aus Kurden, Arabern, Sunniten und religiösen Minderheiten.«

»Alles keine Freunde Amerikas«, polterte Decker.

»Sie wollen nicht das gleiche Chaos erleben wie im Irak«, sagte Mayes. »So etwas kann sich ja auch niemand wünschen. Aber sie nehmen uns unsere Demokratie nicht ab. Wir geben Geld an Libyen, weil es sein Atomprogramm eingestellt hat, aber eine Diktatur ist es immer noch. Die syrische Öffentlichkeit kennt die Mängel ihrer Regierung, und die Oppositionsgruppen werden allmählich stärker. Die Regierung hat die Todesstrafe für Mitglieder der Moslem-Bruderschaft aufgehoben. Es gibt positive Anzeichen wachsender Freiheit, und zwar *ohne* amerikanische Invasion. Syriens Regierung wird sich verändern, aber das braucht Zeit.« Mayes verstummte und richtete den Blick auf den amtierenden Präsidenten. »Genau das sage ich seit vier Jahren zu James Brennan. Derartige Prozesse brauchen ihre Zeit. Man kann eine tausendjährige Kultur nicht über Nacht umkrempeln.«

»Viele Dissidentengruppen in Syrien bestehen aus Kommunisten und anderen Linken«, wandte Decker ein. »Wir wollen uns doch nicht wieder mit *denen* abgeben müssen.«

Hamilton schaute den CIA-Direktor an, der am Kamin saß. »Sind Sie auch Joes Meinung, Allan?«

»Ja, so ziemlich, auch wenn es keine hieb- und stichfeste Analyse ist.«

»Und wir haben überhaupt keine Veranlassung, warum wir Zeit vergeuden sollten, uns erst mit den Vereinten Nationen zu verständigen oder eine militärische Koalition aufzubauen, Sir«, sagte Decker unverzüglich. »Sie haben unseren Präsidenten, und wir wollen ihn wieder bei uns am Ruder sehen. Und das erreichen wir nur auf diesem Weg. Und zwar schnellstens. Wir können und sollten allein handeln.« Deckers Augen funkelten. »Verdammt noch mal, Sir, bei allem Res-

pekt, wir *sind* die einzige Supermacht der Welt. Deshalb bin ich dafür, dass wir uns auch so verhalten.«

»Und James Brennan?«, fragte Hamilton.

»Falls er noch lebt – und wir alle hoffen, dass es so ist –, bietet mein Plan die wahrscheinlich einzige Möglichkeit, ihn zurückzuholen.«

Hamilton überlegte. »Also gut, Gentlemen«, sagte er schließlich. »Rufen Sie unverzüglich die Sendeanstalten an und sichern Sie mir baldige Sendezeit. Ich muss die Öffentlichkeit informieren.« Er sah Decker an. »Gott steh uns bei, wenn wir uns irren, Joe.«

Als Alex Ford die Haustür öffnete, stand er Kate Adams und dem Camel Club gegenüber.

»Oh, verflucht noch mal«, rief Alex missgestimmt.

»Bitte, Alex«, sagte Kate, »wir müssen mit dir reden.«

»Die Lage ist ernst, Agent Ford«, brummte Reuben. »Sehr ernst.«

»Inwiefern?«, knurrte Alex.

»Es gibt bedeutsame Neuigkeiten«, antwortete Stone.

»Was denn für Neuigkeiten, Oliver?«, fragte Alex.

»Eine Terrororganisation hat die Verantwortung für die Entführung des Präsidenten übernommen«, gab Kate ihm Auskunft. »Wir haben es unterwegs im Autoradio gehört.«

»Die Scharia-Gruppe«, sagte Stone. »Sie sitzt in Syrien.«

»Wo steht dein Fernseher?«, fragte Kate. »In zwei Minuten hält Hamilton eine Rede.«

Alex ließ die Neuankömmlinge ein und schaltete den Fernsehapparat ein. Wenig später erschien mit tiefernster Miene Ben Hamilton auf dem Bildschirm. Er fasste die Lage der Nation zusammen. »Amerika ist eine großmütige Nation«, erklärte er dann. »Stets sind wir ein Volk gewesen, das anderen Völkern in der Not zu Hilfe geeilt ist. In zwei Weltkriegen, in Kriegen, die ausgefochten wurden, um der Welt die Freiheit zu bewahren, haben wir unseren Freunden zur Seite gestanden. Ohne jeden Zweifel sind wir ein anständiges Volk,

das seine Macht zum Wohle aller einsetzt, um auf der Welt die Freiheit zu fördern. Zugleich aber sind wir eine Nation, die sich verteidigt und zurückschlägt, wenn sie angegriffen wird. Und es verhält sich so, meine lieben amerikanischen Mitbürger, dass man uns angegriffen *hat*. Und jetzt hat die Organisation, von der dieser Angriff ausgeht, uns ihr Gesicht gezeigt. Die Scharia-Gruppe steht in enger Verbindung zu Syrien, einem Staat, von dem seit langem bekannt ist, dass er Terrorgruppen Zuflucht gewährt, die gegen Amerika und seine Bundesgenossen operieren.« Hamilton schwieg kurz. »Das gesamte amerikanische Regierungspersonal wurde aus Syrien ausgeflogen. Alle anderen Amerikaner, von denen wir wissen, dass sie sich in Syrien aufhalten, wurden gewarnt, das Land ohne Aufschub zu verlassen. Im Erpresserschreiben der Scharia-Gruppe steht, dass die Vereinigten Staaten das Recht haben, im Fall eines Angriffs auch gegen jede Nation zurückzuschlagen, die diesen Angriff unterstützt. Und Amerika lässt sich von Terroristen nicht erpressen.« Hamilton schob eine längere Pause ein. »Deshalb habe ich als Oberbefehlshaber der Streitkräfte, meine lieben amerikanischen Mitbürger, nach Beratung mit dem Verteidigungsminister und dem Pentagon den folgenden Beschluss gefasst.«

»Ach du lieber Himmel«, stießen Alex und Kate gleichzeitig hervor, denn ihnen war klar, was nun kommen musste.

»Wir richten jetzt *unsere* Forderung an die Entführer.« Nochmals schwieg Hamilton und rückte die Schultern gerade. »Wird Präsident James H. Brennan uns nicht innerhalb von acht Stunden wohlbehalten zurückgegeben, gerechnet von dieser Minute an, haben meine Militärbefehlshaber meinerseits den Befehl, einen begrenzten nuklearen Raketenangriff gegen die syrische Hauptstadt Damaskus zu führen. Damaskus kann diesem Schicksal nur entgehen, wenn unser Präsident innerhalb der genannten Frist unversehrt zu seinen Landsleuten heimkehrt. Falls Präsident Brennan tatsächlich in Medina gefangen gehalten wird, besteht die Möglichkeit, ihn

der amerikanischen Botschaft in Saudi-Arabien zu übergeben, und der Raketenangriff wird gestoppt. Ich hoffe, dass die Entführer unseren Forderungen ohne Verzögerung nachkommen. Andernfalls möge Gott der Bevölkerung von Damaskus gnädig sein. Es wird keine neuen Verhandlungen oder irgendwelche Zugeständnisse geben. Mitglieder der Scharia-Gruppe, ihr habt versprochen, den Präsidenten unbeschadet freizulassen. Löst euer Versprechen innerhalb der von den USA gesetzten Frist ein, oder Damaskus wird für euer heimtückisches Verbrechen büßen.« Abermals verstummte Hamilton für einen Moment. »Gott segne Sie, meine lieben amerikanischen Mitbürger, und Gott segne die Vereinigten Staaten.«

Als der amtierende Präsident vom Bildschirm verschwand, verharrten alle in Alex' Wohnzimmer regungslos auf den Plätzen und hielten den Atem an. Gleiches geschah vermutlich in hundert Millionen Häusern in den USA und auf der ganzen Welt.

Kate schaute betroffen Alex an. »Das könnte der Anfang vom Ende sein.«

»Was kommt, kommt«, sagte Stone gefasst. »Es wird uns aber gar nichts nützen, wenn wir hier herumhocken und abwarten, bis über Damaskus der Atompilz steht.«

»Scheiße, was können wir denn tun, Oliver?«, fragte Alex.

»Den Präsidenten finden«, gab Oliver nachdrücklich zur Antwort.

»Wie denn?«, fragte Alex unwirsch. »Er ist doch in Medina.«

»Das glaube ich nicht, und ich hoffe, ihr auch nicht.« Er sah Milton an. »Her mit der DVD.«

Milton klappte das Notebook auf. »Diese Videoaufnahme ist während des Einbruchs in mein Haus entstanden, Agent Ford.«

»Was hat denn dieser Scheißeinbruch mit der Weltpolitik zu tun?«, rief Alex. »In acht Stunden starten wir eine Atomrakete. Haben Sie das nicht gerafft?«

»Schau dir den Film an, Alex«, bat Kate.

Alex warf die Arme in die Höhe, kauerte sich aber vor dem Notebook auf den Fußboden.

»Verdammt«, knirschte er eine Minute später. »Das sind Tyler Reinke und Warren Peters. Sie sind vom NIC.«

»Dachte ich mir doch gleich«, meinte Stone, »dass sie NIC-Mitarbeiter sind.«

»Weshalb?«

»Weil sie es waren, die Patrick Johnson ermordet haben.«

Entgeistert lehnte Alex sich an die Couch. »Weshalb sollten sie Johnson umbringen?«

»Weil er im NIC Dateien für sie gefälscht hat. Johnson hat Personen, die gar nicht tot sind, als Tote registriert. Und ich glaube, dafür hat jemand ihm eine ganze Menge gezahlt. Dann aber wurde Johnson zu gierig oder zu fahrlässig, oder beides.«

»Noch einmal für die Doofen: Johnson hat im NIC Daten gefälscht, damit Personen, die nicht tot sind, als tot gelten?«

»Wir vermuten, dass diese Leute in Brennan, Pennsylvania, die Entführung des Präsidenten gedeichselt haben. Den Medien zufolge war keiner der getöteten Attentäter in den NIC-Datenbanken gespeichert. So etwas ist nahezu undenkbar. Ich bin der Überzeugung, diese Personen haben bei der Verschleppung Präsident Brennans als eine Art illegale Waffen fungiert. Als wir uns in Reinkes Haus umgesehen haben, sind wir darauf gestoßen, dass er eine große Summe geliehenen Geldes so investiert hat, dass er Gewinn macht, wenn die Börsenkurse fallen, und genau das ist jetzt geschehen.«

»Wollen Sie behaupten«, rief Alex, »das ganze Ding sei nur gedreht worden, um an der Börse Geld zu verdienen?«

»Nein«, erwiderte Stone, »es geht um viel mehr.«

Alex musterte ihn. »Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer dahinterstecken könnte?«

»Ein hoher Bonze im NIC«, vermutete Stone. »Jedenfalls ein sehr viel höheres Tier als Reinke und Peters.«

»Lassen Sie mich noch mal die Aufzeichnung ansehen«, sagte Alex.

Ein zweites Mal beobachtete er auf dem Bildschirm erst Reinkes, dann Peters' Auftauchen. Als der Mann mit der schwarzen Maske den Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes fällte, deutete Alex auf den Maskierten. »Er hat verdammt hart zugeschlagen«, stellte Alex fest. »Jetzt fühlt er nämlich nach dem Puls, um sich zu vergewissern, dass der Mann nicht tot ist.«

Plötzlich hob Reuben einen Finger an die Lippen und zeigte aufs Fenster. Die Läden waren geschlossen, aber das Fenster stand offen. Nun hörten es alle: Schritte.

Alex sah Stone an, und sie wurden sich wortlos einig. Durch einen Wink gab Stone seinem Freund Reuben zu verstehen, dass er sich dem Secret-Service-Agenten anschließen sollte. Während die anderen Versammelten das Gespräch fortsetzten, als säßen sie noch vollzählig beisammen, öffnete Alex, die Dienstwaffe gezückt, die vordere Haustür. Er wandte sich nach links, Reuben nach rechts. Getrennt schlichen sie zur Rückseite des Hauses.

Kurz darauf hörte man Geschrei und einen kurzen Kampf; dann folgte Stille. Anschließend wurde die Haustür wieder geöffnet, und Alex kehrte zurück. Hinter ihm schleppte Reuben jemanden auf den Armen ins Haus.

Jackie Simpson wirkte nicht sonderlich beglückt.

»Zum Teufel noch mal, was suchen Sie hier, Jackie?«, fragte Alex.

Sie maß ihn mit zornigem Blick. »Ich habe Sie mehrmals angerufen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, aber Sie haben sich nicht gemeldet. Also dachte ich, ich schaue mal bei Ihnen vorbei, und jetzt bin ich hier anscheinend auf eine Verschwörung gestoßen. Was geht da vor, Alex?«

Stone wandte den Blick nicht von Jackie. »Wir versuchen gerade herauszufinden, was eigentlich im NIC abläuft.«

»Ich weiß, ich hab's mitgekriegt. Und dass Reinke und Peters in ein Haus eingebrochen sind.« Jackie richtete den Blick auf Alex. »Falls Sie etwas über die Entführung des Präsidenten wissen, müssen Sie es dem Secret Service mitteilen, Alex. Sie können in verdammte Schwierigkeiten geraten, wenn Sie solche Informationen verschweigen.«

»Ich glaube, das wäre keine gute Idee«, mischte Stone sich ein.

Jackie warf ihm einen geringschätzigen Blick zu. »Und wer sind Sie?«

Stone streckte ihr die Hand hin. »Oliver Stone.«

»Wie bitte?«, fragte Jackie ungläubig.

»Sein Name ist Oliver Stone«, sagte Alex. »Da sind seine Freunde Reuben, Milton und Caleb. Kate Adams kennen Sie ja schon.«

»Und Sie sind Jackie Simpson«, sagte Stone, »einziges Kind von Senator Roger Simpson aus Alabama und Patenkind von Geheimdienstzar Carter Gray.«

»Haben Sie damit ein Problem?«, fragte Jackie unterkühlt.

»Keineswegs. Aber sich in der jetzigen Phase unserer Recherchen an die Behörden zu wenden wäre wirklich ein großer Fehler, Agentin Simpson.«

»Hören Sie zu, Oliver Stone, oder wie Ihr richtiger Name lauten mag, ich kann tun und lassen, was ich will. Ich bin Bundespolizistin, klar? Und…«

»Und Sie sind eine sehr intelligente Polizistin«, fiel Stone ihr ins Wort, wobei er sie unverwandt musterte. »Deshalb bin ich mir ganz sicher, dass Sie längst das Naheliegende in Betracht gezogen haben.«

Jackie verdrehte die Augen, doch Stone maß sie weiterhin mit festem Blick. »Und das wäre?«, fragte sie schließlich.

»Wenn wir recht haben und NIC-Daten gefälscht wurden, kann dies dazu geführt haben, dass es einem kleinen Heer von Terroristen gelungen ist, sich in die pennsylvanische Kleinstadt Brennan einzuschleichen und den Präsidenten zu kid-

nappen. Das würde kein vorteilhaftes Licht auf Ihren Paten werfen, der ja Chef des NIC ist, und genauso wenig auf Ihren Vater, der sich im Senat als Vorsitzender der Geheimdienstkontrollkommission betätigt. Meines Erachtens legen Sie keinen Wert darauf, irgendetwas zu tun, das den beiden Gentlemen beruflichen Schaden zufügen könnte. Sollten Sie sich jetzt an die Behörden wenden, könnten beide Männer an einem schmählichen Endpunkt ihrer Karriere stehen.«

Aller Augen ruhten auf Jackie Simpson und Oliver Stone, die einander anstarrten. Schließlich lenkte Jackie ein und wandte sich an Alex.

»Alex, was ist eigentlich los? Was wird hier von mir erwartet?«

»Wir bemühen uns, die größeren Zusammenhänge zu erkennen, Jackie. Bevor wir nicht vollständig durchblicken, können wir nichts sagen. Niemandem.«

Caleb schaute auf die Uhr. »Uns bleiben noch genau sieben Stunden und neunundvierzig Minuten, um den Präsidenten zu finden und einen möglichen Weltuntergang zu verhindern.«

»Na, dann sollten wir alle mal schön die Daumen drücken«, meinte Reuben.

»O Gott«, entfuhr es plötzlich Alex. »Die Finger…!«

»Was?«, rief Kate.

Alex schnappte sich Miltons Notebook und ließ noch einmal die Videoaufzeichnung laufen. »Da«, sagte er und zeigte auf die Bildfläche. »Da ist es zu sehen.«

Die anderen wirkten verwirrt, weil er weder auf Peters noch auf Reinke deutete. Vielmehr meinte er den Maskierten, der den Wachmann niedergeschlagen hatte.

Ratlos sah Stone ihn an. »Ich sehe bloß einen Maskierten, Alex. Was gibt’s da sonst noch zu erkennen?«

Stone schaltete auf Standbild und wies mit der Fingerspitze auf irgendetwas. »Das.«

Alle starrten angestrengt auf den kleinen Bildschirm. »Der Hals von dem Wachmann?«

»Nein, die rechte Hand an seinem Hals«, berichtigte Alex. »Der Maskierte hat den Handschuh ausgezogen, um den Puls zu fühlen.«

Reuben zuckte mit den Schultern. »Stimmt. Na und?«

Alex schaute gereizt drein. »Seht euch diese Hand an. Jetzt erkenne ich sie.«

»Eine *Hand* erkennen?«, wunderte sich Kate. »Ist das dein Ernst?«

»Ich hab's dir doch erzählt, Kate. Hände sind meine Spezialität. Und *die* Hand kenne ich. Sie ist wegen der starken Knöchel sehr auffällig, und die Finger sind die dicksten, die ich je gesehen habe.« Er tippte auf eine Taste, und die Wiedergabe zoomte auf die Hand zu. »Und der Daumennagel hat in der oberen linken Ecke einen schwarzen Fleck in Gestalt eines Dreiecks. Als ich den Fleck das erste Mal bemerkt habe, dachte ich, es wäre irgendeine sonderbare Tätowierung.«

»Das erste Mal? Wovon redest du? Wann hast du ihn denn schon mal gesehen?«

»An einem Abend in der LEAP-Bar. Als du mir Tom Hemingway vorgestellt hast. Und der Fleck ist mir wieder aufgefallen, als wir dem Mann dann im NIC über den Weg gelaufen sind.«

Offenen Mundes sah Kate erst Alex an, dann blickte sie auf den Bildschirm. »Du behauptest, das ist Tom Hemingways Hand?«

»Ohne jeden Zweifel. Für mich sind Hände genauso gute Identifizierungsmerkmale wie Fingerabdrücke, Kate.«

»Ich glaube, Alex hat recht«, sagte Jackie. »Ich habe auch den Eindruck, das ist Hemingways Hand.«

»Dann kann dieser Hemingway hinter der Entführung des Präsidenten stecken? Wieso?«

»Wer kann das wissen?«, rief Alex. »Aber ich bin der Meinung, wir können durchaus herausfinden, *wo* der Präsident gefangen gehalten wird. Vielleicht kennt Kate die Antwort.«

»Ich?«, staunte Kate. »Wieso ich?«

»Du hast doch erwähnt, dass du mit Hemingway an einem gemeinsamen Projekt arbeitest.«

»Stimmt.«

»Wenn ich mich recht entsinne, ging es dabei um eine alte Immobilie.«

»Ja, in der Nähe von Washington, Virginia«, erläuterte Kate nachdenklich. »Früher war sie CIA-Eigentum, glaube ich, aber sie wird schon seit langem nicht mehr benutzt. Das NIC wollte die Einrichtung als Vernehmungszentrum für ausländische Gefangene nutzen, nur hat das Justizministerium seit den Problemen im Gefangenenlager Guantanamo und dem Abu-Ghraib-Gefängnis etwas dagegen. Wieso?«

»Weil ich den Verdacht habe, dass man Präsident Brennan vielleicht dort festhält. Erzähl uns alles, was du darüber weißt.«

»Nicht nötig«, sagte Stone dazwischen.

Alle hefteten den Blick auf ihn. »Warum nicht?«, fragte Alex.

»Weil ich diese Einrichtung sehr gut kenne.«

»Wer ist dieser Mann?«, rief Jackie.

»Halten Sie die Klappe, Jackie«, fuhr Alex sie an. »Oliver, wissen Sie tatsächlich, wo sie ist?«

»In dem Teil Virginias gibt es nur einen alten CIA-Bau.«

»Alex«, begehrte Jackie auf, »Sie nehmen diesen Quatsch doch nicht etwa ernst?«

Alex beachtete sie nicht. »Können Sie mich hinführen, Oliver?«

»Ja. Aber wollen Sie auch ganz bestimmt dorthin?«

»Man hat mir den Präsidenten während meiner Schicht verschleppt, also muss ich alles Menschenmögliche tun, um ihn heil zurückzuholen.«

»Leicht wird's nicht. Die Anlage liegt nicht nur gut versteckt, sie kann auf praktisch unbegrenzte Zeit von einer kleinen Truppe gegen eine große Übermacht verteidigt werden.«

»Alle Wetter, was ist denn das für eine Einrichtung?«, fragte Reuben.

»Früher war es ein CIA-Trainingszentrum für… nun, für ganz spezielle Mitarbeiter.«

Alex sah auf die Uhr. »Washington, Virginia. Wenn wir sofort aufbrechen, sind wir in ungefähr zwei Stunden dort.«

»Wir brauchen länger«, sagte Stone. »Die Einrichtung liegt ziemlich weit weg von den üblichen Verkehrswegen.«

»Warum können wir nicht einfach das FBI verständigen?«, fragte Milton.

Stone schüttelte den Kopf. »Weil wir noch nicht überblicken, wie weit das Komplott reicht. Dieser Hemingway kann überall Spitzel haben, die ihn warnen.«

»Und wir wissen ja noch gar nicht, ob der Präsident sich tatsächlich dort befindet«, sagte Alex. »Bis jetzt ist es bloß ein Verdacht. Wir dürfen die Zeit des FBI nicht verschwenden, indem wir es auf falsche Fährten führen. Um Gottes willen, in diesem Moment läuft eine Frist für den Start einer atomaren Rakete.«

»Ich habe einen Kleinbus«, sagte Kate. »Da passen wir alle rein.«

Alex wandte sich ihr zu. »Nein. Du bleibst hier, Kate.«

»Dann bleibst du auch«, entgegnete sie heftig.

»Sie können unmöglich mit, Kate«, sagte Stone. »Das gilt auch für Caleb und Milton.« Die Genannten starrten ihn zornig an, und ein Proteststurm brach los, doch Stone hob die Hand. »Die Anlage trug die inoffizielle Bezeichnung ›Mördergrube‹, und das hatte durchaus seinen Grund.« Für einen Moment schwieg Stone. »Ich nehme Alex und Reuben mit, sonst niemanden.«

»Zumal drei Personen eine bessere Chance haben, dort hineinzugelangen«, meinte Alex.

»Vier«, meldete Jackie sich zu Wort.

Sämtliche Anwesenden sahen sie an. Trotzig erwiderte sie Alex' Blick. »Ich bin auch Agentin des Secret Service.«

Der wenig beneidenswerte Auftrag, den Atomschlag gegen Damaskus zu führen, erging an das atombetriebene U-Boot *Tennessee*. Das rund 170 Meter lange, fast 17000 Tonnen schwere Unterseeboot der Ohio-Klasse hatte seine Basis, genau wie die übrige atlantische Fernraketen-U-Boot-Flotte, in Kings Bay, Georgia. Die Unterseeboote der Ohio-Klasse waren im militärischen Arsenal der Vereinigten Staaten die stärkste Waffe. Bei vollständigem Einsatz der mit Mehrfachsprengköpfen ausgestatteten Raketen konnte ein einziges U-Boot praktisch jede Nation vom Antlitz der Erde tilgen.

Derzeit lag die *Tennessee* in mehreren hundert Metern Tiefe inmitten des Atlantiks, doch mit einer Trident II D-5-Rakete neuer Version hätte sie Damaskus auch von ihrem Heimathafen an der Ostküste aus treffen können. Jede D-5 kostete dreißig Millionen Dollar, hatte eine Länge von vierzehn Metern, wog über sechzig Tonnen und hatte bei reduzierter Nutzlast eine maximale Reichweite von 12000 Kilometern. Mit einer Geschwindigkeit von Mach 20 war die D-5 zehnmal so schnell wie die Concorde, und es gab nirgends auf der Welt ein Militärflugzeug, das ihre Geschwindigkeit nur im Entferntesten hätte erreichen können.

Auf Damaskus sollte nur eine D-5 abgefeuert werden, aber was die Sprengkraft betraf, durfte man sich davon nicht täuschen lassen. Die Fernversion der D-5 enthielt sechs MK-5-Wiedereintrittsprojektile; jedes hatte einen thermonuklearen Sprengkopf des Typs W-88 mit einer Sprengkraft von 474 Kilotonnen. Um einen Vergleich anzuführen: Ein einzelner W-88-Sprengkopf übertraf die gesamte Sprengkraft *aller* im Verlauf der Weltgeschichte jemals eingesetzten Bomben und Granaten, die beiden im Zweiten Weltkrieg auf Japan abgeworfenen Atombomben mit eingerechnet.

Zwar weilten die 155 Marineangehörigen an Bord der *Tennessee* seit vier Wochen auf hoher See, doch waren sie über die aktuelle weltpolitische Situation bestens informiert. Sie wussten ganz genau, was für eine Art von Befehl ihnen da zugegangen war, und wenn auch jeder von ihnen entschlossen war, diesen Befehl zu befolgen, hatte die Mehrheit im Stillen ihre Befürchtungen, was die Zukunftsaussichten der Welt betraf. Sie blickten auf ihre Computermonitore und simulierten immer wieder den Startvorgang, der mit hoher Wahrscheinlichkeit die Menschheit in einen gigantischen Krieg stürzen würde. Für eine Schiffsmannschaft, deren Durchschnittsalter zweiundzwanzig Jahre betrug, bedeutete so etwas eine schwere Belastung.

Unterdessen hatte sich schon in der ersten Stunde, nachdem Hamilton seine Fernsehrede gehalten hatte, die gesamte islamische Welt hinter die syrische Nation gestellt. Diplomaten aus Saudi-Arabien, Jordanien, Kuwait und Pakistan versuchten die Amerikaner verzweifelt umzustimmen. Während man Damaskus evakuierte, tagten die Militärbefehlshaber und politischen Führer anderer moslemischer Länder und berieten über die Frage, wie man auf einen amerikanischen Raketenangriff auf Syrien reagieren sollte. Terrororganisationen im Nahen Osten riefen für den Fall, dass Damaskus tatsächlich von einer atomaren Rakete vernichtet wurde, zu einem totalen Dschihad gegen die Vereinigten Staaten auf. An zahlreichen Orten im Nahen Osten planten die Führungseliten dieser Gruppierungen bereits Vergeltungsmaßnahmen.

Falls eine Rakete Syrien traf, würden die Verwüstungen alles in den Schatten stellen, was die Welt bis dahin erlebt hatte. Damaskus war eine der am dichtesten besiedelten Städte der Erde; im dortigen Großraum lebten mehr als sechs Millionen Menschen. Nur ein winziger Prozentsatz konnte innerhalb der gewährten Frist in Sicherheit gebracht werden. Alle anderen Bewohner würden in der atomaren Hitze der Trefferzone verglühen, während eine Pilzwolke radioaktiven Fallouts in die

Atmosphäre emporschoss, um anschließend auf die Ruinen der ältesten ununterbrochen bewohnten Stadt der Erde zu sinken.

Syrien und die Scharia-Gruppe hatten sofort und mit scharfem Nachdruck jede Verantwortung für die Entführung des Präsidenten von sich gewiesen. Doch in westlichen Kreisen schenkte man ihnen wenig Glauben. Im vergangenen Jahr hatte die Scharia-Gruppe ihre terroristischen Aktivitäten deutlich verstärkt. Und die Person, die bei Al Dschazira angerufen hatte, hatte das komplizierte Losungswort gewusst, das die Scharia-Gruppe benutzte, um sich bei dem arabischen Fernsehsender verlässlich zu identifizieren. Dieses Losungswort wurde ständig geändert und war nur einer Hand voll Anführern der Terrorgruppe bekannt. Die Verlautbarung der Scharia-Gruppe, eine ihrer Führungspersönlichkeiten, die das aktuelle Losungswort kannte, werde seit zwei Wochen vermisst, stieß weitgehend auf taube Ohren.

Die Vereinten Nationen hatten an die USA appelliert, die Atomschlagdrohung zurückzunehmen, und die Mitglieder des Sicherheitsrates wiederholten das Ersuchen auf diplomatischer Ebene. Allerdings ging keine dieser Regierungen davon aus, dass die USA ihre Haltung änderte.

Israel befand sich in höchster Alarmbereitschaft. Den israelischen Führern war klar, dass sie eines der ersten Ziele eines islamischen Gegenschlags darstellten. Und Syrien lag so nahe an Israel, dass die absehbare Problematik des atomaren Fallouts den israelischen Premierminister zwang, den amtierenden US-Präsidenten Hamilton zu kontaktieren, um sich in dieser Angelegenheit näheren Aufschluss zu verschaffen. Die lebenswichtigen Wasserquellen der Golan-Höhen waren nicht weit von der Zielzone entfernt. Auch die Regierung in Beirut setzte sich mit Washington in Verbindung, weil Damaskus unweit der libanesischen Grenze lag. Washington erteilte beiden Ländern den gleichen kühlen Bescheid: »Treffen Sie alle Vorkehrungen, die Sie für richtig erachten.«

Auf sämtliche Appelle hatten die Vereinigten Staaten nur eine Antwort: Allein die Entführer hatten es in der Hand. Sie brauchten lediglich James Brennan unversehrt freizulassen, was sie ohnehin angekündigt hatten, und die Syrer blieben am Leben. Der einzige Unterschied bestand darin, dass jetzt die Vereinigten Staaten den Zeitplan für die Freilassung ihres Staatsoberhaupts diktierten.

Im Weißen Haus beriet sich Hamilton im Oval Office mit Verteidigungsminister Decker, den Befehlshabern der Streitkräfte, dem Sicherheitsberater, Außenministerin Mayes und mehreren anderen Kabinettsmitgliedern. Seltsamerweise fehlte Carter Gray.

Die überaus schwere Entscheidung für den Atomwaffeneinsatz bedeutete für Hamilton offenkundig eine beträchtliche Bürde: Seine Haut war bleich, das Gesicht eingesunken. Fast sah er aus wie ein Todkranker. Während die Generale und Admirale sich mit gedämpften Stimmen besprachen, trank er eine Flasche Tafelwasser, um sein Sodbrennen zu lindern.

Decker kam von den Militärs zu Hamilton herüber. »Sir, ich habe Verständnis dafür, dass die Entscheidung Sie erheblich belastet, aber ich darf Ihnen versichern, dass unsere Kapazitäten für die Erfüllung der gestellten Aufgabe mehr als ausreichen.«

»Ich mache mir keine Sorgen, dass Sie die Stadt verfehlen könnten, Joe. Ich bin besorgt wegen des dicken *Endes*.«

»Syrien hat lange Zeit Terroristen unterstützt. In Damaskus wimmelt es von ehemaligen baathistischen Bonzen, die nur auf die Gelegenheit warten, sich im Irak zurück an die Macht zu putschen. Es ist wohl bekannt, dass die Moscheen in Damaskus wichtige Anwerbungsstellen für Mudschaheddin sind. Und syrische Milizen sind im Irak im gesamten Sunnitischen Dreieck aktiv. Es ist höchste Zeit, dass wir denen eine deutliche Grenze ziehen. Da gilt die gleiche Dominotheorie, auf deren Grundlage wir dem Nahen Osten die Demokratie einzutrichtern versuchen, indem wir im Irak anfangen. Wenn wir an

den Syrern ein Exempel statuieren, werden alle anderen Staaten es sich hinter die Löffel schreiben.«

»Ja, aber was ist mit dem radioaktiven Fallout?«, fragte Hamilton.

»Sicherlich wird es einen gewissen Fallout geben. Doch angesichts der geographischen Lage von Damaskus wird die Auswirkung ein wenig eingedämmt.«

Hamilton leerte die Flasche und warf sie in den Papierkorb. »›Ein wenig eingedämmt‹… schön, dass Sie *so was* glauben, Joe.«

»Mr. President, Sie haben die richtige Entscheidung getroffen. Wir konnten unmöglich eine derartige Aktion hinnehmen, ohne Vergeltung zu üben. Damit hätten wir diesen Leuten Tür und Tor geöffnet, noch mehr Unheil anzustellen. Es muss ein Schlussstrich gezogen werden. Und im Nahen Osten weitere Truppen einzusetzen hätte das Militär bis zum Äußersten beansprucht und zudem den Syrern die Gelegenheit eingeräumt, den gleichen Guerillakrieg gegen uns zu führen, den die Iraker betreiben. Außerdem werden sie den Präsidenten freilassen, sobald ihnen klar wird, dass wir nicht bluffen. Letzten Endes brauchen wir die Rakete überhaupt nicht zu starten.«

»Ich hoffe, Sie behalten recht.« Hamilton stand auf und schaute zum Fenster hinaus. »Wie viel Zeit bleibt noch?«

Decker blickte hinüber zu seinem Militärberater.

»Sechs Stunden, elf Minuten und sechsunddreißig Sekunden«, antwortete der Mann prompt, nachdem er einen Blick auf den vor ihm stehenden Laptop geworfen hatte.

»Liegen neue Stellungnahmen der Scharia-Gruppe vor?«, fragte Hamilton.

»Nur die wiederholte Beteuerung, dass sie den Präsidenten nicht hat«, sagte Andrea Mayes. Die Außenministerin trat zu ihrem Chef. »Und wenn es nun die Wahrheit ist, Mr. Präsident? Wenn sie ihn wirklich nicht hat? Vielleicht schanzt jemand die Schuld Syrien zu und hofft, dass wir genau so reagieren, wie wir es jetzt tun.«

»Ich will die Möglichkeit nicht ausschließen«, grummelte Decker, »dass irgendwer davon Kenntnis erhalten kann, obwohl Al Dschazira das ID-Losungswort regelmäßig ändert. Aber die Person, die dort angerufen und die Informationen durchgegeben hatte, kannte Einzelheiten der Entführungsaktion, über die nur die Täter selbst Bescheid wissen können. Und jede Terroristengruppe, der so etwas gelingt, will doch, dass die Welt davon erfährt. Historisch betrachtet, ist es nie ihre Taktik gewesen, die Verantwortung einer anderen Gruppierung zuzuschieben. Bloß besteht diesmal ein Unterschied, weil die Scharia-Gruppe nicht erwartet hat, dass wir die atomare Karte ausspielen. Deshalb zieht sie jetzt die Hörner ein und leugnet die Verantwortung. Nein, diese Schurken haben Brennan, da gibt's für mich keinen Zweifel.«

Hamilton musterte Decker. »Aber wenn nicht, und wir äschern Damaskus ein… was dann?« Hamilton schüttelte den Kopf, drehte sich um und richtete den Blick wieder hinaus in die Dunkelheit eines ansonsten schönen Spätsommerabends in Washington, D.C. Von den Straßen riefen ihm Tausende von Stimmen ihren Protest zu. Die »Kein Atomschlag«-Sprechchöre, mit denen die Bürger der Vereinigten Staaten der politischen Führungskaste ihren Standpunkt unüberhörbar verdeutlichten, drangen sogar durch die dicken Mauern des Weißen Hauses. Eines jedoch sah Hamilton ein: Nachdem die atomare Drohung ausgesprochen worden war, konnte sie nicht zurückgenommen werden. Andernfalls wäre Amerikas Billiarden Dollar teures Atomwaffenarsenal im Handumdrehen wertlos.

Statt das Weiße Haus aufzusuchen und an einer Dauerkonferenz teilzunehmen, in der er nichts anderes als eine sinnlose »Totenwache« für sechs Millionen Syrer sah, die am Rande der Auslöschung standen, war Carter Gray im NIC-Hauptquartier geblieben. Er stand vor Patrick Johnsons verlassenem Arbeitsplatz und betrachtete den dunklen Computerbildschirm. *Mancherlei Schwierigkeiten. System mehrmals*

abgestürzt. Und schwupp! Atmende und lebende Terroristen verschwanden in digitalen Gräbern.

Er setzte sich auf Johnsons Stuhl und schaute sich in der Nische um. Auf dem Schreibtisch war noch das Bild Anne Jeffries' verblieben, Johnsons Verlobter. Gray nahm es zur Hand und sah es sich an. Eine nette Frau, befand Gray. Sie würde jemand anderen finden, um mit ihm das Leben zu teilen. Nach allem, was Gray über Johnson in Erfahrung gebracht hatte, war der Mann in seinem Beruf sehr tüchtig gewesen, hatte jedoch das Naturell einer Schnecke gehabt. Ohne den geringsten Zweifel war der Entführungsplan nicht auf seinem Mist gewachsen. Man konnte es kaum glauben, sinnierte Gray: Irgendjemand innerhalb der führenden Geheimdienstorganisation der USA hatte eine Gruppe vorgeblich toter Moslems geführt mit dem Ziel, den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu kidnappen. Und jetzt war die Welt einem globalen Dschihad nahe.

Mittlerweile hatte Gray die Datenbanken gründlich kontrolliert. Das Fälschen der Dateien hatte keine elektronischen Spuren hinterlassen, was Gray aber nicht wunderte, wenn er Johnsons Fachwissen und den Umstand berücksichtigte, dass er beim Aufbau der Datenbanken und der späteren Fehlerbereinigung des Systems mitgewirkt hatte. Ein solcher Mann wusste genau, wie er Verbotenes vertuschen konnte. Aber wer hatte ihn angestiftet? Wer hatte ihn so großzügig bezahlt, dass er sich das teure Haus und die Luxusschlitten hatte leisten können?

Und eine weitere Frage beschäftigte Gray. Wo war der Präsident? Er konnte gar nicht so weit weg sein. Gray glaubte nicht, dass Brennan sich im saudi-arabischen Medina aufhielt. Kein Moslem würde einen Christen nach Medina bringen.

Gray erinnerte sich an den Tag, an dem Jackie Simpson und ein anderer Secret-Service-Agent im NIC aufgekreuzt waren; er hatte sie zusammen mit zwei NIC-Mitarbeitern angetroffen… Reynolds? Nein, Reinke. Der große Blonde. Der andere

Mann war kleiner und untersetzt gewesen. Peters? Ja, genau. Hemingway hatte erwähnt, dass die beiden Männer damit beauftragt worden waren, Johnsons Selbstmord zu untersuchen.

Gray griff zum Telefon und erkundigte sich nach dem Aufenthaltsort der beiden Agenten. Die Auskunft erstaunte ihn: Sie waren nicht zum Dienst erschienen. Er zog eine weitere Erkundigung ein. Das Ergebnis befremdete ihn noch mehr, und er fragte sich, weshalb er nicht längst misstrauisch geworden war und in dieser Richtung nachgeforscht hatte.

Gray erfuhr, dass Tom Hemingway selbst die beiden Agenten mit den Ermittlungen im Fall Patrick Johnson betraut hatte. Zumindest wusste Gray, wo Hemingway sich herumtrieb: Unmittelbar nach der Entführung war er unter neuer Tarnung in den Nahen Osten geschickt worden, um dort auszuloten, was sich an Erkenntnissen erlangen ließ. Hemingway hatte sich freiwillig für diese Aufgabe gemeldet. Derzeit gab es keine Möglichkeit, mit ihm in Verbindung zu treten. Das NIC musste abwarten, bis Hemingway selbst es kontaktierte.

Gray legte die Hand in den biometrischen Scanner und erhielt sofort Zugriff auf den Computer des Toten. Er tippte einen Befehl ein und hatte rasch das Ergebnis vorliegen. Tom Hemingway hatte Johnsons Computer benutzt. Als Gray das Zugriffsdatum sah, folgerte er, dass die Nutzung am selben Tag erfolgt war, als Hemingway sich hier mit Jackie Simpson und Alex Ford getroffen hatte. Gray stand vor einem Rätsel. Eigentlich durfte Hemingway gar keine Zugriffserlaubnis für Johnsons Computer haben.

Bedächtig erhob Gray sich vom Stuhl. Er wurde zu alt für seinen Posten. Die Anforderungen wuchsen ihm über den Kopf. Er hatte die Wahrheit die ganze Zeit hindurch dicht vor der Nase gehabt. Es lag nahe, welche Frage ihn nun am meisten quälte: *Wo?*

Fast augenblicklich fiel ihm die Antwort ein.

Erneut griff Gray nach dem Telefon. Er befahl, den Hubschrauber startklar zu machen, und rief anschließend ein Team seiner zuverlässigsten Agenten zusammen. Dann verließ er eilends Johnsons Arbeitsplatz und durchmaß die Flure des NIC im Laufschritt.

Grays Gespür schrie ihm die Antwort ins Gesicht. Und sein Gespür hatte ihn selten getrogen.

In Alex' Crown Vic fuhr die Gruppe auf der Route 29 nach Südwesten. Stone und Alex saßen vorn, Jackie und Reuben auf der Rückbank. Alex streifte seinen Beifahrer mit einem Seitenblick. Da fuhr er, ein Secret-Service-Agent, jetzt zu einem möglichen Showdown mit einem Oberschurken, dem es wahrhaftig gelungen war, einen Plan zur Entführung des Präsidenten der Vereinigten Staaten auszuhecken und auch noch erfolgreich durchzuführen, und seine »Rettungsmannschaft« umfasste eine Secret-Service-Anfängerin, einen großen Kerl um die sechzig, den Adelphia einen »Unsteten Stierer« nannte, sowie diesen geheimnisvollen Mann namens Oliver Stone, der auf einem Friedhof arbeitete, momentan als ihr Führer diente und sie alle zu einer Örtlichkeit namens »Mördergrube« brachte. Und falls sie versagten, konnte es das Ende der Welt bedeuten.

Innerlich stöhnte Alex auf. *Wir sind schon so gut wie erledigt.*

Ungefähr fünfunddreißig Minuten nachdem sie von der Route 29 auf den Highway 211 abgebogen waren, erreichten sie die Kleinstadt Washington in der Rappahannock County, Virginia. Von da an wies Stone ihnen den verschlungenen Weg, und sie setzten die Fahrt bergauf fort, verließen nach und nach das gewohnte Umfeld der Zivilisation. Asphaltstraßen wichen Kieswegen, und Kieswege schlammigen Naturpfaden. Es war unfassbar, dass man nur gut zwei Fahrtstunden von der Hauptstadt der USA entfernt war.

»Was ist denn diese ›Mördergrube‹ für eine Einrichtung?«, wandte Jackie sich von der Rückbank an Stone.

Stone sah sie mit versonnener Miene an, blickte dann aber wieder durch die Frontscheibe nach draußen. »An der nächsten Abzweigung rechts, Alex. Dann verlassen wir die Straße.«

»Straße?«, rief Alex wütend. »Welche Straße? Seit dreißig Kilometern habe ich keine vernünftige Straße mehr gesehen. Die Federung ist jetzt schon im Eimer.«

Inzwischen befanden sie sich mitten in der Berglandschaft, und sie konnten in der Dunkelheit nichts als dichten Wald erkennen.

Stone schaute sich nach Jackie um. »Wie gesagt, die so genannte Mördergrube war ein Trainingszentrum für spezielle CIA-Leute.«

»Ich weiß, was Sie gesagt haben. Was ich wissen möchte: Weshalb nennen Sie es ›Mördergrube‹?«

»Um es kurz zu machen – die Leute wurden dort nicht zu Gutmenschen ausgebildet.«

Jackie schnaubte. »Soll das heißen, die Regierung der Vereinigten Staaten hat dort Killer ausgebildet? Wollen Sie das damit sagen?«

Stone deutete voraus. »Stellen Sie den Wagen dort ab, Alex. Von hier aus müssen wir zu Fuß gehen.«

Alex tat wie geheißen, nahm die magnetische Taschenlampe vom Türpfosten des Crown Vic, öffnete den Kofferraum und verteilte die Ausrüstung, zu der auch Schusswaffen und Nachtsichtgeräte zählten.

Reuben und Stone merkte man auf Anhieb an, dass sie Erfahrung im Umgang mit Waffen hatten.

»Erst drei Dienstzeiten in Vietnam, dann DIA«, erklärte Reuben, als er Alex' neugierigen Blick bemerkte. »Deshalb weiß ich, wie man mit 'ner Knarre umgeht.«

»Gut«, sagte Alex. Er schaute hinüber zu Stone, der seine Waffe überprüfte. »Kommen Sie damit klar, Oliver?«

»Aber sicher«, antwortete Stone ruhig. Doch insgeheim erschreckte es ihn, nach so vielen Jahren wieder eine Pistole in der Hand zu haben.

»Hat jeder ein Handy dabei?«, wollte Alex wissen. »Ich frage für den Fall, dass wir aus irgendeinem Grund getrennt werden.«

»Hier oben dürfte die Verbindungsqualität eher mies sein«, mutmaßte Reuben.

»Sind wir erst mal drin, entfällt die Funkübertragung ganz«, sagte Stone. »Die Mauern des Gebäudes enthalten eine Abschirmung aus Kupfer und Blei.«

»Na toll«, sagte Alex. »Also gut, Oliver, führen Sie uns hin.«

Gemeinsam drangen sie in den Wald vor.

»Hat jemand Angst vor Höhlen?«, fragte Stone, als die Gruppe vor einem Eingang in den Berghang hielt.

»Ein echtes Problem sehe ich nur«, antwortete Alex, »wenn ich mich darin verirre und unter der Erde verrecken muss.«

»Diese Gefahr besteht nicht, aber es kann stellenweise ein bisschen eng werden.«

»Wie eng?«, fragte Reuben besorgt. »Ich bin nicht gerade der Kleinste.«

»Du passt noch durch«, versicherte Stone seinem Freund.

Alex starrte in das pechschwarze Loch. »Ist das der Zugang?«

»Es ist kein offizieller Zugang, aber wir müssen davon ausgehen, dass die regulären Eingänge bewacht werden«, erwiderte Stone. »Also, bleibt dicht hinter mir.« Er richtete den Lichtkegel seiner Stablampe in die Höhle und ging hinein. Als Letzte folgte ihm Jackie; sie fühlte sich dabei eindeutig nicht wohl in ihrer Haut. Sie blickte sich ein letztes Mal um, schauderte und schloss sich dann ihren Begleitern an.

Es brauchte einige Zeit, um die gewundenen Höhlengänge zu durchqueren. In zwei Abschnitten mussten sie herabgefallene Gesteinstrümmer zur Seite räumen, die den Weg ver-

sperrten; andere Teilstücke mussten sie kriechend zurücklegen. Über ihnen knirschte und knarrte die Felsdecke, sodass sie sich beeilten. Sie gelangten zu einem aufwärtsführenden Schacht, in dem grobe Steigkerben in den Stein gehauen waren. Als Stone den oberen Ausstieg verlassen hatte, fiel das Licht seiner Lampe auf eine schwarze Felswand. Doch als er dagegenklopfte, klang sie hohl. Er tastete sich an der Wand entlang; dann stemmte er sich vorsichtig dagegen, bis ein Teil nachgab. Inzwischen war auch Alex aus dem Schacht geklettert und leistete ihm Hilfe; gleich darauf hatten sie die Geheimtür vollends geöffnet. Die ganze Gruppe bewegte sich hindurch. Wie sich zeigte, bestand die Geheimtür aus Holz, war auf der anderen Seite aber so gestrichen, dass sie dem Felsgestein ähnelte. Auf dieser Seite, der Innenseite des Bauwerks, war die Tür mit einem Querbalken versehen, sodass sie verriegelt werden konnte. Stone drückte sie zu. »Ich halte es für klug«, flüsterte er, »wenn von jetzt an jeder seine Waffe schussbereit hält. Wir wissen nicht, ob wir im nächsten Moment jemandem in die Arme laufen.« Während die Gruppe weiter voranstrebte, bestaunte sie die immense Weitläufigkeit der Anlage. Es schien, als wären sie in der Zeit um vierzig Jahre zurückversetzt worden. An den Wänden aus rostfreiem Stahl gab es sogar Aschenbecher.

Augenblicke später ertönten laute Geräusche, deren Quelle nicht festzustellen war, sodass alle außer Stone die Waffen da- und dorthin richteten. »Das sind nur Vögel, die sich hier eingenistet haben«, beruhigte Stone die anderen. »Ist damals auch schon vorgekommen.«

Kaum hatte Stone den Satz beendet, erstarrte er unwillkürlich. *Damals.* Wie harmlos das Wort klang, als kehrte er lediglich zu einem Klassentreffen an seine Alma Mater zurück. Zwölf Monate lang war hier sein Zuhause gewesen. Ein Jahr lang hatte er jeden Tag, an sieben Tagen die Woche, sein Leben dem Ziel gewidmet, die verlässlichsten und raffiniertesten Methoden des Tötens zu erlernen. Als junger Mann hatte Sto-

ne sich hier allen Herausforderungen gestellt und sich hervorragend bewährt. Als Soldat einer Spezialeinheit hatte die CIA ihn nur zu gern übernommen. Stone hatte praktisch nur die Waffen ausgetauscht, und seine Gegner waren Zivilisten gewesen, die nicht einmal geahnt hatten, was ihnen drohte. Schon als junger Mann war er wegen seiner spektakulären Einsätze zur Legende geworden. Doch später hatte Stone es als grauenhaft empfunden, sich an diese Einsätze zu erinnern. Er konnte nicht glauben, dass zwei so verschiedene Persönlichkeiten in ein und demselben Körper wohnten.

Während Stone weiter in das Gebäude vordrang, überkamen ihn immer mehr Erinnerungen. Hier, an dieser Stätte, frischte jeder Anblick, jeder Geruch, jedes noch so leise Geräusch sein Gedächtnis auf und gemahnte ihn an einstige Schrecken. Seine Begleiter erwarteten von ihm, dass er sich als ihr Anführer bewährte, sie vielleicht sogar vor dem Schlimmsten rettete, doch er war nie dazu ausgebildet worden, jemanden zu retten. Bei dem Gedanken, dass er hier, in der Mördergrube, drei Menschen in den Tod führte, die ihm viel bedeuteten, brach Stone der Schweiß aus.

Nachdem Reinke und Peters von der Behauptung der Scharia-Gruppe erfahren hatten, für Brennans Entführung verantwortlich zu sein, und nachdem sie die Fernsehrede des amtierenden Präsidenten gehört hatten, waren sie zur Mördergrube gefahren. Sie ließen das Auto auf einer Lichtung stehen und liefen durch den Wald. Auf einem schmalen Trampelpfad zwischen den Bäumen gelangten sie zu einer zweiten Lichtung. Dort lagen große Mengen Gesteinsschutt, die inzwischen von Gestrüpp überwuchert waren. Die beiden Männer suchten sich einen Weg über das Hindernis. Peters zog einen Vorhang aus Weinranken beiseite, und ein Eingang kam zum Vorschein. Die Mördergrube war direkt aus dem Fels gehauen.

Peters klappte an der Tür eine kleine Metallabdeckung hoch, hinter der sich eine Taste und eine Sprechanlage verbargen.

»Ich bin's, Peters, und Tyler«, sagte er in die Sprechanlage. »Mach schnell auf! Alles gerät aus den Fugen!«

Reinke schloss die Metallabdeckung und trat einen Schritt zurück. Als die schwere Pforte knarrend aufschwang, huschten drei Gestalten hinter einem Berg Felstrümmer hervor. Wenig später lagen Reinke und Peters erdrosselt auf den Steinen. Captain Jack verließ die Deckung der Felsen, verharrte bei den beiden Toten und nickte zufrieden. Reinke und Peters hatten ihren Komplizen im Innern der Mördergrube mit keinem Laut warnen können.

Eine Anzahl weiterer Männer gesellte sich zu Captain Jack, der die Gruppe dann ins Bauwerk führte.

Captain Jack hatte elf Nordkoreaner dabei, die in dem wohlverdienten Ruf standen, Killer von beachtlicher Geschicklichkeit und Rücksichtslosigkeit zu sein. Ihnen als südkoreanische Teilnehmer einer Industrie-Besichtigungstour die Einreise in die Vereinigten Staaten zu ermöglichen war relativ einfach gewesen. Einreisende aus Ostasien zogen nie so viel Argwohn auf sich, wie es bei Personen aus dem Nahen Osten der Fall war.

Doch ungeachtet der Kampftüchtigkeit seiner Männer war Captain Jack sich auch des nahkämpferischen Leistungsvermögens Tom Hemingways bewusst; deshalb teilte er sie taktisch klug auf und behielt zwei von ihnen bei sich. Einmal hatte Captain Jack mit eigenen Augen gesehen, wie tödlich Hemingway im Nahkampf war. Acht Angehörige einer jemenitischen Todesschwadron hatten das Pech gehabt, sich mit ihm anlegen zu müssen, während Captain Jack aus sicherem Abstand zuschaute. Es war das reinste Gemetzel gewesen. Nach fünf Minuten waren die acht Jemeniten tot gewesen, obwohl es sich um zähe, harte und zudem bewaffnete Männer

gehandelt hatte. Und Hemingway hatte nicht einmal seine Schusswaffe benutzt. Er hatte den Kampf ausschließlich durch den Einsatz von Händen und Füßen gewonnen und hatte sich mit einer Kraft, Schnelligkeit und Präzision bewegt, wie Captain Jack es nie zuvor gesehen hatte.

Inzwischen musste Hemingway gemerkt haben, dass etwas nicht stimmte, und bereitete sich jetzt wohl auf eine Auseinandersetzung vor. Die Aufteilung seiner Männer sollte es Captain Jack erlauben, Hemingway rechtzeitig zu erkennen, einzukreisen und in die Enge zu treiben. Einen Kampf Mann gegen Mann sollte es allerdings nicht geben. Saß Hemingway erst in der Falle, sollte er mit Kugeln gespickt werden.

Unter der Decke flackerten die altmodischen Neonröhren und flammten schließlich auf. Dann zwang ein grelles Aufblitzen Captain Jack und die beiden Nordkoreaner, sich die Augen zu bedecken.

Als er die Hand schließlich senkte, sah Captain Jack als Erstes einen Fuß, der geradewegs aus der Mauer hervorzuzucken schien. Ein dumpfer Laut und ein Ächzen ertönten, und der eine Nordkoreaner stürzte kopfüber auf den Betonboden. Eine halbe Sekunde später flog der andere mit solcher Wucht nach hinten, dass er gegen Captain Jack prallte und beide Männer der Länge nach hinstürzten. Captain Jack reagierte instinktiv, wie jahrelanges Training es ihn gelehrt hatte. Er streckte sich lang aus, riss eine Pistole heraus, feuerte in Richtung des Angreifers das Magazin leer und zog gleichzeitig mit der anderen Hand die zweite Pistole. Als das eine Magazin geleert war, schoss er etliche Male aus der anderen Waffe in dieselbe Richtung. Doch seine Kugeln trafen nichts als Felsmauern.

Captain Jack raffte sich auf, rang um Atem und lud die Waffen nach. Trotz aller Erfahrungen, die er im Töten gesammelt hatte, war diese Attacke schnell und wild genug erfolgt, um ihn zu überraschen. Er bemerkte, dass seine beiden Begleiter noch auf dem Fußboden lagen.

Mit dem Fuß wälzte Captain Jack den Nordkoreaner, der gegen ihn geprallt war, auf den Rücken. Dem Mann war die Kehle so tief eingerammt worden, dass man die Halswirbelsäule sehen konnte. Unwillkürlich griff Jack sich an die Gurgel; er wusste, dass Hemingway genauso gut ihn hätte erwischen können. Er sah sich den anderen Nordkoreaner an. Dem Mann war die Nase mit solcher Wucht zerschmettert worden, dass ihm Knochen und Knorpel ins Hirn getrieben worden waren. Es sah aus, als hätte ein großkalibriges Geschoss ihn mitten ins Gesicht getroffen.

»Mein Gott«, murmelte Captain Jack. »Tom?«, rief er dann nervös. Er hielt inne; dann rief er den Namen noch einmal. »Tom? Das war sehr beeindruckend, zwei erstklassige Kämpfer in zwei Sekunden zu erledigen.« Eine Antwort blieb aus. »Tom, ich glaube, du weißt, warum wir hier sind. Übergib ihn uns, und wir können alle unserer Wege gehen. Falls du denkst, dass Reinke und Peters dir noch zu Hilfe kommen, täuschst du dich. Sie liegen mausetot vorm Eingang. Du stehst ganz allein gegen uns. Alle kannst du nicht umbringen.«

Hoffe ich zumindest.

Im Laufschritt suchte Captain Jack Anschluss zu seinen übrigen Männern. Er hoffte sehr, dass Hemingway sich noch nicht zu ihnen geschlichen hatte. Trotz seiner selbstbewussten Äußerungen wünschte Jack jetzt, er hätte noch mehr Nordkoreaner mitgenommen, viel mehr.

In einem anderen Raum des Hauptkorridors bemächtigte Hemingway sich in diesem Moment zweier Krummsäbel. Er nahm einen tiefen Atemzug, dann eilte er hinaus. Die Mördergrube sollte heute ihrem Namen alle Ehre machen.

Als Rufe zu ihnen drangen, wichen Alex und seine drei Gefährten vom Hauptgang in eine Räumlichkeit aus.

»Das war nicht Hemingways Stimme«, stellte Jackie fest.

»Nein, aber egal, wer es ist, anscheinend hat Hemingway soeben zwei seiner Männer getötet«, sagte Alex. »Wenn Hemingway hier ist, dann vielleicht auch der Präsident.«

Stone warf einen Blick auf die Armbanduhr. »Um das zu klären, bleiben uns noch etwas über vier Stunden.« Er sah die anderen der Reihe nach an. »Na gut, es ist wohl am besten, wir trennen uns. Dann erwischen sie nicht gleich uns alle, falls man uns eine Falle stellt.« Stone zog Alex beiseite. »Es gibt hier eine Anzahl von Trainingsräumen, über die Sie Bescheid wissen sollten.«

»Trainingsräume?«, fragte Alex beunruhigt.

»Es gibt einen Schießstand, der große Ähnlichkeit mit dem des FBI hat, außerdem ein Labyrinth und ›Themenräume‹, die unter dem Motto ›Wahrheit‹ und ›Geduld‹ stehen.«

»Wahrheit und Geduld? Mann Gottes, ist das hier ein Scheißkloster?«

Stone erklärte ihm, dass die Trainingsräume zu beiden Seiten des Hauptflurs lagen, zwei auf einer Seite und drei gegenüber. »Man kann sie nur nacheinander betreten, und dahinter ist eine Treppe, die ins Untergeschoss zu Häftlingszellen führt. Sobald Sie im ersten Trainingsraum sind, müssen Sie bis ans hintere Ende durchgehen, um weiterzukommen. Es gibt keinen anderen Ausgang.«

»Allmählich kriege ich das Gefühl«, unkte Alex düster, »dass keiner von uns hier je wieder einen Ausgang findet.«

Stone deutete mit der Hand hinter seine dreiköpfige Begleitung. »Wir sind durch das Materiallager, das näher an den Trainingsräumen liegt als der Haupteingang, in den Bau eingedrungen. Deshalb kann es gut sein, dass wir einen Vorsprung gegenüber dem Mann haben, der vorhin zu hören war.« Alex fummelte am Nachtsichtgerät, das allerdings im Licht der Beleuchtung keine Funktion mehr erfüllte. Er sah sich um, konnte aber niemanden ausmachen. »Reuben und ich nehmen uns die drei linken Räume vor, Sie und Agentin Simpson die beiden rechten«, sagte Stone. »Die Türen öffnen

sich nur einmal. Wenn Sie drin sind, schließen sie sich. Sie können nicht umkehren.«

»Natürlich nicht«, gab Alex sarkastisch zur Antwort.

»Äh, Alex… Wie ich hörte, ist Agentin Simpson beim Secret Service noch Neuling, also… wissen Sie, ich fühle mich ein wenig für sie verantwortlich…«

»Ich pass schon auf sie auf, Oliver.« Alex warf Stone einen verwunderten Blick zu.

»Also gut. Dann muss ich Ihnen jetzt zu den Räumen, in die Sie gleich gehen, noch einiges erklären. Richten Sie sich unbedingt nach allem, was ich sage – bis in die kleinste Kleinigkeit. Verstanden?«

»Klar. Wenn Sie sich auskennen, Oliver.«

Nachdem er Alex' Einweisung beendet hatte, hetzte Stone, gefolgt von Reuben, durch den Korridor bis zur ersten Tür der linken Seite, und sie schlüpften hinein.

Sie sahen sich in dem Saal um, in dem nur trübes Licht herrschte. »Das ist der Schießstand«, flüsterte Stone. Eigentlich war diese Feststellung überflüssig, weil man vorn die Nischen für die Schützen und im Hintergrund die alten, zerfledderten, von Kugeln durchlöcherten Pappkameraden an den Zugseilen hängen sah. »Geh du nach rechts«, raunte Stone. »Wenn wir alles abgesucht haben, treffen wir uns in der Mitte wieder. Die Tür zum Nachbarraum ist dort hinten.«

Sie trennten sich, und Stone schlich wachsam an der linken Seitenwand des Schießstands entlang. Er hatte kaum zehn Schritte zurückgelegt, als jemand die Tür zum Schießstand öffnete.

Augenblicklich löschte Stone die Stablampe, duckte sich, hob die Pistole und zwang sich zur Ruhe. Fast drei Jahrzehnte war es her, dass er so etwas zum letzten Mal getan hatte. Blitzartig lugte er über die Deckung und sah jemanden vorüberhuschen, konnte wegen der schlechten Lichtverhältnisse aber nicht erkennen, wer es war. Und versehentlich Reuben erschießen wollte Stone nun wirklich nicht. Das schwache

Licht reichte gerade aus, um die Benutzung des Nachtsichtgeräts unmöglich zu machen.

Langsam näherten sich leise Schritte. Unterdessen schob Stone sich auf dem Bauch vorwärts, bis er sich im Hintergrund bei den Pappkameraden befand. Während die Sekunden verstrichen, erlebte Stone seltsame Empfindungen. In seinem Geist und ebenso im Körper schienen sich merkliche Veränderungen zu vollziehen. Seine Gliedmaßen fühlten sich wieder so geschmeidig an wie in alten Zeiten, und sein Verstand konzentrierte sich völlig auf das Überleben. Sein gesamtes Dasein schien sich auf einen 20 mal 20 Meter großen, schummrigen Schießstand voller Schatten, finsterer Ecken, schwieriger Schusswinkel und dunkler Verstecke zu reduzieren. Er rückte ein wenig weiter nach links und stieß gegen irgendetwas. Als er den Blick hob, hatte er sofort eine Idee.

Geduckt bewegte der Fremde sich nach rechts. In einer Faust hielt er eine Pistole, in der anderen Hand ein Wurfmesser. Anscheinend glaubte er etwas gehört zu haben, war sich aber nicht sicher. Vorsichtig betrat er die Schussbahnen des Schießstands.

Weitere Sekunden verstrichen.

Plötzlich ertönte ein Schrei und erschreckte den Mann. Er wirbelte herum und sah einen Schemen auf sich zujagen. Der Mann feuerte darauf, und seine Kugeln durchschlugen das Ziel.

Stone zielte auf eine Stelle ein paar Zentimeter oberhalb des Mündungsfeuers. Ein Röcheln ertönte, und der Unbekannte brach zusammen. Der Schemen, auf den er gefeuert hatte, war einer der Pappkameraden gewesen: Stone hatte ein Zugseil betätigt und gleichzeitig geschrien, um den Mann abzulenken, und hatte ihn auf diese Weise zum Schießen verleitet. Dabei hatte der Fremde seine Position preisgegeben – mit tödlichen Folgen für ihn.

Stille breitete sich aus. Dann erklang Reubens Stimme. »Oliver? Alles klar?«

Einige Augenblicke später standen Reuben und Stone neben der Leiche, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass sonst niemand mehr im Saal umherschlich. Stone richtete den Lichtkegel der Stablampe auf den Erschossenen. Mitten in der Brust des Mannes waren zwei Einschüsse zu sehen, die nur einen Zentimeter auseinanderlagen. Stone musterte das Gesicht, die Kleidung und die Waffen des Toten. »Ein Nordkoreaner«, lautete seine Schlussfolgerung.

»Was genau hast du eigentlich bei der CIA gemacht?«, fragte Reuben, während auch er die beiden Einschusslöcher betrachtete.

»Offiziell wurde ich als ›Destabilisator‹ bezeichnet. Klingt weniger anstößig als das, was ich wirklich gewesen bin.«

In diesem Augenblick fetzte eine Maschinenpistolengarbe durch die Tür in den Schießstand. Reuben und Stone warfen sich zu Boden.

Die Tür flog auf, und ein zweiter Asiate sprang herein und feuerte pausenlos.

Es gelang Stone, ein Bein auszustrecken, sodass der Mann stolperte und stürzte, wobei ihm die Maschinenpistole aus der Hand flog.

Reuben packte den wesentlich kleineren Asiaten. »Hab ihn, Oliver«, rief er, schlang seine großen Arme um den Mann und drückte zu. »Ohne Waffe macht er nicht mehr so viel her.« Plötzlich schrie Reuben vor Schmerz auf, als ein Absatz mit voller Wucht seinen Fuß traf. Reubens Umklammerung lockerte sich ein wenig. Mehr Spielraum brauchte sein Gegner nicht, um sich aus seinem Griff zu winden. Zwei kurze Haken krachten gegen Reubens Kinn; zwei weitere wuchtige Faustschläge trafen ihn in den Leib. Reuben sank auf die Knie, rang um Atem und spuckte Blut. Der Asiate hob die Hand, um zuzustechen. Das Messer funkelte, und die Klinge sauste auf Reubens Hals herab.

Stones Kugel schlug dem Asiaten genau ins Hirn. Er fiel auf die Knie und kippte dann der Länge nach auf den Boden.

Stone schob die Pistole unter den Gürtel und eilte zu seinem Freund. »Reuben?« Seine Stimme zitterte. »Reuben!«

»Verdammt noch mal, Oliver«, sagte Reuben langsam. Sein Mund schwoll bereits sichtlich an. Er stellte sich auf die wacklig gewordenen Beine. Die beiden Männer sahen sich an. »Was machen wir hier, Oliver?«, fragte Reuben, während er sich das Blut abwischte. »Hier kann unsereins nicht mehr mitmischen.«

Stone betrachtete seine zitternden Hände. Er hatte Schmerzen in dem Bein, das er dem Nordkoreaner gestellt hatte. Nachdem er fast dreißig Jahre lang niemanden mehr umgebracht hatte, waren heute zwei Menschen durch seine Hand gestorben. Trotz des kurzen Empfindens, dass sein altes Format wiederauflebte, wusste Stone nur zu gut, dass es nicht so war. Es hing weniger mit körperlicher Fitness und jugendlicher Kraft zusammen, sondern vielmehr mit seiner damaligen Einstellung, dass nichts dagegen spräche, Menschen aus jedem beliebigen Grund und mit allen erdenklichen Mitteln zu töten. Heute war er ein anderer Mensch. Doch Stone war jetzt in einem Bauwerk gefangen, das für ihn und seine Freunde möglicherweise zur Gruft wurde, wenn er sich nicht auf seine tödlichen Fähigkeiten besann und sie nutzte.

Er stützte seinen Freund. »Tut mir leid, dass ich dich mitgeschleppt habe, Reuben.«

Reuben legte Stone eine Pranke auf die Schulter. »Wenn ich schon sterben muss, Oliver, dann lieber zusammen mit dir als mit sonst jemandem. Aber wir müssen die Sache durchstehen. Was sollten Caleb und Milton ohne uns anfangen?«

Alex und Jackie waren in einen großen, dunklen Raum gelangt, in dem es widerlich roch. Die Räumlichkeit war schalldicht; deshalb hatten sie die Schüsse nicht gehört, die auf dem Schießstand gefallen waren. Dank des Nachtsichtgeräts konnte Alex erkennen, dass ein schmaler, über eine Metalltreppe erreichbarer, erhöhter Laufsteg durch den Raum verlief.

»Ich gehe voran«, flüsterte Alex seiner Kollegin zu. »Aber geben Sie mir Feuerschutz.«

»Warum müssen Sie den Helden spielen?«, fragte Jackie.

»Wer sagt denn, dass ich den Helden spiele? Wenn ich in die Klemme gerate, erwarte ich von Ihnen, dass Sie mich raushauen, verdammt noch mal, selbst wenn jemand Ihnen den Hintern wegschießt. Und sobald Sie über den Steg da gehen, halten Sie sich genau geradeaus, klar? Gehen Sie ja nicht zur Seite.«

»Wieso? Was soll das?«

»Keine Ahnung, und ich will es auch gar nicht wissen. Oliver hat mir gesagt, wir müssen genau in der Mitte bleiben, und danach richten wir uns.« Vorsichtig stieg Alex die Stufen empor und schlich dann in geduckter Haltung mitten über den Laufsteg. Er gelangte auf die andere Seite und entdeckte dort die Verbindungstür zum nächsten Trainingsraum. »Alles klar«, rief er leise zu Jackie hinüber. »Kommen Sie.«

Jackie lief schnell über den Laufsteg. Kaum war sie wieder zu Alex gestoßen, öffnete und schloss sich die Eingangstür. Augenblicklich kauerten Alex und Jackie sich hin.

Alex schätzte die Lage ein, tippte Jackie dann auf die Schulter und gab ihr durch Gesten zu verstehen, dass sie den Weg durch die Verbindungstür fortsetzen sollte, während er ihr den Rücken deckte. Jackie huschte nach hinten. Alex hockte sich ans Ende des Laufstegs und richtete die Pistole geradeaus. Er sah sich nach Jackie um und nickte. Sie öffnete die Tür und schob sich hindurch. Allerdings verursachte sie dabei ein Geräusch, das zur Folge hatte, dass die dritte Person die Stufen hinaufstieg und den Laufsteg betrat. Alex trat einen Schritt vor und setzte dabei unglückseligerweise den Fuß auf eine Kante. Er hörte ein Knacken, und der Laufsteg gab unter ihm nach. Alex fiel in die Tiefe und stürzte in knietiefes, schlammiges Wasser. Fast gleichzeitig hörte er in einigem Abstand ein zweites Klatschen. Offenbar war auch sein Gegenspieler vom Laufsteg gefallen. In dem Wasserbecken

herrschte tintenschwarze Finsternis, sodass Alex nicht einmal mehr sich selbst sehen konnte, und das Nachtsichtgerät, das er beim Sturz verloren hatte, war im Schlamm versunken. Alex hoffte, dass sein Widersacher über kein solches Gerät verfügte, sonst war er gleich ein toter Mann.

Ein Schuss peitschte, und die Kugel prallte – für Alex' Geschmack viel zu nah neben seinem Kopf – von der Einfassung des Wasserbeckens ab. Er ging in die Hocke, erwiderte das Feuer und wechselte augenblicklich den Standort. Er versuchte, nicht den Gestank der Jauche einzuatmen, in die er gestürzt war. Seine Armverletzung brannte, die gestauchten Rippen schmerzten höllisch, und sein Nacken schien zu glühen. Davon abgesehen hatte er den Eindruck, in glänzender Verfassung zu sein.

Neben den körperlichen Beeinträchtigungen hatte Alex ein zusätzliches Problem. Da er bis zu den Knien im Schlick stand, konnte er sich unmöglich bewegen, ohne dabei durch Geräusche seinen Standort zu verraten. Also beschloss er, still zu verharren. Doch sein Gegner hatte inzwischen anscheinend den gleichen Schluss gezogen. Daher ließ sich absehen, dass zuerst starb, wer sich als Erster regte.

Mit einem Mal wusste Alex Bescheid: Hier war der »Geduldstrainingsraum«, den Stone erwähnt hatte. Doch nach einigen Minuten des Stillstehens wurde Alex klar, dass er wohl doch eine neue Taktik brauchte. Langsam streckte er den Arm aus, bis seine Finger die Metallwandung des Wasserbeckens berührten. Dann holte er die Taschenlampe heraus.

Mit einem Ruck neigte er den Oberkörper zur Seite. Das Messer verfehlte ihn, prallte klirrend gegen die Wand und fiel mit gedämpftem Aufklatschen in die stinkige Brühe. Doch anders, als sein Gegner es sich zweifellos erhoffte, schoss Alex nicht.

Er packte die Taschenlampe mit der Linken, hob den Arm und drückte die Lampe gegen die Metallwand. Sofort hielt die magnetisierte Seite sie dort fest. Anschließend duckte Alex

sich wieder, reckte den Arm, so weit es ging, und setzte den Zeigefinger auf die Einschalttaste der Taschenlampe. Anschließend legte er die Pistole an, sprach ein Stoßgebet, drückte die Taste und riss den Arm zurück. Das Licht flammte auf, und eine Sekunde später trafen zwei Schüsse die Taschenlampe. Im nächsten Moment peitschte Alex' Pistole auf. Erleichtert hörte er, wie jemand ins Wasser fiel. Dann erklangen mit einem Mal Schritte über seinem Kopf. Wie war das möglich? Da oben gab es doch keinen weiteren Laufsteg mehr! Und dann rannte *noch* jemand anders vorbei.

Alex sprang, so hoch er konnte, um mit der Hand Halt zu finden und aus dem Becken steigen zu können. Zweimal hatte er Pech und fiel zurück ins Wasser. Beim dritten Mal erwischte er die Kante, zog sich hinauf und tastete sich längs des Geländers zur Verbindungstür. Dort betrat er den Nachbarraum.

Stone und Reuben schauten sich auf dem Schießstand um. Die Anlage wirkte ganz wie eine verkleinerte Nachbildung des FBI-Schießplatzes in Quantico, der so genannten Hogan's Alley, wo Agenten in einem beinahe lebensechten Umfeld Schießausbildung erhielten. Im Trainingszentrum in Beltsville hatte der Secret Service eine ähnliche Einrichtung. Es gab Gebäudeattrappen, eine Telefonzelle, Gehwege und eine Straßenkreuzung mitsamt Ampeln. Am »Straßenrand« parkte eine alte schwarze Limousine mit vergammelten Reifen. Stone kam es so vor, als hätte er eine Zeitreise in die Vergangenheit unternommen.

Außerdem standen eine Anzahl Schaufensterpuppen auf der »Straße«, mehrere Männer, drei Frauen und ein paar Kinder. Auf ihren Gesichtern war die Farbe verblasst, und eine Staubschicht hatte sich auf sie gelegt, und doch sahen sie noch bemerkenswert lebensecht aus. Reuben fiel auf, dass sie alle Einschüsse im Kopf hatten.

Stone führte Reuben hinter eine der Hausfassaden. Über eine Holztreppe ließ sich jede der Fensteröffnungen erreichen.

»Hier haben wir die Scharfschützenausbildung erhalten«, erklärte Stone.

»Um auf wen angesetzt zu werden?«

»Das möchtest du gar nicht wissen«, antwortete Stone leicht ungehalten. Dann hob er den Finger an die Lippen. Schritte kamen näher. Stone deutete nach oben, auf ein Fenster. Lautlos stiegen sie hinauf und spähten vorsichtig hindurch.

Drei Nordkoreaner hatten den Schießstand betreten. Sie bewegten sich auf gut eingeübte Weise vorwärts. Jeweils einer gab den anderen Feuerschutz, während sie die Anlage durchsuchten.

Langsam krümmten sich Stones und Reubens Finger um den Abzug der Waffe. Stone beugte sich ein wenig vor und zielte. Das Problem war, dass die drei Männer über MP-5-Maschinenpistolen verfügten. Selbst wenn Stone und Reuben jeder einen Nordkoreaner mit dem ersten Schuss außer Gefecht setzten, blieb ein Gegner übrig, der ihren Standort kannte. Und auch mit zwei Pistolen konnte man sich gegen eine MP-5 in sachkundiger Hand nicht so leicht behaupten.

»Ach du Scheiße«, entfuhr es plötzlich Reuben.

Soeben brach ein Nordkoreaner zusammen. Seitlich aus seinem Hals ragte ein Messer. Die beiden anderen Asiaten feuerten sofort in die Richtung, aus der das Messer herangesirrt war, doch schon im nächsten Moment herrschte wieder Stille, während die beiden Nordkoreaner voranhuschten und hinter dem alten Auto Deckung suchten. Da sie Stone und Reuben jetzt den Rücken zuwandten, hätten die beiden Mitglieder des Camel Clubs sie mühelos erschießen können. Doch Stone schüttelte den Kopf, als Reuben ihn anschaute. Bevor sie weiter mitmischten, wollte er beobachten, was geschah.

Ein Nordkoreaner zog einen Gegenstand aus seiner Tasche, riss einen Stift ab und schleuderte die Handgranate in die Richtung des Messerwerfers.

Stone packte Reuben, obwohl die Handgranate in Gegenrichtung flog, und drückte ihn hinter dem Fenster auf den Treppenabsatz nieder.

In der Begrenzung des Schießstands dröhnte die Detonation wie ein Kanonenschlag. Als das Echo verhallte und der Rauch verwehte, hoben Stone und Reuben gerade rechtzeitig den Kopf, um zu sehen, dass die Nordkoreaner die Deckung verließen. An ihrer Stelle hätte Stone noch gewartet: Der Qualm war noch zu dicht, um genug erkennen zu können.

Im nächsten Moment sprang eine von Kopf bis Fuß gänzlich in Schwarz gekleidete Gestalt aus den Rauchschwaden. Sie bewegte sich mit einer solch unfassbaren Schnelligkeit und Behändigkeit, als hätte die Schwerkraft keine Gültigkeit für sie. An ihren Seiten blinkten Krummsäbel wie Schwingen.

Die Säbelklingen klirrten gegen die Maschinenpistolen und schmetterten sie den Nordkoreanern aus den Händen. Als sie nach den Pistolen griffen, zerschlitzten die Schneiden die Aufhängung der Halfter, und die Waffen fielen auf den Fußboden. Der Maskierte beförderte sie mit Fußtritten beiseite. Das alles vollzog sich in einer fließenden Aufeinanderfolge blitzartiger Bewegungen.

Der Mann blieb stehen und verharrte vor den beiden Nordkoreanern. Beinahe gelassen streifte er die schwarze Maske ab und legte die Säbel auf den Betonboden.

Tom Hemingway behielt die beiden Männer unter genauer Beobachtung, während er sie auf Koreanisch ansprach.

»Was hat er gesagt?«

»Eigentlich nur, dass sie aufgeben oder sterben müssen«, antwortete Stone, ohne den Blick vom Geschehen zu nehmen.

»Und geben sie auf?«, flüsterte Reuben.

»Nein. Sie sind Nordkoreaner. Was Schmerz angeht, übertrifft ihre Leidensfähigkeit das Begriffsvermögen der meisten

anderen Menschen.« Stone musterte Hemingway. *Und nun dürften sie all ihre Leidensfähigkeit benötigen.* Beide Nordkoreaner nahmen eine Taekwondo-Haltung ein. Einer vollführte eine rasche Finte, auf die zu reagieren Hemingway sich sparte. Noch einmal sagte er etwas auf Koreanisch. Die Koreaner schüttelten den Kopf. Der andere Mann trat nach Hemingway, der mit einer Hand seinen Fuß abfing und dem Angreifer mit der anderen Faust einen Stoß versetzte, der ihn zurücktaumeln ließ. Noch einmal sagte er etwas auf Koreanisch. »Er hat gesagt, dass er bedauert, das tun zu müssen«, dolmetschte Stone, als Reuben ihn wortlos ansah.

Noch bevor jemand einen weiteren Atemzug nehmen konnte, griff Hemingway an. Seine Faust durchschlug die schwache Abwehr seines Gegenübers und rammte ihm wuchtig den Brustkorb. Indem er so schnell herumwirbelte, dass es sich kaum mit dem bloßen Auge verfolgen ließ, führte Hemingway einen fürchterlichen Schlag gegen die Schläfe des Gegners.

Sogar in ihrem Versteck konnten Stone und Reuben hören, wie dem Mann das Genick brach.

Der andere Koreaner rannte über die »Straße« zu dem Auto. Hemingway setzte ihm nach. Er sah das Messer sofort, als der Mann herumwirbelte, und sprang vor. Zwar gelang es dem Koreaner noch, das Messer zu werfen, doch aufhalten konnte er Hemingway damit nicht, obwohl die Klinge seinen Arm streifte. Hemingway traf den Koreaner mit der Ferse am Kinn und schleuderte ihn rücklings gegen den Wagen. Flüchtig verhielt Hemingway. Sein Blick streifte das Blut am Arm, doch unverzüglich richtete er alle Aufmerksamkeit wieder auf den Koreaner.

»Das wird eine hässliche Sache«, raunte Reuben.

Stone sah von weitem, dass schon Hemingways erster Fausthieb den Mann tötete. Noch nie hatte er einen Menschen einen solch wuchtigen, vernichtenden Schlag führen sehen.

Doch Hemingway ließ den Nordkoreaner nicht einfach zu Boden sinken. Er lehnte ihn gegen den Wagen und hämmerte

mit den Fäusten auf ihn ein – auf Kopf, Brustkasten und Bauch. Er drosch mit unfassbarer Geschwindigkeit und einer solchen Gewalt zu, dass Reuben und Stone sogar in der Autotür eine riesige Beule sahen, als Hemingway schließlich von dem Toten abließ und dieser auf den Boden rutschte.

Hemingway trat zurück und betrachtete die drei getöteten Männer. Als er die Säbel auflas, hob Stone die Pistole und zielte auf Hemingways Hinterkopf. Unvermittelt erstarrte Hemingway, blieb aufrecht stehen und drehte langsam den Kopf in die Richtung der Hausfassade, hinter der Stone und Reuben sich verbargen.

Er schaute zum Fenster hinauf. Obwohl er die Männer unmöglich sehen konnte, hatte Hemingway ihre Anwesenheit offenkundig bemerkt.

Während Hemingway ruhig dastand und auf die Kugel zu warten schien, senkte Stone die Waffe. Einige Sekunden lang wartete Hemingway noch, dann war er vom einen Augenblick zum anderen verschwunden.

Jackie lief, so schnell sie konnte, hatte sich in dem Gewirr enger Gänge jedoch hoffnungslos verirrt. Schließlich blieb sie keuchend stehen und ließ den Blick in die Runde schweifen. Sie befand sich in einem Labyrinth.

»Alex?«, rief sie.

»Jackie!«, hörte sie Alex' Antwort und lief in die Richtung, aus der seine Stimme kam. »Jackie, hier sind irgendwelche Scheißtypen. Geben Sie bloß auf sich Acht!« Sofort blieb Jackie stehen, ging in die Knie und lauschte. Anfangs hörte sie lediglich den eigenen Atem. Dann gewahrte sie verstohlene Schritte und wich vor ihnen zurück, um Abstand zu halten. Schussbereit hielt sie die Pistole vor sich ausgestreckt.

»Jackie?«

»Hier.«

Alex schob den Kopf um die Ecke und sah sie. Eilends stieß er zu ihr. Sie starrte auf seine verdreckte Kleidung. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

Alex strich mit der Hand über den Schmutz, der an ihm klebte. »Fragen Sie nicht. Und behaupten Sie niemals, ich hätte keine Geduld, oder Sie sind dran.« Er blickte sich um. »Zwei Personen sind an mir vorbei hier reingelaufen. Haben Sie jemanden gesehen?«

Jackie schüttelte den Kopf. »Wie kommen wir hier wieder raus?«

»Ganz einfach. Wir müssen uns nur den Fußboden ein bisschen genauer anschauen.«

»Was?«

Alex gab keine Antwort. Er schlich den Gang des Irrgartens entlang, in dem sie sich gerade befanden, bis er an einer Ecke stand. Dort kniete er hin und besah sich den Boden. »Verdammt, das wird's sein.« Jackie eilte zu ihm. »Sehen Sie?« Alex zeigte auf einen winzigen, kaum erkennbaren Fleck in einer Bodenritze.

»Ein roter Fleck«, stellte Jackie fest. »Und was ersehen wir daraus?«

»In welche Richtung wir uns wenden müssen.«

»Wieso?«

»Sie sind wohl 'ne Landratte, was?«

»Wie meinen Sie das?«

»Seeleute wissen, dass rot Backbord bedeutet, und Backbord ist links.« Sie bogen in den linken Gang des Irrgartens ab und gingen weiter, bis sie an die nächste Abzweigung gelangten. Dort entdeckten sie erneut einen winzigen Fleck; diesmal war er grün. »Grün bedeutet Steuerbord, und Steuerbord ist…«

»Rechts«, beendete Jackie.

Gemeinsam schritten sie durch den Gang und erkannten bald, dass sie sich einer Tür näherten, offenbar dem Ausweg des Labyrinths. »Mann, woher wussten Sie denn über diese Kleckse Bescheid?«, erkundigte sich Jackie.

»Von Oliver.«

»Also war er tatsächlich schon hier«, sagte Jackie nachdenklich.

Alex sah ihr ins Gesicht. »Daran habe ich nie gezweifelt.« Er heftete den Blick auf die Tür am Ende des Gangs. »Oliver hat gesagt, dass auf dieser Seite nur zwei Trainingsräume sind. Das heißt, dass hinter dieser Tür…«

»Dort ist der Präsident.«

»Und Hemingway«, antwortete Alex grimmig.

»Er ist Bundespolizist, Alex, also könnte er zu uns stehen.«

»Hören Sie zu, Jackie. Der Mann ist ein Verräter, und wahrscheinlich kann er Sie mit dem kleinen Finger töten. Wenn Sie die Möglichkeit sehen, ihn zu erschießen, tun Sie ’s.«

»Alex!«

»Das ist mein Ernst, Jackie, legen Sie ihn um. Und nun vorwärts.«

Während Alex und Jackie das Labyrinth durchquerten, betraten Stone und Reuben eine Kammer mit einem von der Decke hängenden Käfig, eisernen Ketten in den Mauern, mehreren fahrbaren Tragen, einem Tisch mit chirurgischen Instrumenten und einem Sitz, der gewisse Ähnlichkeit mit einem elektrischen Stuhl hatte.

Als Stones Blick auf diese Sitzgelegenheit fiel, atmete er unwillkürlich scharf ein. »Das hier nannte man den Raum der Wahrheit. Hier fanden die schärfsten Verhöre statt, die man sich vorstellen kann. Hier wurde jeder zum Reden gebracht. Das ist die *eigentliche* Wahrheit – irgendwann haben sie ’s bei jedem geschafft, auch bei mir.« Er deutete auf den Stuhl. »Einem Kollegen, der hier gemeinsam mit mir ausgebildet wurde, haben sie einen zu starken Stromstoß verpasst. Er erlitt einen Herzstillstand. Seiner Familie wurde mitgeteilt, er sei bei einem Auftrag in Übersee verschollen. Vermutlich aber wurde er hier in der Mördergrube verscharrt.«

»So was könnte uns auch blühen«, sagte Reuben trübsinnig.

»Lass uns in den nächsten Raum gehen«, sagte Stone. »Hier kommt mir das Kotzen.« Plötzlich wurde die Tür, durch die sie eingetreten waren, mit Wucht aufgestoßen. »Weg da!«, rief Stone und feuerte auf den hereinstürmenden Nordkoreaner. Der Asiate schoss zurück, und Stone musste hinter dem Folterstuhl Deckung suchen.

Zahlreiche Schüsse peitschten hin und her. »Ich bin getroffen!«, hörte Stone einen Moment später Reubens laute Stimme, während er schleunigst nachlud. »Oliver, ich bin getroffen!«

»Reuben«, rief Stone, während zwei Kugeln an seinem Kopf vorbeischwirrten. Er erwiderte das Feuer und duckte sich. Von links ertönten Klirren und Klappern, als hätte jemand den Tisch mit den Instrumenten umgekippt; dann folgten Geräusche, als würde jemand Gegenstände umherschleifen. Rasch fällte Stone eine Entscheidung. Er richtete die Pistole auf die Deckenbeleuchtung und zerschoss sämtliche Neonröhren.

Inmitten der plötzlichen Dunkelheit setzte Stone das Nachtsichtgerät auf und spähte verzweifelt in die schummrig-grüne Umgebung, die durch das Gerät sichtbar wurde.

Wo war Reuben? Endlich sah Stone ihn hinter einer umgefallenen Trage auf dem Fußboden liegen und sich die Seite halten. Den Nordkoreaner hingegen sah er nicht. Unablässig suchte Stones Blick den Raum ab, verharrte schließlich auf einer Ecke. Dort waren Tragen und anderes Mobiliar hastig zu einer Art Schutzwand aufgestapelt worden. Dahinter musste der Koreaner lauern. Und als Stones Blick nach oben ging, sah er, welche Möglichkeit sich anbot. Mit angezogenen Knien streckte er sich auf dem Rücken aus. Er klemmte die Pistole zwischen die Knie und hielt sie auf diese Weise bewegungslos. Dann fasste er das Ziel ins Auge, ließ die Luft aus der Lunge entweichen und entspannte vollständig die Muskulatur. Es schien, als wären ihm genau in dem Moment, da er dessen bedurfte, sämtliche damals erlernten Methoden, Men-

schen zu töten, ohne Umschweife wieder ganz und gar gegenwärtig geworden. *Soll ich Gott danken oder Satan?*

Bei Tageslicht wäre es leicht gewesen, das Ziel zu treffen. Durch grüne Trübnis zu blicken und zu wissen, dass man nur eine Chance hatte, machte die Aufgabe sehr viel komplizierter.

Stone drückte ab. Die Kette des Käfigs, der direkt über dem Nordkoreaner hing, wurde von dem Geschoss gesprengt, und der eine Tonne schwere Käfig fiel herab.

Mit schussbereiter Pistole beobachtete Stone das weitere Geschehen. Was er nun sah, verursachte ihm Übelkeit, obwohl er es genau darauf abgesehen gehabt hatte. Unter der Barriere rann Blut hervor und sammelte sich in einer großen Lache.

Stone stand auf und strebte hinüber zu der Ecke. Vorsichtig lugte er über das Hindernis. Unter dem herabgestürzten Käfig ragte lediglich eine Hand heraus. Der Mann hatte noch nicht einmal einen Schrei ausstoßen können. In Stones einstiger Welt hätte man so etwas eine »gelungene Tötung« genannt.

»Oliver«, ertönte Reubens Stimme. Stone machte kehrt und eilte zu ihm. Reuben lehnte an der Mauer und hielt sich nach wie vor die Seite. Das Messer steckte noch in der Wunde; Blut war auf das Hemd und den Fußboden gesickert.

»Scheiße, der Dreckskerl hat einen Glückstreffer gelandet. Ist aber nicht so schlimm. Hab schon Schlimmeres abgekriegt.« Doch Reubens Gesicht war aschfahl.

Stone lief zu einigen Regalen an der Wand und riss Fächer auf: Tatsächlich lagerten darin noch Flaschen mit Desinfektionstinkturen sowie Schachteln voller Pflaster und Verbandszeug. Dass die Tinkturen noch etwas nutzten, bezweifelte er, aber das Verbandszeug steckte noch in der sterilen Verpackung. Auf jeden Fall war es sauberer als Reubens Hemd. Er griff sich ein paar Schachteln und eilte zurück zu Reuben.

Nachdem er ihn verbunden hatte, half er ihm durch die Verbindungstür in den benachbarten Raum.

Kaum hatten sie den Wahrheitstrainingsraum verlassen, wurde die Zugangstür geöffnet. Vorsichtig lugte Captain Jack herein. Er nahm sich einen Moment Zeit, um die Räumlichkeit zu durchsuchen, dann fand er seinen Mann unter dem Käfig begraben.

»Tja, vielleicht ist es besser, am Leben zu bleiben und ein anderes Mal zu kämpfen«, murmelte Captain Jack. »Sicherlich haben diese blöden Nordkoreaner volles Verständnis dafür.« Er drehte sich um und wollte durch die Stahltür den Rückzug antreten, musste jedoch feststellen, dass sie sich von innen nicht öffnen ließ. »Das hatte ich ganz vergessen«, brummte er. Er stand da und überlegte, was er nun tun sollte. Dann blickte er auf die Uhr. Bald spielte es ohnehin keine Rolle mehr.

Stone und Reuben erreichten ungefähr zum gleichen Zeitpunkt das Tiefgeschoss wie Alex und Jackie.

»Das wären also neun tote Chinesen«, sagte Alex, sobald sie die neuen Informationen ausgetauscht hatten.

»Eigentlich sind es Nordkoreaner«, berichtigte ihn Stone.

»Nordkoreaner?«, rief Jackie. »Verdammt, was haben die denn mit der ganzen Sache zu tun?«

»Keine Ahnung«, gestand Stone. Mit dem Pistolenlauf wies er in den Flur. »Aber eines weiß ich: Da hinten sind die Zellen, in denen zu meiner Zeit ›Gefangene‹ zu Verhörzwecken gesessen haben. Da wird vermutlich der Präsident festgehalten.«

Alex warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es bleiben noch drei Stunden Frist«, sagte er eindringlich. »Wir müssen den Präsidenten befreien, aus diesem Bau verschwinden, in dieser Scheißgegend eine Funkzone fürs Handy finden und den Secret Service anrufen. Dort wird man dann das Weiße Haus verständigen und den Raketenstart absagen.«

»Glauben Sie, hier lungern noch Nordkoreaner herum?«, fragte Jackie.

»Als ich im Matsch gestanden habe, sind im Dunkeln zwei Personen an mir vorbeigelaufen«, sagte Alex, »deshalb…«

Plötzlich schrie er: »Achtung! Handgranate!«

Die Gruppe sprang nach allen Seiten auseinander und suchte Deckung, während der Gegenstand die Treppe herunterrollte. Doch es war keine Hand-, sondern eine Blendgranate. Aber sie blendete nicht nur durch grelle Helligkeit, sie betäubte auch durch einen buchstäblich ohrenbetäubenden Knall. Das FBI-Geiselbefreiungsteam schwor auf die Wirksamkeit der Granate. Und auch diesmal tat sie ihre Wirkung. Als sie detonierte, wurde die Gruppe augenblicklich handlungsunfähig.

Zwei Nordkoreaner kamen die Treppe heruntergerannt. Dank ihrer Ohrstöpsel blieben sie vom Detonationsknall verschont. Sie richteten die Waffen auf Alex und seine ebenso hilflosen Kameraden. Stone versuchte sich aufzuraffen, war jedoch dermaßen desorientiert, dass es ihm nicht gelang. Jackie presste die Hände auf die Ohren; sie schien jeden Moment in Ohnmacht zu fallen. Reuben lag verkrümmt in einer Ecke, hielt sich die Seite und atmete nur noch schwach.

Der eine Nordkoreaner rief ein einziges Wort, diesmal auf Englisch. »Sterbt!«

Er schaltete die MP-5 auf Automatik, und sein Finger glitt zum Abzug. Binnen Sekunden konnte er das Dreißigschussmagazin leerschießen – und genau das hätte er getan, wäre er noch lange genug am Leben geblieben. Ihm brach die Wirbelsäule, als ihn von hinten ein Fuß traf. Er stürzte vornüber, und im Fallen bog sein Finger sich um den Abzug, sodass etliche Schüsse aus der Maschinenpistole auf den Betonboden prasselten. Der Körper des Mannes fing die Querschläger auf, aber er spürte es nicht mehr.

Der andere Mann wollte Hemingway aus nächster Nähe durchsieben, doch der riss ihm das Magazin aus der Waffe, hieb es ihm auf den Schädel und erledigte den Gegner mit

einem Faustschlag in den Leib, der die Leber zerriss. Mit einem dumpfen Knall prallte der Mann auf den Fußboden.

Im nächsten Augenblick war Hemingway wieder verschwunden.

Als die Wirkung der Blendgranate nachließ, rappelte Alex sich auf und half Jackie beim Aufstehen. Stone war Reuben behilflich.

»Wo ist Hemingway hin?«, fragte Stone.

Alex deutete in den Gang. »Da lang. Durch die Tür da hinten ist er abgehauen. Wie durch ein Wunder habe ich ihn gerade noch gesehen, bevor er fort war, obwohl ich das Gefühl hatte, mir platzt der Schädel.« Kurz betrachtete er die Gruppe der toten Nordkoreaner. »Der Mann ist der reinste Albtraum«, murmelte Alex.

»Er hat uns soeben das Leben gerettet«, sagte Jackie.

»Ach, wirklich?«, entgegnete Alex. »Wahrscheinlich, weil er sich lieber selbst das Vergnügen gönnen will, uns zu massakrieren. Was ich Ihnen vorhin gesagt habe, gilt nach wie vor. Wenn Sie den Mistkerl ins Visier kriegen, erschießen Sie ihn.«

Stone schaute auf die Uhr. »Uns läuft die Zeit davon.«

Am anderen Ende des Flurs stand Hemingway allein im Vorzimmer zu den beiden Zellen, in denen der Präsident und Chastity lagen. Die Gefangenen waren bewusstlos, nachdem er ihnen eine Amnesie verursachende Droge verabreicht hatte, die er ins Abendessen gemischt hatte. Doch sie legten wahrscheinlich keinen Wert darauf, sich daran zu erinnern, was ihnen widerfahren war.

Als jemand die Korridortür öffnete, wich Hemingway in den Schatten zurück.

Gefolgt von seinen Begleitern trat Alex ein. »Hemingway«, rief er, »wir kommen den Präsidenten holen.« Hemingway gab keinen Laut von sich. »Vielleicht wissen Sie nicht, was inzwischen passiert ist, Tom«, fügte Alex hinzu. »Die Scharia-Gruppe hat die Verantwortung für die Entführung über-

nommen. Im Augenblick richten die Vereinigten Staaten eine atomare Rakete auf Damaskus. Keine drei Stunden mehr, und sie wird gestartet, falls der Präsident bis dahin nicht heil und gesund freigelassen worden ist. Das haben Reinke und Peters Ihnen mitteilen wollen.« Verdutzt schnappte Hemingway nach Luft, bewahrte aber Schweigen. »Tom, ich erzähle Ihnen die Wahrheit«, beteuerte Alex. »Wir stehen vor einem Weltenbrand. Jede moslemische Armee und jede moslemische Terrororganisation bereitet sich zum Angriff auf die Vereinigten Staaten vor. Wir haben DEFCON Eins, Tom. DEFCON Eins! Sie wissen, was das heißt. Es bedeutet, alles geht in die Binsen.« Alex schwieg kurz. »Noch drei Stunden, verflucht noch mal«, rief er dann laut, »und sechs Millionen Menschen müssen sterben.«

Endlich trat Hemingway ins Licht.

»Weshalb sollte die Scharia-Gruppe in die Verantwortung treten?«, fragte er argwöhnisch.

»Sie war nicht so freundlich, darum habe ich es an ihrer Stelle getan«, erklärte Captain Jack, während er zur Tür hereinschlüpfte und seine Pistole an Jackies Schläfe setzte. Er entwand ihr die Dienstwaffe und richtete sie auf die übrigen Anwesenden. »Und nun legt die Waffen weg, oder ihr kriegt eine hübsche Nahansicht des Gehirns dieser jungen Dame zu sehen.«

Nach kurzem Zögern legten Alex, Stone und der verwundete Reuben der Reihe nach die Waffe auf den Fußboden.

»Verdammt, das ist der Kerl, dessen Stimme wir anfangs gehört haben«, flüsterte Reuben seinem Freund zu, doch Stone beachtete ihn nicht. Aufmerksam musterte er Captain Jack.

Während Captain Jacks Blick über die Gruppe schweifte, stutzte er plötzlich und fixierte Stone genauer; doch in diesem Moment lenkte Hemingway ihn mit einer Äußerung ab. »Ich dachte«, sagte er, »wir hätten eine Übereinkunft getroffen.«

Für Alex' geschultes Auge war Hemingway in einem Zustand geballter, hochgradiger Anspannung.

»Wir *hatten* eine Abmachung, Tom«, antwortete Captain Jack umgänglich. »Aber dann ging mir von den Nordkoreanern ein besseres Angebot zu. Ich hatte dir ja gesagt, ich mache nur wegen des Geldes mit. Das hätte dir eine deutliche Warnung sein können, Kumpel. Wenn du sie nicht kapiert hast, dann langweile mich nicht mit Vorwürfen.«

»Warum tust du das?«, fragte Hemingway. »Um einen amerikanisch-islamischen Weltkrieg anzuzetteln? Was hätte denn Nordkorea davon?«

»Ist mir doch egal. Die Nordkoreaner haben meinen Preis gezahlt.«

»Wir stehen kurz davor«, sagte Alex, »eine atomare Rakete auf Damaskus abzufeuern.«

Captain Jack musterte ihn geringschätzig. »Ich habe eine Zeit lang für die Syrer gearbeitet. Sie sind genauso blutdürstig wie der Rest der Menschheit. Es ist also wirklich nicht so, dass sie es nicht verdient hätten.«

»Sechs Millionen Menschen«, hielt Alex ihm vor. »Darunter Frauen und Kinder.«

Angeödet schüttelte Captain Jack den Kopf. »Du verstehst es einfach nicht, Freundchen, was?«

»Überall im Bau liegen tote Nordkoreaner«, stellte Hemingway fest. »Glaubst du wirklich, dass dein Plan noch gelingt?«

»Mir bleibt genug Zeit zum Aufräumen, Tom. Nicht weit von hier gibt es einen alten Bergwerksschacht. Das richtige Loch, um Leichen loszuwerden. Bis auf eine. Diese eine Leiche soll die Welt ja zu sehen kriegen.«

»Brennan?«

»Ich muss den Auftrag schließlich zu Ende bringen.«

»Sie haben also vor«, ergriff Stone das Wort, »uns alle zu ermorden?«

Nochmals schaute Captain Jack ihn aufmerksam an. »Irgendwie kommst du mir bekannt vor, Freundchen.«

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Ja, es ist meine Absicht, euch alle zu beseitigen.« Captain Jack richtete den Blick auf Hemingway. »Mein Entschluss, mit dir zusammenzuarbeiten, war goldrichtig, Tom. Man sehe sich nur an, wie prächtig die Sache in Brennan gelaufen ist. Eine perfekt gelungene Aktion.«

»Wenn der Präsident stirbt, kann man sie nicht als gelungen betrachten«, widersprach Hemingway unumwunden. »Ich muss ihn unbeschadet freilassen. Ich habe es versprochen.«

»Wenn Sie nichts als Geld wollen«, sagte Jackie zu Captain Jack, »kann ich Sie nur darauf hinweisen, dass die Vereinigten Staaten viel mehr Geld haben als Nordkorea.«

Captain Jack schüttelte den Kopf. »So habgierig bin nicht einmal ich. Außerdem bezweifle ich ernstlich, dass die Vereinigten Staaten mich bezahlen. Schließlich ist Amerika der größte Schuldner der ganzen Welt.«

Captain Jack schoss Hemingway ins linke Bein. Mit verzerrtem Gesicht sank Hemingway auf die Knie. Dann feuerte Jack ihm eine Kugel in den rechten Arm.

»Hören Sie auf!«, schrie Jackie.

»Tut mir leid, dass ich vorsichtshalber stückchenweise vorgehen muss, Tom«, sagte Captain Jack, »aber ich habe keine Lust, mir auch von dir das Genick brechen zu lassen.«

»Vielleicht solltest du es dir noch anders überlegen«, knirschte Hemingway durch zusammengebissene Zähne.

»Wieso?«

»Weil die Zellentüren mit Sprengfallen gesichert sind.«

»Dann entschärfe sie, und öffne die Türen.« Hemingway schüttelte den Kopf. »Na gut, also leg ich diese Figuren eine nach der anderen um, bis du so nett bist.«

»Was soll's«, entgegnete Hemingway, »du willst sie ja sowieso umbringen.«

»Wir wollen sehen, wie lange du ihr Geschrei ertragen kannst. Deine einzige Schwäche ist, dass du so beschissen zivilisiert bist, Tom.«

Es gelang Stone, Hemingways Aufmerksamkeit zu erregen und ihn mit Blicken auf etwas aufmerksam zu machen. Kaum merklich nickte Hemingway.

Captain Jack setzte die Pistolenmündung wieder an Jackies Schläfe. »Adieu, schöne Unbekannte«, sagte er.

»Mein Name«, meldete Stone sich erneut mit fester Stimme zu Wort, »ist John Carr.« Er trat vor. »Es *stimmt*, wir *kennen* uns.«

Captain Jack senkte ein wenig die Waffe. »John Carr«, wiederholte er versonnen, wobei er Stone von Kopf bis Fuß betrachtete. »Gütiger Himmel, John, dir ist es in den vergangenen Jahren wohl nicht sonderlich gut ergangen, wie?«

»Du warst schon damals ein dreckiger Verräter, und wie ich sehe, bist du es noch heute.«

»Ich arbeite heutzutage zu *meinen* Bedingungen«, gab Captain Jack höhnisch zur Antwort. »Von dir selbst kannst du nicht das Gleiche behaupten, nehme ich an.« Seine gesamte Aufmerksamkeit galt jetzt Stone; daher merkte er nicht, dass Hemingway sich zur Wand schob.

Stone trat noch einen Schritt vor und versperrte ihm dadurch vollends den Blick auf Hemingway. »Warum bringst du nicht zuerst *mich* um? Du bist immer bloß der Zweitbeste gewesen, also müsste es dir doch eine Riesengenugtuung sein, endlich die Spitzenkraft zu liquidieren, oder?«

»Du hast noch immer ein großes Maul«, knurrte Captain Jack.

»Im Gegensatz zu dir mit vollem Recht. Wie hast du damals die Sache doch gleich verbockt? Ach ja, du hattest die falschen Barometerwerte und hast dein Ziel verfehlt. Ein Jahr später bin ich hingeschickt worden, um die Sache zu bereinigen. Gib's zu, du warst immer nur ein zweitklassiger Pfuscher.«

Captain Jack richtete die Pistole auf Stones Stirn. »Diesmal brauche ich mir um Barometerwerte keine Sorgen zu machen.« Hemingway stemmte sich an der Wand hoch und betä-

tigte den Lichtschalter, und schlagartig war es stockdunkel im Zimmer. Captain Jack feuerte. Schreie, Rufe und Fußgetrappel durchdrangen die Finsternis; dann erklang ein durchdringendes Aufheulen, und jemand prallte auf den Betonboden. Die Neonröhren leuchteten wieder auf. Captain Jack lag am Boden und hielt keine Waffen mehr in den Fäusten. Neben ihm stand Stone, in der Hand ein Messer, an dem Blut, Stoff und Hautfetzen klebten. Er hatte es aus dem Wahrheitstrainingsraum mitgenommen. »Du Lump!« Captain Jack stöhnte und betastete die Waden, die Stone ihm aufgeschlitzt hatte, um ihn bewegungsunfähig zu machen. »Warum hast du mich nicht einfach abgestochen?«, schrie er.

»Weil es unnötig ist«, antwortete Stone.

»Hört zu«, stieß Captain Jack hervor. »Zehn Millionen Dollar für *jeden* von euch, wenn ihr Brennan tötet.« Doch er erntete nur Blicke voller Abscheu. »Er ist bloß ein Mensch!«, brüllte Captain Jack.

»Halten Sie die Schnauze«, fuhr Alex ihn an, »oder ich mache *Sie* kalt!«

Es gelang Hemingway, sich aufrecht an die Wand zu lehnen. »Sie müssen Präsident Brennan zu einer bestimmten Örtlichkeit transportieren, um das Ganze zu einem guten Abschluss zu bringen.«

Ungläubig starrte Alex ihn an. »Ich weiß nicht, was Ihre verrückten Beweggründe sind, und sie sind mir auch egal. Sie haben die Welt an den Rand eines Atomkriegs gebracht. Darum gedenke ich nichts anderes zu tun, als den Präsidenten dorthin zu bringen, wohin er gehört. Und unterwegs müssen wir ein Telefonat führen, um zu verhindern, dass wegen Ihrer Machenschaften sechs Millionen Menschen zu Asche verbrennen.« Er zielte mit der Pistole auf Hemingway. »Und nun öffnen Sie die Zellentür, oder ich knalle Sie ab.«

Mühsam bewegte Hemingway sich voran. »Egal was Sie denken oder was sonst jemand denkt, ich bin kein Landesver-

räter. Ich habe es für unser Land getan. Es habe es für die *Welt* getan.«

»Machen Sie die Tür auf«, rief Alex. »Sofort!«

Hemingway holte einen Schlüsselbund aus der Tasche und sperrte eine der Türen auf.

»Ich dachte, du hättest gesagt, da gibt's Sprengfallen«, knurrte Captain Jack.

»Hab ich nur erfunden«, lautete Hemingways Antwort.

Stone und Alex trugen den besinnungslosen Präsidenten heraus und lehnten ihn rücklings an die Wand. Anschließend entdeckten sie Chastity und lehnten sie neben ihn.

Alex zückte das Handy. »Verflucht, hier kriegt man keine Verbindung, also müssen wir erst ins Freie, um Washington anzurufen und…«

Eine Männerstimme unterbrach ihn. »Das dürfte überflüssig sein.«

Alle wandten den Kopf. Vor ihnen standen Carter Gray und sechs mit Maschinenpistolen bewaffnete Männer.

»Gott sei Dank«, rief Jackie und trat ihrem Paten entgegen.

Gray jedoch schenkte seine Aufmerksamkeit zuerst Hemingway. »Der Präsident war in dem Hubschrauber, mit dem Sie mich nach Hause geflogen haben, stimmt's?« Offenkundig erwartete Gray keine Antwort, und Hemingway gab auch keine. »Sie haben meine Dateien gefälscht, eine Gruppe ›Toter‹ um sich geschart und den Präsidenten entführt.« Gray schüttelte den Kopf.

»Dem Präsidenten geht es gut, Carter«, sagte Jackie. »Er ist bloß betäubt.«

»Ausgezeichnet«, sagte Gray. »Den Rest übernehmen wir.« Er winkte zweien seiner Männer, damit sie sich des Präsidenten bemächtigten.

»Halt!«, rief Hemingway. »Er muss genau so freigelassen werden, wie ich es geplant habe. Sie dürfen nicht zulassen,

dass die vielen Menschen in Pennsylvania umsonst gestorben sind. Sie haben sich für eine bessere Welt geopfert.«

Grays Gesicht verzerrte sich. »Sie sind ja wahnsinnig!«, stieß er hervor, riss sich dann aber zusammen und wandte sich an Stone. »John, ich kann Ihnen nicht sagen, was für einen Schreck ich bekommen habe, als ich sah, dass Sie noch am Leben sind.« Er blickte Captain Jack an, der noch auf dem Fußboden kauerte und seine verletzten Waden umklammerte. »Zwei alte Bekannte, die ich tot geglaubt habe. Anscheinend ist Wiederauferstehung im einundzwanzigsten Jahrhundert ein höchst aktuelles Thema.«

»Ich hatte einfach keine Lust, nach Ihrem Terminplan zu sterben, Carter«, antwortete Stone.

Jackie blickte zwischen den beiden Männern hin und her. »Wovon ist denn nun schon wieder die Rede, verflixt noch mal?«

»Also wirklich, Leute«, mischte Alex sich ein, »uns läuft die Zeit davon. Wir müssen das Weiße Haus über die Befreiung des Präsidenten verständigen. Dann bläst man den Raketenstart ab.«

Gray achtete gar nicht auf ihn. »Jackie«, sagte er stattdessen, »komm bitte herüber zu mir.«

»Was?«, fragte sie. »Hast du Alex nicht gehört? Wir müssen veranlassen, dass der Raketenstart abgesagt wird.«

»Wenn wir fort sind, darfst du niemals über irgendetwas sprechen, das du hier gesehen oder gehört hast. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Jackie blickte Alex, Stone und Reuben an. »Du kannst darauf vertrauen, dass keiner von uns etwas ausplaudert, was dem Land Schaden bringen könnte.«

»Um die anderen mache ich mir keine Gedanken, Jackie. Nur um dich.«

Stone betrachtete Jackie. »Sie sind die Einzige von uns, die hier lebend herauskommen soll, Agentin Simpson.« Er richte-

te den Blick auf Gray. »Und der Präsident nicht ausgenommen, habe ich den Eindruck.«

»Was reden Sie denn da?«, rief Jackie. Sie blickte forschend ins Gesicht ihres Paten, um Stone widerlegen zu können, sah in Grays Miene aber nur, dass Stone die Wahrheit gesagt hatte. Jackie zeigte auf den bewusstlosen Brennan. »Das ist der Präsident der Vereinigten Staaten!«

»Dessen bin ich mir bewusst«, sagte Gray. »Und derzeit sitzt im Oval Office ein Mann, der *gleichermaßen* die Fähigkeit hat, das Land zu regieren. Leider besagt das nicht viel.«

Jackie appellierte an Grays Begleiter. »Er will den Präsidenten ermorden. Sie müssen ihn aufhalten!«

»Diese Männer hören nur auf meinen Befehl«, stellte Gray klar. »Sonst hätte ich sie gar nicht erst mitgenommen.«

»Carter, wenn wir das Weiße Haus nicht anrufen«, sagte Jackie flehentlich, »müssen sechs Millionen Menschen sterben!«

»Sechs Millionen *Syrer*«, gab Carter zur Antwort. »Hast du überhaupt eine Vorstellung, wie viele terroristische Aktivitäten das gute, alte Syrien unterstützt? Dort liegt die Einsatzzentrale für fast sämtliche Selbstmordattentäter, die den Irak heimsuchen. Wir hätten dieses Land schon vor Jahren atomisieren sollen.«

Jackie starrte ihren Paten an. »Du bist wahnsinnig.«

»Es geht dabei um Größeres als um Einzelpersonen«, entgegnete Gray seelenruhig. »Letztendlich tragen wir den Kampf zwischen Gut und Böse aus, und wir müssen dafür sorgen, dass die Grenze nicht verwischt wird. Um das zu gewährleisten, müssen in höherem Interesse Opfer gebracht werden. Davon bleibt auch der Präsident nicht verschont.« Er zögerte. »Ich bin sicher, auch dein Vater hätte damit kein Problem.«

»Unsinn!«, stieß Jackie hervor. »Er wäre der Erste, der dich hinter Gitter steckt.«

»Komm zu mir, Jackie«, forderte Gray sie eindringlich ein zweites Mal auf. »Mach schon.«

Jackie gab nicht nach. »Nein. Eher musst du auch mich umbringen.«

»Zwing mich nicht, eine solche Entscheidung zu treffen.«

»Achtung!«, rief plötzlich Alex und versuchte, sich über den Präsidenten zu werfen, doch jemand anders war einen Sekundenbruchteil schneller.

Ein Schuss dröhnte. Die Anwesenden schienen sich mit einem Mal in Zeitlupe zu bewegen. Rufe gellten, Füße scharrten, Metall klirrte auf den Betonboden. Dann trat unversehens Stille ein.

Jackie war auf die Knie gesunken. Langsam fiel sie vornüber auf den kalten Beton. Die für Brennan bestimmte Kugel hatte sie ins Herz getroffen. Gray schrie auf und sprang zu Captain Jack, der eine kleine Pistole aus einem Knöchelhalfter gezogen und den Schuss auf den Präsidenten abgegeben hatte. Jackie hatte ihm den Triumph vereitelt, doch um den Preis des eigenen Lebens.

Alex kniete bei ihr nieder und fühlte nach dem Puls; dann hob er den Blick und schüttelte den Kopf.

»Jackie«, rief Gray, als er sein Patenkind tot vor sich liegen sah.

»Beth«, flüsterte Stone erschüttert, den Blick auf die Tote gesenkt. Nur Alex war nahe genug an Stone, um es zu hören. Verblüfft schaute er Stone an. *Beth?* Gray legte die Waffe auf Captain Jack an, doch Stones schneidende Stimme hinderte ihn an einer Unbesonnenheit. »Wenn Sie ihn erschießen, können Sie das nordkoreanische Komplott zur Ermordung des Präsidenten nicht mehr nachweisen.« Grays Finger blieb am Abzug, doch er feuerte nicht. Stone zitterte; er hatte Tränen in den Augen. »Wir bringen den Präsidenten nach Medina«, sagte er. »Den Ort, den Hemingway uns genannt hat.«

»Das ist doch gar keine ernstzunehmende Erwägung«, schnauzte Gray.

»Für *Sie* ist es die *einzige* vernünftige Erwägung, Carter«, erwiderte Stone. »Sie können nicht einfach Millionen unschuldiger Menschen sterben lassen.«

»Unschuldig?«, rief Gray. »Diese Teufel haben mir meine Familie entrissen! Alles, was mir lieb und teuer war, haben sie mir geraubt!«

»Das Gleiche hat *mein* Vaterland *mir* angetan«, entgegnete Stone. Er und Gray starrten sich an, während die anderen sie beobachteten. Dann richtete Stone den Blick auf Jackies Leichnam. »So wie Sie habe auch ich jetzt *alles* verloren.« Seine Stimme bebte.

Gray sah Jackie an, dann wieder Stone. »Es ist ausgeschlossen, den Präsidenten nach Medina zu fliegen. Die Zeit ist zu knapp.«

»Ich glaube, das Medina, das Hemingway meint, liegt viel näher«, sagte Stone.

Alle schauten Hemingway an. »Sind Sie mit dem Hubschrauber da?«, fragte er Gray, worauf dieser nickte. »Dann können Sie in weniger als zwei Stunden in *meinem* Medina sein, also innerhalb der Frist.«

»Wenn ich einwillige… warum kann ich nicht einfach vom Hubschrauber aus anrufen und behaupten, wir hätten Brennan in dem Medina gefunden, von dem Sie sprechen?«, fragte Gray.

»Wenn Sie nicht tatsächlich dort sind, werden Sie nicht in der Lage sein, sämtliche Fragen über die Örtlichkeit zu beantworten«, erklärte Hemingway. »Denken Sie daran, dass die Medien und die Öffentlichkeit es immer ganz genau wissen wollen.«

»Sie können sogar das Verdienst beanspruchen, den Präsidenten gefunden zu haben, Carter.« Stone musterte Gray. »Dann werden Sie zum Nationalhelden.«

»Und wie könnte ich das hinbiegen?«, fragte Gray.

»Da Sie ein kluges Köpfchen sind«, antwortete Stone, »werden Sie während des Hubschrauberflugs bestimmt darauf kommen.«

»Aber dieser Mann bleibt in meinem Gewahrsam«, sagte Gray schroff und zeigte auf Captain Jack.

»Ich bin sicher, dass Sie sämtliche Informationen, bis ins kleinste Detail, aus ihm herausholen«, sagte Stone zuversichtlich.

»Und Hemingway auch«, verlangte Gray.

»Lassen Sie uns endlich aufbrechen«, rief Alex ungehalten.

Während die anderen hinauseilten, kniete Stone neben Jackies Leichnam nieder. Er strich über das Haar der Toten und ergriff ihre noch warme Hand, drehte sie um und betrachtete die halbmondförmige Narbe in der Handfläche. Er fand es bemerkenswert, dass die Narbe noch genauso aussah wie damals vor vielen Jahren, als Jackie sich geschnitten hatte. Als er in Washington auf dem Gehweg ihr Wechselgeld aufgelesen hatte, war ihm die Narbe aufgefallen. Tränen rannen ihm über die Wangen; die Tränen seines Albtraums, in dem er immer wieder seine Tochter verloren hatte. Jetzt hatte er sie *wirklich* verloren, und dieses Leid war unermesslich stärker. Er küsste ihre Wange.

Stone hob den Blick zu Gray, der daneben stand und dessen Hände ratlos an seinen Seiten hingen. »Sie werden dafür sorgen, dass sie ein angemessenes Begräbnis erhält«, sagte Stone mit fester Stimme. Gray nickte matt. Dann ließ Stone den Mann ohne ein weiteres Wort stehen und folgte Grays Männern zu einer nahen Lichtung, wo der Hubschrauber wartete.

Der Pilot lehnte sich aus der Kanzel. »Wohin soll's gehen?«

»Nach Medina«, rief Hemingway ihm zu.

»Was?«, rief der Pilot zurück.

»Die Anschrift ist in meiner Hemdtasche«, sagte Hemingway.

Einer von Grays Untergebenen holte den Zettel aus Hemingways Brusttasche und las die Beschriftung. Er warf Hemingway einen undeutbaren Blick zu. Stone hatte ihm über die Schulter geschaut. Er hatte recht behalten.

Hemingway nahm auf der rückwärtigen Sitzbank des Hubschraubers Platz. Einen Sekundenbruchteil später versetzte er dem Bewaffneten, der sich gerade neben ihm auf der Sitzbank niedergelassen hatte, einen Kopfstoß, der dem Mann die Nase und den rechten Wangenknochen brach. Dann trat Hemingway den vor ihm montierten Sitz mit solcher Wucht nach vorn, dass er aus der Befestigung gerissen wurde und der vorn sitzende Mann aufs Instrumentenpult prallte. Im nächsten Moment hatte Hemingway sich aus dem Hubschrauber geschwungen und rannte trotz seines verwundeten Beines auf den Wald zu.

Alex eilte ihm nach, so schnell er konnte, obwohl Äste und Zweige ihm ins Gesicht peitschten. Er konnte es nicht fassen. Hemingway war ins Bein geschossen worden, und trotzdem konnte er den Mann nicht einholen? Plötzlich hörte Alex voraus einen gellenden Schrei. Augenblicke später gelangte er aus dem Wald – und schaffte es gerade noch, stehen zu bleiben, bevor er abgestürzt wäre. Unversehens stand er am Rand einer tiefen Senke, deren Grund nicht zu sehen war. Als er angestrengt lauschte, glaubte er ein Aufklatschen zu hören. Als andere Männer zu ihm aufschlossen, deutete er in den Abgrund und schüttelte den Kopf.

Tom Hemingway war verschwunden.

Im Oval Office verfolgte der amtierende Präsident Hamilton auf dem Bildschirm die aktuellen Ereignisse, während rings um ihn her Regierungsbeamte ihren Aufgaben nachgingen. Zwar waren die Filmaufnahmen körnig und zuckten ständig – alle professionellen Aufnahmeteams hatten sich längst aus Syrien abgesetzt –; dennoch zeigten sie in aller Anschaulichkeit das heillose Chaos, das in Damaskus ausgebrochen war.

Autos verstopften die Straßen; überall drängten sich entsetzte, verzweifelte Menschen. Meldungen zufolge wimmelte es auf den Startbahnen des Flugplatzes von Leuten, die in eine der letzten startbereiten Maschinen zu gelangen versuchten. Recht und Ordnung gab es nicht mehr. Die Menschen wollten nur noch fort. Und während die Stunden und damit alle Hoffnungen verstrichen, wurde das Geschehen immer grauenhafter.

Hamilton und seine Mitarbeiter sahen Eltern mit Kindern auf den Armen durch die Straßen laufen und vor Panik schreien, während Militär mit Fahrzeugen durch das Gedränge rollte und über Megafon letzte Bemühungen unternahm, die Evakuierung in geordnete Bahnen zu bringen. In knapp einer Stunde, falls die Vereinigten Staaten bei ihrem Ultimatum blieben, würde keiner dieser Menschen mehr am Leben sein. Ein Videoausschnitt zeigte, wie wütende Bürger Plünderer lynchten. Hamilton schaute zu, bis er mit ansehen musste, wie die Flüchtlingsmassen eine Gruppe kleiner Kinder, die von ihren Eltern getrennt worden waren, zu Tode trampelte.

»Schalten Sie das Scheißding ab!«, befahl Hamilton, und sofort wurde der Bildschirm dunkel.

Auf Hamiltons Schreibtisch türmten sich offizielle Ersuchen und Bitten aus aller Welt, auf den Atomangriff zu verzichten. Im ganzen Land waren Abermillionen Amerikaner auf der Straße, manche um Hamiltons Beschluss zu unterstützen, die Mehrheit jedoch aus Protest. Das Weiße Haus konnte die Flut der Telefonanrufe nicht mehr bewältigen.

Verteidigungsminister Decker setzte sich zu seinem Oberbefehlshaber. Hamilton bedachte ihn mit einem verzweifelten Blick.

»Sir«, sagte Decker, der offenbar die innere Zerrissenheit seines Chefs spürte, »ich weiß, das alles ist eine schwere Bürde für Sie. Aber wenn wir jetzt klein beigeben, verlieren wir bei unseren Feinden jede Glaubwürdigkeit. Und wenn das geschieht, haben wir *wirklich* verloren.«

»Ich weiß, Joe«, versicherte Hamilton.

»Und es zeichnet sich noch etwas anderes ab, Sir.«

Müde sah Hamilton ihn an. »Was denn?«

»Derzeit bilden sich über dem Atlantik ungewöhnliche atmosphärische Bedingungen. Die Marine meldet, die Satellitenkommunikation mit der *Tennessee* könnte schon in wenigen Minuten abbrechen.«

»Wenn es so weit kommt, müssen wir den Start absagen.«

Decker schüttelte den Kopf. »Die Wetterbedingungen haben keinen Einfluss auf den Start der Rakete. Die D-5 hat automatische Steuerung. Nach der Abtrennung der ersten Brennstufe braucht es lediglich eine zweimalige Orientierung an Sternbildern, und die Rakete bringt sich automatisch in die optimale Position, um die Sprengköpfe im freien Fall über dem Zielgebiet abzuwerfen. Ein Problem entsteht lediglich dabei, die Verbindung zum U-Boot zu halten.«

»Was wollen Sie mir eigentlich sagen, Joe?«, fragte Hamilton.

»Ich schlage mit allem Nachdruck vor, die Sache hinter uns zu bringen, ehe wir den Kontakt zum U-Boot verlieren.«

»Was? Wir sollen die Rakete *jetzt* starten?« Hamilton blickte Decker ins Gesicht. »Die Frist dauert noch zweiundfünfzig Minuten.«

»Was machen diese zweiundfünfzig Minuten schon aus, Sir? Wären die Terroristen zur Freilassung des Präsidenten bereit, hätten sie es längst in die Wege geleitet. Wenn wir die Frist einhalten, gewähren wir der Gegenseite bloß umso mehr Zeit, einen Gegenschlag zu planen. Wenn wir den Raketenstart nicht jetzt anordnen, Sir, bekommen wir später vielleicht keinen Kontakt mehr zur *Tennessee*.«

»Dann teilen Sie der *Tennessee* mit, die Rakete nach Ablauf der Frist abzufeuern, falls sie von uns keinen gegenteiligen Befehl bekommt.«

»So einfach ist das nicht, Sir. Aus verschiedenen Gründen ist es so eingerichtet, dass ein Raketenstart ausschließlich auf aktuellen und konkreten Befehl erfolgt. Dabei wird nicht nach

der Uhr gegangen. Sicher, vielleicht ließe sich eine Rakete aus einer anderen Position abfeuern, aber dann würden wir die Achtstundenfrist überschreiten. Und wenn wir die Rakete nicht unmittelbar nach Ablauf des von uns selbst gestellten Ultimatums starten, ist es mit unserer Glaubhaftigkeit vollkommen vorbei.«

»Das heißt also, wir atomisieren sie, und sie atomisieren uns. Und was dann? Geht es so weiter, bis wir alle ausgelöscht sind?«

»Bei allem gebotenen Respekt, Sir – uns steht viel mehr zur Verfügung, um den Gegner zu atomisieren, als er gegen uns aufbieten kann. Ich bin der Überzeugung, dass am Ende wir die Sieger sind.«

Als Hamilton aufblickte, sah er im Oval Office alle Augen auf sich gerichtet. *Gott erbarme dich meiner.* »Nehmen Sie erst noch einmal zu den Syrern Verbindung auf«, sagte er. »Geben Sie ihnen eine letzte Chance.«

Plötzlich sprang Andrea Mayes auf. »Sir, warten Sie bitte. Warum sollten sie den Präsidenten nicht freilassen, wenn er in ihrer Gewalt ist? Was hätten sie davon, Millionen Menschen der atomaren Vernichtung preiszugeben?«

»Sie sind Terroristen!«, schnauzte Decker. »Und vergessen wir nicht, dass sie *uns* angegriffen haben. Sie haben *unseren* Präsidenten entführt. Höchstwahrscheinlich ist er inzwischen tot. Uns bleibt gar keine Wahl. Unsere Vergeltung darf keinen Zweifel am Verteidigungswillen unserer Nation zulassen. Jedes Zögern würde die Gegenseite nur dazu ermutigen, ihre Feindseligkeiten gegen uns zu verstärken. Um unsere Entschlossenheit unter Beweis zu stellen, gibt es kein besseres Mittel als eine Atomwaffe. Japan hat damals erst nach dem Abwurf zweier Atombomben kapituliert. Dadurch sind Millionen von Menschenleben verschont geblieben.«

Er erwähnte nicht, dass die auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfenen Atombomben Hunderttausende von japani-

schen Zivilisten getötet oder verstümmelt und beide Städte für Jahrzehnte radioaktiv verseucht hatten.

Hamilton blickte zur Seite, und Außenministerin Mayes ließ sich zurück in den Sessel sinken.

An einem abhörsicheren Telefon erteilte Decker die Anweisung, Syrien und die Scharia-Gruppe ein letztes Mal vor die Wahl zu stellen. Die Antwort kam kurz darauf.

Hamilton blickte forschend in Deckers Gesicht. »Und?«

»Die jugendfreie Version besagt, dass Gott uns für die Schandtat, die wir verüben wollen, bestrafen wird«, antwortete Decker. »Habe ich Ihre Erlaubnis, die National Command Authority einzusetzen und den Vorsitzenden des Militärstabs zu informieren, Sir?«

Mit einem Mal wirkte Hamilton unentschlossen. Mayes nutzte die Gelegenheit. »Mr. President, überlegen Sie sich genau, was Sie tun. Wenn wir Damaskus vernichten, wird es niemals Frieden geben. *Niemals.«*

Decker stellte sich vor sie. »Mr. President, wir haben doch *jetzt* auch keinen Frieden. Wenn Sie unser Ultimatum folgenlos verstreichen lassen, hat Amerika praktisch keine Macht mehr. Wir würden für die ganze Welt zur Zielscheibe des Spotts. Ich weiß, dass Sie kein Mann sind, der so etwas zulässt.« Er verstummte. »Wir müssen es tun«, fügte er dann mit fester Stimme hinzu.

Hamilton rieb sich die Lider, schaute erst Mayes an und nickte dann Decker zu. »Rufen Sie an.«

Hamilton erhob sich und blickte zum Fenster hinaus, während Decker zu einem anderen Telefon ging und im Namen der NCA den Befehl erteilte. Er reichte Hamilton den Hörer, der den Befehl knapp bestätigte. Der Vorsitzende der vereinten Stabschefs würde den Befehl unverzüglich an die Tennessee weiterleiten. Kurze Zeit später würde die Trident-Rakete starten und mit dermaßen unfassbarer Kraft und Geschwindigkeit aus der Tiefe des Ozeans emporschießen, dass eine Schutzschicht aus Gas sie umhüllte. Während sie durch meh-

rere hundert Meter Meerwasser aufwärtsraste, konnte kein Tropfen Nässe ihren Rumpf streifen. Bei einer Marschgeschwindigkeit von nahezu dreitausend Stundenkilometern würde sie Damaskus kaum dreißig Minuten nach dem Start erreichen und über der Stadt die Gewalt von tausend Hurrikans der Kategorie fünf entfachen. Dann blieb kein Stein auf dem anderen.

Zuerst nahm niemand des Läuten wahr. Dann aber hob Hamilton langsam den Kopf: Es war *das* Telefon. Er nahm den Hörer ab.

»Ja?« Sein Gesicht erbleichte, und er griff sich ans Herz. Die meisten Anwesenden hatten den Eindruck, er erlitte eine Herzattacke. Dann aber rief er: »Sie haben ihn gefunden! Brennan ist *frei*.« Er fuhr zu Decker herum. »Sagen Sie den Raketenstart ab! Sofort den Befehl widerrufen!«

Hastig erteilte Decker am anderen Telefon die Weisung, dass die *Tennessee* den Countdown stoppen sollte. Doch mit einem Mal wurde auch der Verteidigungsminister leichenblass. »Was? Um Himmels willen!« Nun ruhten alle Blicke auf ihm. »Das Unwetter über dem Atlantik macht die Satellitenkommunikation unmöglich«, sagte er. Sein Gesicht war aschfahl. »Die *Tennessee* hat den Befehl erhalten und bestätigt. Und nun hat die NCA allergrößte Schwierigkeiten, wieder Verbindung zu ihr zu bekommen…«

»Ich wusste doch, dass es richtig gewesen wäre, die vollen acht Stunden abzuwarten!«, fuhr Hamilton ihn an. »Sie Idiot!«

»Großer Gott…«, sagte Andrea Mayes.

Hamilton riss Decker den Telefonhörer aus der Hand und schubste den Verteidigungsminister beiseite. »Hier spricht Präsident Hamilton«, sagte er ins Mikrofon. »Sie müssen Verbindung mit dem U-Boot aufnehmen! Die Rakete darf nicht gestartet werden! Es ist mir egal, wie Sie es schaffen, aber tun Sie ’s!« Auf seiner Stirn schimmerte Schweiß, und er stützte sich auf die Kante des *Resolute*-Schreibtisches, weil

ihm die Knie einzuknicken drohten. Decker lehnte an der Wand und hielt sich die Schulter, an der Hamilton ihn zur Seite gestoßen hatte. »Wenn es sein muss, versenken Sie das dreimal verfluchte U-Boot!«, brüllte Hamilton ins Telefon. »Aber verhindern Sie den Raketenstart! *Unbedingt!«*

Die Sekunden verstrichen. Im gesamten Oval Office war kein Atemzug zu hören. Schließlich legte Hamilton den Hörer auf und sank am Schreibtisch in die Knie. Er schien einer Ohnmacht nahe, doch es gelang ihm, in die Runde seiner Untergebenen zu blicken. »Der Start ist hinfällig«, sagte er mühsam, ehe er den Blick auf Decker richtete. »Es ist noch einmal gut gegangen… in letzter Sekunde.«

Niemand im Oval Office brach in Jubel aus. Alle waren noch wie gelähmt.

Doch irgendwo in den Tiefen des Atlantiks grölten und johlten 155 amerikanische Seeleute vor Freude und Erleichterung.

Das Wiederauftauchen Präsident James Brennans in einem alten Lagerhaus in Medina, Ohio, rüttelte die Welt noch einmal auf, während die mehr als 14000 amerikanischen Soldaten und Spezialagenten, die sich schon bereit gemacht hatten, in Medina, Saudi-Arabien, einzufallen, still den Rückzug antraten. In der Tasche des Präsidenten war ein computerbedrucktes Blatt Papier gefunden worden, auf dem stand: *Aus großen Opfern erwachsen große Gelegenheiten.*

Vor dreißig Jahren hatte Franklin Hemingway diese Worte geschrieben, und sein Sohn hatte es für die richtige Botschaft an den Führer der freien Welt gehalten.

Weil Carter Gray scheinbar dahintergekommen war, wo Brennan tatsächlich freigelassen werden sollte, feierte man ihn als Nationalhelden. Über Einzelheiten äußerte er sich nur verschwommen, sprach von einer Verbindung aus engagierter Arbeit, verlässlichen Informanten und viel Glück. »Auf alle Fälle haben die Entführer die Wahrheit gesagt«, erklärte er. »Der Präsident war *wirklich* in Medina, aber zehntausend Ki-

lometer von dem Medina entfernt, an das wir anfangs gedacht hatten.«

Gray hatte einen überaus emotionalen Abend mit Senator Simpson und dessen Gattin zu verbringen, um sie über den Verlust ihres einzigen Kindes hinwegzutrösten. Die offizielle Darstellung des Todes von Agentin Simpson besagte, dass sie Opfer einer Fahrerflucht mit Todesfolge geworden war, als sie am späten Abend die Interstate 81 befahren hatte. Ihre Eltern sollten niemals etwas anderes erfahren. Es gab keine Verdächtigen, und wie Gray wusste, sollte es auch nie zu irgendwelchen Festnahmen kommen. Die einzige weitere Neuigkeit betraf das unerklärliche Verschwinden dreier NIC-Mitarbeiter; doch auch dieser Angelegenheit wollte Gray sich noch annehmen.

Positiv an allem war immerhin, dass Captain Jack Aussagen machte. Er redete und redete, und künftig hatte Carter Gray gegen Nordkorea jede Menge Munition in der Hand.

In einem Triumphzug kehrte James Brennan ins Weiße Haus zurück; eine riesige jubelnde Menschenmenge empfing ihn. Er äußerte sich im Fernsehen zur Lage und dankte unter anderem Carter Gray für dessen beispielhafte Arbeit, ohne zu ahnen, dass Gray noch kurz zuvor ernsthaft erwogen hatte, ihn zu ermorden und die Schuld den Syrern in die Schuhe zu schieben. Auch seinem arg in Mitleidenschaft gezogenen Vizepräsidenten sprach er für dessen vorzügliche Haltung seinen Dank aus. Zu guter Letzt bedankte Brennan sich beim amerikanischen Volk, weil es während der beispiellosen Krise festen und redlichen Sinn bewiesen hatte.

Dass die weltweite Apokalypse nur um eine knappe Sekunde abgewendet worden war, sollte niemand je erfahren. Brennans Wahlkampfleiterin stand mit strahlender Miene dabei. Seit Beendigung der Krise durfte sie sich wieder mit voller Kraft auf den Wahlkampf konzentrieren. Den jüngsten Umfragen zufolge konnte Brennan eine Wählerzustimmung in historisch einmaliger Höhe verzeichnen: 86 Prozent. Falls

nicht irgendetwas Katastrophales geschah, würde Brennan die kommenden Wahlen mühelos gewinnen und konnte ein zweites Mal vier Jahre lang seine Politik betreiben.

Man setzte Brennan umfassend darüber in Kenntnis, was sich abgespielt hatte, doch wie es schien, blieb unklar, von wem er entführt worden war; mittlerweile stand fest, dass weder die Scharia-Gruppe noch Syrien mit dem Kidnapping zu tun hatten. Bei genauer Untersuchung stellte sich heraus, dass die Scharia-Gruppe in den Vereinigten Staaten überhaupt nicht die Möglichkeiten hatte, einen derartigen Anschlag zu verüben. Inzwischen hatte man die Leiche eines Anführers dieser Gruppe gefunden; der Mann war offensichtlich gefoltert worden. Und niemand wusste zu erklären, wie so viele in subversiven Techniken ausgebildete Ausländer in die Vereinigten Staaten hatten gelangen können, ohne dass der US-Geheimdienst irgendwelche Daten über diese Personen besaß.

Damaskus hatte schwere Schäden davongetragen, die aber nichts waren im Vergleich zu den Verheerungen, die eine Trident-Rakete angerichtet hätte. Die Syrer und der gesamte übrige Nahe Osten standen noch unter Schock; doch nachdem die Welt so dicht am Abgrund geschwankt hatte, war eine Neigung zum Umdenken zu spüren, zur Zusammenarbeit und Partnerschaft. Ob diese Stimmung jedoch anhielt, blieb abzuwarten.

Der amtierende Präsident Hamilton hatte erst einmal Urlaub genommen. Dass er der erste US-Präsident seit Harry Truman gewesen war, der den Einsatz von Atomwaffen angeordnet hatte, hatte einen schrecklichen Tribut von ihm gefordert. Doch ließ sich absehen, dass Hamilton sich erholen würde.

Es hatte Brennan sehr erstaunt, dass die Attentäter nahezu vollzählig in den Tod gegangen waren und es dabei bewusst vermieden hatten, Bürger der USA zu töten. Während der Präsident noch über diese denkwürdige Tatsache nachgrübelte, sah er sich die Aufzeichnung einer Sendung seiner bevor-

zugten Polit-Talkshow an, die während seiner Entführung ausgestrahlt worden war. Jeder der vier Experten, die bei der Sendung anwesend waren, hatte die Schlussfolgerung gezogen, alles wäre nur ein schmutziger Trick.

»Und wenn der Präsident tatsächlich wohlbehalten freigelassen wird?«, hatte der Moderator gefragt. Die vier Experten antworteten ohne jedes Zögern, auch *das* wäre nur ein Trick. »Mit welchem Ziel?«, hatte die nächste Frage des Moderators gelautet. »Die Entführer haben mehr als zwanzig Personen geopfert. Während der Aktion hätten sie den Präsidenten mühelos töten können. Was könnten sie mit seiner Freilassung denn gewinnen?«

»Ihnen muss klar sein, dass solche Terroristen vor nichts zurückschrecken«, hatte einer der Experten erwidert. »Erst wollen sie uns abschlachten. Das ist nicht gelungen. Wir wehren uns und erringen im Krieg gegen den Terrorismus allmählich den Sieg. Also haben sie die Taktik geändert.«

»Demnach hätten sie sich jetzt auf den ›schmutzigen Trick‹ verlegt«, fragte der Moderator verwirrt, »uns *nicht* mehr abzuschlachten?«

»Ganz recht«, hatte der Experte selbstgefällig geantwortet.

Brennan lag ein Exemplar der Forderungen vor, die seine Entführer gestellt hatten, und er verbrachte viel Zeit damit, sie mehrmals aufmerksam zu lesen. Voller Entsetzen vertiefte er sich in die Einzelheiten der unglaublichen Vorgänge, die dazu geführt hatten, dass die Vereinigten Staaten beinahe einen Atomschlag gegen eine Nation geführt hätten, die ein ihr vorgeworfenes Verbrechen gar nicht begangen hatte. Obwohl Brennan seinen Vizepräsidenten in der Öffentlichkeit lobte, machte es ihn tief betroffen, wie leicht Hamilton hatte überredet werden können, einen Atomwaffeneinsatz anzuordnen, und wie wenig bis zum Start einer atomaren Rakete gefehlt hatte. Deshalb dachte Brennan ernsthaft über andere Anwärter auf das Amt des Vizepräsidenten nach.

Er sprach mit verschiedenen Islamexperten und diskutierte lange mit seiner Frau und der Familie. Mehrmals in der Woche ging er in die Kirche und suchte dort göttlichen Rat für die Lösung der weltlichen Probleme der Menschheit.

Seit der Präsident wieder sicher im Weißen Haus saß, erörterte die internationale Presse die Forderungen der Kidnapper sehr viel freimütiger. Weil keine Leichen und keine Trümmerberge die Debatten überschatteten, konnten die Menschen in den Hauptstädten Europas, Südamerikas und Asiens sich jetzt unbefangen mit dem *Inhalt* der Forderungen auseinandersetzen.

Schließlich berief Brennan eine Sitzung des Kabinetts, des Nationalen Sicherheitsrats und seiner führenden Militärberater ein. Auf der Tagesordnung standen die Anliegen der Entführer.

Sofort erhob der Sicherheitsberater Einspruch. »Sir«, sagte er, »das ist lachhaft. Wir können und dürfen uns auf keine dieser erpresserischen Forderungen einlassen.«

»Mr. President«, hieb Verteidigungsminister Decker in die gleiche Kerbe, »allein schon, sich mit diesen Zumutungen zu befassen, wäre ein Zeichen der Schwäche und zum Nachteil der Nation.«

»Wir standen kurz davor«, entgegnete Brennan ungehalten, »auf der Grundlage einer dubiosen Beweislage sechs Millionen Menschen zu vernichten!«

»Wir hatten nicht angefangen«, sagte Decker. »Und Politik ist stets mit Risiken verbunden.«

Brennan musterte ihn, bis Decker den Blick senkte. »Wir sind die einzige verbliebene Supermacht der Erde. Wir verfügen über ein Atomwaffenarsenal, das die ganze Welt vernichten kann. Selbst wenn andere keine Zurückhaltung kennen – *wir* müssen sie an den Tag legen.« So, wie Brennan in diesen Augenblicken Decker anschaute, ließ sich leicht erkennen, dass es in Brennans zweiter Amtsperiode nicht nur einen neuen Vizepräsidenten, sondern auch einen anderen Verteidi-

gungsminister geben würde. Brennan nahm ein Blatt Papier hervor – das Blatt, das man nach der Entführung in seiner Tasche gefunden hatte. Abermals las er den Satz, der darauf stand: *Aus großen Opfern erwachsen große Gelegenheiten.* Und wie die Geschichte gezeigt hatte – darüber wusste Brennan gut Bescheid –, erwuchsen der Nation in Zeiten großer Krisen gelegentlich große Präsidenten.

Er wandte sich von Joe Decker und seinen Pentagon-Mitarbeitern ab und blickte Andrea Mayes an, die Außenministerin. »Ich glaube«, sagte Brennan, »es ist an der Zeit, dass wir ans Werk gehen.«

Jacqueline Elizabeth Simpson wurde im Rahmen einer privaten Trauerfeier auf einem Friedhof in Nord-Virginia zur letzten Ruhe gebettet. Am Grab versammelten sich die trauernden Eltern, enge Freunde der Familie, politische Würdenträger, Vertreter des Secret Service und Jackies Pate Carter Gray.

Unweit der Grabstätte stand hinter einer Baumgruppe Oliver Stone in einem nagelneuen schwarzen Anzug und einem schwarzen Schlips, die seine Freunde ihm gekauft hatten. Was der Priester an religiösen Weisheiten und Trostworten vortrug, hörte Stone nicht. Sein Blick wich nicht vom Sarg seiner Tochter. *Beth.* Er weinte nicht. Er wusste nicht einmal genau, was er empfinden sollte. Einerseits war er ihr Vater – andererseits war er es nicht. Drei Jahre lang hatte er sie als Kind gehabt; den Simpsons war sie für den ganzen Rest ihres Lebens Kind gewesen. Zeitlich betrachtet, hatte er wenig Anspruch aufs Vatersein. Dennoch hätte er der Bestattung nicht fernbleiben können.

Als das Zeremoniell vorüber war und alle Trauergäste sich entfernt hatten, verließ Stone sein Versteck und ging zum Grab. Die Friedhofsangestellten wollten den Sarg gerade hinabsenken, doch Stone bat sie zu warten.

»Gehören Sie zur Familie?«, erkundigte sich einer der Friedhofsmitarbeiter.

»O ja«, bestätigte Stone. »Gewiss gehöre ich zur Familie.«

Zwanzig lange Minuten kniete Stone am Sarg, eine Hand auf das glatte, polierte Holz gelegt.

Schließlich stand er mit wackeligen Beinen auf, beugte sich vor, küsste den Sarg und ließ eine einzelne Blume darauf zurück. Es war ein Gänseblümchen.

»Adieu, Beth«, sagte er mit leiser Stimme. »Ich hatte dich lieb.«

Am Tag darauf trafen sich der Camel Club, Alex und Kate in Stones Häuschen. Reubens Verletzungen waren behandelt worden; bei der Gelegenheit hatten die Ärzte ihm gleich ein paar lästige Nierensteine zertrümmert. Und Chastity hatte sich glänzend erholt, zumal sie sich an nichts erinnern konnte.

Alex hatte einen Zeitungsausschnitt mit einer Meldung über Jackies Tod mitgebracht. »Verdammt, sie war eine Heldin«, sagte er bitter, »aber nun wird sie bloß als Opfer eines Verkehrsunfalls im Gedächtnis bleiben.«

Stone saß an seinem Schreibtisch. »Da täuschen Sie sich«, widersprach er nachdrücklich. »Sie wird bestimmt nicht allein deshalb im Gedächtnis bleiben.«

Alex wechselte das Thema. »Es stinkt mir gewaltig, dass Carter Gray jetzt als Nationalheld gefeiert wird, obwohl er in Wahrheit drauf und dran war, den Präsidenten zu ermorden. Man müsste was dagegen unternehmen.«

»Aber wenn wir uns an die Öffentlichkeit wenden«, gab Reuben zu bedenken, »fliegt alles auf. Ich bin mir nicht sicher, ob nach allem, was passiert ist, die Nation auch noch so etwas verkraften könnte.«

»Für Carter Gray steht das dicke Ende noch bevor«, sagte Stone halblaut. »Darum kümmere ich mich persönlich.«

Verwundert schauten alle ihn an, doch seine Miene ermutigte nicht zu weiteren Fragen.

Reuben stand auf. »Also gut, ich glaube, es ist Zeit, dass wir zum offiziellen Teil kommen.« Er räusperte sich. »Hiermit eröffne ich die heutige außerordentliche Mitgliederver-

sammlung des Camel Clubs. Wegen ihres vorbildlichen Handelns zum Wohl der Vereinigten Staaten und ihrer unersetzlichen Unterstützung des Clubs schlage ich vor, Agent Alex Ford und Kate Adams die Clubmitgliedschaft zu verleihen. Wer befürwortet meinen Antrag?«

»Ich«, sagten Milton und Caleb wie aus einem Munde.

»Wer stimmt für den Antrag?«

Der Antrag wurde angenommen.

»Herrlich«, sagte Alex, »aber eins muss ich noch wissen: Wieso heißt der Verein *Camel* Club?«

»Weil das Kamel so beharrlich ist«, antwortete Stone. »Es gibt nie auf.«

»Das sagt Oliver jedes Mal, wenn jemand fragt«, sagte Reuben. »Der wahre Ursprung ist ein anderer: In den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts gab es schon einmal einen Camel Club. Bei jedem Treffen tranken die Mitglieder darauf, sich der Prohibition bis zum letzten Tropfen Whiskey zu widersetzen. Das ist die Art Verein, die *mir* gefällt.«

Als die Versammlung sich auflöste, blieb Alex zurück, um mit Stone ein Wort unter vier Augen zu wechseln.

»Oliver Stone ist also in Wirklichkeit John Carr«, sagte Alex.

»Er *war* John Carr«, widersprach Stone unmissverständlich. »Carr ist tot.«

»Oliver, du hast zu Carter Gray gesagt, das Vaterland habe dir deine Familie geraubt. Wie war das gemeint?«

Stone setzte sich wieder an den Schreibtisch und kramte in Papieren. »Sagen wir mal, ich war der Ansicht, meine ›Pflichten‹ gegenüber dem Vaterland lange genug erfüllt zu haben, aber das Vaterland vertrat die Auffassung, ich dürfte nicht einfach Privatmann werden.« Er schwieg kurz. »Es ist die größte Bürde in meinem Leben, dass meine Familie darunter leiden musste.«

»Deine Tochter hieß Beth?«, fragte Alex vorsichtig. »Geboren in Atlanta?«

Stone blickte ihm fest in die Augen. »Woher weißt du das?«

Alex dachte an die Ortsangabe in der NIC-Datei, von der Simpson gegenüber Hemingway behauptet hatte, sie wäre falsch. Doch die Datei enthielt die richtige Angabe. Sie war in Atlanta geboren – nicht in Birmingham, woher die Simpsons stammten. Und er dachte an die Unähnlichkeit der großen, blonden Simpsons mit ihrer zierlichen, schwarzhaarigen Tochter. Jetzt konnte Alex sich eine gute Vorstellung davon machen, wie Oliver Stones tote Frau ausgesehen hatte. Jackie Simpson und Beth Carr waren – das stand jetzt für ihn fest – ein und dieselbe Person gewesen.

»Es stand in ihrer Personalakte«, gab Alex zur Antwort. Stone nickte zerstreut. Alex legte Stone eine Hand auf die Schulter. »Tut mir leid, Oliver.«

»Du brauchst mich nicht zu bemitleiden, Alex. Ich habe in meinem Leben vieles angestellt, was ich heute bereue. Ich könnte mich herausreden, indem ich sage, es war für das Vaterland, aber das ist keine allzu überzeugende Rechtfertigung, nicht wahr?«

Carter Gray hatte sein Informationsgespräch mit dem Präsidenten beendet und strebte über den Rasen des Weißen Hauses zu seinem Hubschrauber. Die Unterredung war gut verlaufen, obwohl Brennan neuerdings sonderbare – und für Grays Begriffe besorgniserregende – Bemerkungen über eine entscheidende Wende in der amerikanischen Politik gegenüber dem Nahen Osten fallen ließ. Doch Grays Gedanken über diese abstrusen Äußerungen verflogen, als er am Zaun einen Mann stehen und herüberschauen sah. Oliver Stone deutete auf Reuben, der in einiger Entfernung auf dem Kradgespann saß. Dann zeigte er nach Westen. Gray blickte in diese Richtung und verstand, was Stone meinte.

Wenige Minuten später fuhr Gray in seiner Limousine dem Motorrad nach. Wie er es erwartet hatte, endete die Fahrt am Arlington-Friedhof. Noch ein paar Minuten später stand Gray,

dessen Leibwache diskret Abstand hielt, an John Carrs Grab Oliver Stone gegenüber.

»Ich kann höchstens zehn Minuten für Sie erübrigen, John«, sagte Gray.

»Mein Name ist Oliver Stone.«

»Von mir aus«, sagte Gray ungeduldig.

»Und fünf Minuten genügen.«

»Dann fangen Sie an.«

»Wie ist meine Tochter zu den Simpsons gelangt?«

Die Frage schien Gray ein wenig zu verwundern. »Wie Sie wissen«, erteilte er dennoch Auskunft, »war Roger Simpson mit mir bei der CIA tätig. Wir waren schon damals gute Freunde. Sie konnten keine Kinder bekommen, also sahen wir eine hervorragende Lösung darin. Sie und Ihre Frau hatten ja keine anderen Verwandten, und ich mochte das Kind nicht einfach im Stich lassen, obwohl es bei der CIA Leute gab, die meinten, man hätte es ebenfalls liquidieren sollen. Ich hatte keine Ahnung, dass Sie am Leben sind, John.«

»Ich glaube nicht, dass Sie allzu angestrengt nach mir gesucht haben.«

»Ich war nicht an dem beteiligt, was Ihnen zugestoßen ist. Die Anweisung kam nicht von mir, und ich hatte auch nichts mit der Ausführung zu tun. Vielmehr habe ich Ihre Tochter vor dem Tod bewahrt.«

»Aber Sie haben nichts unternommen, um den Anschlag auf mich und meine Familie abzuwenden, oder?«

»Haben Sie damals wirklich gedacht, Sie könnten einfach die Brocken hinschmeißen?«

»Ich hätte mein Vaterland niemals verraten.«

»Darum geht es nicht.«

»Doch, *genau* darum geht es.«

Gray warf eine Hand empor. »Das sind doch alles uralte Geschichten.«

Stone wies nach links. »Dort hinten liegt ein Teil *Ihrer* ›uralten Geschichten‹. Ihre Frau ist dort begraben. Können Sie sie einfach vergessen?«

»Halten Sie den Mund!«, fuhr Gray ihn an. »Ist sonst noch was?«

»Nur eines noch«, sagte Stone. »Ich wünsche, dass Sie zurücktreten.«

Ausdruckslos starrte Gray ihm ins Gesicht. »Wie bitte?«

»Sie sollen vom Amt des Heimatschutzministers der Vereinigten Staaten zurücktreten. Sie sind für diesen Posten nicht mehr geeignet.«

»Sie tun mir leid.« Gray schüttelte den Kopf. »Wirklich. Sie haben der Heimat einst hervorragende Dienste geleistet. Falls Sie irgendetwas brauchen, um sich das Alter angenehmer zu gestalten, werde ich zusehen, was ich für Sie tun kann.«

»Andernfalls wende ich mich an die Öffentlichkeit und decke alles auf, was ich weiß.«

Mitleidig musterte Gray ihn. »O ja. Als ein Mann, der gar nicht existiert, genießen Sie volle Glaubwürdigkeit. So wie Ihr Freund, dieser Reuben. Ich habe mich über ihn informiert. Er ist noch unverbesserlicher als Sie. Und wenn Sie glauben, dass Alex Ford die Klappe aufreißt, werden Sie eine Enttäuschung erleben. Er wird schwerlich seine Karriere gefährden, indem er sich mit mir anlegt. Außerdem ist er vernünftig genug, unser Land nicht durch jeden Dreck ziehen zu wollen. Also kehren Sie heim in Ihr Loch, John, und verkriechen Sie sich ein für alle Mal.«

»Ich will nur Ihren Rücktritt, sonst nichts.«

Der Unterhaltung überdrüssig, schüttelte Gray den Kopf und wandte sich zum Gehen.

»Ehe Sie abhauen«, fügte Stone hinzu, »sollten Sie sich vielleicht etwas anhören.«

Gray wandte sich wieder Stone zu und sah, dass er einen kleinen Kassettenrecorder in der Hand hatte. Stone drückte die Einschalttaste.

Einen Moment später vernahm Gray die eigene Stimme; er hörte, wie er in der so genannten Mördergrube kaltblütig darüber gesprochen hatte, den Präsidenten zu töten.

»Zum Teufel«, brauste Gray auf, als Stone das Gerät ausschaltete, »woher haben Sie…?«

Er stockte, als Stone ein Handy in die Höhe hielt. »Ein Freund hat mir dieses Handy geliehen. Es hat auch eine Recorderfunktion. Und als alter Spion hab ich sie zu nutzen verstanden.« Stone reichte Gray die Kassette. »Es wird mich freuen, morgen früh von Ihrem Rücktritt zu erfahren.« Er ließ Gray stehen, wandte sich aber nach wenigen Schritten noch einmal um. »Wir haben *beide* der Heimat tüchtig gedient, Carter. Aber unsere damaligen Methoden sind nicht das Richtige für die heutige Welt. Gott sei Dank nicht.«

Mit rotem Gesicht stand Gray da und atmete so mühevoll, dass sein Brustkorb sich sichtlich hob und senkte. »Ich habe doch wirklich keine zelotische Einstellung, verflucht noch mal. Ich habe eine patriotische Einstellung.«

»In Wahrheit haben Sie keines von beidem, Carter.«

»Was denn sonst?«, rief Carter hämisch. »Sagen Sie es mir! Raus mit der Sprache!«

»Sie haben die *falsche* Einstellung.«

Am nächsten Tag trafen Kate und Alex sich zum Mittagessen. Ganz Washington redete über Carter Grays plötzlichen Rücktritt.

»Da kann doch unmöglich Oliver die Hand im Spiel gehabt haben, oder?«, sagte Kate.

»Ich glaube, Oliver ist zu mehr imstande, als wir beide uns vorstellen können«, gab Alex ohne Zaudern zur Antwort.

Nach dem Mittagessen spazierten sie Hand in Hand an einem weltbekannten Gebäude vorüber.

»Irgendwie komme ich von dieser Bude nicht los«, sagte Alex und schaute hinüber zum Weißen Haus.

»Tja, dann muss ich mir wohl erheblich mehr Mühe geben, um dich abzulenken und für andere Dinge zu interessieren. Immerhin bist du in wenigen Jahren ein freier Mann, Agent Ford.«

Alex blickte sie an und lächelte. »Selbst wenn ich Edelrentner werde, als freien Mann betrachte ich mich nicht mehr.«

»Soll ich das als Kompliment auffassen?«

Er küsste sie. »Beantwortet das deine Frage?« Vor ihren Augen stieg vom Gelände des Weißen Hauses ein Helikopter auf. Alex deutete auf die NIC-Markierung am Heck. »Wahrscheinlich war das Carter Grays letzter Besuch im Weißen Haus.«

»Ab mit Schaden«, sagte Kate.

»Vielleicht ist sein Nachfolger ein genauso brutaler Mensch«, gab Alex zu bedenken.

»Herrje, da kann man vor der Politik ja echt Angst kriegen«, sagte Kate.

»Es wird schon gut gehen.« Alex zeigte in Richtung des Lafayette Park. »Wenigstens solange er da ist.«

Auf einer Parkbank saßen Oliver Stone und Adelphia und tranken Kaffee.

Adelphia schwatzte munter, doch offenkundig galt Stones ganze Aufmerksamkeit dem Gebäude auf der anderen Straßenseite.

Alex und Kate gingen ihres Weges und überließen das Land den fähigen Händen von Oliver Stone und dem Camel Club.

AFIS — *Automated Finger Identification System* (›Automatisiertes Fingerabdruckidentifizierungssystem‹), Datenbank mit Fingerabdrücken. Das amerikanische IAFIS – ›I‹ steht für *Integrated* (›Integriert‹) – wird vom FBI verwaltet.

ATF — *Bureau of Alcohol, Tobacco, Firearms and Explosives* (›Amt für Alkohol, Tabak, Schusswaffen und Sprengstoffe‹), eine dem US-Justizministerium unterstehende Behörde, die sich mit der Einhaltung der Gesetze zu Alkohol, Tabak, Schusswaffen und Sprengstoffen sowie der Aufklärung von Brandstiftung befasst. Das ATF arbeitet mit dem FBI zusammen.

CIA — *Central Intelligence Agency* (›Zentraler Nachrichtendienst‹), der Auslandsspionagedienst der USA. Die CIA ist eine zivile Behörde. Ihre Aufgaben liegen im Bereich der Beschaffung und Analyse von Informationen über ausländische Regierungen, Vereinigungen und Personen, um sie den verschiedenen Zweigen der amerikanischen Regierung sowie befreundeten Staaten und Diensten zur Verfügung zu stellen.

DEA — *Drug Enforcement Administration* (›Behörde zur Unterbindung von Drogen‹), beschäftigt sich mit der Verfolgung von Verbrechen, die im Zusammenhang mit Drogen stehen, und versucht, die Einfuhr von Drogen in die USA zu verhindern.

DEFCON — *Defense Condition* (›Verteidigungszustand‹), bezeichnet den Alarmzustand des amerikanischen Militärs. DEFCON 1, die oberste Stufe,

	bisher noch nie ausgerufen, steht für einen bevorstehenden Angriff einer ausländischen Macht auf US-Militär bzw. US-Territorium.
DHS	*Department of Homeland Security* (›Heimatschutzministerium‹), ein im Jahr 2002 als Antwort auf die Terroranschläge am 11. September 2001 neu geschaffenes Ministerium. Seine Hauptaufgabe ist der Schutz der amerikanischen Bevölkerung und Staatsgebiete vor terroristischen und anderen Bedrohungen.
DIA	*Defense Intelligence Agency* (›Verteidigungsnachrichtendienst‹), bildet als allgemeiner militärischer Geheimdienst die Dachorganisation der Nachrichtendienste der vier US-Teilstreitkräfte. Die DIA untersteht direkt dem Pentagon.
DNI	*Director of National Intelligence* (›Leiter des nationalen Nachrichtenwesens‹), ein Amtsposten innerhalb der US-Regierung mit Kabinettsrang. Seine Einführung wurde 2004 aufgrund der Empfehlungen der Untersuchungskommission zu den Anschlägen des 11. September beschlossen und Ende 2004 umgesetzt.
FAMS	*Federal Air Marshal Service* (›Bundesluftpolizeidienst‹), bundespolizeiliche Behörde für die Sicherheit im zivilen Luftverkehr.
FBI	*Federal Bureau of Investigation* (›Bundesermittlungsamt‹), bundespolizeiliche Ermittlungsbehörde des US-Justizministeriums. Der Schwerpunkt des FBI liegt bei der Bekämpfung und Verfolgung von Terrorismus, Drogenhandel, Spionage, Gewalt- und Wirt-

schaftsverbrechen.

GCS — *Gate Caller Squad* (›Besuchereinsatzgruppe‹), Türschutzdienst des Secret Service (USSS) im Weißen Haus.

KGB — *Komitet Gosudarstvennoy Bezopasnosti* (›Komitee für Staatssicherheit‹), der ehemalige sowjetische Geheimdienst. Seine Aufgaben gingen 1991 in Russland auf den neuen FSB (*Federalnaja Sluschba Besopasnosti*, ›Föderaler Sicherheitsdienst‹) über.

LEAP — *Law Enforcement Availability Pay* (›Bereitschaftsentgelt für Strafverfolgung‹), Bereitschaftsdienst-Zuschlag zum Grundgehalt für Exekutivbeamte der US-Bundesbehörden.

LSA — *Leading Special Agent* (›Leitender Spezialagent‹), Leiter eines Büros des Secret Service (USSS).

NCA — *National Command Authority* (›Nationale Befehlsgewalt‹), die höchste militärische Befehlsgewalt der USA, die vom amtierenden Präsidenten und dem Verteidigungsminister gemeinsam ausgeübt wird. Ihr obliegt die Entscheidung über einen Angriff der USA mit Nuklearwaffen.

NIC — *National Intelligence Council* (›Nationaler Nachrichtenrat‹), gegründet 1979 als Zentrum für mittel- und langfristige strategische Überlegungen. Der NIC berichtet dem Director of National Intelligence (DNI). Erklärtes Ziel ist es, Entscheidungsträger mit strategisch wichtigen Informationen zu versorgen, ungeachtet dessen, ob sie der derzeitigen Politik der USA entsprechen oder nicht.

NIH	*National Institutes of Health* (›Nationale Gesundheitsbehörde‹), eine Institution des US-Gesundheitsministeriums, unter anderem zuständig für die Zulassung von Medikamenten.
NRO	*National Reconnaissance Office* (›Nationales Amt für Aufklärung‹), ein 1960/61 gegründeter Nachrichtendienst der USA, der für das militärische Satellitenprogramm verantwortlich ist. Der Direktor des NRO ist dem Direktor der CIA gegenüber weisungsgebunden.
NSA	*National Security Agency* (›Nationale Sicherheitsbehörde‹), zuständig für die weltweite Überwachung und Entschlüsselung elektronischer Kommunikation. Die NSA ist rechtlich dem Verteidigungsministerium unterstellt, operativ dem Nationalen Sicherheitsberater.
NTAC	*National Threat Assessment Center* (›Nationales Zentrum zur Einschätzung von Bedrohungen‹), Abteilung des Secret Service (USSS) zur Einschätzung und Prävention von Gewalt in der Öffentlichkeit.
USSS	*United States Secret Service* (›Geheimdienst der Vereinigten Staaten‹), verantwortlich für den Personenschutz des US-Präsidenten und weiterer hoher Amtsträger und für die Bekämpfung der Finanzkriminalität. Unterstand früher dem Schatzamt, seit 2003 dem Heimatschutzministerium (DHS).
WFO	*Washington Field Office* (›Außenstelle Washington‹), Büro des Secret Service (USSS) im District of Columbia, dem Verwaltungsbezirk der US-Hauptstadt Washington.

Mein Dank geht an:

Michelle, stets mein größter Fan und meine beste Kritikerin. Es erstaunt mich noch immer, dass du jedes Wort jeder Rohfassung liest.

Aaron Priest, der vom ersten Tag an dabei war. Ohne dich wäre nichts von allem möglich gewesen.

Maureen Egen, Jamie Raab, Tina Andreadis, Emi Battaglia, Tom Maciag, Karen Torres, Martha Othis, Jason Pinter, Miriam Parker und den anderen Mitarbeitern bei Warner Books.

Lucy Childs und Lisa Erbach Vance, die mir jeden Tag den Kleinkram abnehmen.

Frances Jalet-Miller, deren Fähigkeiten als Herausgeberin und ihr unglaubliches Wissen in diesen Roman eingeflossen sind.

Art Collin, der meine frühen Rohfassungen durchgelesen hat.

Dr. Monica Smidy für detaillierte und kluge Ratschläge auf medizinischem Gebiet. Dank ihrer Hilfe liest sich ein bescheidener Schriftsteller wie ein forensisches Genie.

Dr. John Y. Cole, Kongressbibliothek, für die Führung hinter den Kulissen der Bibliothek und die sachkundigen Aufschlüsse über ihre wunderbaren Gebäude und Sammlungen.

Mark Dimunation und Daniel De Simone von der Kongressbibliothek, die geduldig meine Fragen beantwortet und mir den Lesesaal der Raritätenabteilung gezeigt haben, ein wahres Prunkstück.

Dem Washington Field Office des Secret Service für die Bereitschaft, mich in Insiderwissen einzuweihen.

Jennifer Steinberg, da sie auf meine Recherchen immer in letzter Minute eine Antwort findet.

Maria Rejt für sehr hilfreiche Anmerkungen.

Bob Schule, der das Manuskript gelesen, brillante Kommentare abgegeben und mich über Energiepolitik belehrt hat – und weil er der beste Freund ist, den man haben kann.

Neal Schiff, der mich stets an seinem Wissen über das FBI teilhaben lässt.

Charles Veilleux für seine fachkundigen Auskünfte über Schuss- und andere Waffen.

Tom DePont für seine Ratschläge in Sachen Finanzwelt.

Dr. Alli Guleria für die Informationen über Zahnorthopädie und über Indien.

Lynette und Deborah, weil sie die »Enterprises« zuverlässig ans Ziel gebracht haben.

1 Abkürzungen zu Begriffen aus Militär, Geheimdienst, Polizei und Regierung werden am Ende des Buches in einem Glossar erläutert.